This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE

MEDICAL LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE AND NATURAL SCIENCES

DER MENSCH UND SEINE RASSEN. LITH. ANST. SAILE & MUNK, STUTTGART

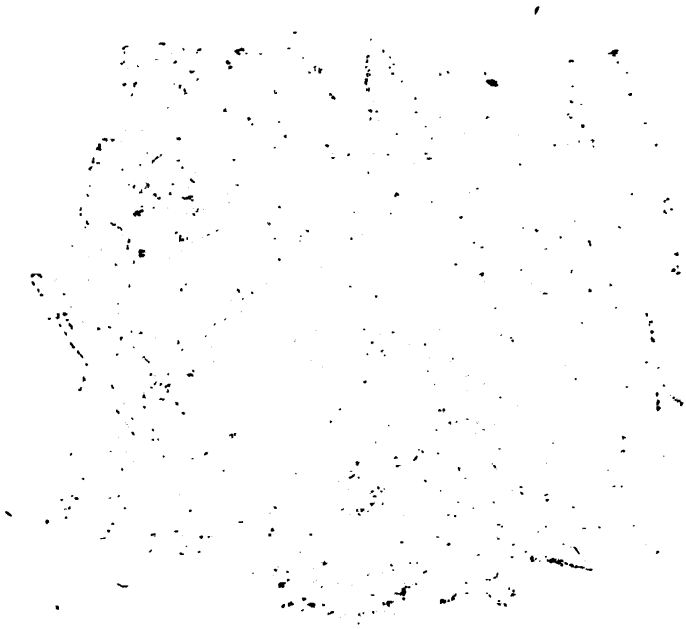
AMERIKA. 1. Indianer von Nordamerika. 2. Eskimo (Grönland). 3. Ostbrasilier. 4. Sioux. 5. Südamerik. Indianerin. 6. Araukanerin. 7. Araukaner.

[illegible]

[illegible]

Dr. [illegible]

[illegible]



Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz
[illegible]

Der
Mensch und seine Rassen.

Von

Dr. Bernhard Langkavel.

Mit 4 Chromotafeln, 38 Vollbildern und 298 in den Text gedruckten Illustrationen.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

60194

Druck von Auer & Co. in Hamburg.

YALE LIBRARY

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

I. Abtheilung

Bau und Leben des menschlichen Körpers . . . 9
Die Wirbelsäule . . . 10
Der Schädel 11
Brustkasten, Brusthöhle, Bauchhöhle 16
Die Gliedmaßen . . . 16
Die Muskeln 17
Die Nerven 23
Die Sinnesorgane . . 30
Das Auge 31
Das Ohr 38
Die Nase 42
Die Zunge 45
Die Haut 45
Die Haare 54
Die Ernährung . . . 57
Das Gefäßsystem . . . 60
Der Kreislauf des Blutes 62
Das Lungen- oder Respirations-System . . . 64
Die Wärme des menschlichen Körpers . . . 65
Die menschliche Körperform 69
Körperverhältnisse außereuropäischer Kulturvölker 73
Körperverhältnisse der Naturvölker 73
Menschliche Kümmerformen 76
Körpergröße 78
Zwerge und Riesen . . 81
Das Körpergewicht . . 82
Mißbildung. d. Menschengestalt 84
Künstliche Mißbildungen 90
Der Mensch und die menschenähnlichen Affen 92
Einheit des Menschengeschlechts 96

Seite

II. Abtheilung

Der vorgeschichtliche Mensch 99
Der tertiäre Mensch . . 100
Der diluviale Mensch . 101
Kunsterzeugnisse der diluvialen Menschen . 109 116
Die Erfindung des Feuers 114
Die Höhlen als Wohnstätt. 115
Unterschied zwischen älterer und jüngerer Steinzeit 117
Schweizerische Pfahlbauten der Steinzeit . 119
Pfahlbauten außerhalb der Schweiz 122
Die jüngere Steinzeit des nördlichen Europas . 122
Grabbauten aus großen Steinblöcken 124
Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit . 129
Die Felswohnungen der fränkischen Schweiz . . 130
Die polnischen Höhlen . 131
Die steinzeitlichen Wohnplätze am Ladoga-See 131
Beschreibung der europäischen Steinzeitmenschen 132
Die Kupfer- und Bronzeperiode der Schweizer Pfahlbauten 133
Die Wanderung des asiatischen Celtes . . . 134
Die Bronzezeit des europäischen Nordens . . 136
Die älteste Eisenzeit Mitteleuropas . . . 138
Hallstatt 138
La Tène 139

III. Abtheilung.

Völkerkunde 143
Zur Vorgeschichte Amerikas 145
Die transatlantischen Völkerstämme . . 151

Seite

Die Eskimo 167
Die übrigen Völkerstämme Nordamerikas . . . 183
Die Tlinkit 186
Algonkinvölker 191
Irokesen 192
Dakota oder Sioux . . 193
Kalifornier 194
Mohave 197
Apatschen 198
Comanches 200
Der mexikan. Völkerkreis 202
Die zentralamerikanischen Völkerstämme . . . 207
Die südamerikanischen Völkerschaften 210
Völkerstämme d. Anden 210
Pampas-Völker . . 216
Die brasilian. Stämme 222
Die Kariben 223
Die Völker Afrikas . 233
Aegypten 233
Die Völkerschaften Nordafrikas und der Sahara 241
Mauren 248
Tibbu 253
Tuareg 256
Beduinen 259
Abessinier 261
Galla 266
Masai 267
Somal 269
Danakil 271
Bedscha 273
Nubier 273
Die Völker des Sudan . 276
Jolof 277
Sererer 278
Fulup 279
Serrakolet 279
Mandingo 280
Kru 281
Aschanti 282
Fanti 283
Dahome-Neger 283

	Seite
Parriba	284
Fulah	284
Haussa	288
Die Völker Bornus	289
Baghirmi	293
Die Völker Wadais	296
For	298
Die Bewohner Kordofans	298
Schilluk	299
Nuer	300
Dinka	300
Bari	302
Madi und Schuli	302
Lattuka	304
Dschur	304
Niamniam	304
Monbuttu	307
Akka	309
Die Bantu-Völker	310
Dualla und Bakwiri	311
Fan und Mpongwe	312
Loango-Völker	314
Die Küstenvölker zwischen dem Kongo und Kunene	318
Ovambo	319
Damara	320
Reich und Volk des Muata Jambo	321
Völker östlich vom Tanganjika	327
Waganda und Banyoro	327
Waniamwesi	329
Wasuahili	330
Makonda	331
Makua und Wayao	333
Morawi	335
Das Marutse-Mambunda-Reich	336
Betschuanen	338
Kaffern	342
Hottentotten	345
Buschmänner	346
Madagassen	349
Die Australier und die Inselbewohner des Großen Ozeans	353
Tasmanier	364
Die Inselbewohner des Großen Ozeans	366
Melanesier (Papuas)	367
Polynesier	387
Mikronesier	400
Die Völker Asiens	409
Tschuktschen	409
Kamtschadalen	412
Jukagiren	414
Tungusen	414
Jakuten	419
Ostiaken	420
Samojeden	421
Burâten	426
Kalmücken	428
Kasaken	431
Karakirgisen	434
Usbeken	436
Turkmenen	438
Tataren	442
Mongolen und mongolenartige Völker	445
Ostmongolen	446
Tibeter	449
Tanguten	454
Chinesen	455
Japaner	465
Koreaner	472
Aino	475
Die Völker Hinterindiens	478
Birmanen	478
Siamesen	480
Anamiten	485
Kambodschaner	488
Tonkinesen	488
Malaien	489
Die Völker Vorderindiens	503
Hindu	504
Tamilen	512
Khonds	513
Kaschmiri	514
Die Völker Ceylons	516
Mincopie	518
Völkerst. des Hindukusch	519
Afghanen	520
Beludschen und Brahui	522
Perser	523
Armenier	527
Kurden	530
Kaukasische Völker	533
Georgier	533
Swaneten	535
Lasen und Abscharen	535
Tschetschenzen	536
Chewsuren	536
Lesghier	537
Osseten	538
Tscherkessen	538
Kleinasien, Syrien, Mesopotamien	539
Araber	545
Die Völker Europas	549
Lappen	550
Finnen	553
Esthen	554
Russen	554
Kosaken	560
Polen	561
Tschechen	563
Slowaken	564
Ruthenen	566
Magyaren	566
Slowenen	570
Rumänen	572
Zigeuner	575
Albanesen	579
Osmanische Türken	579
Bulgaren	580
Serben	583
Bosniaken	585
Montenegriner	587
Neu-Griechen	590
Italiener	593
Spanier	597
Basken	602
Franzosen	603
Die Bewohner Großbritanniens	607
Engländer	607
Schotten	608
Irländer	608
Bewohner der Hebriden, Orkney- u. Shetland-Inseln und der Färöer	610
Isländer	611
Skandinavien	614
Belgier und Holländer	619
Die Deutschen	621

Verzeichniß der Farbentafeln.

	Seite
I. Amerikanische Typen	1
II. Afrikanische Typen	233
III. Australische und malaiische Typen	353
IV. Asiatische und europäische Typen	549

Verzeichniß der Vollbilder.

	Seite
Eisen- und Bronzefunde in Hallstadt und La Tène	137
Diluviale Landschaft	103
Eskimofrau	175
Fertige Eishütten	181
Cheyenne-Häuptling	185
Indianer-Versammlung	189
Häuptlinge der Assiniboins	195
Häuptling der Lizan-Indianer	199
Pa-Utah-Indianer	201
Tehueltschen	219
Türkische Frauen in Kairo	239
Gebirgslandschaft in d. Sahara	243
Kabyle	247
Schule in Marokko	251
Timbuktu	255
Negerversamml. in Westafrika	281
Einzug eines weißen Reisenden in das Lager von Abu Sekkin in Baghirmi	295
Ein Eriodendron, in welchem Neger sich Hütten gebaut haben, um sich gegen die mit Flinten bewaffneten Sklavenjäger (Araber) zu vertheidigen	297
Madi- oder Schuli-Dorf	303
Häuptling der Fan	313
Betschuanendorf	341
Pirogue der Papuas	377
Frauen bei der Baumwollenernte auf Samoa	393
Chinesische Spieler i. Hongkong	457
Palankinträger auf Korea	473
Kopfjagende Dajaken	497
Weib aus Kaschmir, Reis stampfend	515
Kurdische Reiter	531
Araber	547
Lappländische Farm	551
Slowakin	565
Ungarn (Fest der Rosenkönigin)	569
Rumänen	575
Landleute von Valenzia	599
Kostümbild aus der Bretagne	605
Im Altenburger Land	625
Salzburgerin	629
Süddeutsches Schützenfest	631

Verzeichniß der in den Text gedruckten Abbildungen.

	Seite
Das Skelet des Menschen	11
Der Schädel des Menschen	13
Gesichtswinkel des Kaukasiers	14
„ „ Negers	14
„ „ Gorilla	14
„ „ eines jung. Orang	14
Normaler weiblicher Brustkorb (eingezeichnet in die Umrisse der Mediceischen Venus)	15
Weiblicher Brustkorb, durch übermäßiges Schnüren verkrüppelt	15
Muskulatur des Menschen	18
Ein Muskel des Unterarms und Zeigefingers	19
Ein Muskel des Oberschenkels	20
Das Gehirn an seiner unteren Fläche	24
Das Gehirn in der Mitte seiner Länge senkrecht durchschn.	24
Das kleine Gehirn, von hinten gesehen	24
Das Rückenmark, von hinten gesehen	24
Der Hals- und Brusttheil der Wirbelsäule, von vorne gesehen	24
Nervenverzweigungen im Körper	25
Horizontalschnitt durch das menschliche Auge	33
Vertikalschnitt des Auges	34
Schnitt durch die Netzhaut	35
Schematische Darstellung des menschlichen Ohres	39
Gehörknöchelchen	40
Die äußere Haut	46
Eingeweide des Menschen	59
Durchschnitt des Herzens mit den Gefäßstämmen	61
Blutgefäßsystem des Menschen	62
Schematische Darstellung des Blutkreislaufs	63
Senkrecht durchschnittene Niere	63
Die Brusthöhle, von vorne geöffnet, mit den Lungen und dem Herzen	64
Die Verzweigungen der Luftröhre und der Blutgefäße innerhalb der Lunge	65
Das Stimmorgan	66
1. der von hinten eröffnete Schlundkopf,	
2. das knorpelige Kehlkopfgerüst,	
3. Kehlkopf, seitl. aufgeschn.	
Die am Kreuzbein verwachsenen ungarischen Mädchen	85
Abdruck der Fußsohle	88
Der russische Haarmensch Andrian Jeftichjew	89
Julia Pastrana	89
Handfläche des Menschen mit den Gelenkfalten und den Tastleisten der Fingerballen	92
Skelet des menschlichen Fußes, von oben, in die Silhouette eingezeichnet	93
Skelet des Fußes des Gorilla von oben, in die Silhouette eingezeichnet	93
Orang-Utang	93
Hand des Orang-Utang	93
Skelet des Menschen	95
Skelet des Gorilla	95
Neanderthalschädel, von vorne gesehen	105
Rekonstruirter Kopf des Neanderthalmenschen	106
Skelete von Crot-du-Charnier, auf einem Bette von Asche und kleinen Knochen liegend	107
Speerspitze, Steindolche	110
Pfeilspitzen	110—111
Steinaxt aus Irland	111
Ein etwas ausgehöhlter Meißel	111
Steinsäge	111
Steinmesser aus Australien	111
Späne anfertigende Australier	112
Tasmanische Feuerstöcke	114
Feuerdrillbogen der Irokesen	115
Feuerdrehpumpe der Irokesen	115
Zeichnung v. einem Steinbock	116
Zeichnung eines Mammuth, in den Stoßzahn eines Mammuth eingravirt	117
Schweizerische Pfahlbauten der Steinzeit	121

	Seite
Hünengrab bei Rübenbeck in Mecklenburg	126
Steindenkmal bei Mycenä in Morea	126
Steindenkmal in der Provinz Constantine (Afrika)	127
Steindenkmal in der Provinz Constantine (Afrika)	127
Kupfercelt aus Waterford	135
Paalstab aus Irland	
Ausgehöhlter Celt	
Kalmückische Axt	
Kupfercelt aus Irland	
Celtgußform aus Irland	
Die drei verschiedenen Celtformen u. die muthmaßliche Handhabung derselben	
Bronzefunde aus dem Kreise Kottbus (Waffen, Geräthe u. Schmucksachen) im Museum für Völkerkunde (Berlin)	137
Haus in einem Felsen	146
Mounds	147
Pfeifenköpfe	148
Tukanpfeife	148
Krüge	149
Cumberland-Eskimo	169
Eskimo im Kajak	171
Erbauung von Eishütten	179
Indianer-Typen (Frau)	185
Sioux-Indianer (Sitting Bull)	193
Chibcha-Indianerin	211
Grabstätte d. Chibchaindianer bei Antioquia in Kolumbien	212
Indianer vom Rio verde	214
Indianerin vom Rio verde	215
Araukaner	216
Araukanerfrau mit Kind	217
Pehueltschen	218
Pescherähs (Feuerländer)	221
Indios do Campo	223
Amazonas-Indianer	225
Botokudin	226
Rauchender Guaranoindianer	227
Majoruna-Indianer	228
Mura-Indianer	228
Mundruko-Indianer	229
Wapisiani-Häuptling	229
Euergetestempel in Karnak	234
Memnonkolosse bei Theben	235
Aegyptische Jüdin	236
Fellahmädchen	237
Die Quelle von Rhadames in der Wüste Sahara	241
Araber-Frau und Mädchen	244
Kabylenweib	245
Rif-Berber	249
Marokkanerin mit Kind	250
Marokkan. Tänzer u. Gaukler	252
Zwei Tibbu (Sahara), sich begrüßend	253
Oase in der Sahara	254
Ahaggar-Tuareg	257
Beduine	258
Beduinenzelt	259
Beduinen-Scheich	260
Johannes, Negus von Abessinien †	263
Somali	270
Somaliweib (Wasserträgerin)	271
Dankali	272
Rubierdorf	274
Nubisches Wohnhaus	275
Jolof-Frau von Saint-Louis (Senegambien)	278
Bambara-Negerin mit Kind	280
Kruneger	281
Fulbe	285
Haussa-Mann	288
Haussa-Frau	289
Kano	290
Gesticktes Hemdchen d. Bornu-Frauen	291
Panzerreiter in Bornu	292
Haartracht der Baghirmi-Frauen	293
Haartrachten der Schilluk	299
Haartrachten der Nuer	300
Dinka-Neger	301
Hütte der Dinka-Neger	302
Durchschnitt einer Hütte der Dinka-Neger	302
Medizinmann der Niamniam	305
Sklavenkarawane in Ostafrika	307
Hütte in Baraka	313
Zauberer und Arzt von der Loangoküste	315
Eine schwarze Majestät	316
Haarfrisur bei den Loangovölkern	317
Ovamba-Hütte	320
Sklave in Lunda	322
Baluba-Neger	323
Baschilange-Neger	324
Balubamädchen	325
Haartrachten der Bangala-Neger	326
Araber von Sansibar	330
Eine Wasuahili-Familie an der Sansibarküste	331
Makondamädchen	332
Makua	333
Wayao-Häuptling	334
Betschuane an der Quelle	338
Betschuanenmädchen	339
Betschuanenhaus	340
Zulukaffer	343
Zulus vor ihrer Hütte	344
Zulukrieger mit Keule	345
Buschmann	347
Buschmann, zum Kampfe gerüstet	348
Australier, einen Baum erkletternd	355
Hütten der Australier am König Georg-Sund	358
Schutzdächer der Australier	359
Australier, den Bumerang schleudernd	361
Lalla Rookh	364
William Lanney	365
Papua	368
Papua im Kriegsschmuck	369
Frauen in Humboldtbai	375
Krieger von Finschhafen	378
Aelterer Mann von Kuluana, im Norden Neu-Britanniens (Blanche-Bai)	379
Eingeborener von Kuluana, im Norden Neu-Britanniens (Blanche-Bai)	380
Masken aus Neu-Irland	381
Eingeborener von Samoa	388
Doppelpirogue	389
Häuptling von den Samoa-Inseln	391
Ein tätowierter Häuptling	394
Maori-Häuptling	395
Maori-Weib	397
Behausung eines Maorikönigs	398
Maorikrieger vor seiner Hütte	399
Eingeborener der Marschall-Inseln	400
Eingeborene der Marschall-Inseln	401
Eingeborene Frau von der Insel Yap	402
Junger Eingeborener von der Insel Yap	403
Haus der Eingeborenen auf der Insel Yap	404
Fahrzeug der Eingeborenen auf den Palau-Inseln	405
Kamtschadale	413
Sommer- und Winterwohnungen in Kamtschatka	414
Tungusen	417
Jakutin im Festschmuck	419
Samojedendorf Chabarowa in der Jugorschen Straße	422
Schlitten der Samojeden	423
Ein Samojedengrab auf der Waigatsch-Insel	425
Burätin	427
Kalmücke	429
Kasakenfrau und Tochter	433

	Seite
Kirgise	435
Kirgisenzelte	436
Usbeke	437
Teke-Turkmeninnen, Mutter und Tochter, in ihrem mit Münzen und Ketten beladenen Kopfputz	441
Tataren	443
Tatarin	444
Vornehmer Tibeter	451
Chinesischer Opiumraucher	459
Vornehme Chinesin	461
Chinesische Kinder	463
Chinesischer Arzt	464
Eßwaarenverkäufer in Tokio	467
Japanische Frau	469
Ein japanischer Bonze	471
Koreanischer Bogenschütze	473
Ainо	476
Ainofrau	477
Buddhistischer Priester in Siam	481
Siamesische Hütte	482
Siamesische Schauspielerinnen	483
Das siamesische Dorf Rodpuri	484
Anamitische Kinder	487
Malaie	491
Bewohner der Bai von Sandakan (Nordost-Borneo) Malaie, Biadjaw, Bugi	493
Präparirte Köpfe bei den Dajaken	495
Javanische Tänzerin	496
Wachthütte auf Borneo	497
Eingeborener von Menado auf Celebes	499
Indier	505
Landarbeiter in Hindustan	507
Indisches Mädchen	509
Bajadere	511
Ringfrau (Tamulen)	512
Fürst von Orissa (Khonds)	513
Geige mit Bogen aus Kaschmir	514
Kochkessel aus Srinagar (Kaschmir)	514
Singhalesin	517
Oberpriester i. Kandy a. Ceylon	518
Afghane	521
Vornehmer Perser	525
Tanzende Derwische in Persien	527
Armenierinnen	528
Armenischer Krieger	529
Sommerwohnung nebst Stall im südlichen Kaukasus	533
Georgier	534
Grusinisches Bauernhaus	535
Tschetschenze	536
Aware	537
Tscherkessin	539
Hirte vom Libanon	542
Fellach-Frau	544
Bauer (Fellach)	544
Lappländische Renthierheerden	552
Charakterkopf eines russischen Bauern	555
Russisches Bauernmädchen im Steppenlande	556
Russische Bäuerin bei Kiew	557
Russische Bauern des Steppenlandes	558
Kamarinskaja (russischer Tanz)	559
Russe beim Thee	560
Polnische Bäuerin	562
Polnischer Bauer	562
Ungarin (Bauernmädchen aus Tisza-Eszlar)	567
Siebenbürger Sachsen (Brautpaar)	568
Slowenin	571
Rumänen (Lautare)	572
Rumänien (Hirten)	574
Rumänien (Früchtehändler in Bukarest)	574
Zigeuner	576
Zigeunerin	577
Zigeuner im Lager	578
Frauentracht in Bulgarien	581
Bulgarischer Wojewode	581
Muhamedanische Bulgarin	582
Serbischer Schafhirte	584
Bosniaken	586
Muhamedanische Bosnierin der unteren Stände	587
Montenegriner	588
Montenegrinerin auf der Wacht	589
Bewohner Arkadiens	590
Neu-Griechin	591
Arkadierin	592
Italien (Bauernmädchen aus Brianza, Lombardei)	594
Aetnaführer und Bauer aus einem Aetnadorf	595
Bäuerin aus einem Aetnadorf	596
Andalusierin	598
Ochsenwagen in Spanien	601
Isländerin in der Festtracht	613
Norwegisches Bauernhaus	614
Norwegen (Bäuerin aus Hardanger)	615
Norwegen (Bauern aus Thelemark)	616
Fischer von den Lofoten	617
Das dänische Haus	619
Holländische Trachten	620
Straße im holländischen Dorfe Holl	621
In der norddeutschen Tiefebene	626
Fischer von der holsteinischen Küste	626
In den Alpen	627
Fischer von einem bayrischen Gebirgssee	627
Thüringerin	628
Bauernhaus im Schwarzwald	630
Typen aus dem Schwarzwalde	632
Jamunder Bauern (Werktags)	633
Jamunder Bauern (Sonntags)	634
Westfälische Bauern aus der Umgegend Mindens	635
Spreewäldlerinnen	636
Wendische Stube (Hochzeitsbitter)	637
Das wendische Haus	638
Brautpaar aus dem hannoverschen Wendlande	639
Das friesische Haus	641

Register.

fg. bedeutet: folgende; spr.: sprich; vgl.: vergleiche.

Abadde 274.
Abchasen 538, 539.
Abenaki 191.
Abessinier 261 fg., 545, 546.
Achal 440.
Adamana 284.
Adscharen 535.
Aegypten 233; das alte 184, 351.
Aegypter 37, 53, 70, 235, 357.
Aeta 368.
Affen 92, 106, 111, 114.
Afghanen 520, 523.
Afrikaner, Zähne der A. 90; Feuerbohrer der A. 114.
Aga-Manap 436.
Ahaggar-Tuareg 257.
Ainu 54, 55, 475 fg.
Akka 55, 76, 309.
Alanen 603.
Albanesen 579.
Albanien 585.
Alemannen 129, 622.
Aleuten, spr. Ale-úten 172.
Alfuren 54.
Algerien, spr. Alschérien 241, 259.
Algonkin 158, 185, 191 fg.
Altai, spr.: Altáï 434, 446; altaiuralische Bronzezeit 141.
Amazonas-Indianer 225.
Amazonen 284.
Amhara 262.
Amok-Rennen 497.
Amsivarier 643.
Anamiten 485 fg.
Anatolien 539.
Andamanen 498, 518.
Andamanesen 54.
Andenvölker 81, 210.
Androkratie 324.
Angeln (Volk) 607.
Angelsachsen 607.
Angola 318.
Angrivarier 643.
Anjui 411.
Anständig, Ursprung des A. 165.
Antisaner 214.
Apatschen 198.
Araber 242, 244, 259, 269, 309, 330, 350, 492, 534, 541, 593.
Arabien 545.
Aramäer 541.
Araukaner 160, 214, 216, 217.
Arier 132, 140, 141, 142, 438, 503, 508, 520, 530, 538.
Arizona 146.
Armenier 55, 524, 527, 541.
Arnauten 579.
Arowaken 159, 160, 231.
Aschanti 282, 318.
Aschur-Ade 441.
Assimilation d. Nahrungsmittel 58.
Assiniboin 194, 195.
Assireten 532.
Assuanek 280.
Astrolabe-Bai 372, 385.
Atschin 503.
Auge 81 fg; Hasenauge des Menschen 88; einäugige Menschen 88.
„Augen, rothe" = Adel 352.
Aul 434, 538.
Australien 353, 610.
Australier 36, 44, 52, 54, 56, 81, 90, 112, 114, 158, 354.
Awaren 537, 583.
Azteken 202, 204.

Baber 447.
Babungera 304.
Baden 468.
Badualet 430.
Bafioten 314.
Bagdad 543.
Baghirmi 286, 293.
Bahlapi 338.
Bajadere 510, 511, 512.
Baibare 409.
Bajombe 314.
Bakairi 162, 230.
Bakele 310.
Bakuba 325.
Bakwena 338.
Bakwiri 311.
Balali 76.
Balearen 597.
Balkaschsee 431.
Balti 54, 452.
Baluba 324.
Balunda 321.
Bambara 280.
Bangala 326.
Bangassi 280.
Bante 279.
Bantu 55, 310.
Baphiring 338.
Barabra 273.
Baraka 313.
Bari 302.
Baringo 267.
Baschilange 324, 325.
Baschkiren 54, 442.
Basken 132, 142, 549, 600, 640.
Batawer 610, 620.
Bateke 325.
Batta 495.
Batua 325.
Bauer 613, 616, 618, 619, 627, 630.
Baumbörfer 376.
Baumhäuser 376.
Baumwohnungen 506.
Bayern 129, 623, 630.
Beczari 585.
Bedscha 273.
Beduinen 258 fg., 544, 546.
Beerdigung 197, 209, 426, 470.
Begler 526.
Bejah 54.
Belgen 603, 619.
Belgien 590.
Belgier 81, 83, 619.
Belubschen 522.
Belubschistán 522.
Bena-Luntu 325.
Benáres 509.
Benguela 318.
Berber 54, 242, 249, 288.

Beerbrüner 273.
Beringsvölker 152.
Beſpeien (Sitte) 300.
Beſtattung 182, 308, 407, 453, 520.
Betſchuanen 76, 310, 338.
Betſileo 350.
Betuwe 619.
Bhutan 513.
Biabjaw 493.
Bihena 318.
Bilibili 380.
Birmanen 90, 478.
Blemmyer 273.
Blödſinn 434.
Blonder Typus 51, 52, 588, 607.
Blutrache 174, 421, 439, 532, 545.
Blutſtrinken 329.
Böhmen 563, 622, 623.
Bojaren 556.
Bojer 640.
Bola 216.
Bonzen 474.
Borneo 490, 492, 498.
Bornu 90, 286, 289.
Bosniaken 55, 585.
Bosnien 583, 585.
Botenſtäbe 362.
Botokuden 152, 154, 225 fg., 445.
Brahma 506.
Brahmanen 504, 506.
Brahmanismus 494, 508.
Brahui 522, 523.
Branntwein 281, 412, 420, 434.
Bratſtwo 583.
Bretagne 606.
Brianza 594.
Britannien 607.
Bronze 120, 136. Bronzezeit des nördlichen Europas 136; altaiuraliſche 141; Bronzeſchwerter 133.
Bruderſchaften 583.
Brünetter Typus 51, 52, 182, 588.
Buchara 437, 438, 440.
Buddha 450, 506.
Buddhismus 462, 485, 494, 508.
Bugi 54, 490, 493, 500.
Bugors 124.
Bulgaren 579, 580.
Bulgarien 585.
Buräten 436, 446.
Burgund 603.
Buſchmänner 29, 53, 76, 310, 342.
Buſchneger 85.
Butſabingerland 641.
Byzanz 579.

Cajapo 224.
Camper, Peter 13.
Caraiben 228.
Carijona 158.
Carpentaria-Buſen 359.
Carr, L. 149.
Cattaro 583.
Celebes, ſpr. Seläbes 489, 500.
Celt 134, 135, 136, 141.
Ceram 494.
Ceylons Völkerſchaften 516.
Chabarowna 422.
Chalchas 446.
Cham 485.
Chaſaren 580.
Chauken 643.
Chewſuren 536.
Chibcha 210, 212.
China 480.
Chineſen 29, 45, 52—55, 73, 91, 445, 453, 455 fg., 492.
Chinook 115.
Chippeway 183.
Chiwa 437, 438, 440.
Choctaws 184.
Chokand 436.
Choluteken 208.
Chorwaten 583.
Chotorbſchur 529.
Chriſt = Dieb 492.
Chriſtenaar 191.
Chriſtenthum 265, 352, 444, 612.
Chriſtus 546.
Churruje 154, 158.
Chylus (Milchſaft) 60.
Chymus (Speiſebrei) 60.
Cicen 76.
Circaſſier 538.
Circoarba 266.
Clan 204, 330, 433, 523, 608.
Cliffhouſes 147.
Coburg-Halbinſel 359.
Cochinchina 485.
Cochinchineſen 445.
Coloradoß 211.
Comanches 200.
Coroados 153, 224.
Cortiſches Organ 39, 40.
Cran 224.
Cro-Magnon 105, 107.
Cromlechs 125.
Czikoß 570.

Dahome 283.
Dajaken 54, 231, 490, 495, 500.
Daimio 470.
Dakota 157, 192.
Dalai-Lama 453.
Dalekarlien 618.
Dalmatien 583.
Dalmatiner 55.
Damara 310, 320.
Damaskus 543.
Dampier-Inſeln 359.
Danakil 271.
Dänemark 124, 612.
Dänen 618, 622.
Dankali 271.
Dar For 276, 284, 298.
Darbiſtan 520.
Darbu 514, 519, 520.
Darien 209.
Darwin 94, 96, 102.
Dauertypus 107.
David (König) 283.
Demokratie 522, 613, 615.
Derwiſch 526, 544.
Deſpotismus 282, 283, 337.
Deutſche 29, 52, 72, 80, 81, 83, 84, 446, 621 fg.
Dieterie 358.
Diluvium 100, 102, 108.
Dinka 300, 302.
Dniepr 561.
Doks 76.
Dolmen 125.
Doreh 374.
Dorfbewohner 627; -formen 632 fg.; -gemeinden 563; -ſtaaten 502.
Dravän 638.
Dramida 56, 512, 516, 522.
Druſen 541.
Dſamba 450.
Dſchatak-Kirgiſen 432.
Dſcherga 522.
Dſchingis-Khan 447.
Dſchur 304.
Dſungaren 446.
Dualla 310, 311.
Duar 250.
Dumka 561.

Egba 284.
Ehe 79; zeitweilige 524; Ehekauf 518; Eheſitten 537.
Eidformen 330.
Eiſen 109, 120, 133, 136, 137; Eiſenzeit 138, 336; Eiſeninduſtrie in China 462.
Eis der Pole 104; Eisberge, Eisinſeln 104.
Eiszeit 104, 108, 113, 117, 122, 146, 549.
Elſaß 623.
Emir 522.
Engländer 52, 72, 81, 83, 350, 387, 456, 504, 522, 607.
d'Entrecaſteaux-Inſeln 374.
Erdeſſen 373, 477.
Ermüdung 22; -ſtoffe 27; -gefühl 48.
Erzgebirge 628.
Eskimo 3, 44, 53, 54, 55, 112, 118, 161, 167, 221, 222, 231, 410, 445.
Eſthen 554.

Erzeder 593.
Eunuchen 293, 294.
Euphratländer 601.
Europäer 28, 36, 41, 50, 51, 407.
Exogamie 434, 436, 448, 501, 618.
Familie 585; in China 458; -verband 502; -verfassung 562, 564.

Fan 312.
Fanti 283.
Farbe 294.
Färinger 611.
Färber 610.
Faitme 525.
Fellachin 543.
Fellah 236, 237, 238.
Felsenbilder in Skandinavien 137; -burgen in Chihuahua 147; Felszeichnungen in Amerika 208.
Felup 279.
Ferdah 273.
Fernando Po 310.
Fessan 241.
Feuer 163, 520; Erfindung 114; Verwendung 113; der Vesta 115; Feuererzeugung 373.
Feuerländer 44, 54, 55, 68, 74, 76, 112, 114, 115, 151, 220 fg., 227.
Feuerstein 108, 109, 112, 114, 118, 130.
Fez 248.
Finger 17; Längenverhältniß 9; Schnelligkeit der 21; überzählige 85; -nägel 466, 509.
Finnen 52, 55, 132, 442, 550, 553 fg.
Finnland 553.
Finno-ugrisches Zeitalter 141.
Finschhafen 383.
Fitaure 279.
Fittri-Gebiet 296.
Fliegende Fische 553.
Fon 298.
Formosa 489, 495, 498, 502.
Franken 129, 603, 620, 622, 624, 630.
Frankenwald 623.
Franzosen 29, 52, 81, 83, 260, 525, 572, 603 fg., französische Revolution 604.
Frau, Stellung der 261, 385, 501, 510, 600, 603; -gemeinschaft 501; -kauf 522; -recht 406, 479; -tausch 501.
Freiheitsliebe 347, 522, 577.
Freimann 614.
Friesen 619, 620, 624, 630, 640 fg.
Friesland 620.
Frost in den Gliedern 68.
Fulah 276, 281, 284 fg., 296.
Fulup 279.
Fuß 17, 93, 494.
Fußpfund, Erklärung 22.

Gaelen 610.
Gaitandschi 582.
Galla 266, 269.
Gallien 603.
Gallier 139, 593, 622.
Galtschen 54, 522.
Gauverfassung 563.
Gaucho (spr. gautscho) 217.
Ganguella 318, 319.
Gebetflaggen, -mauern 454.
Gebr 523.
Geistlichkeit 265, 526, 541, 556, 642.
„Gelber Fleck" im Auge 33.
Gemeinde 612; -verband 503; -verwaltung 535.
Gemeineigenthum 529; -wesen 125, 128, 132.
Gemeingefühl 30.
Genossenschaften 5, 583.
Geok-Tepe 441.
Georgier 142, 533, 549.
Geräthe, vorgeschichtl. 111, 112, 138.
Gerber 470, Gerberei 506.
Germanen 51, 55, 134, 141, 549, 550, 593, 612, 614, 621 fg., 640.
Geschlechtsgenossenschaft 5, 342; -verband 502; -verfassung 330, 470.
Gesellschaftsinseln 393.
Gesetz der Erhaltung der Kraft 26.
Gilbert-Inseln 366, 383, 401, 403, 404.
Giljaken 351, 475, 477.
Gnajiros 224, 232.
Goldküste 282.
Gorilla 2, 38, 44, 93, 95.
Gottesbegriff, Fehlen des 162.
Grabbauten 124; -denkmal 141.
Gräber 117; -schmuck 197.
Griechen 55, 540, 590; alte 70, 357, 549, 550, 593, 603.
Griechenland, das alte 134, 142.
Grönländer 54; vgl. Eskimo.
Grufinen 533, 539.
Guahariboš 230.
Guarani 224, 227.
Gurdschistan 535.
Gynäkokratie 324.

Haarmenschen 53, 89.
Haidah 190.
Hakas 141.
Halmahera 498.
Halloren 640.
Hallstadt, Gräberfeld 138.
Hamiten 242; hamit. Sprachen 310.
Handfasting 206.
Handindustrie 628.
Handwerker 287, 506, 526.
Hasara 522.
Hasenscharte 88.
Häuserformen in Deutschland 638.
Hausgenossenschaft 583.
Hausmänner 615.
Hausa 288.
Hausthiere 41, 78, 120, 123, 129 131, 133; Fehlen der H. 162, 230, 262, 468.
Hawaii 238, 390, 392, 396, 399, 489.
Hebräer 546.
Hebriden 610.
Herd, Bedeutung des Wortes 358.
Hermionen 622.
Hermunduren 640.
Herzegorzen 55.
Herzegowina 583.
Hessen 624.
Himjaren 54.
Himjariten 545.
Hindu 29, 316, 438, 485, 504, 513, 520.
Hindukuschvölker 519.
Hinterindien 478.
Hinterindier 54.
Hirtenleben 320, 339, 439.
Hochschädel 415.
Höhlen 108, 109, 116, 119, 129, 130, 131, 449; als Wohnstätten 115 fg., 125, 146, 506; -menschen 109, 139, 147, 358; -bär 130; -hyäne 130.
Holland 620.
Holländer 492, 619, 624.
Honduras 208, 209.
Hoobbai, spr. hub- 380.
Horde, große, mittlere, kleine 431, goldene 436.
Hörigkeit 618.
Hottentotten 53, 56, 91, 342, 345, 446; mit vier Brüsten 86.
Hotto 326.
Howa 349.
Hualpai 157.
Humboldtbai 373, 386.
Hund 118, 120, 123, 131, 133, 438, — 171, 198, 210, 222; gegessen 130, 390, 402, 406, 462, 495; als Leichenbestatter 449, 484; fehlt als Hausthier 162.
Hünengräber 126, 128.
Hunger 31, 77; -distrikte 3, 77, 78; -lohne 628; -gürtel 359.
Hunnen 472, 580, 623.
Hupei 456.
Huzulen 566.
Hykšos 235.

Iberer 132, 597, 603.
Iglu 176.
Igorroten 490, 495.
Illyrier 579.
Imoscharh 256.
Inca-Reich 212, 213.
Inca-Knochen 212.

Inder 351, 490, 492, 516.
Indianer 41, 151; gefleckte 53, 204; -kriege 610.
Indien 449, 503 fg.
Indios bravos 217; do Campo 223; labinos, manſos 222; pintos 204; ſelvajes 222.
Indogermanen 133, 134, 140.
Indra 508.
Inſibulation 271.
Innit 170, 172, 182.
Iran 523.
Irländer 78, 81, 83, 608.
Irland 607, 609.
Iroleſen 80, 83, 115, 186, 192.
Islam 504, 520, 523, 526, 545.
Isländer 611.
Iſtävonen 622.
Italien, das alte 134, 142.
Italiener 52, 81, 572, 593.
Italiker 549, 550.
Itelmen 151, 412.
Jakuten 414, 419.
Japaner 44, 53 fg., 73. 90, 190, 445, 465 fg.
Jarkand 431.
Jarlen 617.
Javanen 54, 445, 490.
Jeniſſeisk, ſpr. jeniſſé-isk 442.
Jeruſalem 542, 543.
Jolof 277.
Juden 55, 57, 72, 80, 112, 446, 465, 529, 541, 542, 550, 562, 585; „ſchwarze J." 314; J. des Sudans 279; tapferer J. 540.
Jukagiren 414.
Jüten 607.
Jütland 614, 618, 622.

Kabardiner 538.
Kabylen 245, 247, 248.
Kaffern 54, 56, 75, 81, 270, 310, 340, 342.
Kafir 519.
Kafriſtan 519.
Kajak 171, 178.
Kakaraka 304.
Kalan 425.
Kaledonier 549.
Kalmücken 135, 231, 428, 429, 446.
Kalunda 321.
Kalvaria 562.
Kambodſchaner 488.
Kamerun 311.
Kamtſchadalen 114, 412 fg.
Kamtſchatka 475.
Kanaken 55, 371.
Kanarier 114.
Kanem 290.
Kano 259, 289
Kanſu 454.
Kanu (Fahrzeug) 375, 380.
Kanuri 290.
Karakirgiſen 434.
Karelier 553.
Kariben 159, 228, 492.
Karnatik 512.
Karolinen 366, 367, 402, 403, 405, 406.
Karthuli, Karthwel, Kartli 583.
Karungare 374.
Kaſaken 431.
Kaſamanza 279.
Kaſan 442.
Kaſchgarien 437.
Kaſchmiri 514.
Kaſchuben 563.
Käthner 615.
Katunga 284.
Kaukaſier 118, 533.
Kaukaſus 142, 465, 533.
Kaurimuſchel, Verbreitung 150, 287.
Kawar 254.
Kele 287.
Kelten 138, 142, 549, 550, 597, 603, 607, 611, 622, 623, 640.
Kerbela 525.
Kermani 532.
Ketman 526.
Ketſchua 212.
Khanat 438.
Khmer 485, 488.
Khonds 513.
Klima-Abſcharo, ſpr. klima-abſchâro 267.
Kilola 324.
Kilt 608.
Kind 84, 74, 79; -erziehung in Japan 468; -mord 397, 464, 530, 535; -raub 561, 577; -liebe der Auſtralier 363.
Kioko 322.
Kiptſchaken 436.
Kirä 373.
Kirgiſen 431, 435.
Kirri 362.
Kiſilbaſchen 521.
Kiſten, Kiſtinen 536.
Kleinaſien 539.
Klephten 579.
Kling 512.
Kmet 586.
Kniſtenaux, Kniſtinos 191.
Kokand 437.
Koljuſchen 186; vgl. Tlinkit.
Koloſchen 186; vgl. Tlinkit.
Kolyma 414.
König, Doppelkönige 485; „Königsſeelen" 282.
Kopfjägerei 495.
Kopten 240.
Koraiſchiten 546.
Korana 472.
Körbe 561.
Kordofan 298.
Koreaner 445, 472 fg.
Korjaken 412.
Koſaken 431, 560 fg.
Koshu 471.
Kota 502.
Krain 570.
Kreta 590.
Krih 183, 191.
Kriſchana 230.
Kroaten 76, 588. Kroatien 583.
Kru 281.
Küchenabfallhaufen 123, 124, 129, 146
Kuffeh 543.
Kuka 289.
Kukuchoto 446.
Kuldſcha 432, 446.
Kumaſſi 282.
Kümmerformen 76, 78.
Kumtſche 585.
Kurden 528, 530.
Kurdiſtan 530.
Kurgane 125.
Kurilen 475.
Kurzſchädel 14, 132, 140, 387, 428, 475, 549, 563.
Kuſai 407.
Kutei 500.
Kymren 607.

Lamen 449.
Lamuten 411, 418, 421.
Langköpfe 14, 108, 132, 140, 354, 387, 428, 475, 504, 527.
Lao 480.
Laotſe 462.
Lappen 44, 52, 53, 55, 76, 550 g.
Laptot 279.
Laras 502.
Laſen 535.
Laſta 261.
Lateiniſche Sprache 603.
Latiner 593.
Lattuka 304.
Lautare 572, 575.
Le 455.
Leichenbeſtattung 136, 138, 386; -verbrennung 136, 138, 188, 511, 520; -urnen 208; unbeerdigt gelaſſen 128; Thieren vorgeworfen 449.
Leßghier 536, 537.
Leſuto 336.
Letten 550, 583.
Levirat 458.
Liberia 280.
Ligurer 132, 142, 549, 593, 603.
Linchoufu 458.

Lithauer 583.
Lizan-Indianer 199.
Loango-Völker 314.
Lofoten 104, 617.
Lolo 454, 455.
Longobarden 593, 638.
Lothringen 620.
Lubu 498.
Ludi 538.
Lufidschi 331.
Lukokescha 322.
Lunda 322; -reich 323.
Lüneburger Haide 622, 642.
Luti 526.
Luzon 498.
Luxemburg 622.
Lyder 540.
Lyell, Charles 102.
Lykier 540.

Maba 296.
Mabari 326.
Mac Gluer-Golf 384.
Maclay-Küste 379.
Madagaskar 489.
Madagassen 349.
Madanstämme 545.
Madi 302.
Maduresen 54, 490.
Magyaren, spr. Madjaren 72, 566.
Maharadscha 514.
Mainfranken 623.
Majoruna 228.
Makalolo 336.
Makaraka 304.
Makassaren 445.
Makedowalachen 581.
Makira 382.
Makonda 331.
Makua 310, 333.
Makusi 160, 231.
Malaien 56, 90, 184, 350, 354, 480, 480, 485, 489 fg.
Malakka, spr. Malâka 490.
Malicollo 371, 392.
Mambunda 336.
Man, Insel 607.
Manap 436.
Mandarinen 474, 486 fg.
Mandingo 279 fg.
Mandschu 414 fg., 458.
Mangbattu 307 = Monbuttu.
Mangonja 335.
Mann, Mannweib 88; Männerherrschaft 324; Mann im Wochenbett 603.
Maori, spr. Mauri 55, 387, 392, 393, 395, 397 fg.
Marianen 366, 401 fg.
Marokkaner 55.
Marokko 241, 248, 288, 601.
Maroniten 541.
Marquesas-Inseln 389.
Marschland 640.
Marschall-Inseln 365, 401, 403.
Marutse-Mambunda-Reich 336.
Masai 267 fg.
Massaua 273.
Masupia 336.
Masuren 563.
Mauren 248, 598.
Mawumbu 314.
Mayastämme 207, 208.
Mdschidschi 327.
Medschertin 269.
Meertungusen 418.
Megalithische Grabbauten 125, 130,
Melanesien 366, 381.
Melanesier 367, 430.
Menangkabao 502.
Mensch. Einheit des Menschengeschlechtes 96, 133; Skelet 95; aufrechter Gang 96; -kraft (Erklärung) 22; Menge 69; -jagden 356; -verpfänden 283; -opfer 513; -fresserei 116, 130, 174, 190, 191, 215, 224, 226, 306, 308, 357, 374, 392, 495; geschwänzte 88; gehörnte 90; in Höhlen 109; vorgeschichtliche 99; diluviale 101, 109; tertiäre 100, 114.
Mesopotamien 539, 541.
Mexikaner 114, 203, 224.
Mexiko, spr. Méchiko 452.
Miaotse 454, 455.
Mikronesien 366, 384.
Mikronesier 400 fg.
Minah 522.
Mincopie 518.
Miocän von Thenay 100.
Miranha 156.
Mischme 231.
Missionäre 4, 278, 340, 362, 374, 383, 541.
Mixe 204.
Mixteken 203.
Mizdscheghen 536.
Mkopi 328.
Moghrabim 542.
Mogulreich 447.
Mohave 197.
Moldau 574.
Molukken 490.
Monbuttu 304, 307 fg., 312.
Mongolen 56, 151, 152, 153, 231, 354, 415, 419, 427, 431, 436, 439, 442, 445 fg., 452, 455, 475, 504.
Monsheim 128.
Monsoni 191.
Montenegriner 349, 587.
Montenegro 583.
Montschik 430.
Morawi 335.
Mossamedes 318.
Mosul 543.
Motu 379.
Mounds, spr. Maunds 147 fg., 183, 208.
Mozambique, spr. Mossambîk 333.
Mpongwe 310, 312.
Muisca 210.
Muhamedaner 438, 494, 510.
Mulatten 83.
Mundraku 228, 229, 231.
Münsterland 622.
Muschelhügel Brasiliens 210.
Mutterrecht 273, 277, 318, 321, 329, 501.

Neanderthalmensch 106.
Negritos 54, 354, 368.
Neolithische Periode 118.
Neu-Britannien 367.
Neu-Guinea, spr. Ginêa 366, 367, 376, 378, 379.
Neu-Kaledonien 367, 371, 386.
Neu-Seeland 489.
Neu-Südwales, spr. Uâls 358.
Neu-Vorpommern 367.
Neue Hebriden 367, 379.
Niam-niam 88, 304, 307, 312.
Nicaraguaner 185, 208.
Niederländer 624.
Niedersachsen 622.
Niger 276.
Nigritier 54, 55, 75.
Nikobaren 54.
Nipal 513.
Nipon 466.
Nomaden 356, 433, 435, 438, 442, 446.
Normandie 603.
Normannen 611, 617; „Normannen Asiens" 497.
Norwegen 612.
Norweger 196, 482, 610, 615.
Nosairier 542.
Nubier 52, 220, 273 fg.

Obongo 76.
Odschibwäh 153, 183, 191.
Oesterreich, Völkerschaften 72.
Oezbegen 436.
Okonschek 410.
Omagua 227.
Omoken 414.
Orissa 513.
Orkney-Inseln 610.
Orungu 312.
Osmanen 540, 581.
Osseten 538.

Oſtiaken 54, 420.
Oſtſeeprovinzen Rußlands 610.
Oſtturkeſtan 446.
Ovaherero 310, 320.
Ovambo 319.
Ovampi 157.

Pa-Uitah 201.
Pa-yü 455.
Pagoſte 553.
Paiguize 228.
Paläſtina 351.
Palau, ſpr. Palaŭ 29, 366, 404 fg.
Pampas-Völker 216.
Pangani 367.
Pangulnß 502.
Pantheiſten 526.
Papua 44, 54, 56, 367, 400, 492, 519.
Paria 506, 548.
Parſen, Parſi 510, 523, 524.
Patagonier 54, 210, 216 fg., 220.
Patriarchat 5, 585.
Pauumotu, ſpr. Paúmotu 392.
Payagua 153, 154.
Pehuelſchen 217, 218.
Pelele 332, 335.
Perſepolis 524.
Perſer 55, 91, 438, 523, 529.
Perſien 523.
Peru 238.
Peruaner 212.
Pfahlbauten 107, 119, 122, 132, 376, 482, 500, 506.
Pferdegeſicht 437.
Philippinen 368, 490, 492, 498, 499, 503.
Phönizier 53, 603.
Phryger 540.
Pinjra-Pol 509.
Pleme 583.
Polen 561 fg., 610, 622.
Polyneſien 367.
Polyneſier 81, 90, 378, 387 fg., 400, 490.
Pommern 563, 622, 630, 632.
Ponape 367, 406.
Portugieſen 52, 488, 504, 572.
Prieſter 264, 278 fg., 399, 480, 453, 474, 506 fg.
Pſhawen 536.
Punti 488.
Puri 225.

Quechua, Quichua 212.
Queensland, ſpr. Kwinsländ 359.

Rabun 383.
Rabaf 407.
Redjang 502.
Reihengräber 107, 128.
Rekruten, Größe der 80, 83.
Religion 536; religiöſe Heuchelei 526.
Ren, vorgeſchichtlich 105, 113, 117, 123, 130; 182, 410, 414, 416, 614.
Reſervationen, in Amerika 200.
Rhätiſche Völker 623.
Rieſelgenoſſenſchaften 601.
Rieſen 81, 82, 537, 564.
Riſ-Berber 249.
Rind, vorgeſchichtlich 120, 124, 133; 180, 262, 286.
Rindenſtoff als Kleidung 327, 396; Rindboote 359.
Rom, das alte 387, 449; Römer 622, 623; Römerin, Kleidung 92; römiſche Geſchichte 594.
Romanen 55; rom. Sprachen 573.
Rumänen 55, 72, 566, 572 fg.
Rumänien 601.
Ruthenen 566.
Ruſſen 55, 81, 350, 420, 421, 427, 445, 454 fg.; Groß- 560, 580; Klein- 560, 566; Weiß- 554.

Sabäer 54.
Sabiner 593.
Sachſen 607, 622, 624, 630, 638.
Sachſengänger 585.
Sakalaven 54, 55, 350.
Salomo-Inſeln 367, 370, 376, 379.
Sambaquis 210.
Samoa 384, 392, 407; Samoaner 54, 388, 391.
Samojeden 54, 362, 410, 421, 442, 549.
Sandeh 304.
Sardinien 597.
Sarrar 278.
Schädel 11 fg.; -kunde 12; -formen 14; von Cannſtatt, Neanderthal 105; in La Tène 140; künſtliche Schädelformen 153, 183, 184, 218, 220, 393; -umbildungen 490.
Schaf, Wollhaar des 57; als Laſtthier 450.
Schamgefühl, Entſtehung des 165.
Schekwan 498, 499.
Schelagen 414.
Schießfähigkeit 13, 220, 309, 354, 581.
Schlagringe 266.
Schleswig-Holſteiner 630.
Schleuderkugel 216; -ſtein 386.
Schotten 81, 88, 608.
Schottland 607, 610.
Schreckſteine 119.
Schwaben 623.
Schwagerehe 502.
Schwanzmenſchen 88.
Schwarzfüße 191.
Schwarzwald 627, 632.
Schweden 618, 622.
Schweizer 81, 83.
Schwiegermutter 265, 343, 349.
Schwiegervater 343, 349.
Schwitzhäuſer der Kalifornier, Norweger 196.
Seeland 620; Seeländer 618.
Seele 26; -wanderung 479, 508.
Semiten 133, 523, 546.
Senegambien 276, 277, 279.
Sennar 276.
Serben 579, 583.
Serechule 279.
Sererer 278.
Setſchuan 454, 456.
Shemmar-Beduinen 545.
Shetlands-Inſeln 104, 125 610.
Siameſen 78, 480 fg.
Siaposch 519.
Sibirier 173, 421.
Siebenbürger 570.
Singhaleſen 516.
Sioux 159, 192.
Skandinavien 614.
Skandinavier 72, 81, 83.
Sklaverei 294, 307, 384, 461, 494, 513, 609, 617; Sklavenehen 502.
Slawen 55, 141, 142, 549, 550, 621, 622, 623, 640.
Slawonien 583.
Slowaken 564.
Slowenen 76, 570.
Somal 267, 269 fg., 275, 330.
Songhai 258, 285.
Soninke 279.
Spanien 620.
Spanier 52, 72, 118, 350, 492, 504, 572, 577, 597 fg.
Sphakioten 590.
Spreewäldler 637.
Stäbchenpanzer 394, 411.
Stedinger Land 641.
Steiermärker 630.
Steinaxt 354, 358, 380.
Steinbeil 163, 362, 411.
Steingeräthe 138, 475.
Steingräber 208, 220.
Steinwaffen 386.
Steinzeit 107, 112, 132, 475; die jüngere 122; in Schweden 136; der Gegenwart 118, 393.
Steppenkoſaken 217.
Suahili 330.
Suanen 535.
Souchu 458.
Südaraber 330.
Sueven 622.
Suſiten 526.
Sugum 432.
Sukus 502.
Sulu 503.

Sumatra 502.
Sunda-Inseln 490.
Suaneten 535.
Syrer 541.
Syrien 539, 541.

Tabu 373, 398.
Tadschiken 54, 55, 521.
Tafilet 248.
Tagalen 54, 368, 490, 498.
Tahiti 389, 390, 392, 397.
Tamilen 513.
Tanguten 434, 454.
Tanz 27, 283, 284, 324, 340, 350, 611.
Targi 256.
Tasmanien 489, 610.
Tasmanier 114, 364.
Tataren 431, 434 442, 559, 561.
Teda 296.
Teff 262.
Tehuelschen 219.
Teke 441.
Tekinzen 439.
Telugu 513.
Tepteren 442.
Thai-Völker 480.
Thing 617.
Thrakier 579.
Thüringer 129, 622, 623, 624, 630; Wald 627.
Tibbu 253.
Tibesti 41.
Tibeter 114, 449, 513.
Tigermenschen 53.
Timbuktu 255, 257, 284, 285.
Tiroler 630.
Tlinkit 186 fg.
Toba 498.
Tod durch Erfrieren 68, durch Hitze 69.
Todas 513.
Todtenbestattung 134, 412, 448; -verbrennung 134, 198, 484.
Tolteken 204.
Tomsk 420, 442, 443.
Tonga 378.
Tonkinesen 488.
Toskana 593.
Totem 158, 190.
Totonaken 203.
Tripolitanien 241.
Tschechen 563 fg., 622.
Tscherkessen 442, 538.
Tschernagora 583.
Tschernagorzen 587.
Tschetschenzen 536.
Tschinuk 194.
Tschirokk 150.
Tschitschimeken 205.
Tschuktschen 35, 182, 409.
Tschulym-Tataren 442.
Tschuwanzen 414.
Tschuwaschen 411.
Tset-schanfu 461.
Tuareg 256.
Tubu 253.
Tungusen 411, 414 fg., 417, 427.
Tupi 224, 227.
Turanier 521.
Türken 235, 431, 437, 439, 522, 523, 529, 540, 579, 586.
Turkestan 431, 436, 442.
Turkmenen 438.
Turkos 29.
Tuschinen 536.
Tuski-Namollo 182.

Udschidschi 327.
Uganda 327.
Ugas 269.
Ugogo 267.
Ukraine 560.
Ulyß 522.
Umbrer 593.
Ungarn 566, 583.
Uniamwesi 327.
Uroten 446.
Usbeken 436.
Usukuma 329.
Utschi 431.

Waagen 617.
Vaisya 506.
Vandalen 598, 603.
Vaterrecht 320, 329, 502.
Vendée 605.
Vielbrüstigkeit, beim Manne 86.
Vielfingerigkeit, -zehigkeit 85.
Vielmännerei 453, 454, 501, 513, 555.
Vielweiberei 385, 386, 448, 475, 502, 512, 519, 520, 522, 524
Vindelizier 623.
Viti-Inseln 366, 371 fg., 379, 384.
Vlamen 624.
Vläminger 620.
Völkerwanderung 141, 593, 621; der Germanen 142, 579.
Vorderindien 503 fg.
Vormann 612.
Waberikomo 76.
Wadai 293, 296.
Wadawa 296.
Wadi-Himjar 546.
Wadschidschi 327.
Waganda 327.
Wahlbrüderschaft 329; -verschwisterung 585.
Wahuma 267.
Wakamba 331.
Wakopi 328.
Wakuafi 267, 268, 527.
Wallonen 619.
Waniamwesi 86, 327, 329.
Wanyasa 335.
Wanioro 327.
Wapisiani 229.
Warraus 160.
Wasagara 329.
Wasuahili 330.
Wayao 333.
Wazaromo 329.
Wazegura 329.
Wedda 54, 76.
Weib 77; Weiberlinie 448; -herrschaft 324.
Wenden 622, 636 fg.; -land 624 639.
Werkzeuge, vorgeschichtliche 110 fg., 117, 119, 122 fg., 131, 140, 149.
Westfalen 622, 635.
Westgothen 598, 603.
Winden 570.
Winnebago 185.
Wintun 197.
Wobi 269.
Wogulen 420, 421.
Wurfbrett 360, 362; -keulen 386.
Wurlie 358.
Württemberger im Kaukasus 52.

Yap 392, 402, 403, 407.
Yarriba 284.
Yukateken 207.
Yumbo 211.

Zacharmongolen 446.
Zabruga 583.
Zapoteken 203.
Zigeuner 55, 72, 576, 585.
Zinzaren 581.
Zulu 44, 340, 343 fg.
Zweikämpfe 299, 415, 440.
Zwerge 76, 81, 309, 325.

Der Mensch und seine Rassen.

Einleitung.

Die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts zeichnet sich, von Anderem abgesehen, auch dadurch vor der ersten aus, daß unsere Länderkunde nach allen Richtungen hin sich erheblich erweitert hat. Vergleichen wir einen Atlas aus den vierziger Jahren mit einem der neuesten, so wird uns sofort in die Augen fallen, daß die zahlreichen weißen Stellen in dem ersten zum größten Theil verschwunden sind. Die vielen Reisenden aller Kulturländer haben uns aber nicht allein aufgeklärt über bisher unbekannte Länder, deren Gebirge, Flüsse und Klima, sondern auch, von welchen Menschen sie bewohnt sind, wie diese den Kampf um das Dasein bestehen, sich entwickeln, fortschreiten oder nach und nach verschwinden. Mit den Völkern des Erdballs beschäftigt sich der dritte, größte Abschnitt dieses Buches.

Aber auch in anderer Weise hat sich während der letzten fünfzig Jahre die Völkerkunde gar erheblich gemehrt. Mit dem Kompasse zog der Reisende hinaus in unbekannte Gegenden; mit dem Spaten in der Hand erforschte man in Europa, in den Vereinigten Staaten Amerikas und einigen anderen der Kultur erschlossenen Ländern, was die Oberfläche bisher dem Auge entzogen; man fand Bruchstücke mannigfacher Geräthe, Knochenreste von Menschen, über welche selbst die früheste Geschichte nichts zu melden vermochte. Der Spaten schuf die Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen; er bringt uns jeden Tag neue Aufschlüsse. Im zweiten Abschnitte dieses Buches habe ich in Kürze erzählt, was wir bis jetzt vom vorgeschichtlichen Menschen wissen. Aus den Sammlungen von Ueberbleibseln vorgeschichtlicher Zeiten erkennen wir schon jetzt deutlich, wie der menschliche Geist aus den einfachsten Gegenständen sich nach und nach immer zweckdienlichere Werkzeuge geschaffen hat, um durch sie den Kampf um's Dasein besser zu bestehen, wie der Mensch in späteren Zeiträumen

lernte, gewisse Thierarten — die jetzigen Hausthiere — in seinen Dienst zu bringen.

Der Blick rückwärts in die Vorgeschichte und räumlich über die mannigfachen Völkerschaften unserer Erde zeigt uns, daß, bedingt durch Oertlichkeit und Klima, manche Völkerstämme noch jetzt auf jenen Stufen der Entwicklung verharren, welche uns die Vorgeschichte darthut, daß andere aber weit über sie hinausgewachsen sind.

Hochmuth hat sich oft, und bis in unsere Tage hinein, gemüßigt gesehen, auf andere Menschen herabzusehen, sich „für mehr zu halten", vermeintlich aus besserem Stoffe und feiner besaitet zu sein als Jene, die fern von unserer Kultur und den vielen Auswüchsen, welche sie gezeitigt, leben. Wenn wir verstehen lernen den Bau und das Leben des menschlichen Körpers — und dazu soll uns der erste Abschnitt des Buches verhelfen — dann werden wir anders urtheilen als jene Hochmüthigen in ihrer Einfalt. Ist doch Hochmuth der Zwillingsbruder der Dummheit.

Im Zeitalter der geographischen Entdeckungsreisen schuf der Hochmuth, welcher Alles um sich nur mit kurzsichtiger Kulturbrille betrachtet, jenen Glaubenssatz von der untergeordneten Stellung fremder, zumal farbiger Völker. Sklaverei und ausgesuchte Grausamkeit bildeten sein Gefolge. Man drang schließlich sogar, angestachelt von allen schlechten Leidenschaften, auf eine „wissenschaftliche" Entscheidung darüber, ob es niedere oder höhere Menschenformen gebe, die einen „von Gott" zur Herrschaft, die anderen zur Knechtschaft oder Ausrottung bestimmt. Natürlich fand in den sklavenhaltenden Staaten die Meinung die zahlreichsten Anhänger, daß der farbige Mensch, und vor Allen der afrikanische Neger, einer anderen, dem Thiere näher stehenden Art angehöre, als der Europäer. Wie blutig die Entscheidung zu Gunsten der Farbigen in dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten der Union ausfiel, wissen wir Alle, zugleich aber auch, wie seit jener Zeit der Farbige drüben ein eben so nützliches Mitglied der Gesellschaft wie der Weiße geworden ist.

In der alten Welt wurde nach der Auffindung des Gorilla und nach den unerwarteten Entdeckungen über die Urgeschichte der Menschheit von den Naturforschern wissenschaftlich die Frage entschieden, ob die „Wilden" körperlich dem Affen näher ständen als die europäischen Kulturvölker, und das Ergebniß zahlreicher genauer Körpermessungen war, daß gerade die „niedrigsten Wilden" bezüglich der Hauptverhältnisse einen Gegensatz menschlicher Körperbildung darstellen, welcher von dem Affen

am weitesten abliegt, sodann, daß die individuellen Schwankungen innerhalb der Körperverhältnisse der europäischen Rassen das ganze bei außereuropäischen Rassen bis jetzt festgestellte Schwankungsgebiet umfassen.

Unterschiede in der Körpergestaltung, im Gewicht und Umfang der Organe werden in den Kultur- und in den Naturformen hervorgerufen auch durch die allmächtige Magenfrage, welche ich an dieser Stelle noch besonders hervorheben muß.

Genügende Nahrung und Uebung der Kräfte schafft gesunde widerstandsfähige Menschen, aber in nahrungsarmen Wüsteneien und jenen künstlich geschaffenen Hungerdistrikten inmitten der Kulturländer erblicken wir als Zerrbilder des Menschen nur bedauernswerthe Kümmerformen. In manchen Kreisen wirkt das Kulturleben verbessernd auf Umfang und Gewicht des Körpers und damit auf die augenblickliche Leistungsfähigkeit der Organe, während das Naturleben in Verbindung mit der geringeren Ausbildung des Umfangs der Organe deren zähe Ausdauer steigert.

Kopfschüttelnd hatten Viele den wissenschaftlichen Ausspruch vernommen, daß im normalen Körperbau niedere und höhere Menschenformen sich nicht zeigen. Angenommen also, so lautet die eitle Entgegnung, die Naturforscher wären im Rechte, so ist und bleibt doch das sicher, daß die Ausbildung unseres Geistes auf einer viel höheren Stufe sich befindet, als jene der Naturmenschen. Derartig kann sich aber nur der blasirte Kulturmensch äußern, welcher, umgeben von überflüssigen Luxusgegenständen, keine Ahnung davon hat, eine wie große Ausbildung, Schärfe aller Sinne dazu erforderlich ist, in freier Natur als freier Mensch zu leben. Wie die höheren Thiere in der freien Natur alle körperlichen und geistigen Kräfte anstrengen, um sich ihre Freiheit zu erhalten, ebenso handelt auch der Naturmensch und, so lange er thätig ist, bleibt er ein freier Mann. Der bekannte Polarreisende v. Nordenskiöld fragte einst einen armen grönländischen Eskimo, ob er nicht zugebe, daß der dänische Statthalter mehr bedeute, als er, als ein Eskimo, erhielt jedoch die selbstbewußte Antwort: Das ist nicht so sicher; der Statthalter hat zwar ein größeres Besitzthum und scheint mehr Macht zu haben, aber es giebt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß — über mich aber hat Niemand zu befehlen. Dieser Drang nach voller ungebundener Freiheit ist und bleibt mächtig bei den Naturmenschen, welche noch nicht von unserer Kultur beeinflußt sind; sogar diejenigen Naturkinder, die sorgfältig Jahre hindurch in Kulturländern erzogen und ausgebildet worden,

werfen, — und wir kennen zahlreiche Beispiele solcher — heimgekehrt in das Land ihrer Väter, alle Kulturflitter von sich und beginnen ein neues Leben, das Leben ihrer Stammesgenossen.

Daß der dritte Abschnitt des Buches sich aller Bemerkungen, welche in das sprachliche Gebiet fallen, enthält, wird, so hoffe ich, der Leser nur billigen. Ich hoffe solche Billigung aber auch dafür zu erhalten, daß ich nur ausnahmsweise das Gebiet der Sagen und des Glaubens der Völker streifte. Nicht unerwähnt darf ich aber lassen die sogenannte Wirksamkeit der Missionäre. Wenn Jemand aus vollster, innerster Ueberzeugung Anhänger irgend welchen Bekenntnisses ist und zu Andersgläubigen hinauszieht, um praktisch zu wirken, so verdient solcher wie jeder andere feste Charakter unsere Anerkennung. Seine Thätigkeit kann so ersprießlich werden, wie jene der Jesuiten früherer Zeiten im Orinoko-Gebiete. In unseren Zeiten wird aber häufig aus der Religion ein Geschäft gemacht. Hat solcher Geschäftsmann sich zu einem Missionar ausbilden lassen, so zieht er hinaus in die Ferne, führt dort ein gemächliches Leben durch die Gelder, welche daheim gesammelt werden, berichtet über seine „ersprießliche Thätigkeit" und kehrt nach Jahren in die Heimath zurück, um dort im Kreise der Seinigen „hochgeachtet und verehrt" sein Leben zu beschließen. Natürlich ist solch ein Mann ein Heuchler und steht ebenso tief wie Jene, welche, um „Carrière zu machen", als Anhänger der jeweiligen Richtung der Regierenden sich aufspielen. Die rosig gefärbten Berichte solcher Art Missionäre über Leben und Treiben der Naturvölker verdienen natürlich keine Beachtung. Ich habe mehrmals Gelegenheit genommen, auf die geschäftliche Thätigkeit solcher Leute hinzuweisen. Daß sie jetzt auch in Ostafrika nicht fehlen, entnehme ich aus Hans Meyer's „Ostafrikanische Gletscherfahrten" (Seite 81). Er schreibt: „Ein in Modschi bei Mandara stationirter englischer Missionar wollte nach Taweta gehen und sich einen Missionszögling holen. Das ist sehr bezeichnend, denn so wenig wie auf anderen ostafrikanischen Missionsstationen, lassen sich in Dschagga die Einheimischen herbei, Christen zu werden. In der großen Küstenstation Freretown bei Mombassa, wo seit Rebmann's Zeiten (1847) das Evangelium gepredigt wird, sind die Missionszöglinge lauter gekaufte oder befreite Sklaven mit ihren Nachkommen, in Modschi ebenfalls einstige Sklaven oder spekulative Jungens aus Taweta."

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß, wo es irgend passend erschien, ich die Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse bei den einzelnen

Stämmen, häufig auch die aus ihnen sich ergebenden Rechte in Kürze hervorhob. Die neuen völkerkundlichen Forschungen ergaben, daß es verkehrt ist, jene idyllischen Schilderungen, wie sie die Bibel von dem Hirtenleben der Erzväter erzählt, auf die Urzustände der Menschheit zu übertragen, und sodann, daß das Patriarchat, die Gruppirung menschlicher Individuen unter dem Vater als Oberhaupt der Gruppe, durchaus nicht die ausschließliche oder erste Grundlage sämmtlicher Organisationen der Ur- und Naturvölker bezeichnet.

Unser gesammtes Staats- und Rechtsleben hat seinen Ausgang genommen von den ältesten Genossenschaften, von Horden verschiedenen, doch nicht bedeutenden Umfanges, welche bald aus den Angehörigen einer Familie oder auch wohl mehrerer miteinander verwandter sich zusammensetzten. Die Grundzüge einer Sittenlehre, eines Rechtes sind nicht, wie man früher häufig annahm, von einem einzelnen besonders begabten Manne einem Volke „gegeben" worden, sondern nach und nach haben sich Sitten und Rechte entwickelt unter Einfluß der ökonomischen Zustände. Das lehrt uns auch die Völkerkunde. Sie lehrt ferner, daß gewisse, jetzt bei uns gültige ethische Empfindungen, z. B. solche, die sich auf die Familie, auf das Verhältniß der Eltern zu den Kindern und umgekehrt beziehen, nicht immer bestanden, sondern sich erst entwickelten. Wie kann nun von der Liebe des Vaters zu seinen Kindern gesprochen werden, wenn bei gewissen Völkerstämmen ein Vater in unserem Sinne garnicht vorhanden ist? In den frühesten Verbänden, den Geschlechtsgenossenschaften, liegen die Keime aller späteren sozialen Bildungen, und in diesen fallen Recht und Sitte noch unterschiedslos zusammen. Das Recht erhält seine schärfere Ausbildung erst dann, wenn es sich von der Sitte abzweigt oder ihr widerstreitet. Der Geschlechtsverband ließ den Einzelnen aufgehen in die Horde; hier überwog also der Kommunismus den Individualismus. Die Gemeinschaft schuf sich Recht und Sitte, hier so, dort anders, nicht aber ein einzelner Mensch.

Mein aufrichtiger Wunsch ist, daß der aufmerksame Leser des Buches zu der Einsicht gelange, daß die sozialen Sitten und Anschauungen im Völkerleben organische Erzeugnisse sind. Naturgemäß sind sie geworden, haben sie sich entwickelt. Der Leser wird dann erkennen, daß man weder in der Völkerkunde noch bei den Sitten und Rechten der Völker darnach fragen darf, ob etwas gut oder böse, recht oder unrecht, schön oder unschön ist, sondern nur, ob eine Sitte, ein Recht, eine Anschauung im

Völkerleben existirt, und weshalb, und weshalb nicht. Wer in eitler Anmaßung sich über Andere stellt, in sittliche Entrüstung darüber geräth, daß ein anderes Volk einem anderen Glauben nachhängt, daß ein Volk ehelos lebt, ein anderes noch Menschen verzehrt oder opfert, oder Zauberer und Hexen verbrennt, wer von unsinnigen Sitten, unsinnigen Volksanschauungen spricht, der zeigt eben dadurch nur, daß seinem verbildeten Geiste die heutige völkerkundliche Forschung so fern liegt, wie der vorkopernikanischen Zeit die Kenntniß der Umdrehung der Erde um die Sonne.

Hamburg, im Januar 1891.

Der Verfasser.

I.

Bau und Leben des menſchlichen Körpers.

I.

Bau und Leben des menschlichen Körpers.

Seinen „äußeren Menschen" kennt wohl Jeder, weiß, welches die Farbe seiner Haare und Augen ist, wie die Gestalt von Nase und Lippen; aber nicht Jeder weiß, ohne vorher noch einmal genauer hinzublicken, in welchem Längeverhältniß sein Zeigefinger zum Ringfinger steht. Dies und manches Andere wird nur beachtet, wenn es gerade nöthig ist.

Nur in Ausnahmefällen haben wir Gelegenheit, irgend welche innere Theile des Menschen zu sehen. Wir begnügen uns mit Abbildungen, schwarz auf weiß, und könnten doch durch genaue Betrachtung der inneren Theile unserer Schlachtthiere, zumal der Säuger, so viel lernen. Der Leser kauft vielleicht selbst Herz, Lunge, Leber, Nieren usw. eines Thieres, doch achtet er nur darauf, daß sie den Zwecken seiner Küche entsprechen, daß sie „frisch" sind. Sie genauer zu untersuchen, würde die Hausfrau nicht erlauben. Im Fleischerladen erhalten wir mit dem Fleische Knochen oder Knochenstücke, die Magenfrage drängt aber etwaige andere gebieterisch zurück. Wir haben keine Zeit, auch wohl keine Lust, genauer zu untersuchen, wie und wodurch sich das Fleisch an den Knochen heftet, wie dessen äußere Gestalt, dessen innerer Bau ist, wo an ihm Knorpelgebilde sitzen u. dergl. m.

Wenn nun in dem ersten Abschnitte dieses Buches der Beschreibung der Körpertheile des Menschen Abbildungen hinzugefügt werden, so möchte ich doch dringend bitten, wenn es irgend wie in der Möglichkeit liegt, diese Abbildungen mit den entsprechenden Theilen unserer Schlachtthiere zu vergleichen; denn meistentheils ähneln sie denen unseres Körpers. Das Verständniß, die Einsicht in den Bau unseres Körpers wird durch solche Vergleichungen wesentlich erhöht.

Wie alle Kraftmaschinen, so zerfällt auch die Maschine des menschlichen Körpers in zwei Haupttheile:

1. in ein System passiv bewegter Maschinentheile, welche die Richtung der Bewegung, die Art und Weise der Uebertragung des rohen Kraftvorrathes bestimmen, und
2. in die aktiv bewegenden Theile, in denen die Kraft der Bewegung lebendig wird, durch welche die passiv bewegten Hebelvorrichtungen in Gang gesetzt werden.

Die aktiv bewegenden Maschinentheile sind im menschlichen Organismus die Muskeln und die Nerven. In der Herstellung der passiv bewegten Maschinentheile verwendet die Mechanik Metall, Stein und Holz, die Natur jedoch bedient sich eines solchen Materials, das die Vorzüge der drei genannten Stoffe in sich vereinigt, nämlich der Knochensubstanz in Verbindung mit den Bändern. Vermöge ihrer erdigen Bestandtheile besitzt die erstere die Festigkeit des Steines, die Verbindung der Knochenerde mit der organischen Knochensubstanz, dem Knochenknorpel, ertheilt dem Knochen die Elastizität der Metalle und des Holzes. In höherem Grade dehnbar und elastisch als der Knochen sind die Knorpelsubstanz und die Bänder, welche beide der Verbindung der einzelnen Skelettheile untereinander vorstehen. (Nach Ranke, „der Mensch".)

In dem nun folgenden anatomischen Abschnitte sind die einzelnen Theile mit Rücksicht auf den Zweck dieses Buches nicht in gleicher Ausführlichkeit behandelt. Die Beschreibung der inneren Körpertheile (Herz, Lunge, Leber u. s. w.), welche bei einer Vergleichung der verschiedenen Völkerschaften sich dem Anblick entziehen, konnte kürzer ausfallen, um mehr Raum zu gewinnen zur Erörterung der Lebensverrichtungen der einzelnen Theile und zur ausführlicheren Besprechung derjenigen Körperformen und Gestaltungen, in welchen die verschiedenen Völkerstämme einander gleichen oder sich unterscheiden. Ich meinte dadurch in dem Hauptabschnitte dieses Buches mancherlei Wiederholungen vermeiden zu können.

Wir wollen nun das Skelet des Menschen, das Knochengerüst, etwas genauer betrachten, und zwar zuerst

Die Wirbelsäule.

Die Wirbelsäule eines erwachsenen Menschen besteht aus sieben Hals-, zwölf Rücken-, fünf Lendenwirbeln, sodann aus dem Kreuzbein, das fünf miteinander verwachsene, sogenannte falsche Wirbel enthält, und schließlich aus vier, bisweilen auch wohl aus fünf kaum noch Wirbeln ähnlich sehenden, nicht miteinander verwachsenen Knochenstücken, welche man Steißbein genannt hat. In dieser Zentralachse stehen die einzelnen Wirbel aber nicht senkrecht übereinander, sondern in einer geschwungenen Linie, welche etwas Aehnlichkeit mit zwei übereinander liegenden lateinischen S besitzt. An den betreffenden Fleisch- und Knochenstücken, die wir im Schlachterladen kaufen, sehen wir deutlich, daß ein Wirbel aus einem vorderen massiven Theile (Wirbelkörper) besteht, von welchem rechts und links nach rückwärts Knochenfortsätze abgehen, die ringartig einen Hohlraum bilden. Alle Hohlräume der in jener leicht geschwungenen Linie übereinander ruhenden Wirbel bilden die Rückgrat-

höhle, welche oben in die Gehirnhöhle des an der Spitze befindlichen Kopfes mündet. Der Hals- und Lendentheil der Wirbelsäule biegen sich schwach konvex nach vorn, der Brusttheil stärker konvex nach hinten, noch mehr das Kreuz- und Steißbein, und nur die Spitze des letzteren wendet sich wieder nach vorn. Bei neugeborenen Kindern ist diese Krümmung der Wirbelsäule noch wenig entwickelt; im höheren Alter wird die Konvexität der Brustwirbel stärker; die Last der Jahre krümmte den Rücken.

Der Schädel.

Auf dem ersten Halswirbel, der sehr bezeichnend auch den antiken Namen Atlas führt, ruht der Schädel. An ihm ist nur der Unterkiefer, durch ein Gelenk beweglich, mit dem Oberkiefer verbunden, alle anderen Knochen aber unbeweglich und fest durch Nähte aneinander gefügt. Nicht allein der Schädel, sondern auch manche größeren Knochen des Skeletes besitzen eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, denn es ist uns Allen wohlbekannt, daß man aus Gräbern, welche ganze Reihen von Jahren geschlossen waren, beim Oeffnen unter gewissen Umständen die Knochen noch wenig oder garnicht verändert herausgehebt. Aehnlich halten sich auch frei im Schooß der Erde liegend die Knochen von Mensch und Thier unter günstigen Verhältnissen Reihen von Jahrhunderten und Jahrtausenden und werden somit zu einem unersetzlichen Materiale für wissenschaftliche Forschungen. Wir sehen an dieser Stelle ab von allen derartig aufgefundenen und wissenschaftlich verwertheten Thierknochen, indem wir auf R. Bommeli, „Die Geschichte der Erde" (Stuttgart 1890) verweisen, heben es aber hier

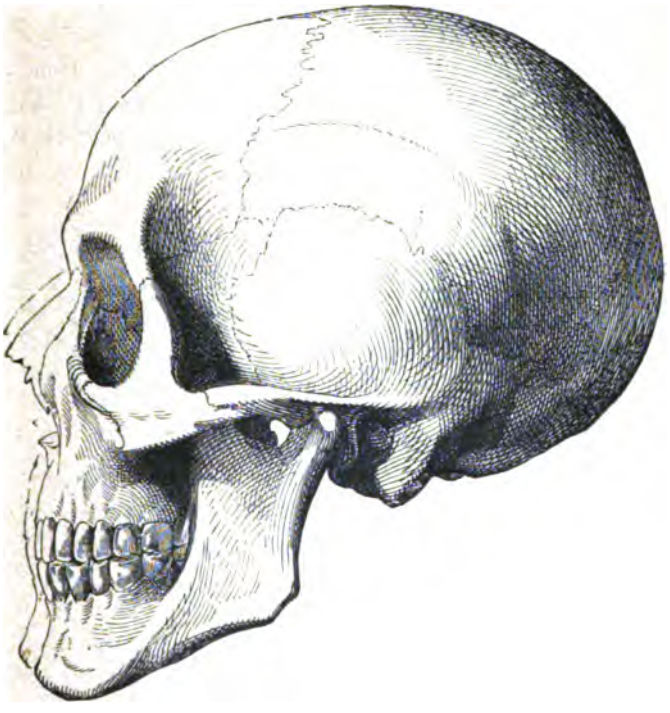
ganz besonders hervor, wie wesentlich sie zur Kenntniß der Geschichte unseres Erdballs beigetragen haben und noch bei weiteren Entdeckungen in den anderen Erdtheilen bis in die fernste Zukunft beitragen werden. Für die Wissenschaft vom Menschen sind die Funde von Menschengebeinen noch von erheblich höherem Werthe, zumal ganzer Schädel oder Theile von ihnen. Denn, indem das Gehirn sich entwickelt und ausbildet, formt es die anfänglich noch weiche und häutige Hülle, welche, später verknöchert, deutlich die äußeren Bauverhältnisse des Gehirns so zeigt, wie etwa Siegellack die eingegrabenen Buchstaben des Stempels, oder wie der vom Zahnarzte genommene Wachsabdruck die Form eines schadhaften Gebisses. Der Schädel bietet uns also ein deutliches Bild des wichtigsten Organes dar, das er einst umhüllte, und die Knochen des Gesichtes und der anderen Körpertheile zeigen uns außerdem an jenen Stellen, wo sich einst die Muskeln anhefteten, wie gestaltet und stark die umgebenden weichen Theile waren. Für unsere jetzige Kenntniß vom ersten Auftreten des Menschen, worüber in einem späteren Abschnitte genauer berichtet wird, sind also die in verschiedenen Theilen der Erde aufgefundenen Menschenknochen von der größten Bedeutung. Solche Knochenreste klären uns nicht allein auf über Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Thier und Mensch, sondern auch über solche zwischen den einzelnen Abtheilungen des Menschengeschlechtes, und das ist mit ein Grund, weshalb ich in diesem Abschnitte die verschiedenen Knochen des menschlichen Körpers etwas ausführlicher bespreche.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zum Schädel des Menschen zurück.

Wir bemerken am Schädel: Ein Stirnbein, zwei Scheitel-, zwei Schläfenbeine, ein Hinterhaupts-, ein Keil-, ein Siebbein, zwei Thränenbeine, ein Pflugscharbein, zwei Nasenmuscheln, zwei Joch-, zwei Oberkiefer-, zwei Gaumen-, zwei Nasenbeine und den schon oben erwähnten einen Unterkiefer. Ohne diesen letzten erscheinen am Menschenschädel jene Gesichtstheile, welche bei der Betrachtung des lebenden Menschen einen überwiegenden Antheil an der Kopfbildung besitzen, nur als ein kleiner Anhang unter der vorderen Schädelhälfte. Wo sich Ober- und Unterkiefer in der Mundspalte berühren, bemerken wir die aus den Zahnhöhlen hervorstehenden, mit Schmelz überkleideten Zähne (Vorder-, Eck-, Backenzähne). Schon im Kiefer des ungeborenen Kindes entwickelt sich jeder Zahn in einem Zahnsäckchen, die Zähne treten aber für gewöhnlich erst von der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres an nach und nach hervor. 20 Zähne bilden das Milchgebiß, das nach dem siebenten Jahre durch 32 bleibende Zähne ersetzt wird. Diese „bleibenden" Zähne werden durch den Gebrauch allmälig abgenutzt, durch ver-

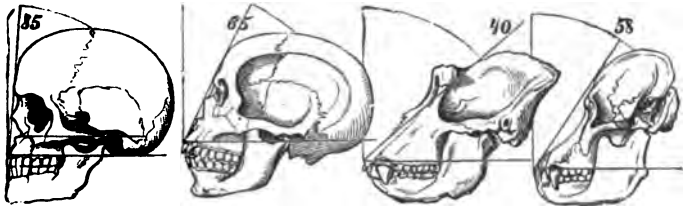
kehrte Behandlung auch vorzeitig ſchadhaft und fallen ſchließlich durch mangelhafte Ernährung ſo wie die des Milchgebiſſes aus, die Zahnhöhlen ſchwinden, desgleichen der frühere Zahnrand der Kiefer, und ſo wird durch Verſchmälerung des Unterkiefers und Verkürzung des Oberkiefers das Geſicht alter Leute kürzer.

Bei der Betrachtung eines Thierkopfes und eines Menſchenkopfes fällt es gewiß Jedem auf, daß der erſtere eine vorſpringende „Schnauze" hat, der andere aber nicht. Dieſer weſentliche Unterſchied zwiſchen beiden veranlaßte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Peter Camper, mathe-



matiſch nicht allein die Unterſcheidung zwiſchen Thier- und Menſchenſchädeln, ſondern auch zwiſchen den Schädeln der verſchiedenen Menſchenraſſen feſtzuſtellen. Er „zog eine Horizontallinie längs dem unteren Theil der Naſe und dem Gehörgange", und maß nun den Winkel, welchen dieſe Linie mit einer anderen, vom hervorragendſten Punkte der Stirn dem Profil entlang gezogenen, geraden Linie bildet. Das iſt der berühmte Camper'ſche Geſichtswinkel, der noch während eines Theiles unſeres Jahrhunderts ſeine Wichtigkeit in der Schädellehre behielt. Später unterſchied Prichard unter den Schädeln Schiefzähner von Geradzähnern.

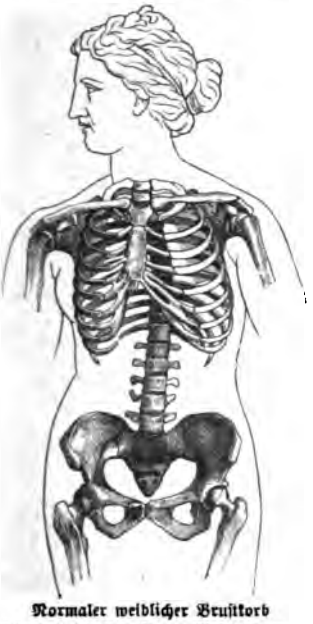
Die ersteren wären solche, bei welchen sich die Kiefer mit den schräg nach vorn geneigten Zähnen schnauzenartig vorschöben, bei den anderen schöben sie sich nicht vor, sondern ständen senkrecht. Betrachten wir einen Menschenschädel von oben, so sehen wir bei allen normalen den Umriß eiförmig, aber bald mehr schmal-, bald mehr breiteiförmig. Diese Beobachtung wurde schon von Joh. Friedr. Blumenbach (1752—1840) hervorgehoben und wissenschaftlich verwerthet, und A. Retzius in Stockholm (1840) legte sie seinem Systeme zu Grunde. Er bezeichnete die schmalen Schädel als Langschädel, die breiten als Kurzschädel, welche häufig auch Rundschädel genannt werden. Zwischen Lang- und Kurzschädel wurden später von Broca und Welcker solche, welche weder entschieden „lang" noch „kurz" sind, als Mittellangschädel eingeschoben. So erhielt man folgende sechs Hauptschädelformen: schiefzähnige Langköpfe, geradzähnige Langköpfe, schiefzähnige Mittellangköpfe, geradzähnige Mittellangköpfe, schiefzähnige Kurzköpfe, geradzähnige Kurzköpfe, denen später noch die



Gesichtswinkel.

„extremen Kurzköpfe" hinzugefügt wurden. Johannes Ranke vermochte durch seine Untersuchungen zu beweisen, daß die Schiefzähnigkeit der Regel nach verbunden ist mit runden, d. h. breiten Gesichtsschädeln, die Geradzähnigkeit dagegen mit langen, d. h. schmalen Gesichtsschädeln. Nach dem Material von Schädeln in den verschiedenen Sammlungen glaubte man vor noch nicht langer Zeit, in den wechselnden Schädelformen zugleich auch sichere Merkmale unterschiedener Völker und Rassen gewonnen zu haben; man meinte, daß gleiche Rassen auch gleiche Schädel besäßen. Je größer nun aber während der letzten zwei Jahrzehnte die Zahl der gemessenen europäischen Schädel wurde, um so deutlicher zeigte es sich, daß, was früher für Rasseneigenthümlichkeit gehalten war, dies Alles bis in die feinsten Abstufungen in Europa gefunden wurde. Die Schädelformen, welchen wir in unserem Erdtheil begegnen, erkennen wir jetzt nicht nur in ihren Hauptverhältnissen auf der ganzen Erde wieder, sondern es zeigt sich wie in Europa so überall auch eine Mischung der verschiedenen Schädelformen.

Wo nun, und zwar gleichgültig, ob hier bei uns oder in anderen Erdtheilen, ein Volk oder eine Raſſe ſich wenig mit anderen vermiſcht hat, da zeigt dies Volk, dieſe Raſſe auch eine charakteriſtiſche Schädelform, und das deutet ſicher darauf hin, daß erbliche Einflüſſe oder Anlagen wichtig und beſtimmend für die Schädelbildung waren und ſind. Außer dieſem erblichen Einfluß giebt es aber, wie die Unterſuchungen Langers und Engels ergeben, noch einen anderen, den Einfluß des Kaumechanismus auf die Geſichtsgeſtaltung während des Lebens des einzelnen Menſchen (vergl. unten die Eskimo), und darin, meint Joh. Ranke, liegt ein deutlicher Fingerzeig, daß die nun durch



Normaler weiblicher Bruſtkorb (eingezeichnet in die Umriſſe der Mediceiſchen Venus).

Weiblicher Bruſtkorb durch übermäßiges Schnüren verkrüppelt.

jahrtauſendlange Vererbung völkerſchaftlich beſtimmten Geſichtszüge ſich einſt aus individuellen Bildungen entwickelt haben, deren Urſache zum Theil in dem Kaumechanismus und deſſen ſtärker oder geringer plaſtiſch wirkenden Einfluß auf das Geſichtsſkelet geſucht werden darf.

Die Schädellehre in Verbindung mit genauen Meſſungen iſt eine junge Wiſſenſchaft. Wer kann da meinen, was ſie heute aufbaut, bleibe immer feſt und unumſtößlich? Jede Wiſſenſchaft ſchreitet fort; Stillſtand giebt es nicht. Was Phantaſie, Glaube, vorgefaßte Meinungen aufbauten und ſchützend aufrecht erhielten, reißt ſie ſchonungslos nieder. Was das eine Jahrhundert erbaute, zertrümmern die nachfolgenden, und einige

altehrwürdige Ruinen, die vielleicht unbeachtet der Zerstörung entgingen, zerfallen zuletzt von selbst. Wie Alles auf Erden im ewigen Wechsel kreist, so giebt es auch nie und in keiner Wissenschaft einen Stillstand, nur ein Fortschreiten über nicht mehr zeitgemäße Trümmer.

Brustkasten, Brusthöhle, Bauchhöhle.

Auf unserer Abbildung: das Skelet des Menschen, erscheint der Brustkasten als ein faßartiges Knochengerüst; er ist nach dem Rücken zu am breitesten, nach vorn abgeflacht, oben schmäler, unten am weitesten. Jeder der zwölf Reifen auf jeder Seite wird Rippe genannt; die sieben oberen, welche sich vorn durch einen Rippenknorpel mit dem Brustbein verbinden, nennt man wahre, die anderen falsche (kurze, Bauch-) Rippen.

In der Brusthöhle liegen die Lungen und zwischen deren zwei Flügeln das Herz.

Die falschen Rippen umschließen seitlich die nach oben durch das Zwerchfell abgeschlossene Bauchhöhle, welche voll ausfüllen besonders Magen, Leber, Nieren und Darm. Jedwede Zusammenpressung dieser zwei Höhlen, zumal während des Wachsthums, verringert natürlich den Rauminhalt, hindert die naturgemäße Entwicklung dieser Theile und schafft im spätern Leben Leiden mannigfachster Art. Aus den obenstehenden Zeichnungen läßt sich deutlich ersehen, welche Gestalt ein normal entwickelter weiblicher Brustkasten besitzt, und wie er durch ein Korset verkrüppelt werden kann.

Die Gliedmaßen.

Zur Befestigung der Arme und Beine schließen sich oben und unten an das Knochengerüst breite Knochen an, die ersteren an das Schultergerüst, das aus Schlüsselbein und Schulterblatt besteht. Das Schlüsselbein ist ein fast S-förmiger, rippenähnlicher, aber starker und wagerecht liegender Knochen über der ersten Rippe. Das Schulterblatt besteht aus einem flachen Dreieck hinter den Rippen und ist in seinen mittleren Theilen sehr dünn. Seine hintere freie Fläche wird durch eine leistenförmige Erhöhung in einen oberen und unteren Abschnitt getheilt. Die Erhöhung, die sogenannte Schultergräte, verlängert sich nach außen und oben in einen breiten Fortsatz, die Schulterhöhe und den Haken- oder Rabenschnabelfortsatz. In die Gelenkgrube des Schulterblattes legt sich mit halbkugligem Gelenkknopfe der Oberarmknochen, der zweitlängste Knochen des Skeletes, an ihn der Unterarm, aus zwei Knochen, Elle und Speiche, bestehend, und hieran endlich das Organ der Organe, die Hand, zu welcher gehören 1. die Handwurzel, nämlich zwei Reihen von je vier Knochen, 2. die verhältnißmäßig wenig bewegliche Mittel-

hand und 3. die aus je drei Gliedern bestehenden Finger; nur der Daumen, dessen Mittelhandknochen von den übrigen abstehend freie Beweglichkeit zeigt, hat zwei Fingerglieder.

Die unteren Gliedmaßen heften sich an das breite Becken, das gebildet wird durch das linke und rechte Hüftblatt, welche sich in der vorderen Mittellinie des Körpers vereinigen, nach hinten zu aber das oben erwähnte Kreuzbein zwischen sich fassen. Aehnlich wie der Oberarmknochen ist auch der Oberschenkelknochen, der längste und stärkste Röhrenknochen des ganzen Skeletes, durch einen Knopf am Becken eingelenkt. Durch sein unteres Endstück verbindet er sich mit der Kniescheibe und dem Schienbein, welches letztere zusammen mit dem schlankeren und kürzeren Wadenbein den Unterschenkel bildet. Die Kniescheibe, ein dicker, herzförmig gestalteter Knochen mit nach abwärts gerichteter Spitze, liegt in einer Sehne auf der Vorderseite des Kniegelenkes. An den Unterschenkel setzt sich der Fuß in drei Abschnitten, den Fußwurzelknochen, Mittelfußknochen und Zehen. Es giebt nur sieben Fußwurzelknochen; der erste ist das Sprung- oder Würfelbein, der größte dieser sieben das Fersenbein, an welches sich die Sehne des starken Wadenmuskels, die bekannte Achillessehne, heftet. Der Mittelfuß besteht wie die Mittelhand aus fünf kurzen Röhrenknochen, und daran schließen sich die Zehen mit ebenso vielen Gliedern wie die Finger.

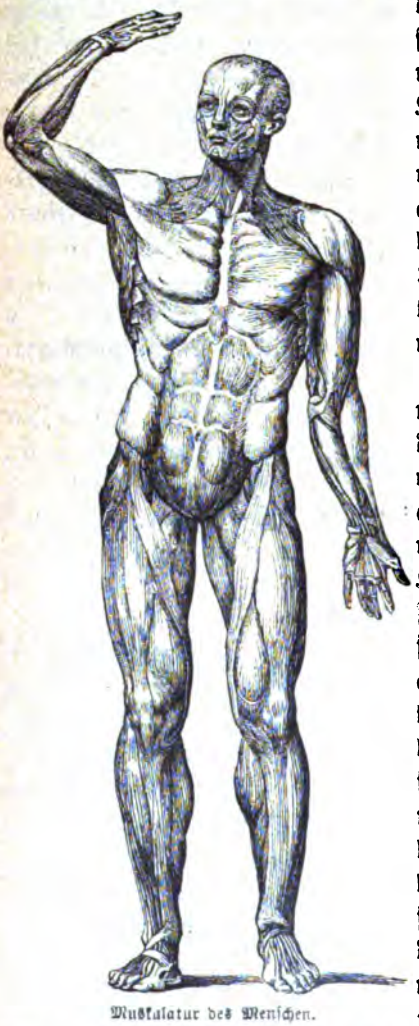
Die Muskeln.

Wenn wir wiederum dem Schlächter einen Besuch abstatten und zuschauen, wie er für sein Geschäft das Schlachtvieh zubereitet, so erblicken wir unmittelbar unter der abgezogenen äußeren Haut und ihrer Fettunterlage eine nach ihrer Dicke sehr ungleiche, rothgefärbte Masse, das Fleisch, welches eine Umhüllung des Knochengerüstes bildet und aus Muskeln besteht. Das sind größtentheils in der Mitte dicke, an den Enden dünne, verlängerte, elastische Bündel von Fleisch-(Muskel-) Fasern, zwischen welchen eine aus vielen Faserbündeln und Maschen bestehende Schicht, das Zellgewebe, liegt, gleichsam ein Speicher für Fettablagerungen.

Alle Bewegungen des Körpers, Streckung, Beugung, Verkürzung der Glieder, Kauen, Schlucken, Schreien u. dergl. m. werden durch Verlängerung oder Zusammenziehung der Muskeln hervorgebracht, und daher unterscheidet man die Muskeln nach ihren Verrichtungen als Streck-, Beuge-, Hebe-, Roll-, Ab- und Anziehmuskeln und nach ihrer Lage als Kopf-, Glied-, oder Rumpfmuskeln. Die Muskeln sind somit in erster Linie die thätig bewegenden und gleichzeitig die

Bewegungskräfte produzirenden Organe, welche unseren Körper zu mechanischen Leistungen verschiedenster und mannigfachster Art befähigen.

Da nun unser Körper symmetrisch gebaut ist, so ist auch, wie wir aus dem Bilde: Muskulatur des Menschen, sehen können, die Anordnung der Muskeln eine symmetrische, d. h. sie kommen der Mehrzahl nach paarweise auf beiden Seitenhälften des Körpers vertheilt vor, sind aber gewöhnlich auf der rechten Körperhälfte von etwas kräftigerer Entwicklung als auf der linken. Man zählte und benannte am männlichen Körper 315 paarige und 5 unpaarige Muskeln, am weiblichen Körper aber 314 und 6.



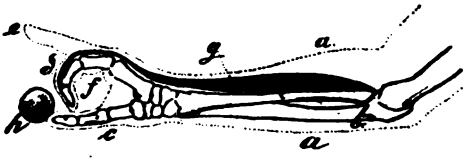
Muskulatur des Menschen.

Um nun dem Leser klar zu machen, welcher Art die Arbeit ist, welche die Muskeln vollführen, möchte ich vergleichsweise einige Beispiele aus anderen Gebieten aufführen. Denken wir uns, daß vor einem mehrstöckigen Hause auf eine Länge von mehreren Fuß eine dicke, feuchtweiche Lehmschicht sich befände. Läßt nun Jemand aus dem Parterre-Fenster eine kleine Glaskugel, wie sie die Kinder bei ihren Spielen verwenden, herabfallen, so wird sie etwas in die Lehmmasse einsinken; die Tiefe des Loches läßt sich leicht feststellen. Man wiederholt nun den Versuch aus der ersten, sodann aus der zweiten Etage, so daß die fallende Kugel jedesmal ein neues Loch bildet, und wird dann finden, daß, je höher der Fall war, um so tiefer das Loch, also um so größer die Kraft, solch tieferes Loch hervorzubringen. Auch die Schnelligkeit im Fallen nimmt stetig zu.

Ein anderer Versuch. Wir stecken das eine Ende einer Stricknadel derartig fest in die Wand des Zimmers, daß die Nadel wagerecht steht. Wir nehmen dann eine jener kleinen Holzrollen, auf welchen Nähgarn,

Zwirn, gewickelt war, bringen sie mit der Höhlung auf die Nadel und legen über die Rolle einen Zwirnfaden, an dessen Enden zwei gleich schwere Gewichte hängen, beide werden im Gleichgewicht bleiben. Erhält aber das eine einen leisen Anstoß nach abwärts, so wird es mit ziemlich gleicher Schnelligkeit nach unten gehen, das andere aber ebenso schnell nach oben. Die Bewegung dauert so lange fort, bis das erste den Fußboden berührt. Wie im ersten Versuche die Kugel Arbeit leistete, indem sie ein flacheres oder tieferes Loch schlug, so leistet auch hier die Schwere des sinkenden Gewichtes Arbeit, denn sie überwindet die Schwere des anderen Gewichtes, zieht dies trotz der abwärts treibenden Schwere nach oben.

Aendern wir diesen Vorgang etwas ab. Statt einer Rolle nehmen wir zwei, aber der Durchmesser der zweiten ist dreimal größer als der der ersten; wir verbinden beide fest miteinander und stecken sie auf die Nadel. Sodann wird an jeder ein Faden befestigt derartig, daß die freien Enden der beiden Fäden auf entgegengesetzten Seiten der Achse von den Rollen herabhängen. An das Fadenende der größeren Rolle hängt man ein Gewicht, an das der kleineren ein dreimal schwereres. Giebt man nun dem einen Gewicht einen Abstoß abwärts, so bleibt auch wie vorhin in gleichmäßiger Bewegung die Doppelrolle, das eine Gewicht sinkt, das andere steigt. War das nach unten gestoßene Gewicht das leichtere, so zieht es dennoch das dreimal schwerere nach oben, aber der Faden des schwereren hat nur den dritten Theil der Wegstrecke des anderen Fadens durchmessen, weil die Durchmesser der beiden Rollen sich verhalten wie 1 : 3.



Ein Anfangs auf dem Bogen ruhender Pfeil erhält nach dem Schusse eine bedeutende Geschwindigkeit. Hier leistete die elastische Kraft des Bogens die Arbeit.

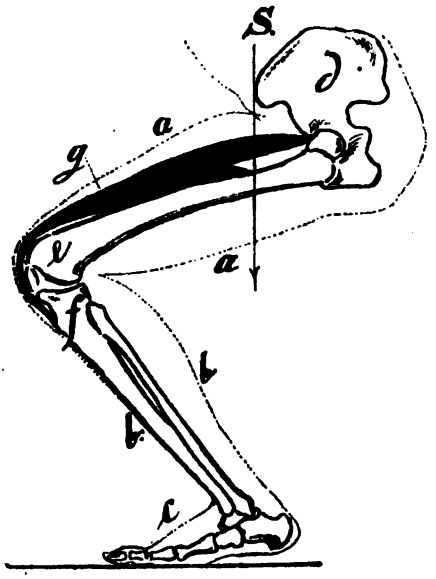
Wir nehmen zu einem Schuß ein anderes bekanntes Kinderspielzeug. Ein Kautschukstrang ist an einem Ende befestigt; am freien Ende ist ein geeignetes Stück angeknüpft, um eine Kugel aufzunehmen. Wird dies mit der Hand angezogen, der Strang auf das Doppelte seiner ursprünglichen Länge gedehnt und dann losgelassen, so wird die Kugel fortgeschnellt. Je größer die Dehnung, um so größer die Kraft, um so weiter fliegt die Kugel.

Welche Kräfte sind es nun, die beim Vorgange der willkürlichen Bewegungen die Arbeit leisten, welche erforderlich ist, um Massen in Bewegung zu setzen und äußere Kräfte zu überwinden? Wo sind in

unserem Körper Kräfte, deren Angriffspunkte in ihrem Sinne fortrücken, wenn willkürliche Bewegung geschieht?

Betrachten wir die vorstehende Figur: aa soll den Unterarm vorstellen, b den Unterarmknochen, c den Daumen mit seinen Knochen, d den gebogenen Zeigefinger, e den Mittelfinger, f Höhlung zwischen gekrümmtem Zeigefinger und Daumen, g einen Muskel mit Sehne durch den Zeigefinger, h eine kleine Thonkugel, die fortgeschnellt werden soll.

Die Fasern des Muskels gehen an dem freien Ende in den Sehnenstreif über; sie sind in diesem Falle mit ihm parallel. Das andere Ende ist an die beiden Vorderarmknochen dicht am Ellenbogengelenk angeheftet, der Muskel liegt leicht verschiebbar auf diesen Knochen. Wie ist nun der Vorgang in seinen Einzelheiten, wenn der Finger die kleine Kugel fortknipst? Solch Stück Muskelfleisch hat die Eigenschaft, unter Umständen, d. h. wenn ein Willensantrieb kommt, sich plötzlich zu verhalten wie ein nach der Richtung seiner Fasern gedehnter, also gespannter elastischer Strang. Wird dann das hinter dem Daumenpolster festgehakte Nagelglied des gekrümmten Fingers losgelassen, so kommen die elastischen Kräfte des gespannten Muskels zur Arbeit, der Sehnenstrang wird gegen das feste Muskelende gezogen, das Fingerglied, welches sich wie alle Fingerglieder nur in Geradeausstreckung bewegen kann, wird vorgeschnellt, die Kugel erhält dieselbe Richtung.



A. Fick giebt noch ein anderes lehrreiches Beispiel zur Erklärung solcher Muskelvorgänge.

Es bezeichnet aa den Oberschenkel, bb den Unterschenkel, c den Fuß auf fester Grundlage, d den Beckenknochen, e den Oberschenkelknochen, f den Unterschenkelknochen, g den Muskel, welcher sich nach links hin über das scharnierartig eingerichtete Kniegelenk, bei der angenommenen Stellung gekrümmt, an dem großen Unterschenkelknochen angeheftet ist. Nach rechts hin befestigt sich der Muskel theils am Oberschenkelknochen, theils am Becken. Gehen nun unter dem Einflusse des Willensantriebes

die Muskelfasern in jenen Zustand über, wo sie, stark ausgedehnt, sich wie der obige Kautschukstrang zusammenziehen, so kann nicht, wie vorhin der Finger, so hier der Fuß dem Zuge folgen, weil er fest auf dem Boden, hier auf einer Treppenstufe, ruht; aber das andere Muskelende, nämlich der Oberschenkel mit dem Rumpf, kann dem Zuge folgen, indem der Oberschenkel sich im Kniegelenk aufwärts dreht. Der Drehung wirkt jedoch die Schwere des ganzen Rumpfes entgegen, welche das Kniegelenk abwärts zu drehen strebt. Die Masse des Oberschenkels und des Rumpfes denken wir dabei vereinigt im Schwerpunkt S, auf welchen sie in der Richtung des Pfeiles abwärts ziehend wirkt. Wenn nun beide Kräfte, wie das gewöhnlich der Fall, nahezu im Gleichgewichte sind, so kommt es zwar nicht zu so großer Geschwindigkeit wie oben beim Finger, aber die Schwerkraft wird überwunden, und der Schwerpunkt des ganzen Körpers vom Körper entfernt, d. h. in unserem Falle, wir sind eine Treppenstufe höher gestiegen.

Wenn nun auch die Erfolge eines Willensantriebes in den Muskeln so schnell erfolgen, daß man zu sagen pflegt, sie seien blitzschnell, so verhält sich doch die Geschwindigkeit der Muskelzusammenziehung zu der des elektrischen Stromes wie 1 : 500 Millionen. Wir wollen das an einigen Beispielen zu erläutern suchen. Bei dem einfachen Marschiren legt ein Soldat in einer Minute 80 Schritt zurück, also kommen auf jeden Schritt ungefähr $^3/_4$ Sekunden; beim Laufschritt in derselben Zeit 200 Schritt, also auf jeden einzelnen etwa nur $^3/_{10}$ Sekunden. Die Bewegungen der Finger sind bedeutend schneller. In zehn Sekunden kann man den Mittelfinger der rechten Hand 42—45 Mal abwechselnd beugen und strecken, also in einer Minute 270 Bewegungen vollführen; ein Violinspieler bringt es mit diesem Finger in fünf Sekunden sogar zu 50 Bewegungen, von denen jede nur 0,1 Sekunden währt.

Jede Maschine, ob groß oder klein, bedarf der Speisung zu ihrer Kraftentwicklung. Da nun der menschliche Körper, und auch der der höheren Thiere mit einem Knochengerüste, sehr vollkommene und überaus komplizirte Maschinen sind, so liegt die Frage nahe, welche Art von Maschinen eine größere oder geringere Speisung erfordert.

Wenn man ein Pfund Kohle und $2^1/_2$ Pfund Sauerstoff zu Kohlensäure verbrennt, so entsteht daraus so viel Wärme, um 34462 Pfund Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen, oder 3446,2 Pfund um zehn Grad Celsius, oder 344,62 Pfund um 100 Grad Celsius. Man hat sodann gefunden, daß man durch Sinken von 1400 Pfund durch eine Höhe von einem Fuß ebenso viel Wärme erzeugt, als nothwendig ist, um ein Pfund Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen, oder 140 Pfund

durch eine Höhe von zehn Fuß, oder 14 Pfund durch eine Höhe von 100 Fuß. Das ist ein Fußpfund, und eine Pferdekraft gleich 510 Fußpfund, eine Menschenkraft gleich 1/6 Pferdekraft, gleich 85 Fußpfund.

Ein erwachsener Mann verzehrt in 24 Stunden ungefähr 490 Gramm Kohlenstoff, die als Kohlensäure ausgeathmet werden, folglich darf ein solcher Mann bei dieser Nahrung mit voller Kraft nur acht Stunden in einem Tage arbeiten. Wir wollen nun einmal auszurechnen versuchen, wie viel Nahrungsstoff ein Mensch verbraucht, der durch Bewegung seiner Füße den Körper fortwährend hebt, der also den Rigi in der Schweiz oder den Brocken (beide zu rund 5000 Fuß Höhe gerechnet) besteigen will. Er stärkt sich am Fuß des Berges durch ein Beefsteak und eine halbe Flasche Wein. Sein Körper mit Kleidern u. s. w. wiegt 150 Pfund. Durch Ersteigung des Berges hat er diese Last nach oben befördert, also eine Arbeit von $5000 \times 150 = 750\,000$ Fußpfund geleistet. Die feste Nahrung aber (denn 100 Pfund Fleisch enthalten nur zwölf Pfund feste Bestandtheile) bestand nur in wenigen Loth. Würde eine von Menschenhand verfertigte Maschine, um 150 Pfund 5000 Fuß zu heben, nicht bedeutend mehr Kohle verbraucht haben? Nehmen wir ein anderes Beispiel aus dem Thierreiche. Eine Brieftaube fliegt von Hamburg nach London in wenigen Stunden. Sie hat ihr ganzes Brennmaterial mitgenommen, und die ganze Maschine wiegt kaum ein Pfund. In London angekommen, hat sie nur wenig Loth an Gewicht verloren. Wie armselig nimmt sich dagegen ein Luftballon aus! Das menschliche Auge richtet sich innerhalb weniger Millimeter Muskelbewegung auf die Sehferne eines Fixsternes und auf diese eben gelesenen Worte. Das menschliche Herz macht durchschnittlich 70 Schläge in einer Minute, also in 70 Jahren 2535 Millionen. Dazu bedarf es täglich einer nur geringen „Herzstärkung", und schlägt doch, wenn es gut ist, der ganzen Menschheit.

Jeder Muskel, welcher längere Zeit durch Arbeit in Thätigkeit gehalten wurde, desgleichen in höherem Maße jeder arbeitende Körper ermüdet, d. h. ermüdende Stoffe, vornämlich Fleischmilchsäure, saure Salze, Kohlensäure u. dergl. m. werden in ihm angehäuft. Wenn wir dann uns ausruhen, gute passende Nahrung zu uns nehmen, dann wäscht der gesteigerte Blutstrom aus den Muskeln jene Stoffe wieder aus, und die Ermüdung ist verschwunden. Wird jedoch die Ermüdung fortgesetzt, wird sie zu übermäßig, wie z. B. bei gehetztem Wild, oder bei den Soldaten durch Ueberanstrengung auf Märschen, so vermag sie direkt den Tod herbeizuführen.

In Betreff der Arbeitsleistung der Europäer und Nichteuropäer hört und liest man oft die widersprechendsten Ansichten und

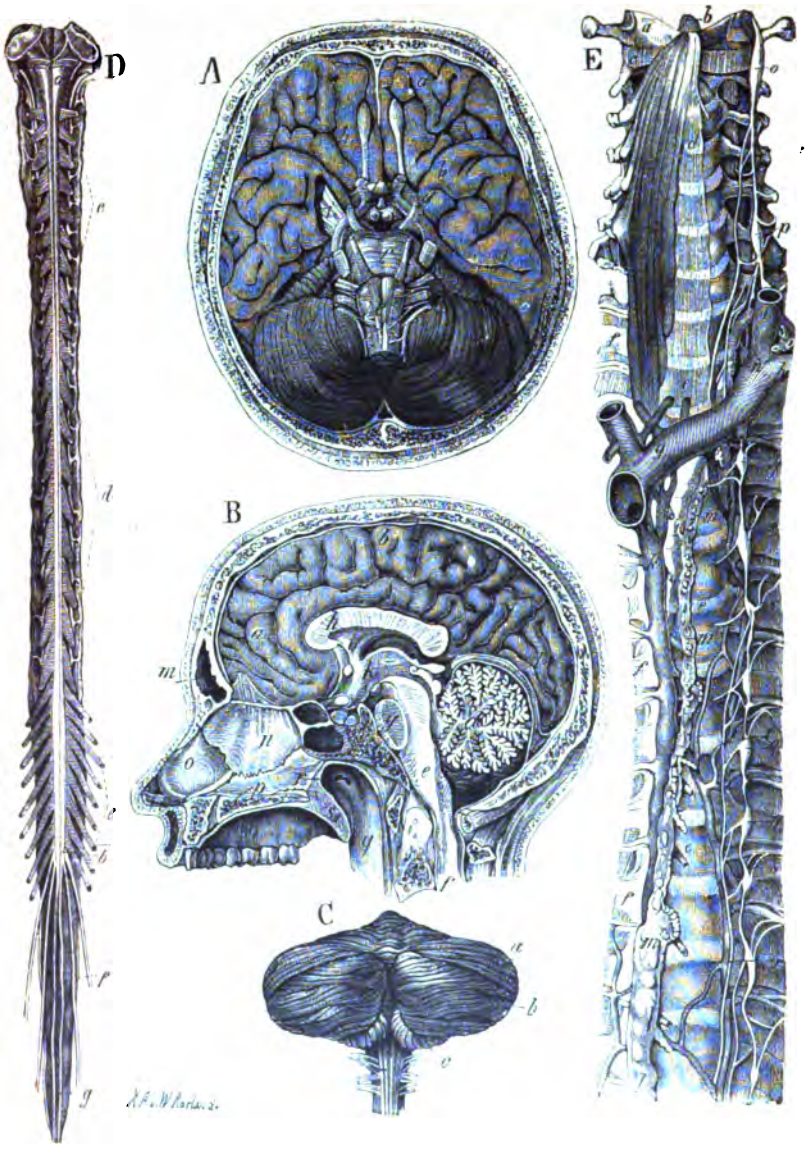
Behauptungen, besonders von Reisenden, welche nur kürzere Zeit an einem Orte verweilten und aus ihren wenigen, häufig sogar ungenauen Beobachtungen allgemeine Schlüsse ziehen. Die Einen sind der Meinung und bringen Beweise vor, daß Europäer leistungsfähiger seien als Nichteuropäer, Andere treten, gleichfalls durch Beweise unterstützt, dieser Ueberhebung entschieden entgegen. Wer kann da recht haben, wo es an einem allen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Beweise noch fehlt? Bis jetzt scheint nur das gewiß, daß ein allgemeines in Mittelwerthen sich aussprechendes Uebergewicht des Europäers an Muskelkraft sich keineswegs allen außereuropäischen Völkern gegenüber nachweisen läßt.

Wir hatten oben gesehen, daß Muskeln durch einen Willensantrieb in Thätigkeit gesetzt werden, aber nicht alle sind in ihrer Thätigkeit von solchem Antriebe abhängig. Auf gewisse Muskeln vermag der Wille unmittelbar keinen Einfluß auszuüben, und deshalb hat man diese unwillkürliche oder organische Muskeln genannt, weil sie die unwillkürlich eingeleiteten mechanischen Bewegungen in unserem Körper besorgen. Solche Muskeln bilden vorwiegend beutelförmige Hohlorgane, wie z. B. Herz, Magen, Blase, Gebärmutter u. a.

Die Nerven.

Unseren Körper durchziehen nach allen Richtungen hin überaus feine fadenförmige Röhren (Nervenröhren), welche mit einer weichen Masse (Nervensubstanz) erfüllt sind. Wie vom Stamm eines vielverzweigten Baumes zuerst starke, dann etwas dünnere Aeste ausgehen, an welche sich immer dünnere Zweige setzen, so vertheilen sich, wenn der Vergleich auch in vielen Beziehungen hinkt, die Nerven durch den Körper; aber wenn auch viele sich zu einem stärkeren Strange scheinbar vereinigen, so bleibt doch in jedem Strange der einzelne Nervenfaden völlig abgesondert neben den anderen, ungefähr so wie wir in einem Faden Nähseide unter dem Vergrößerungsglase die feinen Fäden, aus welchen die Seidenraupe den Kokon bildete, zählen können, oder in einem Spinngewebfaden die mehreren Hunderte von Fädchen, aus welchen er besteht. Die Nervenfäden sind aber noch viel feiner, denn in einem nur eine halbe Linie dicken Faden vermochte man unter dem Mikroskope 16000 einzelne zu zählen.

Wir sahen am Schluß des vorigen Absatzes über die Muskeln, daß man in ihrem Organsysteme einen unwillkürlichen und einen willkürlichen Abschnitt unterscheidet. So ist es auch bei den Nerven. Die ohne unseren Willen thätigen Nerven bilden das sympathische Nervensystem, das seinen Hauptsitz in der Bauch- und Brusthöhle hat, vorwiegend den geheimnißvollen Vorgängen der Ernährung und Ausscheidung dient; das



A. Das Gehirn an seiner unteren Fläche. a) Vorderer, b) mittlerer und c) hinterer Lappen des großen Gehirns. d) Kleines Gehirn. e) Verlängertes Mark (oberes Ende des Rückenmarks). f) Die Varolsbrücke. g) Die Sehnervenkreuzung. h) Der Riechnerv. i) Der Hirnstiel.

B. Das Gehirn in der Mitte seiner Länge senkrecht durchschnitten. a) Vorderer, b) mittlerer und c) hinterer Lappen des großen Gehirns. d) Kleines Gehirn mit dem Lebensbaum. e) Verlängertes Mark. f) Rückenmark. g) Varolsbrücke. h) Der Balken. i) Das Gewölbe. k) Der Sehhügel (dahinter der Vierhügel und die Zirbeldrüse). l) Das Hirnzelt (zwischen großem und kleinem Gehirn). m) Die Stirnhöhlen. n) Die knöcherne und o) die knorpelige Nasenscheidewand. p) Der harte Gaumen. q) Der Schlundkopf. r) Die Mündung der Ohrtrompete. s) Weicher Gaumen (Zäpfchen).

C. Das kleine Gehirn, von hinten gesehen. a) Die obere und b) die untere Hälfte. c) Das Rückenmark. (Fortsetzung siehe Seite 25.)

zweite System aber, das Zentralnervensystem mit Rückenmark und Gehirn, vermittelt die bewußt werdenden Empfindungen und die vorwiegend hieraus sich ergebenden Willensthätigkeiten.

Das Zentralnervensystem umfaßt das Gehirn und das Rückenmark. Das Gehirn wird von drei Häuten umgeben, der harten Hirnhaut, der Spinngewebehaut und der weichen Hirnhaut oder Gefäßhaut, die halbdurchsichtig, reichlich mit Blutgefäßen versehen ist und innig die Gehirnoberfläche umschließt. Das Gehirn besteht aus einer weichen Substanz, deren äußere röthlich-graue Lage Rindensubstanz, und deren innere gelblich-weiße Lage Marksubstanz genannt wird.

Nervenverzweigungen im Körper.

Wir unterscheiden am Gehirn vier Abtheilungen:

1. Das im Vorderkopfe liegende große Gehirn, bestehend aus zwei Halbkugeln, Hemisphären, die auf der Oberfläche viele darmähnliche und durch Furchen getrennte Windungen haben, durch einen sichelförmigen Fortsatz der harten Hirnhaut getrennt sind und tiefer unten durch den Hirnbalken, einen dicken platten quergefaserten Strang, zusammenhängen.

2. Das kleine im Hinterschädel liegende Gehirn. Es besteht auch aus zwei Halbkugeln mit einem schmalen Mitteltheile, Wurm genannt, dessen Querdurchschnittsflächen ein baumartiges Ansehen haben und deshalb Lebensbaum heißen. Das Mark des großen und kleinen Gehirnes verbinden die Vierhügel; auf ihnen liegt die Zirbeldrüse.

D. Das Rückenmark, von hinten gesehen. a) Das verlängerte Mark. b) Die Rückenmarkszapfen (das untere Ende) mit dem Rückenmarksfaden. c) Der Halstheil. d) Der Brusttheil e) Der Lendentheil. f) Die Kreuzbein- und Steißbein-Nerven.

E. Der Hals- oder Brusttheil der Wirbelsäule, von vorn gesehen, mit dem sympathischen Nerven- und Milchbrustgange. a) Erster und b) Zahnfortsatz des c) zweiten Halswirbels. d) Halswirbel. e) Brustwirbel. f) Rippenknöpfchen. g) Obere Hohlader. h) Linke Schlüsselbeinblutader. i) Drosselader. k) Unpaarige Blutader. l) Anfang des m) Milchbrustganges. n) Einmündung dieses Ganges in die Blutader. o) Oberster und p) unterster Halsknoten. q) Brustknoten. r) Eingeweidenerv und s) Verbindungsfäden der sympathischen Nerven mit Rückenmarksnerven.

3. Der Gehirnknoten, nach dem einstigen päpstlichen Leibarzte auch Varols-Brücke genannt, verbindet das große und kleine Gehirn.

4. Das verlängerte Mark liegt gleich vor dem Hinterhauptsloche, tritt durch das Loch hindurch und geht in das Rückenmark über.

Vom Rückenmark gehen 31 Nervenpaare ab, die nach den Wirbeln der Wirbelsäule benannt werden.

Jede Einwirkung auf die Nerven ruft eine Art Strömung hervor, welche in der einen Nervenklasse von der Außenfläche (Peripherie) unseres Körpers nach dem Zentrum geht und die äußeren Eindrücke dem Bewußtsein zuleitet, das sind die zentripetalen oder Sinnes-, oder Empfindungsnerven. In der zweiten Klasse geht sie vom Zentrum nach der Peripherie, vom Bewußtsein, Willen nach den Muskeln, und veranlaßt in ihnen die Bewegung, das sind die zentrifugalen, oder motorischen oder Bewegungsnerven.

Wenn von E. du Bois-Reymond gesetzmäßige elektrische Erscheinungen an den Nerven entdeckt wurden, wenn die Fortleitung einer Empfindung nach dem Gehirn mit dem Vorgange in einem elektrischen Drahte verglichen wird, so folgt daraus durchaus noch nicht, daß damit das Geheimniß des Lebens aufgedeckt ist. Der während seines Lebens so oft verspottete und mißachtete Dr. J. R. v. Mayer hat durch die Entdeckung des ewig denkwürdigen Gesetzes von der „Erhaltung der Kraft" einer wissenschaftlichen Revolution freie Bahn gebrochen, welche alle sogenannten unwägbaren Stoffe, die Imponderabilien, als unhaltbar aus der Reihe der physikalischen Existenzen strich. Auch hier bewahrheitete sich wieder, daß jeder Sturz eines Götzen, eines literarischen, politischen oder sonst welchen, ein Gewinn für die Wahrheit ist. Jeder zerstörte Wahn ist eine positive That. Wer Götzen zertrümmert, thut ein gutes Werk, nicht der, welcher Tempel baut. Durch J. R. von Meyer wissen wir jetzt, daß Wärme, Licht, chemische Kraft, Elektrizität, gröbere mechanische Arbeit nicht Materie, nichts Stoffliches sind, sondern nur Bewegungsformen des Stoffes. Eine dieser Bewegungen kann in die andere umgewandelt werden. Wenn man dieserhalb den Ansichten und Meinungen über die Tragweite der Entdeckung der Nervenelektrizität, der „Lebenskraft", der „Seele", ein näheres Ziel setzen muß, so haben wir doch den unumstößlichen Beweis erhalten, daß manche Lebensvorgänge, z. B. Gemüthserregungen, Willen, in den Nerven mit nachweisbaren inneren physikalischen Aenderungen in ihnen verknüpft sind. Dagegen ist für berechnende Ueberlegung, Denken, ein Zusammenhang mit physikalischen Bewegungen bislang nicht aufzufinden. Offen zu gestehen, viele Vorgänge in der Natur noch nicht erklären zu können, ist wohl zweifellos richtiger, als sich den Anschein zu

geben, durch hohle fadenscheinige Redensarten das Saisbild entschleiert zu haben. Das erste regt zu stets neuer Forschung an, das andere bleibt der anmaßende Dumme.

Wir hatten oben gesehen, daß ermüdende Stoffe in den Muskeln durch Arbeit sich ansammeln. Auch durch angestrengte geistige Arbeit, durch gesteigerte Thätigkeit, wird eine Nervenermüdung geschaffen, die erst dann wieder verschwindet, wenn die betreffenden Stoffe in den nervösen Organen durch gesteigerte Blutzufuhr theils ausgewaschen, theils unschädlich gemacht werden. Diese Art von Ermüdung äußert sich bald als Unlust zu körperlichen Bewegungen, bald, besonders beim weiblichen Geschlechte, als „nervöse Schwäche", sie hebt sich aber durch Anregung der Gesammtblutzirkulation. Deshalb wirken gesteigerte Muskelthätigkeit, Fußwanderungen, Bergsteigen, Tanzen und Turnen (doch beide nicht in stauberfüllten Räumen und in schlechter verbrauchter Luft) auch günstig auf das geistige Wohlbefinden.

Die bewußten Empfindungen und Bewegungen sind lokalisirt nur in der grauen Rinde der Hemisphären der Großhirnoberfläche; alle übrigen Abschnitte des Gehirn-Rückenmarkes sind nur Zentren für unbewußte Empfindungs- und willkürliche Bewegungsantriebe und als Zwischenleitungstheile zwischen diesen Mittelpunkten und der Großhirnrinde thätig; denn der ganze verwickelte Apparat unseres Körpers kann vollkommen ohne Einfluß des Willens und der bewußten Empfindung alle äußeren und inneren Bewegungen maschinenmäßig ausführen. Den Beweis hierfür haben wir im gewöhnlichen Schlafe und in Körperzuständen, in welchen die Thätigkeit der Hirnrinde ausgeschlossen ist, und zweitens bei Thieren, welchen die Großhirnrinde genommen wurde, wo der fehlende Theil also sicher nicht mehr thätig sein kann.

Man findet häufig die Ansicht ausgesprochen, daß sich das Gehirn des Menschen in seiner ganzen Anlage von dem des Thieres dadurch unterscheide, daß dem letzteren bald dieses, bald jenes Organ des Menschengehirnes fehle. Eine genaue Untersuchung bestätigt das nicht. Das Gehirn der höchststehenden Affen unterscheidet sich in seinem Bauprinzip ebensowenig vom Gehirn des Menschen, wie in den inneren Organen, Herz, Lunge u. s. w. beider ein verschiedenes Bauprinzip vorkommt; der Menschencharakter des Gehirns liegt, soviel wir bis jetzt wissen, nur in dem hohen Uebergewicht der nicht automatisch wirkenden Theile der Großhirnhalbkugel über die nicht automatisch wirkenden Abschnitte.

Gall's Schädellehre (Phrenologie), nach welcher einer besonders starken Entwicklung bestimmter Geisteskräfte auch eine besonders starke Entwicklung gewisser Oberflächentheile der Großhirnhalbkugeln entsprechen sollte, wurde

bald Modesache, später aber verlacht. Eine Mode lebt aber stets wieder fröhlich auf, und so entstand eine moderne Schädellehre, eine „Geographie der Großhirnrinde", die aber in unserer kurzlebigen Zeit jetzt schon ihrem Grabe sich nähert. Nach deren Versuchen an Thieren müßten nämlich auch Wille und Bewußtsein nicht nur lokalisirt, sondern auch, den verschiedenen Zentren entsprechend, getheilt sein. Solche Theilung aber, so urtheilt Johannes Ranke, widerspricht der ersten seelischen Erfahrung, die wir an uns machen, der Erfahrung von der Einheit unseres Bewußtseins und der Einheit unseres Willens. Es könnten hierbei nicht Beobachtungen an Thieren, sondern nur an Menschen Aufklärung geben. Wird mir der rechte Arm abgeschnitten, so kann ich in der gewohnten Weise nicht mehr schreiben, obgleich mein Wille und mein seelisches Schreibvermögen ungeschwächt vorhanden geblieben sind. Nun giebt es eine Nervenkrankheit, die Aphasie oder Sprechlähmung, bei welcher die Zunge nicht die allgemeine Bewegungslosigkeit erhält, sondern nur die, mit dem Munde und der Zunge zu sprechen. Die Kranken verstehen jedoch die Sprache der Sprechenden und machen sich durch Zeichensprache und Schrift verständlich. Sie haben folglich das seelische Sprechvermögen nicht verloren. Wie oben nur der Arm entfernt, so ist in diesem Falle nur das Sprechzentrum zerstört, der Kranke besitzt aber noch immer die seelische Möglichkeit, diese Bewegungen hervorzubringen.

Es wurde einst von v. Bischoff eine Tabelle zusammengestellt, welche zeigen sollte, daß im Allgemeinen das relative Hirngewicht um so größer, je intelligenter das Thier. Ich führe daraus einige auf:

Das Hirngewicht	der	Taube	. . . . .	verhält	sich	zum	Körpergewicht	wie	1 :	28
„	„	der	Ratte	„	„	„	„	„	1 :	28
„	„	des	Maulwurfs	„	„	„	„	„	1 :	36
„	„	eines	halberw. Orang-Utang	„	„	„	„	„	1 :	51
„	„	„	„ Schimpanse	„	„	„	„	„	1 :	51
„	„	der	Katze	„	„	„	„	„	1 :	82
„	„	eines	erwachsenen Gorilla .	„	„	„	„	„	1 :	100
„	„	der	Taube	„	„	„	„	„	1 :	104
„	„	des	Adlers	„	„	„	„	„	1 :	160
„	„	des	Hundes	„	„	„	„	„	1 :	214
„	„	des	Karpfens	„	„	„	„	„	1 :	248
„	„	des	Schafes	„	„	„	„	„	1 :	351
„	„	des	Salamanders	„	„	„	„	„	1 :	380
„	„	des	Pferdes	„	„	„	„	„	1 :	400
„	„	eines	jungen Elephanten . .	„	„	„	„	„	1 :	500
„	„	einer	Quappe	„	„	„	„	„	1 :	720
„	„	eines	Haifisches	„	„	„	„	„	1 :	2496
„	„	eines	Thunfisches	„	„	„	„	„	1 :	37440

Man kann aus solcher Tabelle nur ersehen, daß kleinere Thiere verhältnißmäßig größere Gehirne haben als größere; im Einzelnen aber läßt sich daraus kein Schluß auf die Intelligenz ziehen, denn der sehr kluge Elephant steht zwischen Salamander und Quappe und tiefer als das Schaf. Für den Menschen läßt sich ein ähnliches Verhältniß aufstellen wie zwischen kleineren und größeren Thieren, denn im Verhältniß zum Körpergewicht und zur Körpergröße haben schwerere und größere ein relativ kleineres und leichteres Gehirn, absolut dagegen besitzen größere und schwerere Menschen auch ein größeres und schwereres Gehirn als kleinere und leichtere. Bei neugeborenen Knaben und Mädchen ist das Gehirn gleich schwer, bis zum 15. Lebensjahre steigt das absolute Gehirngewicht auf das Drei- und Vierfache, und in diesem Alter ist absolut das männliche Gehirn größer als das weibliche, dagegen nimmt mit zunehmendem Wachsthum und Alter das relative Hirngewicht ab.

Es sind so gründliche Forscher, wie v. Bischoff, der Ansicht, daß das europäische Gehirn wohl überall ein Mittelgewicht von 1330—1360 Gramm besitzt. Wenn Manche aber glaubten, berühmte Gelehrte hätten öfter ein Maximalgewicht von sonst nicht erreichten 1590 Gramm besessen, so steht dem entgegen, daß Johannes Ranke Arbeitergehirne von 1650, 1678, 1770, 1925 und sogar von 2222 Gramm wog. Trotz vielfacher Messungen und Wägungen von Gehirnen in den verschiedenen Ländern Europas ist deren Gesammtzahl im Verhältniß zu den vielen Millionen Europäern noch immer eine sehr geringe, etwaige allgemeine Schlüsse also bis jetzt durchaus nicht gerechtfertigt. Wenn wir nun gar den außereuropäischen Rassen uns zuwenden, so giebt es, abgesehen von den Vereinigten Staaten Amerikas, in denen wissenschaftlich auch in diesem Betracht sehr viel geleistet ist, nur verhältnißmäßig sehr wenige Wägungen, und diese ergeben gar seltsame Resultate. Nach v. Bischoff besaßen:

8	afrikanische Neger	im	Mittel	ein	Gehirngewicht	von	1232	Gramm
2	afrikanische Negerinnen	„	„	„	„	„	1202	„
2	Buschweiber	„	„	„	„	„	997	„
11	Chinesen	„	„	„	„	„	1428	„
5	Chinesinnen	„	„	„	„	„	1290	„
4	Palau-Insulaner	„	„	„	„	„	1404	„
1	Bengale	„	„	„	„	„	1531	„
1	Bewohner von Bombay	„	„	„	„	„	1006	„
1	Hindu	„	„	„	„	„	1176	„
9	Turkos in Algier	„	„	„	„	„	1366	„

und im Vergleiche hierzu:

50	Franzosen aus 36 Departements	im	Mittel	ein	Gehirngewicht	von	1381	Gramm
545	Männer aus Süddeutschland	„	„	„	„	„	1361	„
341	Frauen aus Süddeutschland	„	„	„	„	„	1220	„

Selbst wenn Jemand alle bisher angestellten Wägungen zusammenstellen wollte, so würden wir doch in dieser Hinsicht von allen Völkern der Erde nur bitterwenig erfahren. Wir stehen ja erst im Beginn der Forschung.

Die Sinnesorgane.

Die Fähigkeit, durch Nerven Eindrücke zu empfinden, nennt man Sinne. Die Organe, durch welche dies geschieht, sind die Sinnesorgane, gewissermaßen verschiedenartige Fenster, durch welche Mensch oder Thier hinausschauen auf die Außenwelt, die Außenwelt überhaupt erst wahrnehmen. Die Thiere verwenden diese Eindrücke zum Nutzen des empfindenden Individuums in des Wortes allgemeinster Bedeutung, und so machen, machten und werden es machen Millionen von Menschen. Der Forschungstrieb bevorzugter Geister leitete diese schon frühzeitig auf die Frage nach dem Wie? Die Frage, wie Sinneswahrnehmungen zu Stande kommen, hat ein Thier wohl noch nie sich vorgelegt. Vorgänge, welche Jedem unmittelbar und einfach zu sein scheinen, als zusammengesetzte darzustellen, halten Viele für überflüssig. Wie es aber durchaus nicht gleichgültig für mich ist, ob ich an meinem Werkzeuge, an meiner Maschine diese oder jene Verbesserung anbringe durch Nachdenken, so ist auch für den denkenden Menschen obige Frage nicht gleichgültig; er wird nicht so verfahren, wie Mephistopheles, der spottend von den Philosophen sagt:

Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei
Eins, Zwei, Drei dazu nöthig sei.

Die Art und Weise der Wirkung der Nerven als Vermittler zahlloser verschiedener Empfindungen, als Veranlasser der Bewegungen der Muskeln und Knochen, innerer mechanischer und chemischer Vorgänge, scheint so ungleichartig zu sein, daß man sich berechtigt glaubte, eine qualitative Verschiedenheit in den einzelnen Nervenarten voraussetzen zu dürfen. Sie fehlt aber nach dem jetzigen Stande unseres Wissens; der eigentlich spezifische Erregungsvorgang, den wir uns gewöhnt haben in die Sinnesorgane (Auge, Ohr u. s. w.) zu verlegen, findet nur in der grauen Gehirnrinde statt.

Die sinnliche Wahrnehmung beginnt mit der Empfindung, aber nicht alle Empfindungen sind Sinnesempfindungen, denn eine ganze Reihe von Empfindungen beziehen wir nur auf Zustände unseres eigenen Körpers und bezeichnen sie als Gemeingefühl. Für gewöhnlich unbestimmt, vermittelt es in uns das Gefühl des Wohlbefindens und kommt erst bei

ungewöhnlich gesteigerter Stärke zu besonderer Wahrnehmung als Gefühl des Hungers, Ekels, der Beklemmung u. s. w.; eine krankhafte Steigerung ruft die mannigfachsten Formen des Schmerzes hervor. Es wird uns nie einfallen, Empfindungen dieser Art, also Schmerz, Durst ꝛc. einem Gegenstande außer uns zuzuschreiben. Mit den Sinnesorganen ist das anders. Wir sehen den blauen Himmel, die grüne Wiese, wir hören den Donner, Vogelgesang, wir kümmern uns garnicht darum, daß diese Empfindungen unseren Nerven angehören, sondern übertragen sie sofort auf den Gegenstand und sprechen: der Himmel ist blau, der Donner rollt.

Außer den fünf Sinnen: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl meinten Manche, daß wir noch im Besitze eines sechsten seien, freilich nicht jenes, von welchem Paul Heyse spricht:

Wie dünken sich so herrlich doch
Die Leute mit ihren Gaben,
Die zu fünf Sinnen den sechsten noch,
Den Sinn für Unsinn haben!

sondern des sogenannten Muskelsinnes, vermöge dessen wir unsere Bewegungen sehr genau abmessen, Lage und Lageveränderung unserer einzelnen Glieder sicher bestimmten und drittens das Kraftmaß für gewisse Bewegungen richtig anwendeten. Weil eine Uebertragung der in den Muskeln gewonnenen Empfindungen auf äußere Gegenstände stattfände, deshalb sollte der Muskelsinn dieselbe Wirkung wie die Sinnesorgane besitzen; manche stellten ihn als subjektiven Sinn den fünf anderen objektiven gegenüber, aber eine allgemeine Anerkennung seiner Würde erwarb er sich nicht.

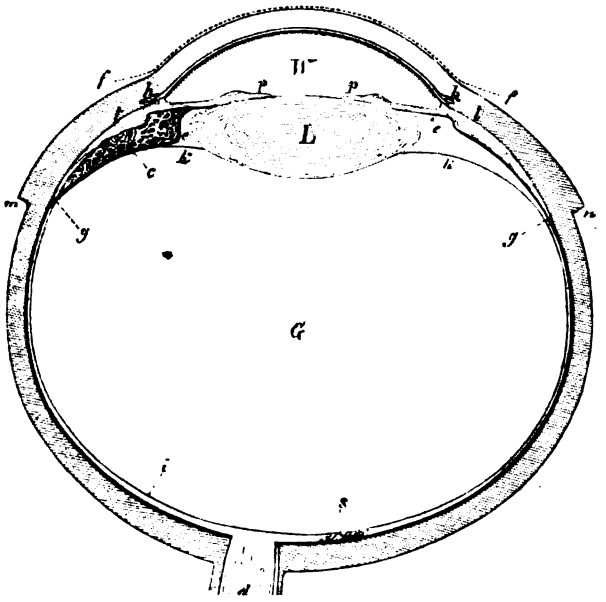
Wir wollen uns jetzt zu einer kurzen Schilderung der Sinnesorgane wenden und beobachten, wie die Wege beschaffen sind, auf denen wir Eindrücke der Außenwelt empfangen.

Das Auge.

Das Auge der höheren Thiere und des Menschen ist mehr oder minder kugelförmig. Wenn wir aber das Auge eines Menschen von der Seite aus betrachten, dann bemerken wir, daß sich in der Vorderseite uhrglasförmig eine Haut vorwölbt. Die hintere Seite des Augapfels ist ziemlich stark abgeplattet, weniger bei sehr kurzsichtigen Augen, die deshalb eine mehr längliche Form haben. Wie die Schale einen Apfel umschließt, so umgiebt das in der Augenhöhle ruhende Auge die weiße, biegsame, aber fast unausdehnbare Augenhaut, in welcher nur wenige Blutgefäße und Nerven sich vorfinden. Was wir aber das Weiße des Auges nennen, ist nicht diese weiße Augenhaut, sondern eine zweite äußere

Hautschicht, die Bindehaut, welche von der Innenseite der Augenlider auf die weiße Augenhaut sich herüberschlägt und an den Rand der uhrglasförmigen, durchsichtigen Hornhaut sich ansetzt. Diese Hornhaut ist gleichsam das Fenster für den inneren Augenraum. Damit aber dort hinein nicht zu viel Licht kommt, befindet sich hinter diesem runden Fenster eine natürlich ebenfalls runde Jalousie mit einer Durchsichtsöffnung in der Mitte, die sich dem Lichtbedürfniß entsprechend erweitern oder verengern läßt. Die Jalousie ist die Regenbogenhaut, Iris, die runde Oeffnung in ihr die Pupille. Die Iris enthält in ihrer hinteren Haut Farbzellen. Sind deren nur wenige vorhanden, so spricht man vom blauen Auge, indem die hintere Haut hindurchscheint; je größer aber die Zahl jener Zellen wird, um so dunkler, braun bis schwarz, wird das Auge benannt. Das Wort Pupille heißt auf deutsch „Püppchen", weil wir in ihr ein kleines Spiegelbild unserer eigenen Person erblicken, wenn wir in ein fremdes Auge hineinblicken. Die Pupille erscheint uns schwarz aus demselben Grunde, weshalb die Bodenluke eines Hauses, vom gegenüberliegenden betrachtet, schwarz erscheint; denn Tageslicht bringt genug durch die Luke in den Boden, wird aber von dort nicht zurückgeworfen, gelangt nicht in unser Auge aus dem Hause gegenüber. Außerdem ist der Hintergrund des Auges vollkommen dunkel gefärbt; ist er es aber nicht vollkommen, wie z. B. bei Albinos, dann scheint die Pupille glänzend roth. Den größten Theil des Innern des Auges erfüllt eine klare gelatinöse Masse, der sogenannte Glaskörper, vor welchem die Linse liegt; zwischen der Linse und der Hornhaut befindet sich die „wässrige Flüssigkeit". Auf der Innenseite ist die weiße Augenhaut bekleidet mit einer zarten dunkelbraunen Haut, welche wegen der großen Menge von Blutgefäßen die Aderhaut genannt wird. Nach vorn hin biegt sie sich von der weißen Augenhaut ab, legt sich an die Vorderseite der Linse und bedeckt als die oben erwähnte Regenbogenhaut sie bis auf jene Stelle, wo die Pupille ist. Die Kristallinse ist eine durchsichtige, farblose Linse, deren hintere Fläche stärker als die vordere gewölbt ist. Der Sehnerv dringt von hinten her in das Auge, durchbricht die weiße Augenhaut und die Aderhaut und dehnt sich nun nach allen Seiten über dieser in einer Schicht von der Dicke dünnen Papieres, der Netzhaut, aus, und doch besteht diese aus zehn verschiedenen Lagen, deren innerste Stäbchen und Zäpfchen sind. Die Zahl dieser letzteren im menschlichen Auge ist sehr groß, denn nach einer mäßigen Schätzung, natürlich unter starkem Vergrößerungsglase, mögen der Stäbchen vielleicht drei Millionen, der Zäpfchen 30 Millionen sein. Die feinen Nervenenden breiten sich nun nicht, wie man erwarten sollte, an der Hinterseite der Netzhaut aus, um dort direkt die Licht-

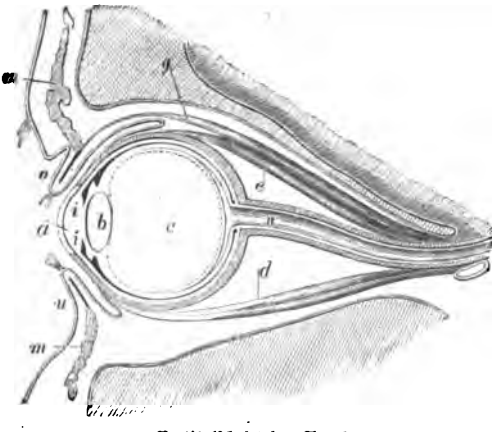
strahlen und Bilder aufzufangen, sondern sie vertheilen sich vor derselben, so daß Stäbchen und Zäpfchen mit dem freien Ende nicht nach außen, sondern nach der Rückseite des Auges, nicht nach den wahrzunehmenden Gegenständen gerichtet sind. Wir sehen deshalb in Wirklichkeit nicht nach außen nach den Gegenständen der Außenwelt, sondern wir sehen diese nur reflektirt vom Hintergrunde des Auges. Außerdem ist die Empfindlichkeit dieser Nerven im Auge nicht überall gleich stark; nur eine Stelle, der sogenannte gelbe Fleck, mit einer verdünnten Stelle, der Zentralgrube, vermag einen Gegenstand äußerst scharf zu fixiren; von hier aus nach den Seitentheilen nimmt die Empfindlichkeit stetig ab.



Horizontalschnitt durch das menschliche Auge (nach Helmholtz).
G Glaskörper. L Linse. W humor aquaeus. c Ciliarfortsatz. d Sehnerv. ee Ligamente. kk membrana hyaloidea. ff hh Cornea. g Choroidea. l Netzhaut. l Ciliarmuskel. mf nf Sclerotikalüberzug. pp Iris. s der gelbe Fleck.

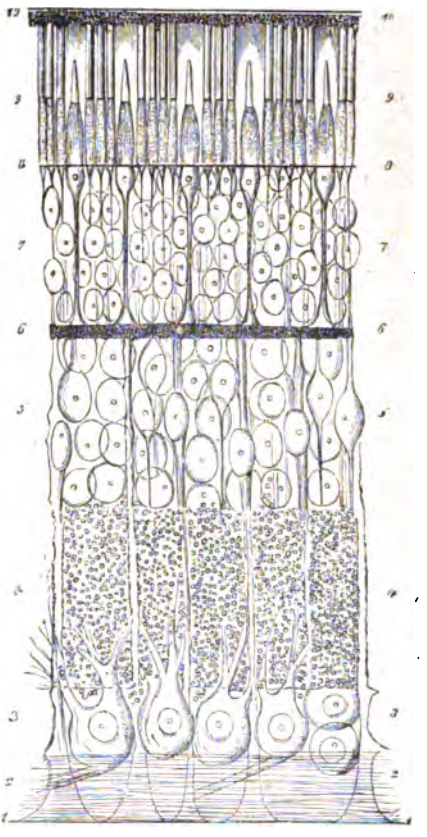
Wir Alle kennen jenes physikalische Instrument, das in einfacherer Konstruktion häufig auch ein lehrreiches Spielzeug für Kinder ist, die Camera obscura. Eine solche ist nun auch unser Auge. Aber doch wohl, abgesehen vom unendlich feinen Bau, mit dem gewaltigen Unterschiede, daß die Bilder der Camera obscura stets auf dem Kopfe stehen? Denn der vorübergehende Mensch hat in ihr die Beine oben, den Kopf unten, die Häuser, Bäume stehen verkehrt und was rechts ist, kommt nach links, was links nach rechts. Durchaus nicht. Auf der Netzhaut steht der gesehene Gegenstand auch verkehrt. Beobachten wir einmal kleine Kinder,

welche beginnen, nach den ihnen vorgehaltenen Gegenständen zu greifen. Die Entfernung wissen sie nicht abzuschätzen, der kleine Arm greift nach dem, was dreimal so weit entfernt; erst nach und nach durch stete Hinzunahme des Tastsinnes verschafft das Kind sich eine Vorstellung von den Dingen, welche als Netzhautbildchen verkehrt ihm erscheinen. Und erwachsen handelt es stets noch ähnlich. Wir bringen die Netzhautbildchen in Verbindung mit anderen Sinneseindrücken, besonders mit einer Reihe von Muskelgefühlen, um eine Vorstellung über das Vorhandensein, die Gestalt, Beschaffenheit und den Ort äußerer Gegenstände zu erhalten. Außerdem sehen wir ja mit zwei Augen gleichzeitig und vollführen, wenn der Tastsinn nicht hinzugezogen werden kann, gewisse Bewegungen der Augen, des Kopfes, sogar des ganzen Körpers. Uebung und frühere Erfahrungen benutzen wir stets. Wir besteigen den Kirchthurm der Stadt, in welcher wir wohnen. Ein weiter Blick eröffnet sich uns. In unserem Auge erscheinen das Häusermeer und die Straßen so auf einer Fläche, wie auf einem Blatt Papier ein Bild aus der Vogelperspektive. Aber wir kennen aus der Erfahrung die einzelnen nahen und fernen Gebäude, die Lage, Richtung und Breite der Straßen, und korrigiren nun nach der Erfahrung, was im Auge nur als Bild auf einer Fläche erscheint. Von dem bei unserem Heimathdorfe belegenen Berge sehen wir unser Dorf zu unseren Füßen, dann die Felder, Weiher, die benachbarten Dörfer, den Wald am Horizonte. Im Auge erscheint das alles auf einer Fläche, dem Gesichtsfelde, aber von Jugend auf wissen wir die Ausdehnung des Dorfes, der Felder in Länge und Breite, die Entfernung der Nachbardörfer u. s. w. Unser Urtheil durch die gewonnene Erfahrung ist ein richtiges. Nun betreten wir aber zum ersten Mal ein modernes Schlachtenpanorama mit dem plastischen Vordergrunde, mit wirklichen umgestürzten Kanonen, zerbrochenen Waffen u. s. w. Die Dekorationsmalerei täuscht uns derartig, daß wir nicht erkennen, wo sie beginnt, wo der wirkliche Vordergrund aufhört, daß wir die auf einer Fläche dargestellten Gegenstände für wirkliche im Raume halten. Sodann haben wir aus der täg-



Vertikalschnitt des Auges.

lichen Erfahrung gelernt, wie wir die Hand bewegen müſſen, um den beſtimmten Theil eines Gegenſtandes zu berühren, um den Fuß auf unebenem Boden ſo oder ſo zu ſtellen. Durch derartige Körperbewegungen erziehen wir unſere Lokalkenntniſſe im Geſichtsfelde, wir lernen die Lokalzeichen der Empfindung in unſerer Netzhaut verbinden mit dem Orte im Sehfelde; das Netzhautbildchen kommt ſchließlich nicht eigentlich in Betracht, es wird nur das Mittel, uns die Außenwelt zu konſtruiren; wir ſehen es ſelbſt nicht mehr, und darin liegt die Erklärung, warum uns die Gegenſtände, die verkehrt auf der Netzhaut ſich abbilden, dennoch aufrecht erſcheinen. Die Geſichtswahrnehmungen, welche bei dem ganz kleinen Kinde noch einfache Empfindungen ſind, werden, je älter es wird, Reſultate des Urtheils, der Erfahrung, aber in den meiſten Fällen fehlt uns darüber jedes Bewußtſein. Die Wahrnehmungen geben uns Anſchauungen von der räumlichen Anordnung der Körper mit vollkommen ſinnlicher Lebhaftigkeit, denn auch hier ſpielt unſer Geiſt in das materielle Geſchehen mit hinein.



Schnitt durch die Netzhaut (nach Max Schultze).
1. Membrana limitans. 2. Nervenfaſerſchicht. 3. Nervenzellenſchicht. 4. Kernſchicht. 5. Innere Kernſchicht. 6. Zwiſchenkernſchicht. 7. Aeußere Kernſchicht. 8. Hintere Membran. 9. Stäbchen und Zäpfchenſchicht. 10. Choroidea.

Bei dem Geſichtsſinne kommt in Betracht die Schärfe deſſelben im Allgemeinen und die Gewandheit in der Unterſcheidung der Farben. Manche Seefahrer und Reiſende ſind in ihren Berichten auf's Höchſte erſtaunt über die Schärfe des Geſichtes bei manchen Naturvölkern. Wo das ſcharfe Auge des geübten Seemannes auf weiter Entfernung vom Lande nur eine weiße Schneefläche ſah, da unterſchied der auf dem Schiffe befindliche Tſchuktſche deutlich ſchwarze bewegliche Punkte, die er zählen konnte. Er ſah ganz richtig. Im Fernrohr erblickten die Anderen

deutlich die 17 weidenden Ren. Wo ein Europäer nur die Spur eines Maulthieres sieht, da vermag der Eingeborene Amerikas aus ihr zu entnehmen, ob das Thier belastet gewesen oder nicht; wo der Erstere im Grase gar keine Veränderung wahrnimmt, erkennt der Letztere an wenig geknickten Halmen, wer dort gegangen und wann. Und andere Beispiele ließen sich in Menge anführen bis zu jenem Australier, der dem Fluge einer Biene mit dem Auge folgt, um deren Stock zu entdecken. Uebung macht auch hier den Meister, und im täglichen Kampfe um das Dasein sind die Naturvölker gezwungen, auf Vieles zu achten, was an dem Kulturmenschen unbeachtet vorübergeht. Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Schärfe der Augen der Kulturmenschen abgenommen habe gegenüber der Sehschärfe der Naturvölker? die Antwort müßte verneinend lauten. Schon dem früheſten Alterthum war am gestirnten Himmel die Größe und der Glanz des Planeten Jupiter aufgefallen, denn in sehr alten literarischen Denkmälern geschieht seiner Erwähnung. Als Galiläi im Jahre 1614 sein Fernrohr konstruirt hatte und auf diesen Planeten richtete, entdeckte er neben ihm vier, von Tag zu Tage ihre gegenseitige Stellung ändernde kleine Sterne, die sogenannten Jupitermonde. Die Geschichte der Astronomie erwähnt nirgends, daß ein Mensch je sie mit bloßen Augen gesehen. Aber vor einigen dreißig Jahren befand sich in Breslau ein Schneider, welcher fest behauptete, sie sehen zu können. Anfänglich hielt man das für eitel Prahlerei, aber eine genaue ärztliche Untersuchung ergab, daß der Mann Recht hatte, seine Gesichtsschärfe war erheblich größer als die, welche wir im Allgemeinen als eine große bezeichnen. Ein Fall beweist nichts, er gilt als Ausnahme; giebt es aber mehrere, dann folgt nicht, daß die Gesichtsschärfe überall in Kulturländern abgenommen habe.

Unser Auge unterscheidet nicht allein die Quantitäten des Lichtes von hell zu dunkel, sondern auch die Qualitäten, d. h. die verschiedenen Farben. Ist nun der Farbensinn einer Bildung fähig? Haben wir Beweise, daß die Kulturvölker ihn entwickelt haben?

Jeder Leser wird wohl schon gehört haben, daß es eine große Menge Menschen giebt, die nicht im Stande sind, die einzelnen Farben zu unterscheiden, die also ein farbiges Gemälde so sehen, wie wir eine Photographie oder Lithographie. Diese mangelnde Fähigkeit der Farbenunterscheidung wurde, weil Professor Dalton sie zuerst entdeckte, Daltonismus genannt, und auch hierbei wiederum spielt ein Schneider die erste Rolle. Er erhielt nämlich vom Professor einen grünen Frack mit dem Auftrage, auf den einen Aermel behutsam einen Flicken zu setzen. Anderen Tages brachte er das Kleidungsstück zurück, doch prangte zum Entsetzen des

Professors ein feuerrother Flicken auf dem Aermel. So farbenblind wie jener Schneider sind Manche, ohne es zu ahnen, und genauere Untersuchungen ergaben, daß ungefähr 16 Prozent der Menschen einen nur mangelhaft ausgebildeten Farbensinn besitzen. Daß der Farbensinn in sehr frühen Zeiten der Geschichte noch recht wenig ausgebildet gewesen, bewies Dr. Geiger durch die aus mehr als 10 000 Versen bestehenden Lieder der Rigveda, welche zahlreiche Schilderungen des Himmels enthalten; alle möglichen Beiwörter werden dem Himmel beigelegt, nur nicht, daß er blau ist. Im Vaterlande dieser Gedichte, dessen Farbenpracht von Reisenden stets hervorgehoben wird, kennen jene alten Zeiten nur die Farben roth, gelb, schwarz. Auch in der Bibel, im Alten Testamente, in den altgriechischen Gesängen Homer's wird nie der Bläue des Himmels gedacht. Es ist Allen bekannt, daß durch ein Glasprisma, wie solche öfter auch als Behang der Kronenleuchter vorkommen, das weiße Sonnenlicht in eine Reihe von Farben zerlegt wird, gerade so wie jeder Regenbogen sie zeigt, roth, orange, gelb, grün, blau, violett. Das rothe Licht wird durch die geringste Anzahl der Schwingungen des Aethers hervorgebracht, jede folgende Farbe entsteht durch eine höhere Anzahl. Je größer aber die Anzahl der Schwingungen, um so weniger intensiv sind sie; das würde in obiger Reihenfolge das Violett treffen, und in der That finden sich besonders auf dem Lande noch Leute, die für violett das Wort blau gebrauchen, andere, welche lila und violett für gleichbedeutend halten. Alle diese sehen also im Regenbogen nur die Farben von roth bis blau, die feinen Aetherwellen des Violetts machen auf ihr Auge keinen Eindruck, und so wurde nun geschlossen, daß in den ältesten Zeiten die Schwingungen des Blau vom menschlichen Auge nicht wahrgenommen worden wären. Auch für die Wahrnehmung des Grün, der charakteristischen Pflanzenfarbe, meint man eine ähnliche Grenze zeitlich rückwärts gefunden zu haben in den erwähnten Gedichten und in Andeutungen mancher griechischen Philosophen, die im Regenbogen nur die Farben purpurn, röthlich und gelblich sahen. H. Schmidt, welcher die Untersuchungen Geiger's in einem Vortrage erläuterte, gelangt zu dem Schlusse, daß in den echten alten Vedaliedern es nicht nur kein Grün gäbe, sondern daß auch das Gelb nicht die reine Farbe des Spektrums wäre. Im Verlauf der Jahrhunderte sinken die Wörter, welche gelb bezeichnen, zu grün herab, und umgekehrt gingen sie hervor aus Wortwurzeln, mit denen das Gold bezeichnet wurde. Wenn wir auf den bildlichen Darstellungen in altägyptischen Grabgemächern den schwarz-roth-goldenen Sonnenfächer einhertragen sehen, so erinnert dies an den gewaltigen historischen Hintergrund, welcher für so manches Moderne ein uraltes Vorbild erscheinen läßt. Es scheint wirklich ein schwarz-roth-

goldenes Zeitalter in der Geschichte des Gesichtssinnes zu geben; die echten Rigvedalieder repräsentiren diese Stufe im Gegensatz zu der schwarz-roth-gelb-weißen der beginnenden griechischen Naturphilosophie. Wenn nun im Lauf von Jahrtausenden das Vermögen des Gesichtssinnes sich vergrößert und erhöht hat, so liegt die Frage nahe, ob nun in dieser Entwicklung ein Stillstand eintreten muß, ob es noch Farben über das Violett hinaus giebt. Das Letzte behauptet Listing nach seinen Untersuchungen, und Photographien des Farbenspektrums beweisen es. Warum sollten also spätere Geschlechter diese nicht wahrzunehmen vermögen?

Das Ohr.

Bei der anatomischen Durchmusterung des menschlichen Auges gelangten wir nach und nach zu immer feineren, nur mit einem starken Vergrößerungsglase sichtbaren Gebilden, vermöge welcher das Sehen ermöglicht wird. Auch bei dem Ohre, dem Gehörsinne, werden wir Aehnliches finden.

Das äußere Ohr oder die knorpelig-häutige elastische Ohrmuschel besitzt bei allen Menschen nur eine sehr geringe Beweglichkeit, aber fortgesetzte Uebung und große Geduld vermögen mit der Zeit dennoch einige Gewalt über deren Muskeln zu erlangen, wenn auch wir, d. h. Kultur- und Naturmenschen, desgleichen auch die Gorillas, es nie zu solcher Beweglichkeit, wie etwa scheue Pferde bringen. Die Formverschiedenheiten sind äußerst mannigfaltig; manche werden zu individuellen Kennzeichen, auf welche auch die Polizeibeamten bei Konstatirung der Identität der Persönlichkeiten zu achten pflegen. Ob aber die Ohrform als entscheidendes Rassenmerkmal verwendet werden kann, darüber fehlen bis jetzt noch genauere Untersuchungen.

Manche Gelehrten wollten bei gewissen Völkerschaften eine höhere Anheftung der Ohren am Kopfe gefunden haben, worin gewiß eine Affenähnlichkeit bestehen würde, weil beim Gorilla z. B. das Ohr wirklich viel höher am Kopfe sitzt als beim Menschen, aber die genauen Untersuchungen C. Langer's in seiner Monographie des Menschenohres konnten solcherlei Behauptungen mit voller Bestimmtheit zurückweisen. Bei Kindern aber, an denen sich die Kieferparthien noch nicht entwickelt haben, und im Greisenalter, wenn nach Verlust der Zähne Kieferschwund eintritt, stehen die Ohren dem Halse näher als bei erwachsenen Personen.

Das äußere Ohr bildet am Rande des Gehörganges einen flachen Trichter. Den Gehörgang bekleidet eine Haut, welche viele Ohrenschmalz absondernde Talgdrüsen enthält, und ein elastisches Häutchen, das Trommelfell, verschließt ihn nach innen. Hinter dem Trommelfell

befindet sich die Paukenhöhle, welche durch eine ziemlich lange und allmälig weiter werdende Röhre, die Eustachische Trompete, in Gestalt einem Hörrohr ähnlich, in den Mund mündet und somit mit der äußeren Luft in Verbindung steht. Dem Trommelfelle gegenüber befinden sich in der Paukenhöhle zwei mit einer Haut überspannte Löcher, nach ihrer Gestalt das „runde" und „ovale Fenster" genannt. In der Paukenhöhle liegen sodann die beweglichen, mit Muskeln angehefteten Knöchelchen (Gehörknöchelchen: Hammer, Amboß, Steigbügel), von welchen das letzte mit dem ovalen Theile auf dem ovalen Fenster ruht. Die zwei Fenster führen zum Labyrinthe, das aus dem Vorhofe, den drei halbkreisförmigen Kanälen und der Schnecke besteht. Das ovale Fenster geleitet zum Vorhofe, das runde zur Schnecke. Das Labyrinth ist mit dem Gehörwasser, einer Flüssigkeit, angefüllt, in der sich die feinen Endfasern der Gehörnerven vertheilen. Der Ton, welcher in die Ohröffnung als Schallwelle der Luft eindringt, setzt das Trommelfell in schwingende Bewegung; er wird von dort durch die Knöchelchen und die zarten Häute der zwei Fenster weitergeleitet und setzt nun das Gehörwasser gleichfalls in Bewegung. Am Anfange jeder der drei Kanäle ist eine vorspringende Leiste, besetzt mit zarten, langen, steifen, haarähnlichen Fortsätzen, deren Schwingungen wahrscheinlich bestimmte Tonempfindungen vermitteln. In den Kanälen dagegen befinden sich an einzelnen Stellen kürzere Haare, auf welchen ganz kleine aus kohlensaurem Kalk bestehende Steinchen („Gehörsand") in einer gelatinösen Masse eingebettet ruhen. Die Schnecke enthält ein vom Grafen Corti entdecktes höchst wunderbares Organ, das gebaut ist wie eine mikroskopische Glasharmonika. Aber auf diesem Musikinstrument sind etwas mehr als 4000 Bogen gespannt, welche in regelrechter Folge an Länge zu-, an Breite abnehmen. Hierauf spielen die Schallwellen, wie die Finger auf den Tasten eines Flügels.

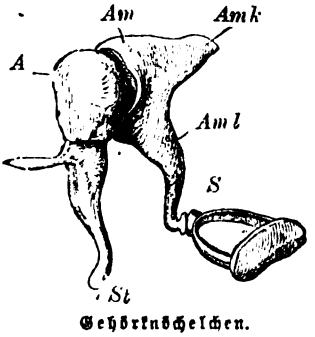
Schematische Darstellung des menschlichen Ohres (nach Bernstein).

D. Gehörgang. E. Mündung der Eustachischen Trompete. B. Paukenhöhle. o. Fenestra ovalis. r. Fenestra rotunda. s. Halbzirkelförmige Kanäle. A. Schnecke.

Nach der Theorie von Helmholtz wirkt nun dieser äußerst feine Organismus des Gehörs in der Art, daß der Hörsand von stoßförmigen Schallwellen erschüttert wird, wie sie etwa beim Knall oder Explosionen entstehen; die feinen Härchen seien für schnell vorübergehende Eindrücke

bestimmt, weil deren äußerst zarte Formen nicht lange in Schwingungen verharren könnten; das Corti'sche Organ jedoch sei in den Tasten seiner unendlich feinen Klaviatur abgestimmt für jeden besonderen Ton und bringe von jeglichem Vorgange in der äußeren Tonwelt den feinsten Nervenendigungen unmittelbare Kunde. Unwillkürlich führt unser Nachdenken hierbei zu der Frage, ob denn nun auch im Gehirne für jede Tonstufe eine Theilung der Nerven sich finde oder ob nur ein einziges ungetheiltes Nervenelement das letzte Organ jener Seelenthätigkeit darstelle. Der anatomisch-mikroskopischen Forschung sind hierbei sicherlich noch viele Entdeckungen vorbehalten. Wo die Grenze zwischen Gehör- und Denkorgan liegt, wissen wir nicht.

Was wir durch das Gehör wahrnehmen, bezeichnen wir im Allgemeinen mit dem Worte Schall und unterscheiden zunächst das musikalische, nach bestimmten Gesetzen geordnete und durch gewisse Stetigkeit gekennzeichnete von dem unregelmäßigen, verworrenen Geräusche und Getöse, welches gesetzlos aus einer beliebigen Menge von Einzeltönen sich zusammensetzt, weder an Zahl noch an Zeit gebunden ist. Von beiden unterscheidet sich der Knall durch seine schnell vorübergehende Gewalt. Innerhalb jeder dieser drei Gehörempfindungen, schreibt A. Magnus in Breslau, ist die Mannigfaltigkeit eine sehr große, und die ungemeine Reichhaltigkeit musikalischer Klänge, welche die Kunst zu schaffen vermag, wird noch übertroffen von den zahllosen Arten der Geräusche, die überall unser Ohr treffen. Vergeblich hat es die Sprache versucht, nur einen Theil dieser letzten mit passenden Namen zu bezeichnen. In der Musik sind sieben Oktaven gebräuchlich. Nicht allein die ganzen und halben Töne, sondern auch noch viel kleinere Intervalle vermag das Ohr mit Sicherheit zu unterscheiden. Vernehmbar aber sind viel mehr Töne von jenem tiefen Ton an, der durch 16 Schwingungen in der Sekunde hervorgebracht wird, bis zu jenen hohen, die in derselben Zeit 38000 Schwingungen erfordern. Die Geräusche, aus irgend welchem Zusammenklingen von Tönen aus dieser ganzen Reihe hervorgebracht, sind ohne alles Zeitmaß und Gesetz. Die verschiedenen Sprachen auf der Erde gebieten über etwa 70 Buchstaben. Welch ungeheure Menge von Zusammensetzungen vernehmbarer Töne ist hierbei allein möglich. Die Gehörnerven vermögen aber noch



Gehörknöchelchen.

A Hammer. Am Amboß. Amk sein kürzester, Aml sein längerer Fortsatz. S Steigbügel. St langer Fortsatz des Hammers.

mehr zu leisten. Nicht nur Höhe und Tiefe der Töne vermitteln sie uns, sondern zugleich auch den Ursprung, die Stoffe, welche sie hervorgebracht haben (Blech-, Saiten-Instrumente, Glocken, Gesang, Sprache, Töne der Thiere, Kratzen des Griffels auf der Tafel u. s. w. u. s. w.), und ob diese nah oder fern, sich nach und nach nähern oder entfernen u. s. w. Wir vermögen einen wegfahrenden Wagen, ein fortgaloppirendes Pferd, eine hinschwindende Musik auf viel weitere Entfernung hin zu verfolgen, als wir die aus solcher Ferne kommenden Schalleindrücke auffassen können.

Daß die Schärfe des Gehörs und der musikalische Sinn des einzelnen Menschen durch fortgesetzte Uebung verfeinert werden können, unterliegt keinem Zweifel. Europäer, welche in Gegenden reisten, wo Jeder des Anderen Feind, lernten nach und nach auf Töne und Geräusche achten, die früher unbeachtet an ihr Ohr geschlagen; zur eigenen Sicherheit gebrauchten sie, gerade so wie verwilderte Hausthiere, auch ihr Ohr viel mehr als früher, um mit ihm etwa leise heranschleichende Feinde wahrzunehmen. Wer während der Schulzeit so mangelhaftes musikalisches Gehör besaß, daß er von zwei verschiedenen angeschlagenen Tönen nicht wußte, welcher der höhere oder der tiefere, der kann durch fortgesetzte Uebungen ein so feines sich ausbilden, daß er mit Leichtigkeit Instrumente zu stimmen vermag, daß er in Konzerten sofort falsche Töne heraushört. Aber dies und sodann, daß der musikalische Sinn von Eltern auf die Kinder, wie z. B. in der Familie Bach, vererbt werden kann, interessirt uns hier weniger als jene Frage, ob ganze Völkerstämme, ob die Menschheit an Feinheit des Gehörsinnes zugenommen habe. Wir haben bei dieser Frage die Naturvölker zu sondern von den Kulturvölkern.

Wo die Sicherheit des Daseins fehlt, ist das Ohr für das leiseste Geräusch empfänglich, der „Indianer" vernimmt den schleichenden Tritt des Feindes, den Beduinen der Wüste schreckt ein rollendes Sandkorn auf. Ob zu so wunderbarer Empfänglichkeit für geringe Schallwellen mehr die Uebung oder Erblichkeit beigetragen, wer wollte das entscheiden? Viele Naturvölker, zumal im Süden, sind so konservativ, daß sie noch auf demselben Standpunkte stehen wie vor Tausenden von Jahren. Ich erinnere hier nur an Gustav Nachtigal's Schilderung der Leute von Tibesti. Solche Völkerstämme besitzen natürlich auch keine Geschichte, sondern nur Chronologie; sie zählen die einförmigen Pendelschläge der Zeit, aber die Zeit hat keinen Inhalt. Daß aber bei manchen Völkerstämmen durch fortdauernde Berührung mit den Kulturvölkern sich der musikalische Sinn gehoben hat, dafür besitzen wir zahlreiche Beweise und nicht minder auch dafür, daß innerhalb des weiten Rahmens der Kulturvölker die Geschichte der Musik uns verschiedene Stufen der Bildung des musikalischen Sinnes

zeigt. Von den Einzelgesängen erhob man sich zur Harmonie und Melodie. Die Oktave wurde überschritten, Tonverbindungen, welche bislang für Dissonanzen gehalten, wurden harmonisch hingestellt. Drei Jahrhunderte gebrauchte Europa, um die Sexte und die Terz als unvollkommene Konsonanzen aufzufassen, und noch ein Jahrhundert, um sie als vollkommene Konsonanzen zu bezeichnen. Nach den wunderbaren Tonverbindungen Richard Wagner's müssen wir uns jetzt die Frage vorlegen, ob denn überhaupt ein Musiker das Recht hat, von Dissonanzen zu reden.

Die Nase.

Das Organ des Geruchssinnes ist die Nase, welche zwei aus zarten Knochen und Knorpeln zusammengesetzte und mit nervenreicher Schleimhaut ausgekleidete Höhlen bildet. Durch ihre mehr gelbliche Färbung können wir die Riechschleimhaut leicht von der mehr röthlichen übrigen Nasenschleimhaut unterscheiden. In der erstern liegen die Riechzellen mit den Endigungen der Riechnerven. Wie kommt nun das Riechen zu Stande? Bei dem Sehen und Hören bleiben die wahrgenommenen Gegenstände an der Stelle, wo sie sich in der Außenwelt befinden; beim Riechen und Schmecken dagegen kommt der Gegenstand selbst oder Theile von ihm, und wären sie noch so winzig klein und unsichtbar für das bloße Auge, in oder auf das betreffende Organ. Wie die Atmosphäre die Erdkugel umgiebt, so umgiebt fast alle körperlichen Gegenstände eine unsichtbare, jedem einzelnen eigenthümliche, bald weitere bald weniger ausgedehnte Atmosphäre, bestehend aus gasförmigen Atomen, welche sich von ihm ablösten. Kommen diese in die Nase, so riechen wir den Körper, gelangen sie auf die Zunge, so schmecken wir ihn. Haben wir in einer Falle eine Maus gefangen, so wird der Eine, um sie zu riechen, näher herantreten müssen, ein Anderer sie schon wenige Schritte weiter riechen. Wie die Atmosphäre um die Erde allmälig dünner wird, so auch hier bei der Maus. Wir ertränken die Maus, wiegen sie recht genau, lassen sie aber im warmen Zimmer. Nach dem Tode treten andere chemische Prozesse auf, wir riechen sie bald in weiterer Entfernung, und es wird nicht allzulange dauern, so ist mit ihrer für uns wahrnehmbaren Atmosphäre das ganze Zimmer erfüllt, die Maus dem Gewichte nach aber von derselben Schwere. Im Freien dehnt sich die Mausatmosphäre noch viel weiter aus, und die Feinheit des Geruches der Thiere und Menschen bestimmen wir nach der Entfernung vom gerochenen Gegenstande. Eine Käferart, der Todtengräber, empfindet die Mausatome schon auf mehr als 100 Schritte, fliegt direkt den immer dichter sie umhüllenden Atomen zu und findet sie; ebenso fein riechen Fliegenarten und andere Thiere, und bald wimmelt die Maus von

den verschiedensten Thiergestalten. Eine solche Atmosphäre umgiebt nun auch jeden Menschen, und an ihr erkennt der Hund seinen Herrn, denn sie durchdringt nicht allein die Kleider, sondern auch die Sohlen der Stiefel und haftet kürzere oder längere Zeit auf dem Erdboden. Wie viele Gerüche von Menschen allein finden sich auf dem Bürgersteige einer belebten Straße! Der Hund, welcher weit hinter seinem Herrn zurückgeblieben, wird sie alle genau unterscheiden, sicher der Spur des Herrn folgen und wissen, ob Jener in ein Haus trat, um die Ecke bog oder weiter ging. In der Feinheit des Geruches steht der Mensch hinter vielen Thieren zurück. Beobachten wir nun den Hund, wie er spürt. Die riechenden gasförmigen Substanzen werden in einem Luftstrome mehr oder weniger rasch in die Nase eingezogen. Ebenso riechen auch wir. Eine in der Nase ruhig bleibende Luftschicht erregt keine Geruchsempfindung, und ebensowenig riechen wir, wenn der riechende Luftstrom dauernd von der Mundhöhle in die Nase steigt, denn gewöhnlich nehmen wir nicht dauernde Zustände, sondern nur Veränderungen in dem Erregungszustande unserer Sinnesnerven wahr. Wer dauernd in einem nicht durchlüfteten, von Menschen erfüllten Arbeitsraum sich befindet, riecht die für die Lunge ungesunde, verbrauchte Luft garnicht, der Eintretende aber wird durch sie oft zur Umkehr gezwungen. Für den Menschen ist einer der stärksten Gerüche der Moschus, und Untersuchungen haben ergeben, daß zur Hervorbringung einer Geruchsempfindung weniger als $^1/_{2000000}$ mg eines weingeistigen Extraktes genügen. Die Eintheilung der Gerüche in angenehme und unangenehme wechselt nicht allein bei den Individuen, sondern auch bei jedem mit den Körperzuständen; dem Hungrigen duftet eine Speise sehr angenehm, und nach der Sättigung kann sie ihm Widerwillen und Ekel erregen. Bei Thieren — ich denke hier an den Hund —, bei vielen Naturvölkern und unentwickelten Kindern ist der Geruch häufig eng verknüpft mit dem Geschmack; was gut schmeckt, hat bei ihnen Allen auch guten Geruch; der Geruch allein gewährt keinen Genuß. Das ganz kleine Kind ist noch unempfindlich gegen den Duft der Rose, der Maiglöckchen; es würde sie in den Mund stecken. Stinkendes Aas genießen viele Völkerstämme, selbst wenn sie an anderen Lebensmitteln keinen Mangel haben, der Geruch desselben ist ihnen mindestens gleichgültig. Kinderlose Hundeliebhaber beschenken an Festtagen den verwöhnten Schooßhund nicht mit einem Blumenstrauß, sondern mit einer Wurst; die Schale, an welcher er schnuppert, schmeckt ihm bereits. Wir gehen deshalb auch wohl in der Annahme nicht fehl, daß in der Kindheit des Menschengeschlechtes der Geruchssinn weniger ausgebildet als jetzt, und vermögen als Beweis dafür anzuführen, daß in den schriftlichen Denkmälern der alten Kulturvölker des Duftes der Blumen fast keiner Erwähnung geschieht, so z. B. in den

Homerischen Gesängen. „In der ganzen Bibel" soll „nur eine Stelle im Sirach vorkommen, in der Blumenduft erwähnt wird: Blühet wie Lilien und riechet wohl, und hier wird von sachkundiger Seite gegen die Luther'sche Uebersetzung Bedenken erhoben, weil der hebräische Text auch heißen kann: Haltet euch wohl."

Unzählbar wie die Formgestaltungen der Blätter der verschiedenen Baumarten, unzählbar wie Formvariationen der Blätter eines Baumes trotz vielfacher Aenlichkeit im Ganzen, gerade so unzählbar sind die Formen der äußeren Nase in den Völkerrassen und der einzelnen Individuen in jeder einzelnen Rasse. Von der „griechischen" Nase, deren Rücken ohne Ein- und Ausbug in einer Flucht mit der Stirnebene hinläuft, der „Adlernase" mit gekrümmtem Rücken und gerader Spitze, der „Habichtsnase" mit krummem Rücken und herabgekrümmter Spitze bis zu der „Stumpfnase" und jenem Nasenrest, welcher fast nur noch Nasenlöcher zeigt, kommen alle nur denkbaren Zwischenstufen und Kombinationen vor. Nach den Forschungen C. v. Merejkowsky's besitzen rohe Völkerrassen flachere Nasen und weniger hohe Nasenrücken als kultivirte Völker. So sind, um hier nur wenige Beispiele aufzuführen, die Nasen der Australier kurz und niedrig, die Flügel sehr breit, die Löcher weit. Viele Papua haben niedrige Nasen mit stark eingebogenem Rücken. Die Feuerländer Südamerikas zeichnen sich aus durch tiefe oder flache Nasenwurzeln, kurzen Rücken und sehr breite Flügel. Bei den grönländischen Eskimos finden sich sehr platte Nasen, aber die Chippeway haben stark entwickelte, vortretende, hohe und schmale Nasen. Die Japaner sind bekannt wegen der flachen und sehr breiten Nasenwurzel mit kurzem, stumpfem, breitem Rücken, aufgestülpter Spitze und runden Löchern. Lappen tragen kleine Nasen mit ziemlich breitem Rücken. Bei den südafrikanischen Zulus sind die Nasen verhältnißmäßig hoch und die Flügel breit, deren Frauen zeigen oft ganz reizende Stumpfnasen. Als widerlicher Kontrast mit diesen ist beim Gorilla der Rücken nur angedeutet und einsinkend nach den breiten knorpligen Flügeln hin, die Nasenspitze ist ein gleichseitiges Dreieck mit flacher Längsfurche in der Mitte, die Nasenlöcher stehen nach vorn und etwas auswärts. Wer nun etwa glauben möchte, mit der vorstehenden Charakteristik der Nasen einiger Völkerstämme wäre die Mehrzahl der betreffenden Nasen geschildert, der würde sich in einem großen Irrthum befinden. Einen genauen Einblick in die verschiedenen Nasenformen eines Stammes, einer Rasse, gewinnen wir nicht durch irgend welche Mittelwerthe, durch allgemeine Eindrücke, sondern nur durch genaue Zählungen der verschiedenen Formen. Solche auch nur annähernd genaue Statistik der Nasenformen der außereuropäischen Völkerstämme, die doch einfach und leicht zu beschaffen ist für viele, fehlt noch vollständig; sie fehlt

sogar noch für die Völker unseres Erdtheils, doch machte Johannes Ranke mit solcher Statistik der altbayerischen Landbevölkerung den Anfang.

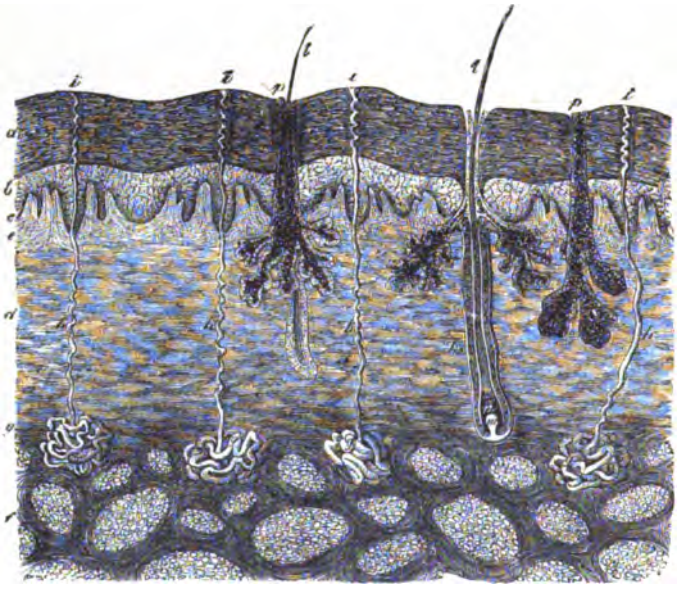
Die Zunge.

Schon in der Anerkennung gewisser allgemein anerkannter Unterschiede zeigt sich der Geschmackssinn überlegen dem Geruchssinne. Es giebt verhältnißmäßig nur wenige Rosenzüchter, welche nur durch die Nase allein „Fleur de Dijon“ von „Prinzessin Montpensier“ unterscheiden, oder solche Parfumkenner, die in der Eau de Cologne sofort angeben: Dies ist „Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichsplatze“, und das da „Johann Maria Farina Klosterfrau“. Es giebt aber, von Europa hierbei abgesehen, in China viele Zungen, welche durch den Geschmack 100 Theesorten unterscheiden. Der Sitz des Geschmackes ist die Mundhöhle und besonders die Zunge (Zungenspitze, Zungenränder und Oberfläche der Zungenwurzel). Die untere Zungenfläche hat kein Geschmacksvermögen, der weiche Gaumen nur geringes. Aus dem weitverbreiteten trefflichen Bilde von Hasenclever: „Die Weinprobe“, ersehen wir deutlich, mit welchen Theilen der Zunge die versammelten Weinkenner bedächtig prüfen und ihr Urtheil abgeben wollen. Auf der Oberfläche der angegebenen Zungentheile bemerken wir die Zungenwärzchen, in welchen das Vergrößerungsglas die Endorgane des Geschmackssinnes, die Schmeckbecher nachwies. In diese muß ein Theil des zu schmeckenden Körpers flüssig aufgelöst gelangen, sonst gelangen die Geschmacksnerven zu keiner Empfindung. Die Zahl der Schmeckbecher auf der menschlichen Zunge ist sehr groß; beim Rinde schätzt man sie auf 35 000, beim Schaf auf 9600, beim Schwein auf 9500, beim Kaninchen auf 1500. Die Geschmacksnerven des Menschen erregen am stärksten Zuckersyrup, dann Zucker, Kochsalz, Aloe-Extrakt, Chinin, Schwefelsäure. Wie die Geruchsnerven durch andauernde Gerüche abgestumpft werden, ermüden, so ergeht es auch denen des Geschmacks. Durch sie leidet also die Feinheit des Geschmacks ebenso wie durch Trockenheit der Zunge, durch Schwellungen der Schleimhaut, durch Kälte und höhere Wärmegrade. Das Schmecken eines Stoffes kann den Geschmack eines anderen erheblich verändern. Der Geschmack des Käses erhöht den des Weines, Süßigkeiten verderben ihn. Die Kochkunst der verschiedenen Kulturvölker hat nach und nach praktisch eine gewisse Harmonielehre der Geschmacksempfindungen ausgebildet.

Die Haut.

Die Haut ist das wichtigste Sinnesorgan. Mechanische Stöße, Druck und Wärmebewegung versetzen die Hautnerven in den Erregungszustand und rufen dadurch Tast- und Wärmegefühle hervor, denen wir nach ihrer

besonderen Art verschiedene Namen beilegen. Wir bezeichnen rasch aufeinander folgende Hautreize als Kitzel, dauernd einwirkende als Druck; aus der raschen Abwechselung von Druck und Druckruhe schließen wir auf eine gekerbte oder rauhe Oberfläche des gleichmäßig betasteten Gegenstandes, aus andauernd gleichmäßigem Druckgefühl auf eine glatte; verändert sich die Oberfläche des berührten Gegenstandes nicht, so nennen wir ihn hart, ändert sie sich jedoch, so sprechen wir von einem weichen oder flüssigen Körper; geringe Temperaturunterschiede empfinden wir als Wärme oder Kälte, sehr starke Hitze und Kälte aber als schmerz-



Die äußere Haut (senkrecht durchschnitten und bedeutend vergrößert).

a Hornschicht und b Schleimschicht der Oberhaut. c Farbenschicht in der Schleimhaut. d Lederhaut. e Tastwärzchen. f Fetthaut. g Schweißdrüse. h Schweißkanal. i Schweißporen. k Haarbalg. l Haar. m Haarkeim. n Haarzwiebel. o Haarwurzel. p Talgdrüse.

haftes Brennen, desgleichen Elektrizität und ätzende Hautreize. Schwächere, unterbrochen einwirkende Reize auf die Haut rufen angenehme Lustempfindungen hervor, schwächere andauernde aber oder plötzliche einmalige bewirken Schmerz.

Da wir nun mit jedem Theile unserer Haut empfinden, Empfindung aber Nerven erfordert, so stößt die anatomische Untersuchung auch überall auf ein Gewebe zarter Nervenfasern, die frei zwischen den Zellen der Haut, aber nicht immer in gleicher Entfernung voneinander endigen.

Wenn wir einen Bekannten die Augen schließen lassen und nun einen Zirkel mit abgestumpften Spitzen nehmen, dessen Schenkel etwas

öffnen und gleich ſtark und gleichzeitig an die Haut verſchiedener Körpertheile legen, ſo wird der Bekannte durch beide Zirkelſpitzen bald zwei, bald nur eine Empfindung merken. E. H. Weber hat hierüber genaue Unterſuchungen angeſtellt und diejenigen Hautſtellen in einer Tabelle zuſammengeſtellt, welche bei gleicher Zirkelöffnung nur eine Empfindung veranlaſſen. Wo die Zirkelſchenkel ſehr eng aneinander gelegt werden müſſen, da wird in der Haut die größte Feinheit des Taſt- und Druckſinnes ſein, wo ſie aber mehr und mehr zu öffnen ſind, da wird auch die Feinheit der Empfindung geringer ſein. Aus der Weber'ſchen Tabelle hebe ich hier nur folgende hervor.

	Entfernung der Zirkelſpitzen.
Zungenſpitze	1 Millimeter.
Innenfläche des dritten Fingergliedes	2 „
Rothe Lippenoberfläche Innenfläche des zweiten Fingergliedes	4 „
Naſenſpitze Haut an der inneren Fingerbaſis Rückenfläche des dritten Fingergliedes	7 „
Mittelhand des Daumens	9 „
Spitze der großen Zehe Innenfläche der Hand Wangenhaut	11 „
Innenfläche des Mittelfußes der großen Zehe Rückenfläche des erſten Fingergliedes	15 „
Schleimhaut am Zahnfleiſche	20 „
Unterer Theil der Stirn	22 „
„ „ des Hinterhauptes	26 „
Handrücken	28 „
Haut an der Knieſcheibe	35 „
„ auf der Schulter „ „ dem Geſäße „ „ „ Vorderarm	39 „
„ auf dem Bruſtbein	44 „
„ am Rückgrat bei den oberen Rückenwirbeln „ in der Lendengegend	52 „
„ an der Mitte des Halſes „ in der Mitte des Armes „ „ „ „ „ Schenkels	66 „

Eine ähnliche Tabelle hat E. H. Weber für die Temperaturempfindlichkeit verſchiedener Hautſtellen aufgeſtellt; ſie wird ſich aber auch richten nach der feineren oder gröberen Oberhaut, denn feinere Hautſtellen, wie z. B. an den Beugeſtellen der Gelenke, haben auch feinere Empfindlichkeit für Unterſchiede in der Temperatur. Wenn ſich die Temperatur zwiſchen + 27 und 33 Grad Celſius bewegt, alſo wenig von der normalen des

Menschen verschieden ist, dann schätzen wir sie am sichersten; bewegt sie sich zwischen + 10 und 47 Grad Celsius, schätzt, wer Erfahrung darin erworben, sie noch genau; jenseits dieser Grenzen hört jedoch die Genauigkeit auf.

Die Tast- und Temperaturempfindungen werden nicht ausschließlich durch die Körperhaut wahrgenommen, sondern auch mit den inneren Organen und zwar besonders in Krankheiten; denn ein kerngesunder Mensch fühlt, wie man zu sagen pflegt, seinen Körper garnicht. Die Sehnen, Knorpel, das Binde- und Fettgewebe sind der Hauptmasse nach fast ohne Empfindung, die Knochen nur für schwächere Reize. Sobald aber krankhafte Zustände in ihnen sich bilden, können sie alle und besonders die Knochen Schmerz erregen. Hat Jemand zu Fuß eine große Strecke Weges zurückgelegt, hat ein Anderer bei der Arbeit die Muskeln des Armes zu stark angestrengt, so fühlen Beide Ermüdung in den betreffenden Muskeln, die sich bis zum Schmerz steigern kann. Außer diesem Ermüdungsgefühl nach der Muskelanstrengung gelangt in unser Bewußtsein noch ein anderes Gefühl von den Muskeln her durch Uebung und Erfahrung, das, wie ich oben angab, von Manchen als sechster Sinn gedeutet wurde. Vermöge dieses Muskel- oder Kraftsinnes kann ich genau den Grad der Anstrengung bemessen, welcher erforderlich, um einen bestimmten Widerstand zu beseitigen. Beim Springen über zwei verschieden breite Gräben wird Jeder von uns abmessen, in Gedanken natürlich, welcher Kraftanstrengung es für den Einen und den Anderen bedarf; er wird nicht bei beiden gleich weit springen. Hat Jemand mit der einen Hand ein Pfundgewicht, mit der anderen ein Packet Zeitungspapier oder Watte von der gleichen Schwere zu heben, oder aber hebt er beide nacheinander mit derselben Hand, so wird er anfänglich unrichtige Gewichtsangaben machen, durch fortgesetzte Uebung jedoch vermag er es dahin zu bringen, sogar Gewichtsunterschiede, die sich wie 39 zu 40 verhalten, genau zu erkennen. Ein kleines Kind kann anfänglich noch nicht passend den Suppenlöffel nach dem Munde führen, bald aber versteht es durch Uebung die nöthigen Armbewegungen dafür zu bemessen, und ißt später mit der Gabel ebenso gut im Dunkeln wie im Hellen. Die Kenntniß der jeweiligen Lage unserer Glieder führt durch die Erfahrung zu passenden Bewegungen. Jemand sitzt am Tische, auf welchem ein großer schwerer Topf mit einem Henkel steht; er hält die eine Hand am Hinterkopfe, die andere in der Tasche. So schnell als ihm der Gedanke kommt, den Topf aufzuheben, führt er ihn auch aus; die Muskeln der Arme und Hände vollführen die richtig abgemessenen und doch so verschiedenen Bewegungen, entwickeln die erforderliche Kraft, heben den Topf. Ein Kind muß erst

beim Gehen und Stehen den Körper in Gleichgewicht zu erhalten lernen. Im Zustande der Trunkenheit fehlt dem Erwachsenen diese Kenntniß. Die richtige Abschätzung gesonderter Muskelbewegungen im Kehlkopfe und in der Mundhöhle fehlt dem Kinde noch bei den ersten Sprechübungen, den Erwachsenen in den Fingergriffen auf der Geige, um den richtigen Ton zu treffen.

Kehren wir nun zur Haut, dem Hauptsinnesorgane unseres Körpers, zurück. Wir haben zu Anfang dieses Abschnittes gesehen, wie, um die lebhaftesten Empfindungen zu vermitteln, die Nerven in ihr verbreitet sind. Aber die Haut ist noch mehr, sie ist nicht ausschließlich die Ablagerungsstätte für diese Art von Nerven, sie hat noch andere wichtige Funktionen, die für das Leben des Menschen von hoher Bedeutung sind. Wenn nun auch die Besprechung dieser anderen Thätigkeiten der Haut des Menschen und der Theile, aus denen sie zusammengefügt ist, genau genommen nicht an diese Stelle gehört, so habe ich doch geglaubt, es wäre besser, sie hier anzufügen, damit der Leser an einer Stelle beisammen fände, nicht erst durch verschiedenes Nachschlagen sich zusammenzusetzen nöthig hätte, welche hochwichtigen Verrichtungen sie vollführt.

Wir wollen deshalb zuerst des anatomischen Baues der Haut in Kürze uns erinnern. Sie besteht aus zwei in ihrer Dicke sehr verschiedenen Lagen. Die Außenfläche dieser allgemeinen Körperhülle bildet die dünne gefäß- und nervenlose, also unempfindliche Oberhaut mit der Schleimhaut oder dem „Malpighischen Schleimnetz". Darunter liegt die viel dickere feste Lederhaut, reich an Blutgefäßen und Nerven. In dieser Lederhaut sind zwei verschiedenartige Schichten bemerkbar, die eigentliche, schwer zerreißbare Lederhaut, welche bei Thieren gegerbt das Leder liefert, welche bei Menschen zum Vorschein kommt, wenn Brandblasen oder spanische Fliegenpflaster die Oberhaut abgeschält haben. Die andere Schicht ist das Unterhautfettgewebe. Auch die Haut ist in fortwährender Erneuerung begriffen, die obersten Schichten der Oberhaut lösen sich nach und nach ab und bilden einen weißlichen Staub, den sogenannten Schinn. Außer den Haarwurzeln befinden sich in der Haut die knäulartigen Schweißdrüsen mit ihren Ausführungsgängen und den Poren, sowie die Talgdrüsen.

Wenn wir nun beobachten, in welcher Art und wo bei den Thieren die Stoffaufnahme und Stoffabgabe stattfindet, so zeigt sich uns, daß die niedrigsten Thierformen beide Verrichtungen durch die nackte Körperoberfläche vollführen. Je höher die Thiere organisirt sind, um so deutlicher verwalten besondere Körpertheile diese Verrichtungen. Bei den durch Lungen athmenden Wesen, also auch beim Menschen, übernehmen einen Theil des

Gasverkehrs zwischen Atmosphäre und Körper die Lungen, einen Theil der Ausscheidung von verbrauchten und in Flüssigkeit gelösten Stoffen die Nieren. Neben Lungen und Nieren hat aber auch die Haut des Menschen die Verrichtungen beibehalten, zu athmen und Flüssigkeit mit aufgelösten Stoffen abzusondern. So lange die Haut nicht sehr blutreich ist, findet dadurch eine unmerkliche Hautathmung statt, daß die atmosphärische Luft durch die Poren und Ausführungsgänge eindringt und einen Gasverkehr mit dem Blut in den feinsten Haarröhrchen gestattet. Wird aber die Haut stärker erwärmt, entweder von außen durch erhöhte Wärme der Luft oder von innen durch stärkere Muskelbewegung oder auch durch seelische Erregungen, dann werden durch die Wärme die feinen Blutgefäße erweitert, es dringt mehr Blut hinein, und aus dem Blut wird Wasser abgesondert, das in die Schweißdrüsen dringt, endlich durch die Ausführungsgänge nach außen tritt und zu Schweißtropfen sich ansammelt. Bis zu zwei Prozent finden sich in dem Schweiße feste Stoffe vor, besonders Kochsalz, dann aber auch in geringer Menge Kali, Kalk, Magnesia und Eisenoxyd. Im Schweiße verlassen also verbrauchte Blutsalze den Körper. Die Zahl aller Schweißdrüsen beim Menschen beträgt ungefähr $2^1/_2$ Millionen; in einem Dampfbade verliert man in einer Viertelstunde bis 1280 Gramm.

Die Talgdrüsen der Haut finden sich besonders an den stärker behaarten Theilen. Die nicht unbedeutende Fettmenge, welche durch sie abgesondert wird und die Haut geschmeidig erhält, bezeichnet man als Hautsalbe. Wird durch bestimmte Veranlassungen die Haut spröde, so versucht man bekanntlich durch Einreiben verschiedener Fette die Sprödigkeit zu beseitigen. Bei Europäern ist die Hautabsonderung in der Achselhöhle, zwischen den Oberschenkeln und an der Fußsohle stärker als an anderen Theilen; bei den farbigen Rassen ist die Wasserverdunstung durch die Haut und die Fettabgabe bedeutender als bei den weißen Europäern und deshalb auch, abgesehen von Unreinlichkeit und stark riechenden Nahrungsstoffen (Zwiebeln, Knoblauch), für unsere Nasen unangenehmer.

Wodurch erhält nun die Haut aller Rassen die verschiedenartigen Schattirungen?

Da die Schärfe unserer Augen auch hierbei nicht ausreicht, so nehmen wir Vergrößerungsgläser, Mikroskope, zur Hand, welche uns bis zu einem gewissen Grade in die innersten Werkstätten der Natur dringen lassen, unsere Anschauungen und Urtheile verbessern und vorgefaßte unbegründete Meinungen schonungslos beseitigen.

Hochverdiente Männer der Wissenschaft haben nun mit solchen Gläsern die Haut nicht allein der Europäer, sondern auch der außereuropäischen Völkerstämme untersucht und als Ergebniß gefunden, daß die so mannig-

fachen Farbenveränderungen nur durch braune Farbstoffkörperchen in der Schleimschicht unter der durchsichtigen Hornhaut hervorgerufen werden. Je nachdem diese mehr in den oberen oder unteren Lagen dieser Schleimschicht, je nachdem sie in größerer oder geringerer Menge vorkommen, bestimmen sie die Farbe der Haut und, was innig damit zusammenhängt, der Haare und der Augen. Ist die Zahl der braunen Farbkörperchen nur unerheblich, so erhalten wir die Hautfarbe der Europäer. Anmaßung, Ueberhebung und Herrschsucht suchten Jahrhunderte hindurch zu beweisen, daß die weiße Rasse zur Herrschaft bestimmt wäre, daß in ihr allein Geist, Verstand, Vernunft, Kunst, Wissenschaft u. s. w. zur höchsten Entwicklung gelangen könnten, daß die Farbigen zum Dienen berufen wären als Sklaven. Doch sehen wir einstweilen von diesen Ausbrüchen des Egoismus ab. Unter dem Mikroskope ist die Haut der Weißen garnicht weiß, auch nicht die der Jugend, bei welcher man von „Milch und Blut" spricht. Sie zeigt auch den braunen Farbstoff, aber in den unteren Lagen, sie ist hellwachsgelb wie die Haut der Sterbenden und Todten, bei denen das Roth des Blutes, das besonders stark bei der Schamröthe oder in der Erhitzung in jene Theile getreten ist, völlig zurückgewichen ist. Bei allen Menschenrassen zeigt sich die gleiche Uebereinstimmung im Bau der Haut, und nur die verschiedene Menge der braunen Farbkörper in der Schleimschicht bringt die verschiedenen Hautfärbungen hervor. Sodann haben genauere Untersuchungen uns gelehrt, daß bei allen Mitgliedern einer bestimmten Rasse auch ein bestimmtes Verhältniß zwischen den Farben der Haut, der Augen und des Haares stattfindet. Häufig sind alle drei dunkel, häufig alle drei heller. So erhalten wir für die weiße Rasse zwei größere Unterabtheilungen der Blonden und Brünetten. Die Blonden, im engeren Sinne Weiße genannt, kommen als zusammenhängende einheitliche Masse nur in der nördlichen Zone unseres Erdtheils vor, sodann mehr vereinzelt im übrigen Europa, in Nordafrika und in Mittelasien, also nur in der alten Welt, nicht in Amerika. Der Grund für das Fehlen der Blonden auf der Westseite des Atlantischen Ozeans ist uns noch unbekannt. Lange Zeit waren die Germanen stolz darauf, in sich die eigentlich Blonden repräsentirt zu sehen, und lächerlich erscheinen uns jetzt die Folgerungen, welche solchem verkehrten Urtheil entsprangen. Wie jede Eitelkeit, zerfiel auch diese in nichts durch blonde Slawen und noch blondere Finnen. Man hatte die richtige Beobachtung gemacht, daß die Dunkelfärbung der Haut der Weißen hervorgerufen wird durch Einwirkung der Sonne und der Atmosphäre. Die Soldaten, welche im Sommer viel im Freien exerziren, haben gebräuntes Gesicht. Aber da, wo Helm oder Mütze die Stirn schützen, bleibt sie weiß. Die Stadtbewohner, welche Sommerfrischen oder Seebäder besuchen, werden

nach kurzer Zeit im Gesicht gebräunt und an den Händen, wenn sie keine Handschuhe tragen. In den Folgerungen aus den atmosphärischen Einflüssen ging man aber wieder zu weit, denn nördlich von den hochblonden Finnen wohnen die brünetten Lappen, und in Südaustralien, also weit außerhalb der schwarzen Zone, wohnt eine schwarze Rasse. Auch durch Südamerika geht der Aequator, und doch fehlen dort schwarze Stämme. Ich erwähnte eben des Gebräuntwerdens der Weißen an den entblößten Körpertheilen. Wenn nun Leute von dunkelgefärbten Rassen, aus Afrika und Neu-Guinea, längere Zeit in Norddeutschland lebten, so wurden sie an den entblößten Körpertheilen nicht dunkler, sondern im Gegentheil heller, und dies steht in völliger Uebereinstimmung mit jener anderen Beobachtung, daß die fast schwarzen Nubier an den bedeckten Körpertheilen (Rücken und Bauch) dunkler sind als an den entblößten (Gesicht, Hand, Fuß). Auch bei unseren Brünetten tritt die dunklere Färbung mehr am Rumpf als am Gesicht auf. Es liegen hier also Räthsel vor, deren Lösung noch aussteht. Die brünetten Europäer werden sodann durch Hitze, Luft, Licht gleichmäßig gebräunt, und ihre Haut bleibt gesund. Die Blonden aber erhalten bei zu starker atmosphärischer Einwirkung eine ungewöhnliche Röthung der Haut, die oft mehr ziegelroth als braun ist; die Oberhaut springt auf, löst sich an der Ohrmuschel ab, schmerzt, und an Gesicht und Händen zeigen sich Sommersprossen. Diese Veränderungen in der Haut sind u. A. auch Anzeichen dafür, daß sich Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiener in allen Klimaten der Erde besser eingewöhnen als die Germanen (Deutsche, Engländer), die — ich denke an die Engländer in Indien und anderen Tropengegenden — in der neuen Heimath kein lebenskräftiges Geschlecht reiner Rasse erzeugen. Importirten Pferden und Hunden geht es ähnlich in Indien. Für die verschiedenen Hautfarben ist ferner das reine Rassenblut von großer Bedeutung. Wo das Rassenblut unvermischt erhalten wird, bleibt die Farbe der Rasse dieselbe. So sind in Amerika reinrassig, zum Theil seit Jahrhunderten nebeneinander, geblieben die Eingeborenen, Neger, Weiße und Chinesen; die württembergischen Kolonisten im Kaukasus haben sich in der Hautfarbe nicht verändert. Die Mischlinge aber aus den verschiedenen Rassen liefern die mannigfaltigsten Abänderungen auch in der Hautfärbung. So wie wir oben eine Zone Weißer im nördlichen Europa sahen, so giebt es auch eine Zone Schwarzer, und die hebt an im Osten bei den Philippinen und Samoa-Inseln und erstreckt sich nach Westafrika. Wie blonde, so fehlen auch schwarze Stämme in Amerika. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen gehört der brünetten Hautfarbe an, mit dunklem Haar und dunklen Augen. Der Unterschied in der Färbung zwischen stark brünetten Südeuropäern und Nordafrikanern ist oft völlig verschwindend.

Wenn diese infolge ihrer Beschäftigung sich oft nackt der Sonne und Atmosphäre aussetzen (z. B. Fischer, Hafenarbeiter), so erscheint die Haut durch das hindurchschimmernde Blut bronzeroth mit dunklem Schimmer und diese Hautfarbe trifft man bei vielen mittel- und südamerikanischen Völkerstämmen an, nur ist der dunkle Schimmer noch etwas beträchtlicher. Die gelbe und gelbbraune Farbe von Nord-, Mittel- und Südasiaten, nordamerikanischen Eingeborenen, Eskimos, Lappen, Buschmännern und Hottentotten ist wenig verschieden von stark brünetten Europäern; da aber bei den ersteren das Blut weniger durchschimmert, so sieht die Haut fahler, glanzloser aus. Eine Ausnahme machen nur Japaner und Hottentotten, denn beide zeigen deutliches Wangenroth; im Allgemeinen ist die Haut der Hottentotten und Buschmänner der der Weißen ähnlicher als der Haut der Schwarzen.

Kommen auf der Haut anders gefärbte Stellen vor, so hat man solche Leute Tigermenschen genannt. Von zwei solchen, die 1886 in Kopenhagen gezeigt wurden, legte bald darauf in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft J. C. Schultze Photographien vor. Beide, Bruder und Schwester, sollten aus Südamerika stammen, die Mutter eine Spanierin, der Vater ein Mulatte sein; der Knabe war 10, das Mädchen 19 Jahre alt. Der Körper Beider war mit etwa Fünfpfennigstück großen dunkelbraunen Flecken bedeckt; und außerdem waren Rücken und Brust des Mädchens mit dichten Haaren bewachsen und ähnlich der Leib des Knaben von der Mitte des Rückens an bis zu den Knieen. Man vergleiche hierzu weiter unten die Haarmenschen und unter Mexiko die „gefleckten Indianer".

Es wurde oben der Eitelkeit und Herrschsucht der weißen Rasse gedacht. Von den Zeiten der alten Griechen und Römer an bis in die Gegenwart hinein spielt sie eine gar bedeutende Rolle. Kamen weiße Kolonisten nach einem fremden Lande und fanden dort nicht jene Kultur, jene Einrichtungen, wegen deren ihr Heimathland in Ueberhebung sich brüstete, so erkannte man in den Leuten der Fremde nur eine niedrige Rasse, die unterjocht oder vernichtet werden mußte. Welche Lehren entnehmen wir aber aus der Kulturgeschichte? Nennt die weiße Rasse wie die Dampfkraft und Telegraphie so auch alle anderen Erfindungen ihr eigen? Unwissenheit freilich hat das fertig bekommen, aber die Erfindung wie z. B. des Schießpulvers, des Kompasses, des Buchdruckes gelangte aus dem südöstlichen Asien von den braun- und gelbhäutigen Chinesen nach und nach in die westlichen Länder. Die Aegypter, welche gleichfalls nicht zur weißen Rasse gehören, brachten theils mittelbar durch die Phönizier, theils auch ohne Vermittlung in vorhistorischen Zeiten den „rohen" Völkerstämmen der Mittelmeerländer, auch nach Griechenland und Italien, ihre und die uralte Kultur des Morgenlandes. Was wir Kultur nennen, ist also zuerst bei schwarzhaarigen Völkern

mit brauner Haut in Asien und Afrika zu erster Blüthe gelangt, ist den blauäugigen, blondlockigen Völkerstämmen Nordeuropas im Wesentlichen als fertiges Geschenk überbracht worden. Die Kulturgeschichte lehrt uns also, daß es sicherlich nicht die Hautfarbe ist, die die Kulturfähigkeit bedingt.

Die Haare.

Wir hatten oben gesehen, daß die äußere Schicht der Haut die sog. Hornhaut ist. Es kommt aber noch ein zweites hornartiges Gebilde an der äußeren Haut des Menschen vor, wie wir am Geruch erkennen, wenn beide verbrannt werden. Das sind die Haare. Wir müssen hier, als nicht in den Rahmen des Ganzen passend, übergehen, wie sie sich bilden, entwickeln und verändern. Da aber die Farbe des Haares ebenso wie die der Haut wiederholt als sichere Kennzeichen für verschiedene Völkerstämme hingestellt wurden, so wäre hier wohl die passendste Stelle, im Allgemeinen zu erwägen, ob die Haarfarbe wirklich ein hervorstechendes Merkmal der Rassen ist. Wollten wir nur nach der Farbe abtheilen, also z. B. nach Schwarz, dann würde der größte Theil der Menschheit — also Neger, Mongolen, Amerikaner, Papua, Malayen u. s. w. — zu einer Rasse zu rechnen sein.

Der Farbstoff der Haut, so fanden wir, ist ein brauner in den mannigfachsten helleren und dunkleren Schattirungen. Aehnlich ist es beim Haare. Je weniger Farbstoff in ihm, um so heller, je dichter er in ihm angehäuft ist, um so dunkler wird die Farbe sein. Außerdem kann beim Haare dieser Farbstoff entweder mehr in den äußeren Rindenschichten abgelagert sein, wie bei den Sakalaven, und sie werden in diesem Falle auch dunkler erscheinen, oder mehr nach innen hin, wie bei den Zulu.

Kürzlich erschien von W. Waldeyer eine vorzügliche Schrift über das Haar. In ihr giebt der gründliche Forscher nachstehende Tabelle über die Färbung des Haupthaares.

Eine schwarze, bezüglich reine schwarze Färbung besitzen:

Australier	Sakalaven z. Th.	Nikobaren	Südchinesen
Papua	Kaffern z. Th.	Wedda	Hinterindier
Samoaner	Nigritier z. Th.	Javanen	Balti
Feuerländer	Bejah	Maduresen	Himiaren
Patagonier	Berber z. Th.	Dajaken	Sabäer
Urbewohner Südamerikas	Alfuren	Bugi	Galtscha
	Tagalen	Japaner z. Th.	Tadschiken
Grönländer	Negritos	Ainо z. Th.	Baschkiren
Eskimo	Andamanesen	Nordchinesen z. Th.	Samojeden
			Ostiaken

Dunkelbraune bis schwarze Färbung besitzen:

Kanaken	Ainо z. Th.	Karelische Finnen	Bosniaken
Maori	Japaner z. Th.	Gem. nordrussische	Dalmatiner
Sakalaven z. Th.	Nordchinesen z. Th.	Bevölkerung	Griechen
Koin-Koin	Perser	Südrussen	Rumänen
Bantu z. Th.	Lappen	Herzegorzen	Zigeuner
Nigritier z. Th.			

Gemischtfarbig, d. h. mit Hellbraun und Blond untermischt, sind fast alle europäischen Völker, Juden, Marokkaner, Akka, Nigritier z. Th., Armenier, Tadschiken (nördlich vom Pamir). „Die helleren Schattirungen," sagt der oben genannte Gelehrte, „Blond und Hellbraun, überwiegen nur bei den germanischen Völkerschaften und bei einem Theil der Finnen und Slawen, während ein anderer Theil der Finnen und Slawen, die Lappen und die romanischen Völkerschaften, vorwiegend dunkler sind." Sehen wir uns bei dieser Aufzählung die Karte an, so ergiebt sich, daß eine vorwiegend schwarze Zone von Samoa und den Philippinen anfangend bis zur Westküste Afrikas zieht und in Amerika hineinreicht. Nehmen wir die dunkelbraunen Schattirungen hinzu, so bleibt allein das nördliche und mittlere Europa für die vorwiegend hell gefärbten Rassen übrig, die demnach nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Gesammtbevölkerung der Erde bilden. Die dunkle Haarfarbe, Schwarz und Dunkelbraun, ist übrigens nicht an ein bestimmtes Klima gebunden, ebensowenig die helle. Das beweisen die Eskimo und Feuerländer mit ihren schwarzen, die Lappen mit ihren dunkelbraunen und auf der anderen Seite die Akka-Neger mit ihren wergfarbenen Haaren, desgleichen die nicht seltenen Blonden unter der Bevölkerung Marokkos.

Für die Unterscheidung der Völker ist die Haarfarbe also nicht brauchbar, aber wichtig in anderer Beziehung. Die Haarfarbe vererbt sich nämlich in großer Beharrlichkeit auch unter den verschiedensten Lebensbedingungen. An den Orten also, wo überwiegend entweder Dunkelhaarige oder Blondhaarige leben, da werden sie die Nachkommen einer dunkelhaarigen oder blondhaarigen Rasse sein. Läßt sich dann eine zusammenhängende Strecke z. B. von vorwiegend dunkler Bevölkerung in langsam abnehmender Dichtigkeit bis zu einer helleren verfolgen, so darf man auch wohl annehmen, daß ebendort eine allmälige Einwanderung einer dunkleren Rasse in eine hellere stattfand und umgekehrt.

Schon seit dem vorigen Jahrhundert haben verschiedene Forscher (Linné — B. de Saint-Vincent, J. G. Saint-Hilaire, Friedr. Müller, Ernst Häckel) über die Haarformen der verschiedenen Völkerrassen Untersuchungen angestellt, um darnach das Menschengeschlecht einzutheilen.

Friedr. Müller schrieb in Folge dessen: „Nach der Beschaffenheit der Kopfhaare zerfallen die Menschen in zwei große Abtheilungen, nämlich Wollhaarige und Schlichthaarige. Während bei den Ersteren das Haar bandartig abgeplattet und der Querschnitt desselben länglich rund erscheint, ist jedes Haar bei den Letzteren zylindrisch und zeigt sich der Querschnitt desselben kreisrund. Sämmtliche wollhaarige Menschenrassen sind langköpfig und schiefzähnig."

Müller's Tabelle ist folgende:

Hauptabtheilungen	Unterabtheilungen	Rassen
I. Wollhaarige: Haare wollähnlich, Querschnitt längsoval.	A. Büschelhaarige: Kopfhaar in kleinen Büscheln wachsend, ungleichmäßig vertheilt.	a. Vier niedere Menschenrassen: 1. Hottentotten, 2. Papua.
	B. Bließhaarige: Haare gleichmäßig über den Kopf vertheilt.	3. Afrikanische Neger, 4. Kaffern.
II. Schlichthaarige: Haare nicht eigentlich wollig, Querschnitt kreisrund.	A. Straffhaarige: Kopfhaar ganz glatt und straff, nicht gekräuselt.	b. Acht höhere Menschenrassen: 1. Australier, 2. Völker um den Nordpol, 3. Amerikaner, 4. Malayen, 5. Mongolen.
	B. Lockenhaarige: Kopfhaar mehr oder weniger lockig, Bart mehr entwickelt.	6. Drawida, 7. Nuba, 8. Mittelländer.

„Diese Eintheilung ist überaus einfach," schreibt Johannes Ranke, „aber die Basis, auf welcher das Gebäude ruht, ist sehr hinfällig. . . . Wenn auch in den Querschnittformen unzweifelhaft ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel bei der Rassenuntersuchung gewonnen erscheint, so reicht es doch bei dem vielfachen Uebergange einer Form in die andere für sich allein sicher nicht hin." Auch die zweite so häufig aufgeführte Annahme, daß bei manchen Rassen die Kopfhaare büschelförmig stehen sollten, hat sich nach größerer Vertiefung in den Gegenstand als unrichtig erwiesen; denn nicht bei manchen Rassen, sondern bei allen Menschen stehen Haare derartig, aber freilich in verschiedengradiger Ausbildung. „Betrachtet man", sagt Waldeyer, „die Haare auf dem Handrücken", so sieht man eine Gruppenbildung äußerst selten, die Haare stehen einzeln in regelmäßigen Abständen. So auch vertheilen sie sich über den ganzen Körper, bald als Flaumhaare, bald in stärkerer Form, und so auch im Bart. Nähert man sich dem Kopfe, so sieht man von der Stirn anfangend erst vereinzelt zwei, dann auch drei Haare zu Gruppen zusammengestellt; hier kommen noch

einzelne Haare zwischen den Gruppen vor; je mehr man sich dem Hinterkopfe nähert, desto deutlicher wird die Gruppenbildung, desto seltener sind die einzelnen Haare." Nach Kölliker steht aber auch das Flaumhaar noch ungeborener Kinder wie am Kopfe so auch am übrigen Körper in derartigen Gruppen von 2—5.

Man spricht ferner häufig vom Wollhaar des Negers, aber ohne alle Berechtigung. Das echte Wollhaar des Schafes besteht nämlich aus büschelförmigen Strähnen ganz gleichartig nebeneinander gestellter und verlaufender sehr feiner Haare, welche wellenförmige Biegungen machen. Diese Biegungen liegen nahezu in einer Ebene, in einer gekrümmten Fläche. Diese welligen Biegungen kommen beim krausen Menschenhaare nicht vor, vielmehr handelt es sich bei ihm stets um mehr oder minder steile Spiralen; außerdem ist das kräftige und starke Haar der Neger nie so fein wie die Schafwolle, es ist kürzer als bei Europäern, spiralig-gekrümmt und verfilzt; nie wird man am Negerhaar eine Neigung zur Lockenbildung, wie z. B. bei Juden, erkennen.

Es ist also, und damit wollen wir diesen Abschnitt schließen, zur Unterscheidung größerer Völkerfamilien das Haar ebensowenig brauchbar wie die Hautfarbe.

Wir kehren nach dieser Abschweifung, die uns späterer Wiederholungen überhebt, zu den Körpertheilen des Menschen zurück, können uns aber im steten Hinblick auf den eigentlichen Zweck dieses Buches bei der Beschreibung mancher inneren Theile kürzer fassen als bei den voranstehenden.

Wir hatten zuerst das Knochengerüst betrachtet, das dem ganzen Körper Halt und Festigkeit verleiht, sodann die Muskeln, welche die Bewegung ermöglichen. Hervorgerufen wird diese Bewegung durch die Nerven, deren eine Abtheilung den Menschen zugleich auch über die ihn umgebende Außenwelt mehr oder minder deutlich aufklärt. Die Haut umschließt den ganzen Körper.

Die Ernährung.

Wodurch erhält sich der Körper, wie vermag er die durch den Gebrauch abgenutzten Theile wieder zu ersetzen? Wir treten damit vor die Frage nach der Ernährung des einzelnen Menschen und der verschiedenen Völkerstämme. Zur Aufnahme der überaus mannigfachen Nahrungsstoffe der Völkerschaften der Erde dienen bestimmte, im Rumpfe, in der Brust- und Bauchhöhle liegende Organe, die, weil sie bei allen Menschen die gleichen sind, hier nur einer kurzen Erwähnung bedürfen.

Die verschiedenen körperlichen Verrichtungen bei der Ernährung bestehen im Wesentlichen:

1. in der Aufnahme der Nahrungsmittel und in der Verdauung im Darmkanale, in welchem durch die Verdauungsorgane die nährenden Stoffe aus der aufgenommenen Nahrung abgesondert werden (Darmsystem),
2. in der allmäligen Umwandlung (Assimilation) der Nahrungsmittel in Blut, indem die Nahrungsstoffe
   a) durch den Kreislauf (Zirkulation) in den Blutgefäßen (Gefäßsystem), und
   b) durch die Athmung (Respiration) in den Lungen (Lungensystem) in eine den Bestandtheilen des Körpers gleichartige Masse und zuletzt in Blut umgewandelt werden, und
   c) durch Ausdünstung und Ausscheidung (Sekretion) überflüssige Stoffe ausgeschieden werden.

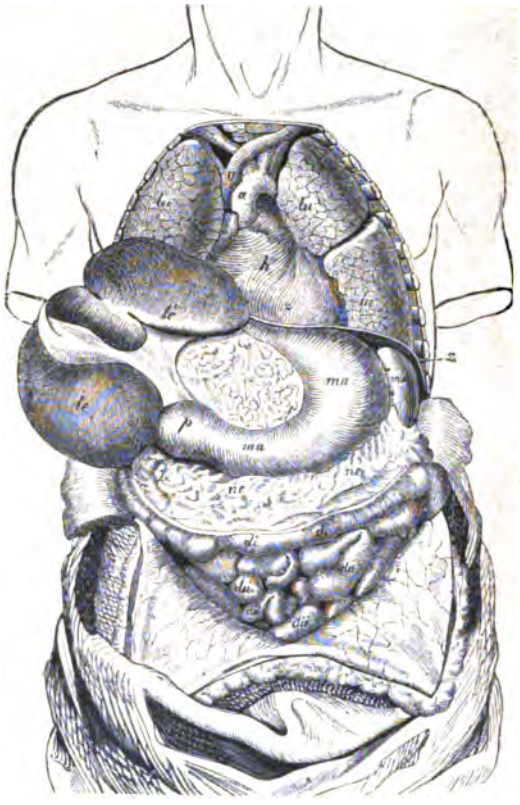
Somit haben wir drei vegetative Systeme, das Darm-, Gefäß- und Lungensystem, welche sämmtlich durch weiche, schlauchartig in die Länge gezogene Häute gebildet werden. Das Darmsystem beginnt mit der Mundhöhle. Auf sie folgt der Anfang des Speiseröhrenkanales, der Schlundkopf, sodann die Speiseröhre, der Magen, welcher von der die Gallenblase umschließenden Leber bedeckt wird. Er bildet an der Verbindungsstelle mit der Speiseröhre den Blindsack, an welchem die zum Gefäßsystem gehörende Milz liegt. Der Magen setzt sich fort in den bei erwachsenen Menschen ungefähr 30 Fuß langen Darm, an welchem man unterscheidet den Zwölffingerdarm (weil er 12 Querfinger breit ist), den Dünndarm und den Dickdarm, dessen einzelne Theile Blind-, Grimm-, Quergrimm- und Mastdarm heißen; der letzte endet mit dem After.

Da das Blut der eigentliche Ernährungsstoff des ganzen Körpers ist, so liegt die Frage nahe, wie aus den vom Munde aufgenommenen Nahrungsmitteln, und in welchen Theilen des Darmsystems die allmälige Umwandlung vor sich geht. Der Vorgang ist in allen Menschen der gleiche, denn für den Magen ist es völlig gleichgültig, ob die Nahrung von der wohlbesetzten, üppigen Tafel eines Gasthauses oder aus dem einfachen Kochtopfe der Arbeiterfrau genommen wird, oder ob der freie Sohn der Wildniß sie hier und dort mühselig sich zusammensucht. Um den Appetit zu reizen, bedarf der erstere häufig noch besonderer „Genußmittel", für den Naturmenschen ist nur zu oft Hunger der beste Koch.

Begleiten wir einmal einen Speisebissen, um die Veränderungen, welche er erleidet, zu beobachten.

In der Mundhöhle beginnen die Zähne mit ihm eine mechanische Veränderung vorzunehmen. Der Bissen wird in kleinere Stücke getheilt, auch wohl völlig zermalmt. Die Bewegung des Unterkiefers bewirkt ein

vermehrtes Hervortreten des Speichels, welcher das Speiseſtück nicht allein ſchlüpfrig einhüllt, ſondern auch in dem Stärkemehl enthaltenden Biſſen chemiſch eine Umwandlung hervorruft. Je beſſer Jemand die Speiſen zerkaut, um ſo beſſer wird er ſie verdauen, um ſo mehr Nutzen wird der Körper aus der Speiſe ziehen. Langſam eſſen, ordentlich kauen, wenig während der Mahlzeit trinken, daran muß man die Kinder frühzeitig gewöhnen. In 24 Stunden wird von den Speicheldrüſen ungefähr ein Liter Speichel abgeſondert; er wirkt auch im Magen noch chemiſch die Nahrungsmittel zerſetzend und iſt deshalb nicht, wie Manche thun, auszuſpeien, ſondern zu verſchlucken. Wer ihn ausſpeit, rein oder mit Kautabak vermiſcht, für den geht dieſer wichtige Stoff nutzlos verloren; der Körper aber hat ihn täglich zu erſetzen, d. h. einen Theil des Nahrungsſtoffes in ihn umzuwandeln, entzieht dies alſo der Nahrung für den übrigen Körper. Durch den Schlund und die Speiſeröhre gelangt nun der gut durchfeuchtete Biſſen in den Magen, welcher nicht, wie Manche bei unpaſſender Vergleichung mit dem eines Huhnes glauben, ſtark muskulös iſt, ſondern nur ſo häutig wie die übrigen Darmtheile. Ich erwähnte oben, daß ſchon im Munde durch den Speichel das im Biſſen vorhandene Stärkemehl etwas in Traubenzucker umgewandelt wird. Im Magen beginnt die Löſung



Eingeweide des Menſchen, auseinandergelegt.

lu Lungen. m Bruſt- oder Mittelfell, theilt die Bruſthöhle in zwei Hälften und überzieht die Lungen und großen Gefäßſtämme. h Herz, vom Herzbeutel umſchloſſen z Zwerchfell, trennt die Bruſt- und Bauchhöhle voneinander. le rechter, le linker Leberlappen. ma Magen. mi Milz. ne Netz oder Gekröſe, welches die Därme verdeckt. p Pförtner des Magens. dl Dickdarm. dü Schlingen des Dünndarms. a große Körperſchlagader (Aorta), aus der linken Herzkammer entſpringend. o obere Hohlblutader, in den rechten Vorhof des Herzens mündend.

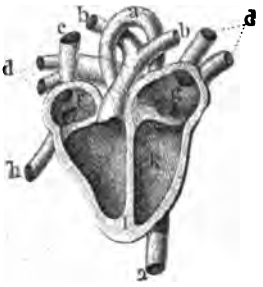
der Eiweißstoffe, des leimgebenden Gewebes, des Leimes, der Gelatine zu chemischen Veränderungen durch den von der inneren Oberfläche der Magenschleimhaut abgesonderten Magensaft. Die gelösten Eiweiß- und Leimstoffe hat man Peptone genannt. Bekanntlich riecht und schmeckt der Magensaft sauer wegen der darin befindlichen freien Salzsäure. Wenn sie zeitweise nicht in genügender Menge (d. h. etwas über 0,02 Prozent) vorhanden sein sollte, nimmt man mit bestem Erfolge vier bis fünf Tropfen verdünnter Salzsäure in einem Schnapsglase voll Wasser während des Essens. Außer der Salzsäure und einigen Salzen enthält der Magensaft noch einen eigenen Verdauungsstoff, das Pepsin. Früher meinten Aerzte und Laien, daß im Magen der vollständige Verdauungsprozeß vor sich gehe; jetzt aber weiß man, daß auch er, also ebenso wie die Mundhöhle, diesen nur vorbereitet, und daß im Dünndarme erst jener Prozeß am lebhaftesten vorschreitet. Sind nämlich die Speisen längere Zeit im Magen gewesen, so verlassen sie ihn als starksaurer dünner Speisebrei durch die Mündungsstelle in den Zwölffingerdarm, durch den sogenannten Pförtner, stoßweise in kleinen Partien und gelangen endlich in den Dünndarm, wo sie vollständige Verdauung erfahren durch den Dünndarmsaft, welcher das Fett der Speisen völlig auflöst und zur schließlichen Aufnahme in das Blut befähigt. In den Zwölffingerdarm ergießen auch die zwei größten Drüsen des Körpers, die vier bis sechs Pfund schwere Leber und die Bauchspeicheldrüse, ihre Absonderungsflüssigkeiten zur chemischen Speiseauflösung, nämlich die Galle und den Bauchspeichel. Das Gewicht der in 24 Stunden abgesonderten Galle beträgt drei Viertel bis zwei Pfund; sie verhindert die faulige Zersetzung der im Darmkanale leicht faulenden Stoffe. Galle und Bauchspeichel verwandeln den Speisebrei (Chymus) in Milchsaft (Chylus), eine weißliche, zähe, schleimige Flüssigkeit, welche von zahlreichen Saugadern (Lymph- oder Milchsaftgefäßen) aufgesogen und als Lymphe dem Blut zugeführt wird. Diejenigen Nahrungsstoffe, die nicht in Milchsaft umgewandelt werden konnten, werden durch den Dickdarm als Koth abgeführt; der Urin aber wird aus dem Blute durch die Nieren abgeschieden.

Das Gefäßsystem.

Wir haben erfahren, welchen Weg die Nahrungsmittel im Körper nehmen, und wie sie im Darmsystem nach und nach chemisch verändert werden. Welche Wege nun aber die Nährflüssigkeit einschlägt, um den Körper in allen seinen Theilen zu ernähren, das werden wir jetzt zu beobachten haben. Wie Zweige und Aeste eines Baumes, so laufen von einem Mittelpunkte, vom Herzen aus, weitere und immer enger werdende häutige Röhren, das Gefäßsystem, durch alle Theile des Körpers.

A. Das Herz, ein starker, hohler Muskel, liegt zwischen den Lungen in einem häutigen Sacke, dem Herzbeutel, und wird durch eine senkrechte Scheidewand in zwei Hälften getheilt, die rechte und die linke, und jede wiederum durch eine Querwand in zwei übereinander liegende Höhlen. Die beiden unteren, vollständig geschiedenen Höhlen heißen rechte und linke Herzkammer, sie öffnen sich in die über jeder liegende rechte und linke Vorkammer. Auch die beiden Vorkammern haben keine Verbindung unter sich.

B. Das Blut, der Inhalt des Herzens und aller Gefäße, ist die Quelle der Ernährung. Aus ihm bilden sich alle Theile; aus ihm nimmt jeder einzelne Theil das für ihn Taugliche. Im normalen Zustande hat das Blut des Menschen, und es ist gleichgültig, ob er unter dem Aequator oder im eisigen Norden wohnt, eine Wärme von etwa 37 Grad Celsius; in der Fieberhitze kann sie steigen bis auf einige 40 Grad, bei höchster Ermattung fallen bis 25 Grad Celsius. Beim Erkalten gerinnt das Blut, d. h. es scheidet sich in das gelbliche Blutwasser, den dunkelrothen Blutkuchen, und in einen schwach riechenden Ausdünstungsstoff, den Blutdunst. Der Blutkuchen besteht aus den während des Lebens im Blutwasser schwimmenden rothen Blutkügelchen, welche ungefähr $^1/_{500}$ Linie dick sind.



Durchschnitt des Herzens mit den Gefäßstämmen.

a Aorta. b Lungenschlagader. c Obere Hohlvenen. d Lungenvenen. h Untere Hohlvenen.

C. Die Gefäße werden geschieden in

1. Pulsadern oder Arterien, welche das Blut vom Herzen fortleiten und durch ihre Bewegung (Pulsschlag) sich leicht verrathen. Ihre Verzweigungen bilden das Arteriensystem. Aus dem Herzen entspringen zwei starke Arterien, und zwar:
   a) die große Körperarterie oder Aorta mit einem großen Stamme aus der linken Herzkammer, und ihre Verzweigungen führen das Blut in alle Körpertheile;
   b) die von der rechten Herzkammer ausgehende Lungenarterie, welche sich in den Lungen vielfach verzweigt.
2. Blutadern oder Venen. Sie führen das Blut nach dem Herzen zurück und bilden in ihren Verzweigungen das Venensystem und zwar:
   a) die Herzvenen, welche das Blut aus dem Körper in die rechte Vorkammer des Herzens leiten;
   b) die Lungenvenen, welche es aus der Lunge in die linke Vorkammer führen.

3. Saugadern oder lymphatische Gefäße. Sie saugen die Lymphe oder die dem Blut ähnlich gewordene Flüssigkeit überall im Körper auf.

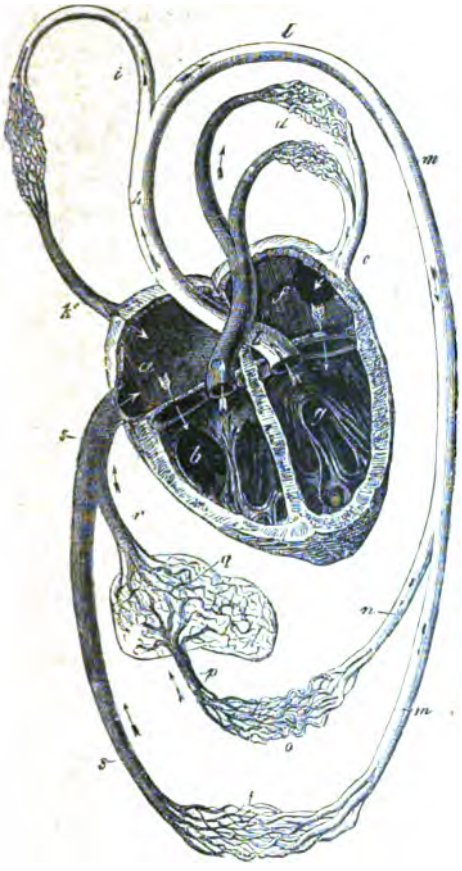
Betrachten wir nun die Zirkulation oder den

Kreislauf des Blutes.

Der Blutumlauf ist das einzige Mittel, um nach allen Theilen des Körpers neue Zufuhr zu bringen. Hört der Blutumlauf auf, so endet auch das Leben. Könnte das Blut gerade und ohne Krümmungen und gleich schnell in den Adern fließen, so würde es in jeder Minute ungefähr 150 Fuß durcheilen. Diese Schnelligkeit hat es aber nur in den dem Herzen nahen Kanälen; je feiner aber die Verästelungen werden bis zu den zartesten Haarröhrchen hin, um so langsamer bewegt es sich und durchtränkt dann die diese Röhrchen umgebenden Körpergebilde. Hervorgerufen wird der Blutumlauf vorzüglich durch die Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens, das einem Saug- und Druckwerke sehr ähnlich wirkt. Ein erwachsener gesunder Mensch hat eine Blutmenge, die ungefähr $^1/_{13}$ seines Körpergewichtes ausmacht; in einer Stunde läuft das Blut ungefähr 20 Mal durch den Körper. Durch die Zusammenziehung treibt das Herz das Blut fort, und zwar bei erwachsenen Menschen 60—75 Mal, bei Kindern bis 120 Mal in der Minute (Herz- oder Pulsschläge) und jedes Mal ungefähr drei Loth. Dies hellrothe Blut strömt aus der linken Herzkammer durch die große Körperarterie und deren Verzweigungen bis in die feinsten Haarröhrchen-Arterien, wo es in dunkles, gefärbtes Venenblut umgewandelt, von den Haarröhrchen-Venen auf-

Blutgefäßsystem des Menschen.

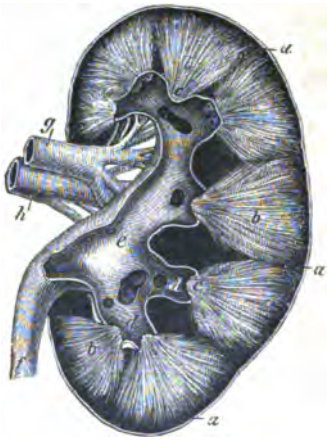
genommen und durch deren größer werdende Verzweigungen in den rechten Vorhof des Herzens zurückgeführt wird. Dies ist der große Kreislauf. Sodann wird aus dem rechten Vorhofe das zur Lebenserhaltung nicht mehr brauchbare, dunkler gefärbte Blut in die rechte Herzkammer, die sich ausdehnt, aufgenommen und durch die nachfolgende Zusammenziehung in die Lungenarterie und deren feinste Verästelungen getrieben. Dort kommt es mit der eingeathmeten Luft in Berührung, wird wieder helles Blut, geht dann in die Lungenvene, die linke Vorkammer und schließlich in die linke Herzkammer, von der aus es den Kreislauf begann. Dies ist der kleine Kreislauf.



Schematische Darstellung des Blutkreislaufs.

Das Herz ist von vorn geöffnet; die Pfeile geben die Richtung des Blutlaufs an; die schwarzen Röhren enthalten dunkles, die weißen hellrothes Blut.

a Rechte Vorkammer und b rechte Herzkammer, verbunden durch die rechte Vorhofskammermündung. c Lungenpulsader, mit einem rechten und einem linken Aste, für die rechte und linke Lunge. d Haargefäße des kleinen Kreislaufs in den Lungen. e Lungenblutader (von denen aber vier Stück in den linken Vorhof einmünden). f Linke Vorkammer und g linke Herzkammer, vereinigt durch die linke Vorhofskammermündung. h Große Körperpulsader (Aorta). i Pulsader und k Blutader (obere Hohlader) der oberen Körperhälfte. l Bogen und m absteigendes Stück der Aorta. n Bauch-Eingeweidepulsadern. o Haargefäße des Darmkanals. p Pfortader. q Haargefäße der Pfortader innerhalb der Leber. r Leberblutadern. s Untere Hohlader. t Haargefäße des großen Kreislaufs.



Eine senkrecht durchschnittene Niere.

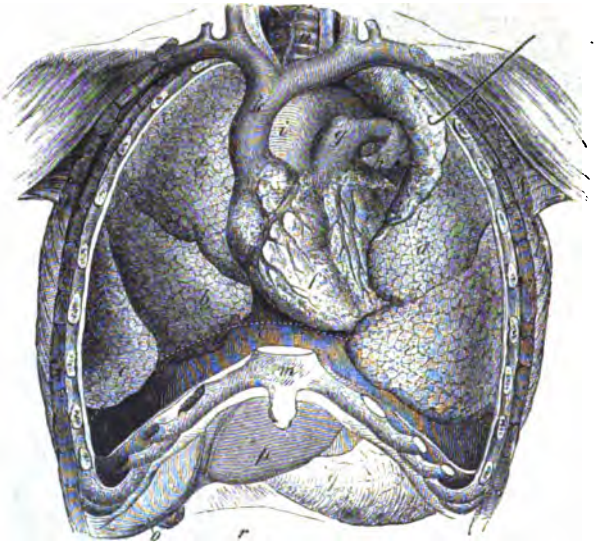
a Rindensubstanz, aus geschlängelten Harnkanälchen. b Pyramiden, aus gerade gestreckten Harnkanälchen. c Nierenwärzchen. d Nierenkelch. e Nierenbecken. f Harnleiter. g Pulsader. h Blutader der Niere.

Zu seiner Reinigung, zur Aufnahme unbrauchbar gewordener Stoffe durchströmt das Blut außerdem noch zwei Apparate. Bevor das aus den

Haarröhrchen zurückkehrende venöse Blut zum Herzen gelangt, strömt es durch die Leber; das arterielle Blut aber geht durch die Nieren, und so sondern diese beiden wichtigen Organe alle zur Ernährung untauglichen Stoffe davon aus.

Das Lungen- oder Respirations-System.

„In den Lungen", so lasen wir wenige Zeilen vorher, „kommt das Blut mit der eingeathmeten Luft in Berührung und wird wieder helles Blut." Wenn das Blut stillsteht, hört das Leben auf, aber auch, wenn wir nicht athmen. Die Lungen sind ein schwammiges, bei erwachsenen



Die Brusthöhle von vorn geöffnet, mit den Lungen und dem Herzen (ohne Herzbeutel).

a Oberer, b mittlerer und c unterer Lappen der rechten Lunge. d Oberer und e unterer Lappen der linken Lunge. f Herz. g Lungenpulsader. h Lungenblutader. i Große Körperpulsader (Aorta). k Obere Hohlader. l Zwerchfell. m Brustbeinende. n Luftröhre. o Rechter und p linker Leberlappen. q Magen. r Quergrimmdarm.

Menschen etwa vier Pfund schweres Organ, das fast die ganze Brusthöhle ausfüllt und dessen zwei „Flügel" durch die Luftröhre verbunden sind. Die Luftröhre besteht aus knorpeligen Ringen; ihren oberen Theil bildet der Kehlkopf mit der Stimmritze. Nach unten hin verzweigt sich die Luftröhre in zahllose, immer feiner werdende Luftröhrenäste. War die Mechanik des Herzens mit einer Saug- und Druckpumpe zu vergleichen, so ist die Thätigkeit der Lunge, ihr Zusammenziehen und Ausdehnen, dem eines Blasebalges ähnlich. Durch das Einathmen der Luft wird die Lunge bedeutend vergrößert, folglich heben sich die Rippen, und das den Brustkasten nach unten abschließende Zwerchfell dehnt sich nach unten aus.

Bei der Zusammenziehung der Lunge, beim Ausathmen, senken sich wieder die Rippen und das Zwerchfell nimmt die vorige Lage ein. Durch die Lunge wird außerdem auch die Stimme hervorgebracht.

Die Umwandlung des Blutes in den Lungen besteht nun darin, daß in der Lunge aus der Luft der Sauerstoff aufgenommen, der im Blute befindliche schädliche Kohlenstoff aber abgesetzt wird. Ich setze als bekannt voraus, daß die Luft 21 Raumtheile Sauerstoffgas, 78,9 Stickstoffgas und etwa 0,004 bis 0,006 Prozent Kohlensäure enthält. Den Sauerstoff giebt die Luft an das Blut ab, färbt es röther und erhält fast ebensoviel Kohlensäure aus dem Venenblute zurück. Das Blut nimmt aber auch Stickstoff auf und schwächt dadurch die Wirkung des Sauerstoffes, welcher im reinen Zustande eine Art Fieber erzeugen würde. Jede Verbindung des Sauerstoffes mit einem anderen Körper ist aber eine Verbrennung, die zugleich Wärme entwickelt.

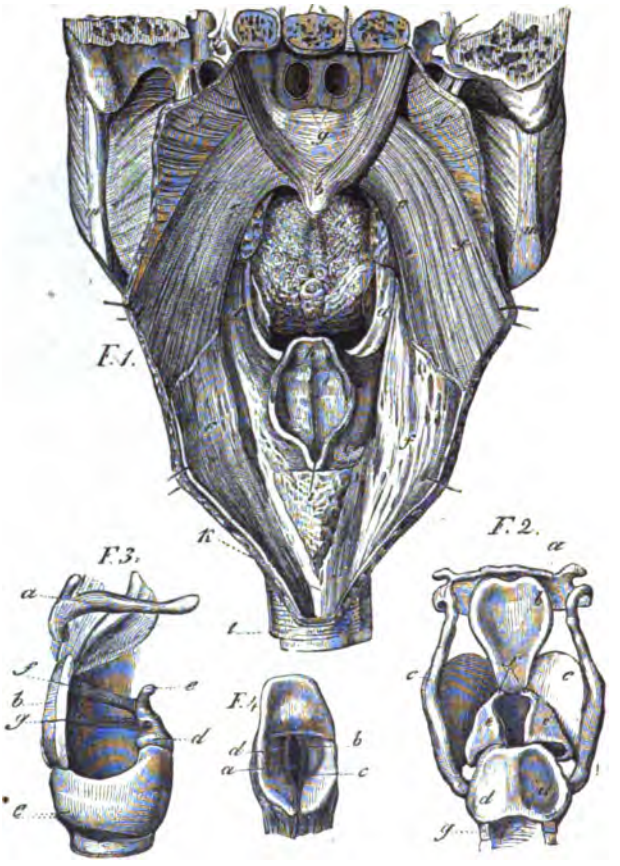
Die Verzweigungen der Luftröhre und der Blutgefäße innerhalb der Lunge.

I Zunge. II Zungenbein. III Kehlkopf. IV Schilddrüse. V Luftröhre. VI Rechter und VII linker Ast der Luftröhre. VIII Lungenbläschen, schematisch dargestellt. * a Schildknorpel. b Ringknorpel. c Erster Luftröhrenring. d Spaltung der Luftröhre. e Speiseröhre. 1 Linker und 1* rechter Ast der Lungenpulsader. 2 Bogen der Aorta. 3 Brustaorta (absteigendes Stück. 4 Rechte gemeinschaftliche Kopfpulsader. 4* Ungenannte Pulsader. 5 Linke gemeinschaftliche Kopfpulsader. 6 Linke Schlüsselbeinpulsader. 7 Obere Hohlader. 8 Die rechte und 9 die linke gemeinschaftliche Drosselader. 10 Schlüsselbeinblutader. 10* Schlüsselbeinpulsader. 11 Innere Drosselader. 12 Die beiden rechten und 13 die beiden linken Lungenblutadern.

Die Wärme des menschlichen Körpers.

Wenn sich in einem Gefäße ungelöschter Kalk und Wasser, oder in einem anderen Schwefelsäure und Wasser miteinander vermischen, so entsteht solche Wärme, daß wir uns durch Eintauchen den Finger verbrennen können, und doch zeigt sich keine sichtbare Flamme. Aehnliche chemische Verbindungen gehen nun auch die Elementarstoffe unserer Organe und die der Nahrungsstoffe mit dem Sauerstoffe der Luft ein, den wir zum größten Theile mit der Luft in die Lungen athmen, aber auch durch Kauen und Vermengen der Speisen im Munde mit Luft vermischen und hinabschlucken oder mit dem Wasser hinuntertrinken. Es muß also auch hier Wärme entstehen, und von ihr wird ein Theil in chemischen Verwandtschafts-

wirkungen und in elektrischer Spannung verbraucht, ein anderer größerer dagegen zu mechanischen Arbeitsleistungen innerhalb und außerhalb des Körpers. Hebe ich ein Gewicht vom Fußboden auf den Tisch, grabe ich



Das Stimmorgan.

Fig. 1. Der von hinten eröffnete Schlundkopf. a Zunge. b Zäpfchen. c Mandel. d Vorderer und e Hinterer Gaumenbogen. f Schlundkopfwand. g Hintere Nasenhöhlenöffnungen. h Kehldeckel. i Eingang in den Kehlkopf. k Speiseröhre. l Luftröhre. m Unterkiefer.

Fig. 2. Das knorpelige Kehlkopfsgerüst, von hinten gesehen. a Zungenbein. b Kehldeckel. c Schildknorpel. d Ringknorpel. e Gießkannenknorpel. f Die Santorinischen Knorpelspitzen. g Luftröhre.

Fig. 3. Kehlkopf, seitlich aufgeschnitten. a Zungenbein mit dem Kehldeckel dahinter. b Schildknorpel. c Ringknorpel. d Gießkannenknorpel. e Santorinische Knorpelspitze. f Oberes und g unteres Stimmband.

Fig. 4. Die Kehlkopfsöffnung, von oben gesehen. a Stimmritze. b Unteres und c oberes Stimmband. d Höhle zwischen den Stimmbändern.

mit einem Spaten die Gartenerde um, steige ich Treppen hinauf u. s. w., so tritt durch diese mechanische äußere Arbeit die Wärme aus dem Körper und wird als „Spannkraft" aufgespeichert. Die innerhalb des Körpers vor sich gehenden Bewegungsformen, z. B. Blutbewegung, Athmen u. a.,

werden aber fast vollständig wieder in Wärme zurückverwandelt, und diese Wärme wird der Außenwelt zurückgegeben theils durch Strahlung und Leitung (Wärme, die in die Kleidung vom Körper aus bringt), theils durch Wasserverdunstung an der Haut und in den Lungen, theils durch Erwärmung der als Nahrung kalt aufgenommenen und warm wieder ausgeschiedenen unbrauchbaren Stoffe. Dadurch, daß der rothe Blutfarbstoff durch das Athmen beständig Sauerstoff aufnimmt, und daß das Blut stetig im Körper zirkulirt, bleibt bei Menschen und höheren Thieren die Wärme ungefähr immer auf der gleichen Höhe. Wie sich nun Temperaturunterschiede in den 24 Stunden eines Sommertages finden oder in den Tagen eines Sommermonats u. s. w., so zeigen auch nach den zahlreichen Untersuchungen Bärensprungs die einzelnen Tagesstunden kleine Unterschiede in der Körperwärme und ebenso die verschiedenen Lebensalter.

Tabelle für einen Tag.

Von	5— 7 (Morgens im Bette)	36,68
„	7— 9 (Kaffee)	37,16
„	9—11	37,26
„	11— 1	36,87
„	1— 2	36,83
„	2— 4 (Mittagessen)	37,15
„	4— 6	37,48
„	6— 8	37,43
„	8—10 (Abendessen)	37,02
„	10—12	36,85
„	12— 2 (aus dem Schlafe geweckt)	36,65
„	2— 5 (Morgens)	36,31

Die Körpertemperatur steigt langsam gegen Morgen, ist nach dem Mittagessen am höchsten und sinkt dann wieder.

Tabelle für die Lebensalter.

Beim neugeborenen Kinde		37,81
Im Alter von	5— 9 Jahren	37,72
„ „ „	12—20 „	37,37
„ „ „	21—24 „	37,22
„ „ „	25—30 „	36,91
„ „ „	31—40 „	37,10
„ „ „	41—50 „	36,87
„ „ „	51—60 „	36,83
„ „ „	80 „	37,46

Die beiden Geschlechter machen, so viel man weiß, keinen Unterschied. Das Greisenalter kehrt auch hierin wieder zur Kindheit zurück.

Die Eigentemperatur unseres Körpers ist fast unabhängig von den Einflüssen der Umgebung. Die Bewohner der kältesten und der heißesten Gegenden haben fast genau dieselbe Temperatur in ihren Organen; aber

beim einzelnen Menschen sind nicht alle Theile gleich warm, denn es ist ja bekannt, daß Nasenspitze, Ohren, Finger und Zehen sich leichter abkühlen und frieren, als der Rumpf. Kalte Hände und Füße werden durch Muskelthätigkeit schnell warm, wenn nicht gerade zu jener Zeit die Verdauung größere Blutmengen beansprucht. Kalte Finger werden warm, wenn man die Faust ballt, den Körper friert weniger, wenn man sich zusammenkauert, weil in beiden Fällen die Wärme-Ausstrahlung weniger stark ist. Daß deshalb Völkerstämme in kälteren Gegenden oder während einer kalten Nacht zusammengekauert schlafen, wird weiter unten mehrmals hervorgehoben werden.

Durch die Kälte der Luft werden die Blutgefäße der Haut zusammengezogen, und die Abkühlung der Haut bringt uns das Gefühl des Frierens. Wer sich verweichlicht hat, friert leichter als den, welcher seinen Körper abhärtete (Arbeiter, Jäger, Landleute). Die von Karl Hagenbeck vor einigen Jahren hier in Deutschland vorgeführten Feuerländer saßen fast unbekleidet bei einer Temperatur nahe dem Gefrierpunkte im Freien, und ihre Haut war doch warm anzufühlen.

Bei Eingeborenen heißer Klimate bleibt die Haut auch der unbekleideten Körpertheile bei einer Temperatur und Trockenheit der Luft feucht, bei welcher die Haut der Europäer spröde und trocken wird. Bei uns wirkt der Wärmereiz zu schnell, die Verdunstung wird zu rasch gesteigert, die Blutgefäße haben nicht genügende Flüssigkeit, und so sind Sprödigkeit und Trockenheit der Haut die Folge. Es ist noch allgemein die Ansicht gang und gäbe, daß der Tod durch Erfrieren ein angenehmer sei. Nach den von manchen Nordpolfahrern der letzten Jahrzehnte gemachten Erfahrungen scheint gerade das Gegentheil zuzutreffen. Ich will nur des amerikanischen Arztes Kane erwähnen, der mehrmals dem Erfrieren nahe war. Er beschreibt als Wirkung der heftigen Kälte eine immer mehr zunehmende Unlust und Unfähigkeit der Bewegung, welche zuletzt so zunehmen, daß eine Thätigkeit der Muskeln ganz unmöglich wird. Dann tritt eine Umnebelung der Sinne und Unfähigkeit zu denken ein, die unwiderstehlich zum Schlafe zwingen. Von einer Annehmlichkeit des Schläfrigwerdens konnte auch dieser Nordpolfahrer nichts merken, wohl aber von einem schmerzhaften und ungemein peinlichen Gefühle. So verkehrt also die Ansicht über die angenehmen Gefühle beim Erfrieren ist, ebenso verkehrt ist auch jene bei uns häufig vertretene, daß Alkohol in der Kälte gegen Erfrieren schütze. Es ist durch vielfache Versuche bewiesen, daß geringe Mengen von Alkohol, wenn der Körper sich nicht bewegt und der Magen leer ist, die Gesammttemperatur des Körpers herabsetzen. Durch diesen Stoff wird die Haut reichlicher mit Blut versorgt und somit erwärmt, die Poren dehnen

ſich aus, die Wärmeabgabe an die Luft ſteigert ſich erheblich. Anſtatt alſo warm zu bleiben, fröſtelt man ſtärker, müßte nochmals einen Schnaps nehmen, einen dritten u. ſ. w. Der oft mangelhaft bekleidete Betrunkene fällt ſchließlich hin und erfriert. Dauernd erwärmen kann Alkohol nur gut und warm gekleidete und gut genährte Perſonen. Die dem Schnaps ſonſt ſehr ergebenen Droſchkenkutſcher Petersburgs und Moskaus trinken ihn bei ſtrenger Kälte im Freien nicht, ſondern ein Glas kalten Waſſers, welches das Blut von innen nachhaltiger in die Haut treibt.

Kann Hitze auch den Tod herbeiführen? Verſuche haben ergeben, daß ein Menſch eine trockene Wärme von 79 Grad Celſius aushalten kann, daß Manche ſogar 8—16 Minuten in einer trockenen Hitze von 100—127 Grad Celſius verharrten, und deren Eigenwärme dann doch nur um ungefähr einen Grad ſtieg. Wird aber ſolche trockene Luft mit Waſſerdampf erfüllt, ſo verbrüht die Haut augenblicklich, die Körpertemperatur ſteigt, übertrifft ſogar die der feuchtwarmen Luft, es tritt Ermattung ein, Schläfrigkeit, Schwinden des Bewußtſeins und zuletzt der Wärmetod bei etwa 49—50 Grad Celſius. Wärme- und Kältetod haben ſomit große Aehnlichkeit.

Auf den vorausſtehenden Seiten haben wir verſucht, uns etwas genauere Einſicht zu verſchaffen in den Organismus des menſchlichen Körpers und waren deshalb gezwungen, um einzelne Theile dieſer bis in's Kleinſte ſauber und höchſt zierlich hergeſtellten und in ſteter Thätigkeit befindlichen Maſchine richtig zu verſtehen, öfter das Vergrößerungsglas mit zu Hülfe zu nehmen. Es fehlt uns jetzt noch, damit wir den Hauptabſchnitt dieſes Buches beſſer begreifen und würdigen, eine Betrachtung des ganzen menſchlichen Körpers, eine Erwähnung etwaiger fehlerhafter Maſchinentheile und eine kurze Vergleichung mit jenen Körperformen, welche dem menſchlichen Organismus am ähnlichſten geſtaltet ſind.

Die menſchliche Körperform.

Wir Menſchen leben auf dem unebenen Grunde des Luftmeeres, das unſere Erdkugel umfließt, nur höchſt unbedeutend vermögen wir von ihm uns zu entfernen, und mit uns kriecht dort zahlreiches Gethier umher, alle beſtrebt, ſich zu erhalten im Kampf um das Daſein; ein ewiges Entſtehen und Vergehen. Manche haben ſich gemüſſigt geſehen, auszurechnen, wie groß ein Würfel ſein müßte, um alle Menſchen, wenn ſie wie Heringe neben- und aufeinander geſchichtet würden, aufzunehmen, und ſie fanden, daß ein Würfel von einer Meile lang, breit und hoch dazu ausreichen würde. Andere berechneten, wie viele Erdkugeln man mit Menſchen bevölkern könnte, wenn alle die, welche ſeit ungezählten Jahrtauſenden

auf der unserigen gelebt haben, nicht gestorben wären. Es gäbe das eine solche Menge von Erdkugeln, daß wir deren Zahlenstellen nicht mit einem Blick zu überschauen vermöchten. Wo blieb denn aber dieser unendlich große Menschenstoff? Schneller oder langsamer lösten die mannigfachen organischen Verbindungen sich wieder auf in die Elementarstoffe im ewigen Kreislauf allen Wechsels und Bestehens. Mit Ausnahme weniger und häufig völlig unberechtigt bevorzugter Menschen versinkt oft schon, was bangend, sehnend und hoffend die Brust von Millionen bewegte, nach kaum einer Generation im Meere ewiger Vergessenheit. Lebten die Millionen und aber Millionen nur, damit die Art nicht ausstürbe? Mag die Antwort sich Jeder selbst geben.

Wenn nun auch in der allmäligen Entwicklung der Menschheit und der Thierwelt die Sinne und das Empfindungsvermögen der ersteren sich harmonischer gestaltet haben, die geistigen Eigenschaften besonders bevorzugter Rassen mehr sich heraushoben, so sind nach einer Seite hin die Thiere erheblich zurückgeblieben in der Entwicklung des Schönheitssinnes, in der Empfänglichkeit für das Schöne. Nur der Mensch schafft sich Ideale, und er schuf sich auch seinem mannigfachen Standpunkte gemäß ein Ideal der Menschengestalt seiner Rasse, seines Volkes. Für die Empfindung der europäischen Völker hat der Meißel Altgriechenlands die menschliche Idealgestalt gefunden. Die von Altegypten aus dorthin verpflanzte Kultur und Kunst wurden wesentlich verbessert, und in den altgriechischen Künstlerwerkstätten erhielt der Lehrling eine bestimmte Regel, einen sogenannten Kanon, für die Maße des menschlichen Körpers. Am berühmtesten war der Kanon des Polykletos aus Sikyon, und unter den der Zerstörung entgangenen Kunstwerken sehen wir in der Statue des Apollo das herrlichste Ideal der Menschengestalt. Wenn nun in den einzelnen Kulturländern Europas von vielen wohlgebauten Männern und Frauen die Länge und Stärke nicht allein des ganzen Körpers, sondern auch aller seiner Theile genau gemessen wird, sodann bei jedem Einzelnen die Länge u. s. w. der einzelnen Körpertheile in Verhältniß zu der Gesammtkörperhöhe gesetzt wird und endlich aus allen diesen Verhältnissen bei Männern oder Frauen des einen Landes das Mittel genommen wird, dann erhalten wir für jedes Land die Maße eines Idealmenschen, der aber in Wirklichkeit nicht vorkommt, und ähnlich auch für die Gesammtheit der europäischen Kulturländer einen idealen Europäer, an welchem alle Maße so zum Ausdruck gelangen, wie wir Europäer sie als schöne bezeichnen. Mit solchen Messungen haben sich schon vor Jahren Quetelet, Zeising und Andere beschäftigt, und man gelangte zu dem Resultate, daß die Durchschnittsmaße schöner alter Statuen von den durch Rechnung erhaltenen fast garnicht abwichen. So

wie die Statue des Apollo würde also das Ideal eines europäischen Menschen aussehen. Diesen könnte dann nach ähnlichen voraufgegangenen Menschen das Ideal eines mittel- oder südafrikanischen, eines nord- oder südamerikanischen, eines australischen oder asiatischen Menschen aus den verschiedenen Gegenden gegenübergestellt werden, und würde man endlich alle diese Rassenideale miteinander verschmelzen zu einer mittleren Einheit, dann erst hätten wir das Idealbild der gesammten Menschheit. Von der Lösung einer solchen Aufgabe sind wir noch himmelweit entfernt. Durch ähnliche Rechnungen wie hier für Männer würden wir auch für Frauen, Kinder, ja alle verschiedenen Lebensalter Idealgestalten erhalten. Die höchsten Vertreter in ihrer Kunst, in der Bildhauerei und Malerei, erkennen nun in Jedem das Charakteristische des Individuums und auch das Allgemeine der Stammesangehörigkeit, sie haben, wie Rafael äußerte, den Zirkel im Auge. Je höher ein Maler in seiner Kunst steht, um so wahrheitsgetreuer wird er, wenn er auf Reisen sich befindet, das charakteristische Aeußere jedes Individuums erfassen und zugleich auch in seinen Idealgestalten das zusammenfassen, was später einst die Rechnung für jene Rasse ergiebt.

Wir wollen nun in Kürze jene Körperformen betrachten, welche hervorragende Forscher als charakteristisch für Kultur- und Naturvölker aufgestellt haben und folgen auch hierbei der lichtvollen Darlegung Joh. Rankes.

Bei den Erwachsenen innerhalb der Kulturrasse der Völker europäischer Abkunft lassen sich drei scharf charakterisirte Körperformen unterscheiden:

1. Der in voller Kraft und Thätigkeit stehende Mann, d. h. nur der, welcher von Jugend auf alle ihm von der Natur verliehenen mechanischen Arbeitseinrichtungen seines Körpers in verhältnißmäßig starkem, jedoch ihre Leistungsfähigkeit nicht überschreitenden Maße benutzt, gelangt zur vollen charakteristischen Ausbildung des menschlichen Ebenmaßes. Sein Rumpf ist verhältnißmäßig kurz, die Brust und das Becken breit, Arme und Beine im Ganzen und in allen ihren einzelnen Abschnitten lang, Fußgewölbe hoch, Unterarmmuskulatur und Waden dick, dagegen die Sitzgegend und Oberschenkel schlanker. Damit entfernt sich der Mann möglichst weit von den kindlichen Körperverhältnissen. Als Vertreter dieses Mannes gilt der Matrose (nach L. A. Goulds Beschreibung). Im vollen Gegensatz zu ihm steht

2. die Körperentwicklung des europäischen Weibes, namentlich der nicht mechanisch arbeitenden Klassen. Ihr Rumpf ist verhältnißmäßig lang, die Brust und meist auch das Becken schmal, Arme und Beine im Ganzen und in allen ihren einzelnen Abschnitten kurz, das Fußgewölbe niedriger, Unterarmmuskulatur und Waden schlank, die Sitzgegend und die Oberschenkel dicker. In allen diesen Beziehungen nähert sich das Weib mehr den kindlichen Körperverhältnissen.

3. Zwischen Beide, aber der weiblichen Form und damit den kindlichen Verhältnissen mehr angenähert, stellt sich der Mann der nicht mechanisch arbeitenden Klassen. Im Vergleich zur vorbildlichen männlichen Körperentwicklung in Nr. 1

ist sein Rumpf länger, Brust und Becken breiter, Arme und Beine, vor Allem aber die Arme, im Ganzen und in allen ihren einzelnen Abschnitten kürzer, die Unterarmmuskulatur und die Waden schlank, dagegen Sitzgegend und Oberschenkel dicker.

Wir ersehen aus dieser Darlegung, wie überaus wichtig für die nicht mechanisch arbeitende Jugend es ist, durch Turnen, Turnspiele aller Art und Sport, der in zweckmäßigen Körperbewegungen gipfelt, die für ihre Körperentfaltung erforderlichen mechanischen Thätigkeiten zu ersetzen, hierin den jungen Engländern nachzueifern, welche nicht so viel über Büchern sitzen, kurzsichtig werden und durch Zusammenpressen der Brust und des Unterleibes sich frühzeitig zu „Staatshämorrhoidariern" ausbilden oder in raucherfüllten „Stammkneipen" stundenlang sitzen oder sonst systematisch ihren in der Entwicklung begriffenen Körper schädigen. Für diese, oft durch Bequemlichkeit, Wohlleben, Blasirtheit körperlich in der Entwicklung zurückbleibende Jugend ist dann der „militärische Drill", welcher eine gesteigerte Ausbildung aller mechanischen Arbeitsapparate bezweckt, eine wahre Wohlthat.

Während des Krieges, welchen in den sechziger Jahren die Nordstaaten der amerikanischen Union gegen die Südstaaten führten, hatte L. A. Gould die beste Gelegenheit, im Heere der Nordstaaten Angehörige fast aller europäischen Nationen und ebensoviele Tausende eingeborener weißer Amerikaner zu messen und darnach seine berühmten vielseitigen Tabellen aufzustellen. Sieht man von wenigen Abenteurern der nicht mechanisch arbeitenden Klassen ab, so gehörte die Mehrheit der Europäer dem Arbeiterstande an: Spanier, Engländer, Schotten, Franzosen, Irländer, Deutsche und Skandinavier. Die Messungen ergaben, daß in der hier angegebenen Reihenfolge diese Nationen ihre Stellung zu der hohen Kulturform der arischen Rasse einnahmen; Spanier und Engländer nähern sich der hohen Kulturform durch den verhältnißmäßig längsten Rumpf und die kürzesten Arme und Beine am meisten, Deutsche und Skandinavier stehen durch den kürzesten Rumpf, die längsten Arme und Beine von ihr am weitesten ab, genau in der Mitte stehen die Franzosen. A. Weisbachs Messungen ergänzen in manchen Beziehungen die des Amerikaners Gould. In der österreichisch-ungarischen Monarchie gehören die österreichischen Deutschen, die österreichischen Nordslawen, Rumänen und Zigeuner zu den arischen Völkern, die Juden zu den semitischen, die Magyaren zu den finno-ugrischen. Nun ist es aber interessant zu sehen, daß die eigentlichen Träger der Kultur in diesem Reiche, die Magyaren, Slawen und Germanen, obwohl verschiedenen Stammes, doch in Beziehung auf das Ebenmaß der Körpergliederung übereinstimmen.

Wenden wir uns jetzt zu den

Körperverhältnissen außereuropäischer Kulturvölker

unter Benutzung der Messungen Weisbachs und Erwin Bälz'. Zu den uralten Kulturvölkern Ostasiens gehören Siamesen, Chinesen und Japaner. Durch die kurzen Arme und Beine und den verhältnißmäßig bedeutenden Kopfumfang schließen sich die beiden ersten an die Körperproportionen der europäischen Kulturform an. Was wir bei dieser als die Gegensätze bezeichneten, das sind sie auch bei den ostasiatischen Kulturvölkern, wo doch die Einflüsse der Kultur viel älter sind als bei den Europäern. Die Körpergliederung der Ostasiaten erscheint als ein auffallendes Rassenmerkmal, welches sie deutlich von den Naturvölkern trennt. Am nächsten stehen die Japaner den dunkelhäutigen romanischen Nationen Europas in dem verhältnißmäßig langen Rumpfe und kurzen Gliedmaßen bei geringer Körpergröße. Bei den reicheren Klassen ist die Farbe heller als man sie sich gewöhnlich in Europa vorstellt; es giebt in Italien und Spanien zahlreiche Europäer, die ebenso gelb sind wie die Japaner, und andererseits Japaner, deren Farbe man in Europa unbedenklich für kaukasisch erklären würde.

Wenn wir nun nochmals die Ergebnisse zusammenfassen, welche sich aus den Messungen der Kulturvölker ergeben, so finden wir, daß die Körperverhältnisse der Vertreter europäischer Völker überaus ähnlich sind, mögen sie ihrer Sprache nach zu den Romanen, Germanen, Slawen, zu den Ariern, Finno-Ugriern oder Semiten sich zählen. Aus den nach Amerika ausgewanderten weißen Europäern hat sich keine neue weiße amerikanische Rasse gebildet. Die Verschiedenheiten in den Körperverhältnissen zwischen Vertretern der mechanisch arbeitenden Klasse und der nicht mechanisch arbeitenden sind in der weißen Kulturrasse im Allgemeinen größer als die Unterschiede zwischen Vertretern verschiedener europäischer Völker und Stämme oder der amerikanischen Weißen. Für die verschiedenen Klassen in Japan gelten ganz ähnliche Gesetze wie für die Weißen.

Körperverhältnisse der Naturvölker.

Bevor wir uns über die Körperverhältnisse der Naturvölker aufzuklären versuchen, möchte ich die Leser bitten, folgende kurze Betrachtung anzustellen.

Solange das Kind noch im Mutterleibe weilt, erhält es ohne eigene Thätigkeit durch die Mutter das Athmungs- und Ernährungsmaterial geliefert. Nach der Geburt ist das Verhältniß sofort ein anderes. Das

Kind muß selber thätig sein; es muß selbst für seine Athmung sorgen, dadurch wachsen Lungen und Brustkasten stark, und Schreikinder sind Gedeihkinder; es muß selber Nahrung zu sich nehmen und sie verdauen, dadurch gerathen also die Verdauungsorgane in gesteigerte Thätigkeit und der Bauch wächst stark. Es wächst also zuerst der Leib, der Rumpf viel stärker als die Gliedmaßen, weil sie wenig in Thätigkeit sind. Läuft das Kind dagegen, gebraucht es tüchtig Arme und Beine, dann nehmen auch diese durch die gesteigerte Thätigkeit der betreffenden Muskeln an Länge bedeutend zu und die erste Folge ist, daß die volle Entwicklung der erwachsenen Menschengestalt ausgezeichnet ist durch verhältnißmäßig kurzen Rumpf, lange Arme und lange Beine. Die zweite Folge ist, daß die volle Entwicklung der Körperverhältnisse des Menschen bedingt ist durch die volle mechanische Benutzung seiner Gliedmaßen (Arbeiter, Turner, Jäger, Landleute). Wer nun unter den Weißen Europas und Amerikas naturgemäß lebt und durch mechanische Arbeit seinen Körper ausarbeitet, der ist ein normaler Mensch. Wie steht es nun in diesem Betracht mit den Naturvölkern? Jeder Einzelne von diesen, die wir leider häufig mit dem völlig verkehrten Worte „Wilde" bezeichnen, lebt beständig im Kampf um die Erhaltung des Lebens, gebratene Tauben fliegen ihm nicht in den Mund; er bedarf also der dauernden mechanischen Anstrengung aller seiner Glieder und Organe und wird sich somit erheblich unterscheiden von dem immerdar durch Kultur beleckten und verweichlichten Europäer, der nach der einen Seite hin, in dem Weibe der „höheren" Klassen und in dem nicht mechanisch arbeitenden Manne mit sitzender Lebensweise, zeigt, wie der Mensch nicht sein soll, nach der anderen Seite hin, in dem vorhererwähnten Muster-Matrosen, den Uebergang zu dem Naturmenschen vermittelt. Wenn nun bei den Matrosen der Rumpf kürzer, dagegen Arme und Beine verhältnißmäßig länger sind, so werden wir auch in der äußersten Naturform des Naturmenschen dieses Verhältniß nicht mit Unrecht vermuthen, also kürzeren Rumpf und längere Arme und Beine. Ich sage absichtlich in der äußersten Naturform, denn nicht alle Naturmenschen leben unter gleich harten Bedingungen. Dort, wo der Brotfruchtbaum wächst, wo der Mensch wie im Schlaraffenlande erntet, ohne zu säen, wo er ißt, ohne zu arbeiten, ohne sich abzumühen, dort nähern sich die Körperverhältnisse der Eingeborenen dem der Kulturweiber und des „sitzenden" Mannes. Der Eingeborene Feuerlands, welcher tagtäglich im Kanoe kauernd zur Erringung des körperlichen Lebensunterhaltes nur Arme und Hände ausarbeitet, gleicht jenen Arbeitern bei uns, deren Oberkörper allein nur höhere mechanische Durchbildung erkennen läßt, deren Rumpf und Beine in der kräftigen Entwicklung zurückbleiben. Auch

der träge, arbeitsscheue, versumpfte nordamerikanische Eingeborene der Reservationen ist ein Konterfei mancher „höheren" Kulturmenschen.

G. Fritsch, der gründliche Forscher der südafrikanischen Völkerstämme, entwirft uns ein ausführliches Bild der mechanisch ausgebildeten Naturform der Kaffern, andere ebenso verdienstvolle deutsche Anatomen, wie Robert Hartmann, Gustav Nachtigal, Adolf Bastian und Falkenstein, erkundeten den „Negertypus" der mittleren afrikanischen Gegenden, und sie nebst Fritsch kamen zu dem Schlusse, daß unter den „Nigritiern" eine allgemeine körperliche Aehnlichkeit herrsche, daß gewisse Unterschiede hervorgerufen würden durch Lebensweise und Aufenthalt, als Viehzüchter, Ackerbauer, Räuberstämme, als Küsten-, Wüsten-, Bergstämme. Während des oben erwähnten nordamerikanischen Krieges maß Gould nun auch 2020 Vollblutneger, ehemalige Sklaven. Die Resultate seiner Messungen ergeben ein Bild von der afrikanischen Naturform, das völlig dem von den deutschen Anatomen entworfenen gleicht, nur die Arme jener früheren Sklaven waren wegen der übergroßen Anstrengungen „im Dienst des Herrn" etwas verlängert. Ist es nun nicht im höchsten Grade bemerkenswerth, daß die Unterschiede zwischen den Weißen und diesen Farbigen sich gerade in den gleichen engen Grenzen halten, wie jene der verschiedenen weißen Völker und ihrer verschiedenen Klassen? Die „Naturform" entfernt sich in den Körperverhältnissen von der „Kulturform" in dem gleichen Sinne, in welchem innerhalb der letzteren der mechanisch durchgearbeitete Körper der Matrosen von dem Körper der nicht mechanisch arbeitenden Klassen sich entfernt.

Noch eine zweite Beobachtung ist wichtig. Thierzüchter und Zoologen, welche sich mit der Anatomie der Säugethiere beschäftigen, erkennen aus den Knochen, ob das Thier im „wilden" Zustande oder im gezähmten, als Hausthier, lebte. Die Knochen des ersten tragen alle Zeichen der Naturform, sie sind zarter, schlanker, fester; die Vorsprünge und Leisten sind scharf markirt und deutlich abgesetzt, nicht massig, die Gelenkenden sind schwächer. Der Knochenbau jener Naturmenschen, der Kaffern, verhält sich nun zu dem der Europäer wie der eines wilden Thieres, z. B. eines wirklich wilden Schweines, zu dem eines gezähmten derselben Art, hier also eines Hausschweines. Das erste lebt im steten Kampfe um das Dasein, seine Sinne sind scharf entwickelt, die Nahrung muß es sich suchen; das zweite erhält die Nahrung vorgeworfen, es braucht seine Sinne nicht anzustrengen, vom Kampf um das Dasein erfährt es im künstlichen Schlaraffenlande nichts.

Wenn wir nun die Ergebnisse des vorstehenden Abschnittes nochmals kurz zusammenfassen, so finden wir sie am klarsten in den Worten Ranke's:

1. Die individuellen Schwankungen innerhalb der Körperverhältnisse der europäischen Rassen umfassen das ganze bei außereuropäischen Rassen bis jetzt festgestellte Schwankungsgebiet.
2. Nach den Körperverhältnissen allein kann man eine Eintheilung der Menschenrassen nicht vornehmen.
3. Die bis jetzt beobachteten Verschiedenheiten in den Körperverhältnissen, welche innerhalb der verschiedenen Rassen der Menschheit vorkommen, erklären sich aus der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Körpers.

Menschliche Kümmerformen.

Wenn wir einen Wurf junger Thiere (Hunde, Katzen u. dergl. m.) beim Säugungsgeschäft beobachten, so finden wir gewiß einige, die sich bei der Nahrungsaufnahme weniger zudrängen als andere. Schon nach Verlauf etlicher Tage stehen sie im Wachsthum hinter den anderen zurück; diese werden kräftiger, verdrängen deshalb immer mehr die ersteren, auch bei der Aufnahme späterer fester Nahrung vermögen sie, weil auch die Kauwerkzeuge kräftiger entwickelt sind, mehr zu fressen. Sind endlich alle Jungen eines Wurfes völlig ausgewachsen, so sieht man große und kräftige, mittelgroße und kleine, zurückgebliebene, verkümmerte Exemplare. Allen Jägern und Thierzüchtern sind solche in der Entwicklung zurückgebliebene Individuen als sogenannte Kümmerer wohl bekannt. Die von ihnen erzeugten Jungen werden, wenn unvermischt gehalten, nach Verlauf von Generationen eine verkümmerte Rasse darbieten.

Auch unter den Menschen kommen solche Kümmerer vor, einzeln und in Rassen, wenn sie von den stärkeren Nachbarn in unwirthliche, unfruchtbare Gegenden verdrängt werden, und einseitige, mangelhafte Ernährung auf ihre ganze Körperentwicklung hemmend einwirkt. Lappen und Buschmänner zählen zu solchen Kümmerformen. Die Buschmänner sind wahrscheinlich Reste eines alten, früher in Afrika weitverbreiteten Stammes von kleinem Wuchs, der von geistig und körperlich ihm überlegenen Völkern zerstreut und versprengt wurde, auch wohl in Abhängigkeit gerieth. Außer den Buschmännern gehören dahin die herabgekommenen San, Obongo, Akka, Doko, Waberikimo u. a. Daß innerhalb gewisser Nationalitäten auch einzelne Glieder verwildern, ausarten, körperlich verkommen, sehen wir innerhalb der finnischen Stämme bei den vorhin erwähnten Lappen und anderswo in Europa unter den Slowenen in den Cicen und Kroaten, in Afrika unter den Kit des Weißen Nils in den hungernden Fischern, unter den Betschuanen in den Balali, in Amerika unter den südlichen Stämmen in den Feuerländern, unter den nordamerikanischen in den Wurzelgräbern, auf Ceylon in den Wedda.

Wenn wir uns jetzt von dieser Schattenseite der Naturvölker zu den Kulturvölkern und zwar nur, was uns hier zunächst angeht, zu denen Europas wenden, so nehmen die „wenn" kaum ein Ende. Wenn hier Jahrhunderte hindurch eine wirkliche Kultur alle Klassen durchdrungen haben wird, wenn die überall gepriesene Nächstenliebe auch überall sich bethätigen wird, wenn Jeder Jeden so hoch wie sich selbst achtet, wenn der arbeitende Mensch mit nahrhaften Speisen sich sättigen kann, wenn die Grundsätze der Gesundheitslehre dem Schlemmer die Schlemmerei untersagen, wenn der Arbeiter nicht mehr der Sklave der Maschine ist, erst dann werden im gebildeten Europa die Kümmerformen en masse schwinden.

Wir unterschieden oben drei scharf getrennte Formen: die Männer der nicht mechanisch arbeitenden Klassen, das Weib und drittens die Männer der mechanisch arbeitenden Klassen. Das Weib gehört außerdem als Gattin des an erster und dritter Stelle erwähnten Mannes zu Beiden, theilt deren Loos, deren Leiden und öfter auch deren Freuden. Unter den Familien, deren Väter zu der nicht mechanisch arbeitenden Klasse gehören, schaffen Laster mannigfachster Art und tiefer in den Organismus eingreifende Krankheiten in einer Zahl von Individuen, deren Höhe sich nach der größeren oder geringeren moralischen Verderbniß dieser Klasse bemißt, Kümmerformen, die wohl für einzelne Familien „enfants terribles" werden, den Kern des Volkes, das Volk im Großen und Ganzen unberührt lassen. Völlig anders aber gestaltet sich dies Verhältniß in jener an Zahl überwiegenden Mehrheit von Familien, deren Väter zu der mechanisch arbeitenden Klasse gehören. Laster und Krankheiten fehlen hier natürlich nicht, aber es kommt noch ein Umstand hinzu, der nicht allein schwerer wiegt als Laster und Krankheiten, sondern mit ihnen sich auf's innigste vereinigt: Armuth, Mangel, Hunger. Mit dem Beginn der modernen Produktionsweise hat dieser Krebsschaden immer weiter um sich gegriffen; er blieb nicht auf vereinzelte Familien beschränkt, die Mikroben dieses Krebsgeschwüres vergifteten ganze Landstriche — wir brauchen uns nur an die Hungerdistrikte Deutschlands zu erinnern — und bei immer weiter um sich greifender Verbreitung entsteht die Kümmerform eines ganzen Volkes. Erzwungene sitzende Lebensweise des weiblichen Geschlechtes unter steter Handarbeit, die Luft verpesteter Arbeitsräume für Jung und Alt, schlechte Ernährung des überanstrengten Körpers, das Heim eine Stätte, in welcher Feuchtigkeit, moderige Luft und Schmutz in Fülle, aber Licht, Wärme, frische Luft und Reinlichkeit unbekannte Größen sind, Krankheiten aller Art als Folge der ersteren, Mangel jeglicher Pflege, das sind die Faktoren, welche hemmend in das Getriebe des staatlichen Organismus

eingreifen. Im „Magazine“ der Dubliner Universität lieferte ein Ungenannter eine Beschreibung der Bevölkerung der eigentlichen Hungerdistrikte Irlands: „Sie zeichnen sich aus durch offene, vorgestreckte Mäuler mit vorragenden Zähnen und fletschendem Zahnfleisch, durch vorragende Backenknochen und eingedrückte Nasen. Im Mittel etwa fünf Fuß zwei Zoll hoch, dickbäuchig, krummbeinig, Mißgeburten ähnlich, ihre Kleider ein Bündel Lumpen, so gehen die Gespenster eines Volkes, das einst wohlgewachsen, körperlich geschickt und anmuthig war, im Tageslichte der Zivilisation umher.“ So entsteht als warnendes Beispiel für die Kulturvölker allmälig ein Volk von Kümmerern.

Wie nun die Natur nicht allein im Menschengeschlechte, sondern auch im Thier- und Pflanzenreiche Monstrositäten schafft, gerade so schafft sie auch, nämlich als resultirend aus körperlichen Einflüssen, moralische Kümmerer, Individuen, welche moralisch defekt werden und auf dem Grenzgebiete der Geistesstörung in mannigfachen Gestalten umherschwanken, das Heer der Verbrecher, die unverbesserlichen Lumpen, Bummler von Beruf, die von einseitigen Trieben zu gewaltsamen Handlungen Aufgestachelten, die mit Mord-, Brand-, Stehltrieben Behafteten aller Gesellschaftsklassen, auch der „vornehmen“, welche nach einer Erklärung Marie v. Ebner-Eschenbachs Diejenigen sind, die vor allen Anderen nehmen; merkwürdigerweise dient aber auch dieses Wort in manchen Ländern zur Bezeichnung der Adligen, Edlen. Daß zu solchen moralisch defekten Individuen u. A. Lucretia Borgia, Tiberius, Nero, Caligula, Claudius, Philipp von Spanien, Iwan der Schreckliche und Manche der Neuzeit gehören, erläutert Telman vortrefflich in einer kleinen Schrift: „Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung“.

Körpergröße.

Viele Leser werden wohl schon beobachtet haben, welchen großen Werth Viehzüchter darauf legen, für die Aufzucht der verschiedenen Hausthiere die möglichst besten Mutter- und Vaterthiere sich zu verschaffen. Die Erfahrung hat hier wie beim Menschen gelehrt, daß, natürlich mit Ausnahmen, die Tochter nach dem Vater, der Sohn nach der Mutter schlägt, daß also der Einfluß der Erblichkeit ein bedeutender ist. Aus vielen Beispielen gebe ich hier der Deutlichkeit halber nur eines. Man kreuzte eine 4,5 kg schwere Seidenhündin mit einem 43,4 kg schweren Neufundländer; beide waren gesund und normal entwickelt. Der Wurf bestand aus zwei Welpen; der männliche besaß alle Eigenschaften der Seidenhündin und entwickelte sich wie sie, die junge Hündin aber schlug nach dem Neufundländer und war nach vier Monaten schon doppelt so

schwer wie die Mutter. Bei den Ehen der Menschen findet dasselbe statt: Normal entwickelte, gesunde, gleichkräftige Ehepaare werden eben solche Kinder erhalten; ist aber der eine Theil schwächlich, kränklich u. s. w., so erbt sich das weiter fort. Bei normalen unehelichen Geburten lassen die Töchter einen Schluß zu auf den Vater.

Wir nehmen ein anderes Beispiel aus dem Thierreich. Jemand suchte aus einem Wurf Ferkel zwei gleich schwere, gesunde Exemplare aus. Das eine wurde mit seinem Alter entsprechender Nahrung reichlich gefüttert und gut gehalten; nach vier Monaten hatte sich dessen Gewicht verdoppelt. Das andere erhielt mangelhaft zusammengesetzte, eiweißarme Nahrung und nahm in derselben Zeit nur wenig an Gewicht zu.

Ein Anderer nahm aus dem Wurf einer Hündin zwei gesunde, gleich kräftige Thiere, wovon das eine 3,1 kg, das andere 3,2 kg wog und fütterte sie ein ganzes Jahr in der Art, daß die Nahrung des einen zu der des anderen der Menge nach sich verhielt wie 3 : 1. Nach Ablauf der zwölf Monate wog das gut gefütterte Thier 25,5 kg, das schlecht gefütterte 9,1 kg. Die Körperlänge verhielt sich aber nicht wie die Gewichte beider; der leichtere war etwas länger, als seinem Gewichte entsprach. Die Nutzanwendung hieraus auf Menschenkinder findet Jeder selbst, auf Kinder, ernährt mit Mutter- oder Ammen- oder Kuhmilch, oder ernährt mit verschiedenen käuflichen Präparaten, mit Hunger als „bestem Koch" bei „Engelmacherinnen" u. s. w. Aus dem Bereiche der Naturvölker sind uns häufige Fälle bekannt, in denen eine Menschenmutter, die eines Kindes genesen, anstatt dessen lieber das Junge eines Hausthieres mit der Muttermilch aufzog, weil das für die Erhaltung der Familie nützlicher war, das eigene Kind aber tödtete. Auch aus dem Kulturlande Europa las ich in der „Königsb. Allg. Ztg." vom April 1890, daß eine Mutter ihr Kind zur Flaschennahrung verurtheilte, an die Brust aber zwei Ferkel legte, die an den Lebensquellen des Mutterschweines, des einzigen Familienschatzes, keine Stelle fanden.

Trotz der zahllosen Messungen, die an Menschen aller Klassen und Lebensalter angestellt wurden, wissen wir über die allgemeine Körpergröße der Menschen herzlich wenig. In Europa und Nordamerika ist die Zahl der Gemessenen die höchste, sie nimmt dann in manchen Kulturländern schon erheblich ab und sinkt für nicht wenige Naturrassen auf ein Minimum hinab. Dies ist auch wohl mit ein Grund, weshalb wir über den Einfluß der Rasse auf die Körpergröße noch so wenig unterrichtet sind. In allen Erdtheilen wohnen kleine Stämme neben solchen von großem Wuchs und zwischen und unter ihnen sind Mischlinge nichts Ungewöhnliches.

Messungen ein und desselben Menschen am Morgen und am

Abend ergeben oft nicht unerhebliche Unterschiede, weil die Körpergröße selbst wechselt. Im Liegen sind die Menschen im Durchschnitt ungefähr 1,3 cm größer als im Stehen. Durch langes Stehen nimmt die Länge um mehrere Zentimeter ab, bei 24stündigem Stehen bis auf 6 cm, weil die Knorpelscheiben der Wirbelsäule sich verdünnen und das Fußgewölbe sich abflacht. Wer tagsüber viel geht oder viel trägt, den drücken in Wirklichkeit des Tages Last und Mühe nieder.

Das Maß des Wachsthums in den einzelnen Lebensjahren wechselt bei den verschiedenen Rassen und Nationen und Volksklassen unter der verschiedenen Ernährung ganz erheblich. Für die deutsche Jugend hat F. W. Beneke das Längenwachsthum bis zum 20. Jahre in folgender Tabelle zusammengestellt:

Alter	Körperlänge in Zentimetern		Alter	Körperlänge in Zentimetern		Alter	Körperlänge in Zentimetern	
	männlich	weiblich		männlich	weiblich		männlich	weiblich
Geburt	50,0	49,0	7 Jahre	110,5	109,0	14 Jahre	147,0	146,0
1 Jahr	71,0	69,5	8 „	116,0	114,5	15 „	152,0	149,0
2 Jahre	80,0	79,0	9 „	122,0	120,0	16 „	156,0	152,5
3 „	87,0	86,0	10 „	128,0	125,0	17 „	162,0	154,4
4 „	93,0	91,5	11 „	133,5	130,5	18 „	166,0	157,0
5 „	99,0	97,5	12 „	137,5	136,5	19 „	167,0	158,0
6 „	105,0	104,0	13 „	142,0	142,5	20 „	168,0	158,0

In Europa scheint das Alter des vollendeten Wachsthums zwar verschieden, aber im Ganzen doch früher zu sein als in Nordamerika. Bei den Deutschen schließt das Wachsthum mit dem 23. Lebensjahre gewöhnlich ab. Die Militäraushebungen bei uns beweisen, daß die sogenannten höheren Klassen trotz besserer Ernährung doch körperlich weniger tüchtig sind als die Landbevölkerung. Der Grund davon liegt in dem, was oben über die mechanisch arbeitenden Menschen gesagt wurde. Aus der Größe der Rekruten darf man aber allgemein nicht einen Schluß ziehen auf die spätere Größe der Stellungspflichtigen; so sind z. B. die Juden in jenen Jahren körperlich weniger entwickelt, sie wachsen erst später und daher bleiben so viele Kräftige unter ihnen militärfrei. Gould hat aus seinen Messungen bewiesen, daß in Nordamerika im Alter von 30 bis 35 Jahren

weiße Nordamerikaner im Mittel 173,28 cm groß waren,
Indianer (Irokesen) „ „ 173,20 „ „ „
Schwarze (Neger) „ „ 170,74 „ „ „

der Wohnort scheint also auch Einfluß auf die Körperentwicklung auszuüben. Das Wachsthum der Nordamerikaner dauert länger, weil die Aus-

wanderer aus den europäischen Staaten meist recht kräftige Leute sind, Schwächliche und Krüppel werden daheim gelassen, und das ist auch wohl ein Grund, weshalb in den Vereinigten Staaten im Mittel die Leute größer als in Europa sind. Es beträgt nämlich die Mittelgröße in

Schottland	171,65	cm
Skandinavien	171,35	„
Irland	170,53	„
England	170,16	„
Deutschland	169,51	„
Frankreich, Belgien, Schweiz	169,41	„
Italien	169,7	„
Im bunt zusammengewürfelten Rußland etwas über	166,0	„

Von hoher Statur sind in Südamerika die Völkerstämme in den Anden, dann die Polynesier, Australier, Neger an der Guineaküste und Kaffern, von kleinem Wuchs unter 150 cm die schon oben erwähnten zwerghaften Rassen.

Die Körpergröße der Menschen wird also wahrscheinlich bestimmt durch Einflüsse, welche mit dem Wohnorte und der Erblichkeit in Verbindung stehen. Schädliche Einflüsse während der Wachsthumszeit, als da sind: mangelhafte Ernährung, übermäßige körperliche oder geistige Arbeit, unzureichende Muskelthätigkeit, einseitige Pflege des seelischen Elementes, Mißbrauch von Genußmitteln, erbliche oder erworbene Krankheiten, sie alle führen zu einer Verminderung der Körpergröße, namentlich wenn ganze Reihen von Generationen von dergleichen Einflüssen betroffen werden.

Zwerge und Riesen.

Quetelet bewies einst, daß unter einer Million Menschen ganz regelmäßig eine gewisse Anzahl von Zwergen und Riesen vorkäme, die beide das miteinander gemein haben, daß ihre Körperverhältnisse nicht die eines normalen Erwachsenen sind. Die Ursachen des Zwergwuchses sind uns noch unbekannt. Gewöhnlich hält man solche Menschen für Zwerge, deren Maß 1 Meter nur wenig überschreitet.

Der Raum gestattet mir, nur Wenige namhaft zu machen:

General Mite besaß im Alter von 16 Jahren ein Gewicht von 6,57 kg und eine Größe von 82,4 cm.

Seine Braut Miß Millie besaß im Alter von 12 Jahren ein Gewicht von 6,6 kg mit Kleidern, und eine Größe von 72,0 cm.

Prinzessin Pauline aus Holland besaß im Alter von 9 Jahren ein Gewicht von 4 kg mit Kleidern, und eine Größe von 53,0 cm.

Zwerg Bebe, erwachsen, hatte eine Größe von 89,3 cm.

Eine Zwergin hatte im Alter von 33 Jahren eine Größe von 91,8 cm.
Zwerg Upold in Hannover hatte im Alter von 23 Jahren eine Größe von 97,0 cm.
Ein Zwerg im Spessart hatte im Alter von 27 Jahren eine Größe von 1 m.

Zu den Riesen gehören Jene, deren Körpergröße 2 m übersteigt.

Thomas Hasler aus Gmund	wog	155 kg,	war hoch	235 cm
Marianne Wehde bei Halle, 16jährig	„	160 „	„ „	255 „
Riese Drasal, 37jährig			„ „	230 „
Chinese Chang-Yu-Sing, 30jährig . .	„	184 „	„ „	236 „

Otte, der Riese von Freiwaldau (österr. Schlesien), geboren 1858, war der Sohn normal gebauter mittelgroßer Eltern, und seine fünf Geschwister besaßen die Größe der Eltern. Bis zum siebenten Jahre wuchs er wie andere Kinder, dann aber, besonders zwischen 18 und 23 Jahren, sehr schnell. Im 25. Lebensjahre maß er 214 cm und wog 320 Pfund. Im Gegensatz zu anderen Riesen, die zum Theil an Schwindsucht zu Grunde gingen, zum Theil seit frühester Zeit daran leiden, hatte Otte übermäßige Kräfte und strotzte von Gesundheit. Von dem Riesenkinde der Matternschen Eheleute aus Wendisch-Buchholz bei Berlin berichteten im März 1890, als es einer tückischen Halskrankheit erlegen war, die Zeitungen, daß es ein Alter von acht Jahren und zehn Monaten erreicht hatte und doch nahezu 100 kg wog. Lichtenbergs „Magazin" vom Jahre 1785 berichtet im dritten Bande über ein in Spanien geborenes Mädchen, das im Alter von 15 Wochen schon 75 Pfund wog. Die Maße des Riesenmädchens Elisabeth Lyska finden sich im 21. Bande der Zeitschrift für Ethnologie. Ueber außereuropäische sehr große Menschen will ich nur eine Bemerkung Gustav Nachtigals anführen, nach welcher er unter den Dschellâba nicht selten Männer von fast 2 m bemerkte.

Einen theilweisen Riesenwuchs erfuhr Peter Rhyner aus Glarus, der 190 cm maß und bis zum 36. Jahre sich der vollsten Gesundheit erfreute, dann aber krankte er acht Jahre bis zu seinem Tode; während dieser Zeit wuchsen ihm übermäßig Hände und Füße, besonders die Finger und Zehen. Blutleere und Ohnmachten waren nicht selten.

Das Körpergewicht.

Nach den Untersuchungen Quetelets besteht schon bei der Geburt zwischen den Kindern beiderlei Geschlechts eine Ungleichheit auch im Gewichte. Das der Knaben beträgt durchschnittlich 3,20 kg, das der Mädchen 2,91. Nach der Geburt nimmt bei Beiden das Gewicht etwas ab und steigt erst wieder nach der ersten Woche. Um das zwölfte Jahr wiegen Beide gleich schwer, zwischen 16—20 Jahren beträgt der Unterschied 6, nach dieser

Zeit etwa 8—9 kg. Wenn Beide ausgewachsen, wiegen sie fast genau zwanzig Mal so viel, als bei der Geburt. Der Mann erreicht durchschnittlich im 40. Lebensjahr sein größtes Gewicht und fängt mit 60 Jahren an wieder leichter zu werden. Die Frau erreicht ihre größte Schwere erst um das 50. Jahr. Zwischen 18 und 40 Jahren steigt ihr Gewicht nur unmerklich.

Das Verhältniß der Körpergröße zum Körpergewicht richtet sich nach der Körperfülle des einzelnen Menschen. Man hat dieses Verhältniß das Größen-Gewichtsverhältniß genannt; man berechnet nämlich, wieviel Gramm Körpergewicht im Mittel auf je 1 cm Körperhöhe treffen. Die nach Pfund und Zoll von Gould aufgestellte, von Joh. Ranke in Gramm umgerechnete Tabelle folgt nachstehend, doch möchte ich den Leser darauf aufmerksam machen, daß die Zahl der Untersuchten eine überaus schwankende ist; je höher die Zahl der Untersuchten für jede Nationalität steigt, um so sicherer erscheinen die Größen-Gewichtsverhältnisse.

Nationalität	Zahl der Untersuchten	Gramm auf Zentimeter	
Spanier	24	364	(Minimum)
Engländer	360	366	
Schotten	97	370	
Irländer	979	371	
Franzosen mit Belgiern und Schweizern	100	372	
Nordamerikaner der Vereinigten Staaten	7384	374	
Britisch-Amerikaner	575	375	
Deutsche	510	376	
Skandinavier	110	382	
Vollblutneger	1175	387	
Mulatten	680	387	
Irokesen-Indianer	507	422	(Maximum)

Diese Tabelle zeigt nur den Beginn einer Forschung nach dieser bestimmten Richtung hin, also auch, wie wenig wir bislang über das Größen-Gewichtsverhältniß aller Völker wissen. Für geschlossene Bevölkerungskreise lassen sich durch dieses Verhältniß sehr lehrreiche und interessante Aufschlüsse erzielen. Majer gab uns solche Aufschlüsse nach den als eventuell tauglich befundenen Rekruten Mittelfrankens (53 Prozent aller Pflichtigen), doch dürfen wir nicht vergessen, daß wir in den Rekruten die wachsende Jugend, in der vorigen Tabelle aber Erwachsene vor uns haben.

Die Reihenfolge der zwölf Berufsarten ist absteigend geordnet nach der Durchschnittsgröße und dem Durchschnittsgewichte.

1. Bierbrauer und Büttner,
2. Zimmerleute,
3. Metzger,
4. Bäcker und Müller,
5. Studierende,
6. Maurer und Tüncher,
7. Schlosser und Schmiede,
8. Weber und Strumpfwirker,
9. Schuhmacher,
10. Handlungsdiener (darunter die weniger entwickelten Juden) und Kellner,
11. Schreiner und Drechsler,
12. Schneider.

Der Bierbrauer wog 90,5 kg, der Schneider 37 kg.

Mißbildungen der Menschengestalt.

Die Mißbildungen sind entweder angeborene, d. h. Störungen und Ueberbleibsel der Keim- und Fruchtentwicklung, oder aber künstliche, welche der Mensch an sich oder anderen normal entwickelten Personen aus verschiedenen Veranlassungen hervorruft. Wir wollen zuerst uns über die natürlichen Mißbildungen zu verständigen versuchen. „Vom ersten Augenblicke seines Entstehens an," schreibt A. Förster, „ist der Mensch der Einwirkung krankhafter Störungen unterworfen, und in jeder Altersstufe seines Lebens im Ei kann er ebensogut erkranken wie im Verlaufe seines übrigen Lebens von der Stunde seiner Geburt an bis zu seinem Todestage." „Treten die Bedingungen der Erkrankung," sagt Joh. Ranke ergänzend, „zu einer Zeit ein, in welcher alle Theile der Frucht schon so weit ihre Ausbildung erlangt haben, daß sie von nun an nur noch zu wachsen brauchen (etwa vom Anfange des vierten Monates des Fruchtlebens an), so gestalten sich die krankhaften Veränderungen in ähnlicher oder völlig gleicher Weise, wie sie unter denselben Bedingungen auch nach der Geburt auftreten würden, und so erscheinen in der That bei dem ungeborenen Kinde fast dieselben Krankheitsvorgänge und in derselben Weise wie bei Säuglingen, dem reifen Kinde und dem Erwachsenen. Hier wie dort kommen Entzündungen, Ueberernährung, Minderernährung, Neubildung, Wassersucht u. s. w. vor. Das sind die angeborenen Krankheiten im engeren Sinne. Anders gestalten sich aber die Veränderungen, wenn die Bedingungen zur Erkrankung schon zu derjenigen Zeit eintreten, in welcher alle oder einzelne Theile der Frucht noch in der Entwicklung begriffen sind (bis zu Ende des dritten Monats des Fruchtlebens). In dieser Zeit bewirken die krankhaften Störungen eine Veränderung der Bildung und Form der Frucht in allen oder einzelnen ihrer Theile und geben dadurch Veranlassung zur Entstehung eigentlicher Mißbildungen.

Je früher dieſe Störungen ſtattfinden, von deſto einſchneidenderem Erfolge ſcheinen ſie begleitet zu ſein, und deſto wunderlicher ſind die Ergebniſſe der geſtörten Formbildung.“ Angeborene Mißbildungen höheren Grades kommen ſelten vor, geringere dagegen häufiger. A. Förſter zählte unter 8386 Neugeborenen in verſchiedenen Gegenden Mittel- und Nordeuropas 60 Mißbildungen höheren und niederen Grades. Zählt man nur die erſteren, ſo ſtellt ſich das Verhältniß noch günſtiger, dann kommt erſt auf 3—4000 Geburten eine Mißgeburt. Unerklärt iſt bis jetzt noch, weshalb Mißgeburten beim weiblichen Geſchlechte häufiger als beim männlichen ſind.

In der einen Hauptgruppe von wahren Mißgeburten ſehen wir ſolche Formen, die eine mehr oder minder vollkommene Verdoppelung des Körpers oder Verdoppelung oder Vervielfachung einzelner Glieder oder Organe zeigen. Die erſten gehören zu den ſeltenſten Fällen. Wir erinnern uns z. B. an die beiden ungariſchen Mädchen Helene und Judith, welche nur am Kreuzbein miteinander verwachſen waren und 22 Jahre alt wurden, oder an die im Bruſtbein verwachſenen, 1811 geborenen Siameſen Chang-Eng, welche erſt kürzlich ſtarben. Dieſe beiden Paare waren körperlich wohl gebildet; grauſenerregend ſind aber jene Formen, bei denen auf doppeltem Rumpf und Gliedmaßen nur ein gewaltiger Kopf ſitzt, oder aber zwei Köpfe mit zwei Hälſen auf einem Rumpf mit ſeinen vier Gliedmaßen.

Ueberzählige Bildungen ganzer oder halber Gliedmaßen ſind ſelten, verhältnißmäßig aber häufig Vielfingerigkeit und Vielzehigkeit, welche ſich bisweilen auch vererben. Im oſtindiſchen Archipel verzeichnete Riedel einzelne Fälle der Vielfingerigkeit von Tenimber; v. Heſſe-Wartegg ſah am See Tacarigua in Venezuela einen Hünen von ſieben Fuß und mit ſieben Zehen am rechten Fuß; Rudolph Bergner erwähnt bei den Marmaros im Nachbargebiete Siebenbürgens eines Menſchen mit je ſechs Fingern und ſechs Zehen und äußert vielleicht mit etwas Uebertreibung: „Aehnliche Abnormitäten ſind ſo häufig, daß Herr Präuſcher im Wiener Wurſtlprater ein Raritätenkabinet für die Marmaros errichten könnte, da ſich dieſe Abweichungen auch auf die Thiere erſtrecken und dreibeinige Kälber und zweiköpfige Schafe hier oft das Licht der Welt erblicken.“ Martin fand während ſeiner Reiſe im Gebiet des oberen Surinam, daß bei den Buſchnegern „Mißbildungen in Form eines überzähligen Fingers

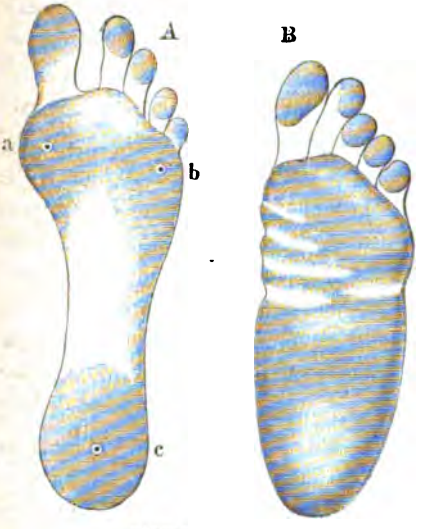
(gewöhnlich am kleinen Finger, und zwar an dessen unterstem Gliede angesetzt) ziemlich häufig waren. In einer Familie, in deren Adern noch Indianerblut floß, war sie so erblich, daß sie bei jedem der zahlreichen Kinder auftrat und durch eine Operation entfernt werden mußte.“ Nach v. Maltzans Bericht ist die Dynastie der Otmani im Fodlilande merkwürdig durch ihr Sechsfingerthum. Alle nächsten Verwandten, und zwar ihrer 20, haben neben jedem kleinen Finger und kleiner Zehe noch einen knorpligen, fingerartigen Auswuchs. Das gilt bei den Arabern als ein Zeichen besonderer Stärke (vgl. 2. Samuel. 21,20) und engster Blutverwandtschaft. Die entfernteren Verwandten haben meist zwölf Finger und zehn Zehen. Ausführlicheres über diese besondere Art von Mißbildungen veröffentlichte vor zwei Jahren Carl Gegenbaur im Morphologischen Jahrbuche.

Auch an anderen Theilen treten solche Vervielfachungen auf. Man sieht öfter überzählige Zähne, z. B. fünf Schneide- oder sechs Backzähne, doch gehören jene Fälle, in denen ein naturwidriges Uebrigbleiben eines oder mehrerer Milchzähne stattgefunden, nicht hierher. Bisweilen finden sich an dieser oder jener Stelle der Wirbelsäule überzählige Wirbel oder überzählige Rippen, in einem Falle z. B. 15 auf einer Seite. Dem vorjährigen Mediziner-Kongresse in Washington wurde ein zehnjähriger Negerknabe mit einer achten Rippe vorgestellt.

Vervielfachungen weicher Körpertheile wurden beobachtet am äußeren Ohr (das zweite Paar stand z. B. am Halse), an der Zunge (entweder Spaltung in der Längsrichtung oder zwei übereinander), Herzen, Rückenmark, Gehirn u. s. w. Recht häufig werden auch überzählige weibliche Brustdrüsen mit eigener Brustwarze und Warzenhof gefunden. Die Zahl dieser Fälle wäre gewiß noch erheblicher, wenn nicht eine verkehrte Scham sie ärztlicher Untersuchung möglichst zu entziehen sich bestrebte. Solche „Thierähnlichkeit“ am eigenen Körper einem Anderen zu zeigen, widerstrebt Vielen; es liegt darin aber gar keine Thierähnlichkeit, denn der Sitz derartiger überzähliger Milchdrüsen befindet sich an anderen Stellen als bei den Thieren. Gewöhnlich findet sich nur eine überzählige, bald über, bald unter der normalen, nach der Achselgegend hin oder bei der Herzgrube, selten aber in der Weichengegend oder an der Außenseite des Oberschenkels. Zwei oder gar drei überzählige Brüste sind recht selten. Auch beim Manne kann Vielbrüstigkeit auftreten. So erwähnte z. B. schon Andreas Sparrmann eines Hottentotten mit vier Brüsten. Wenn dagegen, wie das Paul Reichard bei den Wanjamuesi beobachtete, die Brustmuskeln des Mannes sich öfter ähnlich einem weiblichen knospenden Busen entwickeln, so gehören dergleichen Fälle gar nicht hierher. Wie

Vielfingrigkeit, kann sich auch Vielbrüstigkeit vererben. Wenn nun aber bei Männern und männlichen Thieren Milchabsonderungen stattfinden, sind diese Theile dann auch zu den mißgebildeten zu zählen? Schon der griechische Philosoph Aristoteles erwähnte der freilich selten auftretenden Milchabsonderungen bei Männern. Den späteren Jahrhunderten jedoch waren die Bemerkungen des Aristoteles und die Erwähnung der Alten von milchgebenden Böcken auf Lemnos und Korsika so völlig aus dem Gedächtnisse geschwunden, daß in mittelalterlichen Priameln und Sprüchen das Melken eines Bockes zu den anderweiten Unmöglichkeiten gerechnet wurde. In der Baseler Ausgabe vom Jahre 1549 erzählt dann Alexander Benedictus, der Anatom aus Verona, von einem Einwohner Syriens, welcher, um sein schreiendes Kind nach dem Tode der Mutter zu beruhigen, es an seine Brust drückte; in ihr sammelte sich darauf so viel Milch, daß er die Ernährung des Kindes allein übernehmen konnte. In den anatomischen Auszügen Joh. Saltzmanns lesen wir, daß aus verschiedenen Gründen (Klima, Erziehung, Lebensart, Abstammung) die Männer eines Volkes in der Entwicklung der Brust und in der Bildung von Milch bevorzugter sein können als andere. Er habe bei Thomas Bartholinus gelesen, daß bei einem Volke der neuen Welt fast alle Männer reichlich mit Milch versehen seien; in Rußland käme das nicht so häufig vor, jedoch habe er, seitdem die Leichenschau dort eingeführt, öfter gefunden, daß eine seröse milchige Flüssigkeit aus den Warzen durch Drücken abgesondert werde, sogar noch mehrere Tage nach dem Tode und selbst bei strenger Kälte. In einer Londoner Zeitschrift theilte einst der Lord Bishop of Corke dem Earl of Egmont mit, daß er einen 70jährigen französischen Flüchtling gesprochen, der ihm seine Brust zeigte, mit welcher er aus derselben Veranlassung, wie oben jener Syrer, sein Kind vom zweiten Monate an aufgezogen habe. Die oben von Bartholinus mitgetheilte Bemerkung bezieht Clavigero auf einen Theil Brasiliens. Aus unserem Jahrhunderte möchte ich besonders auf jene Fälle hinweisen, in denen sich bei männlichen Thieren eine Milchentwicklung zeigte; so bei jenem hannoverschen Bocke, welcher, mehrere Jahre hindurch jeden zweiten Tag gemolken, mehr Milch als Ziegen produzirte. Die Schmidtschen „Jahrbücher der gesammten Medizin" berichteten, daß der Gestütsarzt Steinhoff an Dr. Cohen eine Flasche Milch schickte mit der Angabe, daß sie von einem Hammel herrühre, welcher stark entwickelte Zitzen zeige. Die chemische Analyse dieser Milch weiche nicht wesentlich von der der Schafe ab. Von einem Bocke in Altkleppen (Saganer Kreis), der täglich eine Obertasse Milch gab, berichteten 1879 die Zeitungen, und ähnlich im Jahre 1884 forstwissenschaftliche Blätter über einen milchgebenden Rehbock.

In eine andere Gruppe wahrer Mißbildungen gehören jene, bei denen eine Minderzahl in den Organbildungen sich zeigt. „Herzlose“ Mißgeburten vermögen, vom Mutterleibe getrennt, nicht selbstständig zu leben, aber ein Engländer ohne Arme und Beine, oder ein Brasilianer ohne Hände, welche Beide Hastings Charles Dent anführt, konnten sogar reiten, und Unthan, „der Mann ohne Arme,“ ist wohl noch durch seine Kunststücke in Aller Gedächtniß. Man kennt ferner Fälle, in denen beide Beine zu einem verschmolzen waren, andere, wo einige Finger oder Zehen fehlen oder miteinander verwachsen sind. In Kürze erwähne ich noch des angeborenen Plattfußes, des Klumpfußes, der Klumphand, einäugiger Menschen, des Hasenauges, des Wolfsrachens, der Umkehr der Eingeweide, des Wasserkopfes, der Hasenscharte, des angeborenen Verschlusses der Darmöffnung und der mannweiblichen Bildungen u. s. w.



Abdruck der Fußsohle:
A eines wohlgebauten, B eines sogen. Plattfußes.

Zu denjenigen Mißbildungen, welche regelwidrig entwickelte Ueberbleibsel aus dem Fruchtleben sind, gehören die geschwänzten Menschen. Wir können hier natürlich nicht auf die Phantasiegebilde mancher Reisenden eingehen, welche, gleichgültig ob aus früherer Zeit in Europa selbst oder aus anderen Gegenden bis in dieses Jahrhundert hinein, behaupteten, einzelne Menschen oder wohl gar ganze Völkerstämme geschwänzt angetroffen zu haben. Die Li-tze, Ureinwohner der Insel Hainan, sollen ihrer Sage nach von Hunden abstammen, folglich geben manche chinesische Quellen ihren Nachkommen noch jetzt Ansätze eines Schwanzes. Lagen solchem Gerede scheinbar Thatsachen zu Grunde, so waren es entweder „Kostümschwänze“, wie sie z. B. die Niam-Niam Innerafrikas als Zierrath tragen, also Schwänze einer Zibethkatze, eines Affen u. s. w., oder man hatte aus Unkenntniß der Sprache der Eingeborenen gewisse Wortverbindungen unrichtig aufgefaßt. Möge auch hierfür ein Beispiel genügen. Die Holländer schickten einst mit Hülfe des Residenten von Bandjermasin eine Gesandschaft an den Sultan von Passir, um von ihm, der zahlreiche Schwanzmenschen besäße, zwei sich zu erbitten. Der Herrscher geräth in

hellen Zorn, da er in dem Ansinnen eine große Beleidigung erblickt. Er rüstet sich sogar zum Kriege. Endlich klärt sich die Sache auf, denn mit den Worten Orang-buntut di Sultan di Passir bezeichnete man dort die Leibgarde, seine fuchsschwänzelnden Hofbedienten, und wer durfte wagen, aus der Zahl so wichtiger Persönlichkeiten sich zwei als Geschenk zu erbitten. Daß die rege Phantasie auch in Affen Schwanzmenschen hier und da erblickte, ist leicht erklärlich. Es kommen nun aber wirklich an jener Stelle, wo bei Thieren der Schwanz sich ansetzt, wenn auch sehr selten, nach den genaueren Untersuchungen M. Bartels solche angeborene Hemmungsbildungen vor, die entweder das knöcherne Ende der Wirbelsäule einschließen, oder weich und etwas gebogen sind wie der über 7 cm lange Anhang eines oldenburgischen Knaben. Das schwanzartige Anhängsel eines zwölfjährigen Knaben von Saïgon war nach der Beschreibung im „Naturaliste", 1889, sogar 25 cm lang.

Der russische Haarmensch Andrian Jestichjew

Aehnliche regelwidrig entwickelte Ueberbleibsel aus dem Fruchtleben zeigen die Haarmenschen. Im siebenten Monat ist die Haut der menschlichen Frucht dicht mit einem zarten Haarpelze bedeckt; dann gehört also das junge Wesen Allen sichtbar zu den „Haarthieren". Später fallen viele Haare aus, andere bleiben als Flaumhaare; würden wir mit unbewaffnetem Auge so scharf sehen, wie durch eine starke Lupe, so würden wir nicht vom theilweise haarlosen Körper des Menschen sprechen, sondern auch die zarte Wange der jugendlichen Jungfrau mit Haaren bedeckt erblicken. Wenn diese Flaumhaare sich nun so umändern, wie die auf der Kopfhaut, wie die Wimpern und Augenbrauen, wie die in den Achselgruben u. s. w., dann haben wir Haarmenschen vor uns, deren Körperhaut entweder größtentheils oder nur stellenweise mit einem Haarkleide bedeckt ist. Manche Leser haben gewiß alte Hennen gesehen, deren Tracht in den Schwanzfedern, im Kamm und Sporn einem Hahne glich. Aehnlich entwickelt sich in späterem Alter bei Frauen öfter ein Schnurrbart, bisweilen auch ein starker Backenbart.

Weiblicher Haarmensch. Julia Pastrana.

Durch Vererbung entstehen häufig Haarmenschfamilien, zu denen z. B. die „russischen Hundemenschen" gehören, oder die im ostasiatischen Lao am Mortabanflusse lebende Familie Schwe-Maong, welcher das in Europa gezeigte Haarmädchen Krao entstammte. Die älteren Leser entsinnen sich gewiß noch der Mexikanerin Julia Pastrana, jenes widerlichen thierähnlichen Monstrums, das 1869 nach der Geburt eines gleichfalls stark behaarten Knaben starb.

Bei den behaarten Muttermälern und Warzen hat sich die Hautthätigkeit krankhaft gesteigert, an den Feuermälern erweiterten sich die Blutgefäße der Haut erheblich.

Ueber gehörnte Menschen von der Insel Fernando Po berichtete uns kürzlich A. B. Ellis. Er und fünf englische Kolonialärzte untersuchten zwei Leute mit zolllangem, unter dem Auge hervorragendem, hornartigem Gebilde. Wer sich über diese Auswüchse näher unterrichten will, möge den betreffenden Abschnitt in Pagenstechers Allgemeiner Zoologie (IV 842) nachlesen.

Wir wenden uns jetzt zu den

künstlichen Mißbildungen,

und zwar zuerst zu solchen, welche nur einen Theil des Körpers anders zu gestalten versuchen. Kürzlich lasen wir in einem Berichte über die hinterindische Inselwelt, daß Eingeborene die Frau des englischen Gesandten deshalb für recht häßlich gehalten hätten, weil sie Zähne so weiß wie die eines Hundes besäße. Diese Eingeborenen wünschen also andere Zähne zu haben als die Thiere, in anderen Gegenden aber begegnen wir umgekehrt solchen Völkerstämmen, die das Bestreben hegen, wenigstens in den Zähnen sich ein thierähnliches Aussehen zu geben. Einige färben deshalb die Zähne schwarz wie auf der oben erwähnten Inselwelt, wie die verheiratheten Japanerinnen oder die Frauen Birmas, Andere roth wie die Frauen in Bornu. Einen Schritt weiter gehen Diejenigen, welche sich einen oder mehrere Schneidezähne, sei es oben oder unten, ausziehen, entweder um ihre Mannbarkeitserklärung dadurch zu bekunden oder als Zeichen der Trauer. Für diese Art der Verstümmelung des Gebisses giebt es drei Mittelpunkte, von denen der eine in Afrika, der andere in Australien, der dritte im östlichen Polynesien liegt. Wieder Andere spitzen die Zähne zu durch Anwendung einer Messerklinge und eines kleinen Hammers, wie die echten Negervölker, oder sie feilen die Ecken fort wie manche Malaien; Andere zacken sie sogar aus.

Eine Verunstaltung der Nägel, vornämlich an den Fingern, besteht weniger darin, daß sie spitz gehalten werden, um Aehnlichkeit mit den

Krallen der Raubthiere zu erzielen, als vielmehr in ihrer oft ganz erheblichen Länge. Einer Hand mit Nägeln, welche Schippen und Schaufeln gleichen, sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie für irgend welche Thätigkeit völlig unbrauchbar geworden. Nur Nichtsthuer oder Solche, die mit einer „aristokratischen Hand" prahlen wollen, tragen bei uns derartige Schippennägel. In Ostasien sind wahre Ungeheuer von Nägeln ein Kennzeichen des Adels, und erlauchte Damen tragen sie in einem silbernen Futterale. Fromme Büßer, die sogenannten Asketen, sind auch Nichtsthuer und tragen in China zum Zeichen, daß der heilige Mann keine weltliche Arbeit verrichtet — nur sein Magen verrichtet solche — überlange Nägel.

Die alten Perser bearbeiteten die Nase jedes jungen Prinzen so lange, bis sie die Form einer „kühnen Adlernase" erreicht hatte. Im Gegensatz hierzu drückt der Schönheitssinn liebender Hottentottenmütter die Stumpfnase ihres jungen Lieblings möglichst tief ein.

Die Mode ist der ärgste Despot, dem sich die liebe Eitelkeit willig ergiebt, dem sogar Vernunft und Schönheitssinn geopfert werden. Um der Mode zu genügen, läßt sich die nervöse zartbesaitete Dame, welche ihre ganze Umgebung dominirt, nur tyranniſiren von ihrem Schneider und Schuster. Die täglichen Leiden, welche die enge Taille und der knappe Schuh ihr verursachen, nimmt ihr mißgeleiteter Schönheitssinn willig hin. Die stärkste Verkümmerung zeigt der Fuß der Chinesin, der künstlich einem Pferdehufe ähnlich gemacht wird. Wohlgebildet sind die Füße der meisten Naturvölker und deshalb auch der afrikanischen Neger. Da aber bei allen Barfüßlern sich das Fettpolster der Sohle verdickt und stärker wird, so nimmt die Höhlung der Fußsohle entsprechend ab, und der Unkundige meint einen Plattfuß zu sehen. Bei den früheren Negersklaven in Amerika jedoch, welche durch rücksichtslose und übermäßige körperliche Arbeiten körperlich und geistig verthierten, da bildeten sich schließlich Plattfüße aus, wegen derer die Weißen diese „niedrige" Rasse höhnend verspotteten. Auch in Europa lassen sich „in der Zucht des Herrn" durch übermäßige Anstrengungen und daraus folgende Schwäche des Band- und Muskelapparates bei jugendlichen Dienstboten Plattfüße, bei Lehrlingen Knickbeine anerziehen als Zeichen der „dienenden" Klasse.

Betrachten wir noch einmal den schönen Umriß der Mediceischen Venus auf Seite 15 und dann die danebenstehende Figur. Der widerliche Anblick dieser Karrikatur der Menschengestaltung wird künstlich hervorgerufen durch Einschnürung in das Korset. Wenn durch die raffinirteste Genußsucht frühzeitig die Lebensblüthe der Römerinnen klassischer Zeit zu welken

begann, die Elastizität der Haut schwand, dann legten sie sich eine Zirkelbinde um, damit dem Brustkorbe die schlanke Form, dem Busen die jungfräuliche Wölbung künstlich wiedergegeben würde. Aus dieser Binde entwickelte sich das Mieder, das bald zum Fischbein- und Stahlpanzer sich umbildete. In jeder Sammlung älterer Oelgemälde, in den Abbildungen unserer Zeitschriften für die „gebildete Welt", in jedem Modejournal tritt uns diese abscheuerregende Wespentaille entgegen. Die Geschmacksverirrung hielt sie eben für schön, sowohl für Fräulein als für Männlein, denn auch jeder echte Ritter wollte in der Stahlrüstung „geraden Leibes" erscheinen. Korsets tragen auch manche Ritter der Neuzeit noch. Der „rohe Wilde" verunziert Ohrläppchen, Nase, Lippe durch Holzpflöcke, bringt sich auch studentische Renommir-Narben künstlich auf der Haut bei u. s. w., wer aber an der Spitze aller Zivilisation marschirt — Pardon! Marschiren gestattet das knappe Schuhzeug nicht —, zwingt in ein Korset diejenigen Körpertheile, deren freie Bewegung zur Gesundheit dringend erforderlich ist.

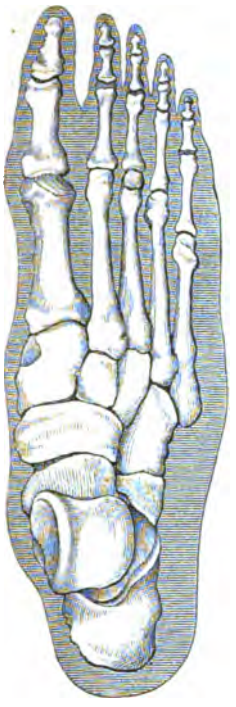
Der Mensch und die menschenähnlichen Affen.

Mit dem vorigen Abschnitte beendeten wir die Beschreibung des menschlichen Körpers, der verschiedenen Thätigkeiten seiner Organe und zogen, wenn irgendwie die Gelegenheit sich darbot, Vergleiche mit anderen Menschenrassen herbei.

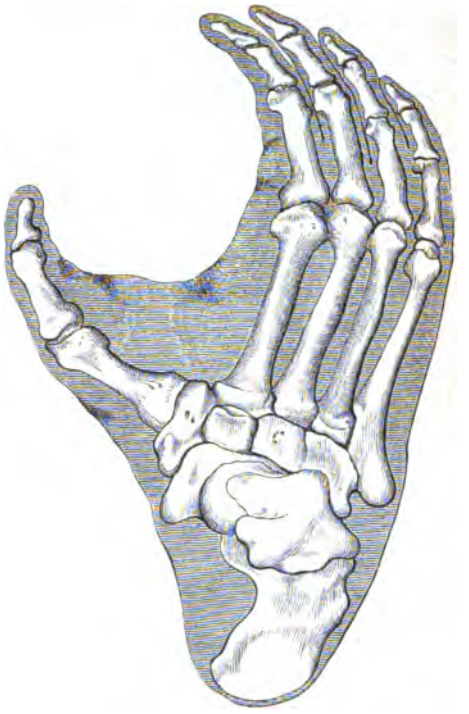
Handfläche des Menschen mit den Gelenkfalten und den Tastleisten der Fingerballen.

Wie von selber entsteht nun aber die Frage, wie sich die Menschen von den Thieren und zwar von den ihnen zunächst stehenden, den menschenähnlichen Affen, unterscheiden. Es ist das jene Frage, die früher schon häufig, vornämlich aber seit einigen Jahrzehnten, seit Charles Darwins wichtigem Werke: „Die Abstammung des Menschen", Zoologen, Philosophen und andere mehr oder minder Berechtigte beschäftigt hat. Schon früher hatten wir mehrfach beobachtet, wie das Fortschreiten in den Wissenschaften nicht darin ausschließlich besteht, fortzubauen mit vorbedachten Versuchen und neu gewonnenen

ſicheren Thatſachen, ſondern auch vorgefaßte Meinungen und unbegründete Annahmen zu zerſtören. In den Naturwiſſenſchaften kommt



Skelet des menſchlichen Fußes, von oben, in die Silhouette eingezeichnet.



Skelet des Fußes des Gorilla, von oben, in die Silhouette eingezeichnet.

Orang-Utang.

Hand des Orang-Utang.

Alles auf den Beweis an, nicht aber auf den Glauben, die perſönliche Anſicht irgend einer Autorität, und ſtände ſie auch noch ſo hoch da. „Die Erfahrungswiſſenſchaften“, ſagte einſt Alexander von Humboldt,

„sind nie vollendet, die Fülle sinnlicher Wahrnehmungen ist nie zu erschöpfen; keine Generation wird je sich rühmen können, die Totalität der Erscheinungen zu übersehen.“ Wo nun thatsächliche Beweise fehlen, ist es gewiß richtiger, unser Nochnichtwissen offen einzugestehen, als es zu verschleiern durch unbewiesene Annahmen. Befangen von den großartigen bahnbrechenden Forschungen Darwins haben Manche, was dieser hohe Geist vorsichtig als Möglichkeit annahm, als schon bewiesene Thatsache hingestellt und dadurch vielerlei Verwirrung angerichtet. Leitet uns Darwins Bescheidenheit und Vorsicht im Urtheil, dann sind wir nicht so vermessen, mit unseren jetzigen Kenntnissen beurtheilen zu wollen, was erst spätere Jahrtausende als Ergebnisse gründlicher zoologischer Forschungen ergeben können; wir sprechen mit Schillers Wallenstein:

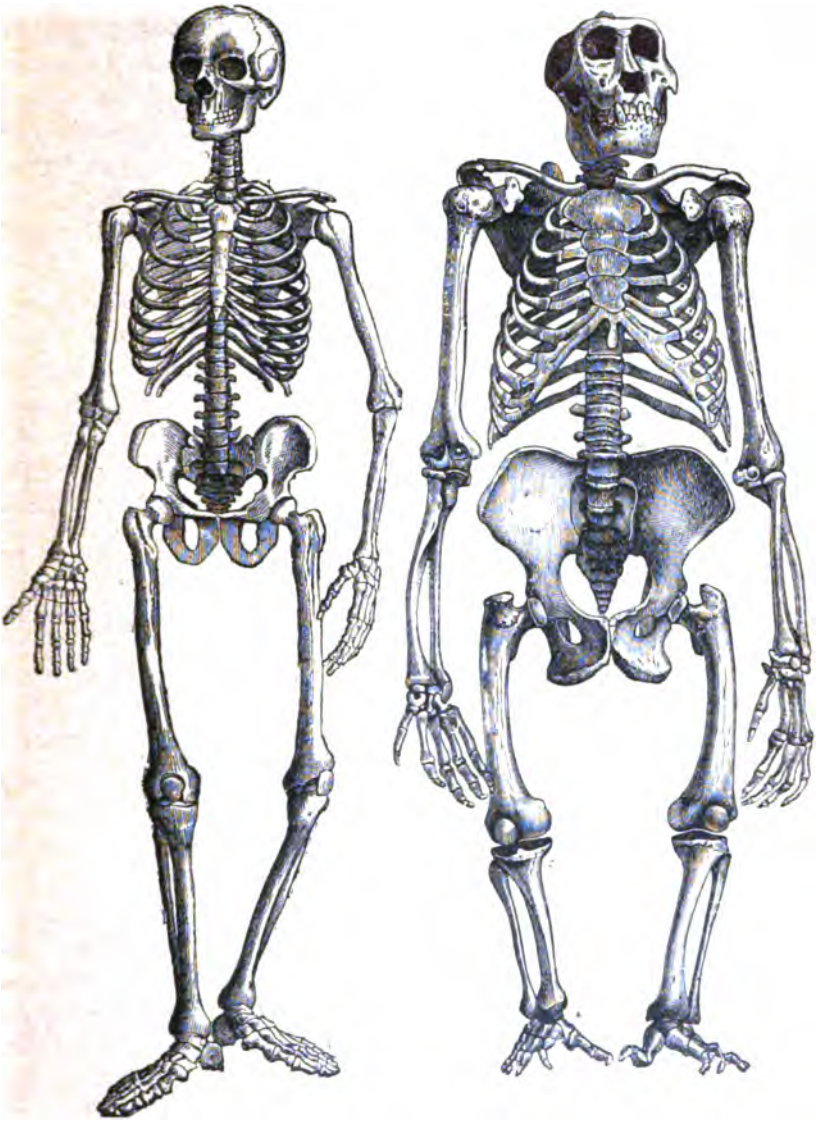
Mit Geduld, Vernunft und Zeit
Wird möglich die Unmöglichkeit.

Wenn wir nach diesen Vorbemerkungen näher auf das Verhältniß des Menschen zu den menschenähnlichen Affen eingehen, so erkennen wir voll und ganz den Ausspruch Darwins an, „daß die große Unterbrechung in der organischen Stufenreihe zwischen dem Menschen und seinen nächsten Verwandten, den menschenähnlichen Affen, von keiner ausgestorbenen oder lebenden Spezies (Art) überbrückt wird.“ Die für unsere jetzigen Kenntnisse noch bestehende Unterbrechung der Stufenreihe verwischt aber nicht die Hauptzüge des allgemeinen Formbildungsgesetzes, das auch noch auf weitere Kreise sich bezieht. Wir erkennen dann als entferntere Verwandte auch jene an und stimmen ein in die an den Berggeist gerichteten Worte des Faust:

Du führest die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrest mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen ist im Bau und der Verrichtung der Organe eine so große, daß wir vielfach von grundsätzlicher Uebereinstimmung sprechen dürfen, weil das Gesetz des Baues des menschlichen Körpers das Gesammtgesetz jeglichen thierischen Baues umfaßt. Nach vorhergegangenem gründlichem Erlernen und Begreifen der Formgestaltung der Knochen vermögen wir jeden einzelnen aus dem Knochengerüste des Menschen auf's Genaueste zu unterscheiden von dem entsprechenden bei den menschenähnlichen Affen, bei allen Affen und bei jedem Säugethiere; jeder Knochen des Menschen ist dem entsprechenden beim Säugethiere ähnlich, geht aber nie in die Affen- oder Thierform über, und wie mit den Knochen, so steht es mit den Muskeln

und mit den verſchiedenen Organen. (Man vergleiche die beiden auf Seite 93, ſowie die untenſtehenden Figuren.) Die Menſchenhand iſt



Skelet des Menſchen. Skelet des Gorilla.

vollendetes Greiforgan, die beiden Menſchenfüße normal die ausſchließ**lichen Fortbewegungswerkzeuge**; mit ihnen laſſen ſich die Gliedmaßen **keines Affen, keines** Säugers auf gleiche Stufe ſtellen. Durch fort-

schreitende Entwicklung der Affen wird nie ein Mensch entstehen, weil ihre Ausbildung nach anderen Zielen gerichtet ist, und je länger sie sich nach diesen bewegen, erweitern sich die Abstände. Gerade bei den niedrigsten, in ihrer Entwicklung gleichsam verzögerten Affenarten, bei den Uistiti des östlichen Brasiliens, behält das Knochengerüst des Kopfes eine höhere Menschenähnlichkeit, als bei den menschenähnlichen Arten. Einen aufrechten Gang hat nur der Mensch, kann nur der Mensch haben. Bei allen menschenähnlichen Affen ist die Schädelkapsel kleiner, der Rumpf größer, die Beine kürzer, die Arme länger als beim Menschen, und nirgendwo auf der Erde giebt es Menschen, die dem Affen näher stehen, als die Europäer. Der letzte Satz führt uns unmittelbar zur

Einheit des Menschengeschlechts,

zu jener Anschauung, daß alle Menschen Brüder, bezüglich Schwestern sind. Soweit wir zur Zeit die Verschiedenheiten der einzelnen Menschenrassen verfolgen können, sehen wir sie alle durch Zwischenformen vollkommen miteinander verbunden. Die unendliche Vielheit der Menschenindividuen seit Jahrtausenden und bis in die Jahrtausende der fernsten Zukunft, sie gleicht der unendlichen Menge der Wassertheilchen im Meere. Dort ist doch auch das eine Theilchen nicht artlich verschieden von anderen. An unbewegten Stellen bleiben alle scheinbar auf gleicher Höhe; an bewegteren aber hebt und senkt sich die Welle zeitlich und örtlich im Vorrücken. Wer könnte nun die Wassertheilchen, die er eben auf der Höhe des Wellenberges sieht, für die bevorzugteren halten? Er warte es nur ab und wird sie später im Wellenthale erblicken. Die Morgensonne, welche einst die Kulturstätten des Morgenlandes bestrahlte, hat sich mehr und mehr gehoben, bestrahlt jetzt westlichere Gebiete, und über jene ersteren zog allmälig das Dunkel der Vergessenheit herauf. Wer wollte der Sonne der Geschichte ein Stillstehen gebieten?

Wenn nun die Einheit des Menschengeschlechtes derartig ist, daß man eine Trennung der einzelnen Formen voneinander nur durch mehr oder weniger willkürlich gezogene Scheidungslinien veranstalten kann, wenn zu solcher Einsicht nach jahrelangem Forschen auf diesem Gebiet sowohl Anhänger als Gegner Darwins gelangen, dann wird, so sollte ich doch meinen, für die Jetztzeit wenigstens, und weil alle bezüglichen Mittel zur Lösung der Frage benutzt sind, dies die richtige Lösung sein. Wie nach Ablauf eines halben Jahrhunderts die Antwort lauten wird, kann uns heute nicht beeinflussen.

II.

Der vorgeschichtliche Mensch.

II.

Der vorgeschichtliche Mensch.

In dem nachfolgenden Abschnitte dieses Buches wollen wir einen Ueberblick zu gewinnen suchen über jene Reste der Vorzeit, welche in Fundstätten kleinster oder größerer Ausdehnung uns thatsächliche Beweise liefern vom Leben und Treiben jener Menschen, welcher die sogenannte „Weltgeschichte" als außerhalb ihres Rahmens nicht erwähnt. Doch zuvor noch einige Bemerkungen. Wenn wir in einem größeren Atlas der letzten zwei oder drei Jahre uns die Karten Afrikas oder Asiens aufschlagen und sie mit älteren Karten aus unserem Jahrhunderte vergleichen, z. B. mit solchen aus dem dritten Jahrzehnte, so werden wir sofort einen erheblichen Unterschied wahrnehmen. Die neuesten Karten sind bedeckt mit Namen von Ortschaften und Städten, auf den alten Karten dagegen erblicken wir mehr oder minder große Stellen weißen Papieres. Die Städte und Ortschaften existirten schon lange, sie sind nicht Ansiedelungen neuester Zeit, aber wir wußten nichts von ihrem Bestehen, vom Leben und Treiben ihrer Bewohner; wir hatten von einigen vielleicht Kunde durch Hörensagen, und die rege Phantasie verknüpfte die oft widersprechenden Berichte zu einem Bilde, das der Wirklichkeit wenig entsprach. Wenn wir nun eine Weltkarte recht großen Maßstabes nehmen und da hinein schreiben oder farbig unterstreichen (es ist keine große Arbeit!) die Namen jener Oertlichkeiten, bei denen man überhaupt irgend welche Reste vorgeschichtlicher Menschen bisher gefunden hat, so werden wir erstaunen, wie der bei Weitem größte Theil dieser Weltkarte so weiß und unbeschrieben bleibt, wie auf jenen älteren Karten. Hunderte von Punkten sehen wir farbig in Mitteleuropa, England und in den Vereinigten Staaten, in allen anderen Gegenden aber nur hier und da einige.

Die Wissenschaft des vorgeschichtlichen Menschen ist eine der jüngsten; ihr steht im Verhältniß zu den seit Alters her stark bevölkerten Theilen der Erde bisher nur sehr geringes, aber doch sehr wichtiges Material zu Gebot; nur an Thatsachen hat sie sich zu halten, voreilige Schlüsse zu vermeiden, Phantasiegebilden keinen Eingang zu gewähren.

Wie wir zu Anfang dieses Buches zuerst die festen Theile des menschlichen Knochengerüstes besprachen und sodann jene anderen mehr oder weniger ausführlich, je nachdem sie für die Kenntniß der verschiedenen Völkerschaften von erheblicher Bedeutung sind, so wollen wir auch jetzt zuerst die Knochenreste vorgeschichtlicher Menschen, vornämlich Europas, betrachten.

Aus der im gleichen Verlage erschienenen „Geschichte der Erde" von R. Bommeli, die hoffentlich recht Vielen bekannt ist, wissen die Leser, daß man in der Geologie vor unserer gegenwärtigen Erdperiode verschiedene andere kennt, die zahlreiche Thier- und Pflanzengebilde trugen. Gar manche Abbildungen in jenem Werke gewähren uns ein deutliches Bild der damaligen mannigfachen Thier- und Pflanzenformen. Von den verschiedenen, Versteinerungen führenden Erdschichten können bis jetzt für Knochenreste vorgeschichtlicher Menschen nur in Betracht kommen die Neubildung (Alluvium) und das Diluvium. Ob auch jene Erdschichten, welche man Tertiärgebilde nennt, schon jetzt mit voller Berechtigung hierher zu ziehen sind, darüber möge der folgende Abschnitt uns aufklären.

Der tertiäre Mensch.

Die erste Entdeckung der Spuren eines tertiären Menschen ging vom Abbé Bourgeois aus. Wir wollen sie uns etwas genauer ansehen, da sie auch theilweise die anderweitigen Funde kennzeichnet. Die miokänen Schichten von Thenay unweit Pontlevoy in der Landschaft Beauce in Frankreich liegen von unten nach oben folgendermaßen:

1. der auf Kreide liegende Kalkstein von Beauce mit Knochenresten von Raubthieren, Dickhäutern u. s. w.; 2. granitische Sande von Orléans mit Resten von Affen, Dickhäutern, Krokodilen u. s. w., auch Palmen; 3. eine Ablagerung des Meeres der Faluns mit vielen Fisch- und Weichthierresten; 5. Plateaulehm.

Feuersteine, welche man für menschliche Kunstprodukte hielt, fanden sich im thonigen Mergel am Fuß des Kalksteines, und in den Sanden und Faluns (Muschelbänken) des Seebeckens von Beauce, an dessen einem Ende Thenay liegt. „Als ich eines Tages," so berichtet der Abbé, „den Hohlweg entlang ging, bemerkte ich am Fuß des Abhanges in einem Mergelthone von grünlicher Farbe schwarze Feuersteinstücke, die nicht gerollt waren, sondern scharfe Kanten und Bruchflächen zeigten . . . Ich war sofort überzeugt, hier Werkzeuge einstiger Menschen vor mir zu haben, zeigte meinen Fund Freunden, die jedoch anderer Meinung waren . . . Ich verschloß die Gegenstände in einen Schubkasten . . . Während zweier Jahre waren vielleicht 30000 Steinwerkzeuge durch meine Hände gegangen;

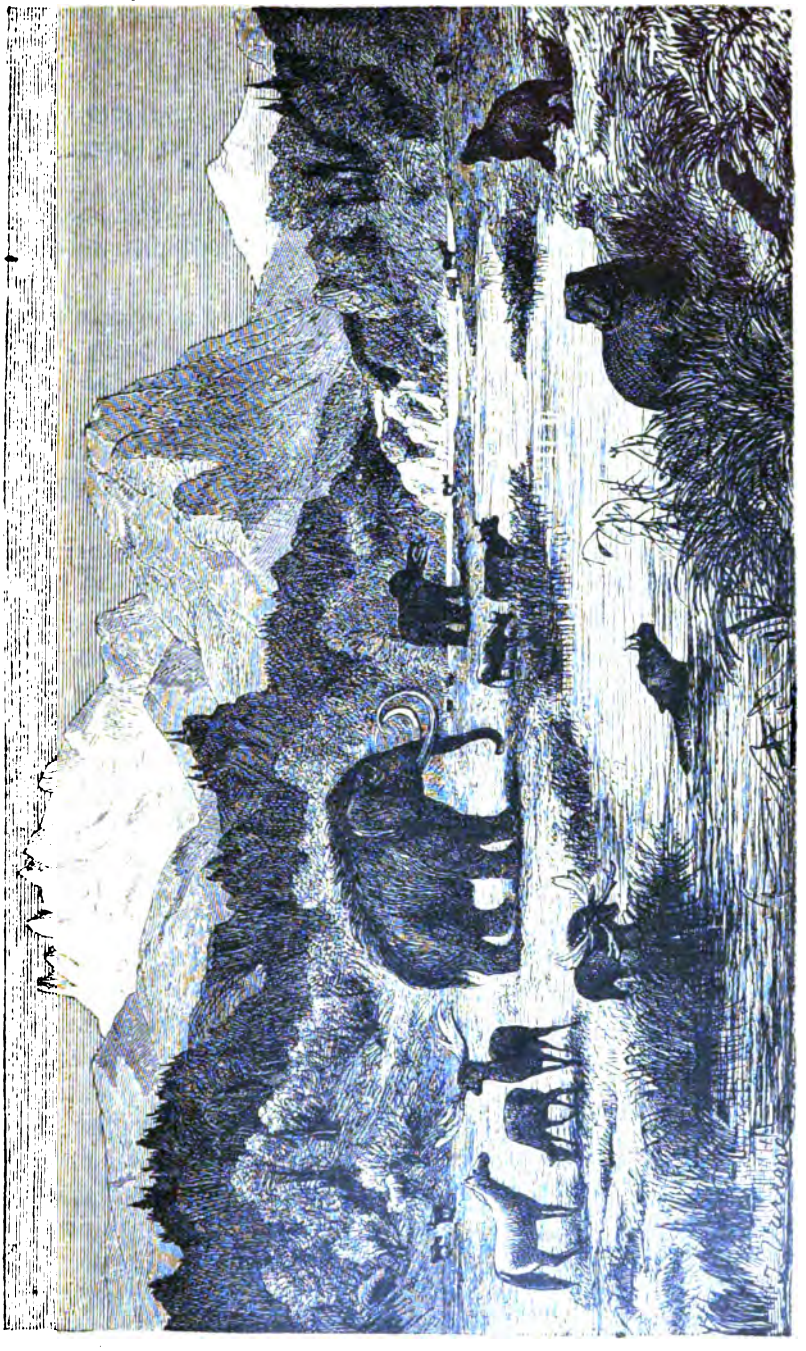
ich hatte sie mit bloßem Auge und der Lupe genau betrachtet, kannte die Regelmäßigkeit und augenscheinliche Absichtlichkeit der zahlreichen Schlagflächen, den Zweck der Kerben, die verschiedenen Formen genau. Als ich dann zufällig jene Stücke im Schubkasten wiederfand, erkannte ich in ihnen sofort Kunstprodukte, reiste mehr als 150 Mal nach Thenay, um die Arbeiter unter meinen Augen arbeiten zu lassen, und zog selbst aus dem Thonmergel mehrere recht charakteristische Stücke hervor. Schließlich machte ich meine Entdeckung durch eine Abhandlung im Jahre 1867 zu Paris bekannt." Nur wenige Gelehrte vermochte damals und später der Abbé durch die vorgelegten Fundstücke für seine Behauptung zu gewinnen. Nicht viel besser erging es den von Capellini vorgelegten Knochenbruchstücken einer unweit Monte Aperto in Toscana gefundenen fossilen Walart, an denen Einschnitte nur von Menschen hätten gemacht werden können; den Beweis jedoch, daß man mit einem Steingeräthe der älteren Steinzeit so scharfe, halbmondförmige Schnitte hervorgebracht habe, konnte er nicht liefern. Das Terrain jener tertiären Ablagerungen Portugals, aus welchen Ribeiro künstlich zugeschlagene Steingeräthe entnommen hatte, ist derartig von Wasser durchwühlt und verworfen, daß sich nicht nachweisen ließ, ob jene Schicht, in der sie gefunden, auch wirklich die ursprüngliche Lagerstätte der Steingeräthe gewesen. Vor einiger Zeit hatte Schaafhausen der Behauptung v. Dückers zugestimmt, daß an den Knochen einer vorweltlichen Pferdeart nahe bei Athen sich Spuren des tertiären Menschen erkennen lassen sollten. Für jene Eindrücke aber fanden sich bessere Erklärungen. Einen schlagenden Beweis für den Menschen der Tertiärzeit besitzen wir also noch nicht, wenngleich durchaus nichts dem Gedanken entgegensteht, daß damals schon Menschen gelebt haben. Der Beweis fehlt, demnach existirt der Tertiärmensch bis jetzt für uns nicht; die Zukunft wird über ihn Licht verbreiten, vielleicht früher als Manche meinen, wenn z. B. einige der Funde A. Hedingers im Heppenloch auf der schwäbischen Alp als tertiäre sich herausstellen sollten.

Der diluviale Mensch.

Denken ist schwer, und doch können wir täglich und stündlich beobachten, wie leichthin Urtheile gefällt werden. Ein Theil unseres Lernens von Jugend an besteht darin, was Andere gedacht haben, dem Gedächtniß einzuprägen. Die schöne Tugend der Bequemlichkeit, ich will sie nicht Denkfaulheit nennen, läßt uns nur zu gern das für wahr halten, was der, den wir geistig über uns stellen, geurtheilt, gedacht hat. Man nimmt den für diese oder jene Richtung präparirten Bildungsstoff in sich auf und hält sich nun für gebildet; den stolzen Satz des tiefsinnigen Denkers

Pico von Mirandola, „dein eigener freier Bildner sollst du sein," befolgen nur gar Wenige. Dem Autoritätsglauben aber begegnen wir überall im Großen wie im Kleinen. Daher vermag durch Ueberredung Jemand sich großen Anhang zu verschaffen, daher reicht der Einfluß des Genies der Heroen in Wissenschaft und Kunst u. s. w. räumlich und zeitlich so weit. Ein solcher Heros in der Thierkunde war der 1769 zu Mömpelgard geborene und 1832 in Paris gestorbene Georg Cuvier. Er verbreitete durch seine Autorität jene Anschauung, daß die Veränderungen auf der Erdoberfläche durch gewaltige Revolutionen hervorgerufen seien, welche die organischen Schöpfungen der jedesmal vorangegangenen Periode vollkommen vernichtet hätten. Eine Neuschöpfung habe dann die Erde neu bevölkert; nach der letzten Umwälzung, die die bestehende Thier- und Pflanzenwelt vernichtete, sei unter neuen organischen Wesen auch der Mensch aufgetreten. Cuviers Autorität herrschte so lange und unumschränkt, bis der geniale englische Geologe Sir Charles Lyell überzeugend darthat, daß im Verlaufe einer fast unendlich erscheinenden Zeit sich ganz allmälig jene Umwandlungen vollzogen hätten. Nicht die Gewalt unbekannter Kräfte schuf sie, sondern die Länge der Zeit. Wie langsam, für uns unbemerkbar in jeder Minute, aber stetig durch Jahrhunderte hindurch aus dem Samenkorn der gewaltige Baum des Waldes erwächst, wie der Bach allmälig sein Rinnsal vertieft und erweitert und zum Strome wird, so repräsentiren auch für uns kurzlebige Menschen die verschiedenen Erdperioden unfaßbar lange Zeiträume. Lyells Lehre siegte. Auf ihr beruhte die Darwins. „Ich bin vollkommen überzeugt," schrieb der Letztere, „daß die Arten nicht unveränderlich sind, daß die zu einer sogenannten Gattung zusammengehörigen Arten in einer Linie von anderen gewöhnlich erloschenen Arten abstammen, in der nämlichen Weise, wie die anerkannten Varietäten einer Art Abkömmlinge dieser Art sind." Wir folgern weiter: Wenn die Vorfahren der jetzt lebenden Arten in einer früheren Erdperiode zu suchen sind, dann muß auch die Gattung Mensch in einer früheren zu suchen sein. Der Urmensch ist nicht, wie Cuvier es lehrte, in der gegenwärtigen Erdperiode entstanden, sondern zu suchen in einer früheren. Man suchte und fand — aber Was? Doch vor Beantwortung dieser Frage eine andere Erwägung.

Wie wir oben sahen, liegt zwischen der Tertiärzeit und der jetzigen Erdperiode das sogenannte Diluvium, für dessen Zeitdauer uns noch genaue Anhaltspunkte fehlen, dessen Grenze vor- und rückwärts unmerkbar in die oben erwähnten zwei anderen überfließt. Diluvium ist ein unpassender lateinischer Ausdruck für eine Wanderfluth, Sintfluth, die nach älteren verkehrten Anschauungen einst über die Erde hingewandert sein sollte.



Diluviale Landschaft.

Diese Bezeichnung Diluvium ist geblieben, an die Sintfluth (= Wanderfluth, nicht Sündfluth) denkt dabei Niemand mehr. Das diluviale Gebilde der Erde zerfällt in zwei große Massen:

1. Eine geschichtete Masse, welche aus lockerem Lehm, Kies, Sand, Löß besteht mit vereinzelten Braunkohlenlagern und älteren Torfmooren.
2. Ungeschichtete Massen: Sand, Schlamm, nicht im Wasser abgerollte, sondern scharfkantige Gesteinstrümmer, die Produkte ehemaliger Riesengletscher.

Noch jetzt umhüllen die beiden Pole unserer Erde gewaltige undurchdringliche Eismassen, Gletscher von sehr bedeutender Ausdehnung. Man hat Eisinseln gemessen, die zehn Seemeilen lang und 110 Fuß hoch waren. Wenn von einer solchen $^7/_8$ unter Wasser sind, so besaß sie eine Tiefe von 770 Fuß und verdrängte Seewasser im Gewicht von 20 539 575 965 866 Zentnern. Sie hätte so viel süßes Wasser geliefert, daß alle Bewohner der alten Welt, wenn jeder täglich einen Eimer erhielte, auf 22 Jahre 86 Tage mit frischem Wasser versorgt wären. In der Diluvialzeit reichten, wie Einige meinten, durch die Jahrtausende lang bald nördlich bald südlich sich verschiebende Kalmenzone mindestens zweimal die Eisgürtel viel weiter südlich als jetzt. Für unsere Zwecke genügt es, auf der nördlichen Halbkugel deren Grenzen näher anzugeben. Nach A. Pencks Forschungen waren die Lofoten und Shetlandsinseln von Skandinavien aus vergletschert, England bis zur Themse unter Eis begraben. Eine Linie, welche sich von den Rheinmündungen an den Gehängen der mittleren Gebirge entlang zieht, welche das rheinisch-westfälische Schiefergebirge, Harz, den Thüringer Wald, das Erz- und Riesengebirge bis zu einer beträchtlichen Höhe ersteigt, welche sich ferner an dem Nordabfalle der Karpathen bis östlich Krakau verfolgen läßt, bezeichnet die Südgrenze des skandinavischen Eises, das sich ostwärts bis unterhalb Kiew fortsetzt. Im nordöstlichen Asien erfüllten Eismassen die Tschuktschen-Halbinsel und einen breiten Gürtel vom ochotskischen Meere bis an den Baikalsee. In Nordamerika starrten von Eis vornämlich ganz Kanada, die Neu-England-Staaten, die mittleren Staaten bis zum Ohio. In Europa lag südlich von der eben aufgeführten Eismasse nur ein schmaler Saum unvereisten Landes, der auf seiner Südgrenze umsäumt war von Gletschern der Alpen und Pyrenäen. Gletscher zeigten auch die Gebirge der westlichen und mittleren südeuropäischen Halbinsel. Auf jenen schmalen Saum nun, der in Frankreich breiter als in Mitteldeutschland war, nach Osten hin wiederum sich verbreiterte, haben wir besonders unser Augenmerk zu richten. Die zahlreich aufgefundenen Thierknochen lassen auf ein reiches Thier- und Pflanzenleben schließen.

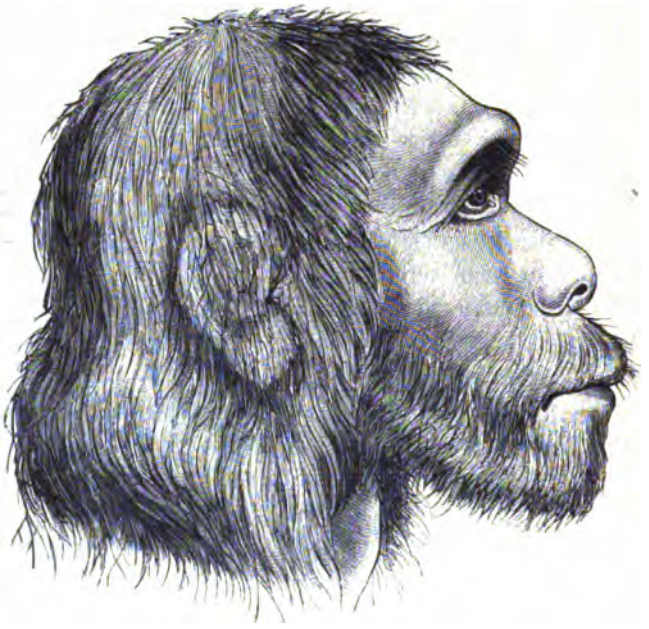
In Bommeli finden wir die meisten erwähnt und die bedeutendsten abgebildet. Ich erwähne hier nur in Kürze des Mammuths, das man später in Sibirien im Eise wohlkonservirt vorfand, dichtbehaart, mit Fichtennadeln im Magen; es fraß also außer Gras auch Blätter, und welche Menge täglich, wenn „Anton", der größte Elephant des Hamburger Zoologischen Gartens, während der Nacht etwas über einen Zentner Heu zu sich nimmt und bei Tage einige Eimer voll Steckrüben und diverse große Brote! Auch das Rhinoceros, von welchem z. B. im bayerischen Innthal bei Kraiburg ein fast vollständiges Skelet gefunden wurde, war dicht behaart. Außer verschiedenen Nage- und hundeartigen Thieren nenne ich noch Löwen und Hyänen, Bären, Steinböcke, Gemsen, Moschusochsen und Ren. Weil Nord- und Nordostdeutschland unter Eis begraben lag, fehlte das letzterwähnte Thier dort, zog aber später, als das Eis verschwunden, von Süden her, nämlich von dem eisfreien Saume, dorthin und dann nach und nach weiter nach Norden, wo es noch heute auf der Südgrenze seiner Verbreitung in Skandinavien zwischen Bergen und Christiania, in Rußland an der oberen Wolga lebt, vor 50 Jahren auch noch am südlichen Ural. Der eisfreie mitteleuropäische Saum war aber schon vor der Eiszeit reich mit Thieren, also auch mit Pflanzen, versehen, weil eine ganze Reihe tertiärer Thiere in die Diluvialepoche überging.

Neanderthalschädel, von vorne gesehen.

Daß in der Nähe des Eises Pflanzenwuchs gedeiht, sehen wir heute noch am Weizen- und Obstbau in der Nähe der Gletscher. Gletscher reichen auf Feuerland sogar bis in die Region der immergrünen Wälder, auf Neuseeland sogar noch tiefer.

Haben wir nun für Europa, das doch schon längst wissenschaftlichen Forschungen überall offen stand, und speziell auf dem erwähnten Saume, sichere Spuren von Menschen aus der Diluvialzeit als Genossen der obengenannten Thiere? Gewiß! Zumeist aber erst aus der Zeit, da Charles Lyell den Bann gebrochen, welchen die Autorität Cuviers gezogen. Schon 1701 war bei Cannstatt ein Schädel gefunden, 1774 erwarb Esper Menschenknochen bei Gailenreuth, 1835 zog Schmerling drei Skeletreste aus der Höhle von Engis, 1856 kam der Schädel aus dem Neanderthal an's Tageslicht, dem die Phantasie Mor. Alsbergs Haut und Haare schuf. In späteren Jahren kamen noch hinzu ein Unterkiefer aus der Schipka-Höhle, in Frankreich Skeletreste von Solutré bei Mâconnais, von Grenelle bei Paris, aus den Höhlen von Bruniquel, Aurignac, Laugerie, Cro-Magnon (Les Eyzies), la Madelaine, Sordes, in Belgien 16 Skelete aus

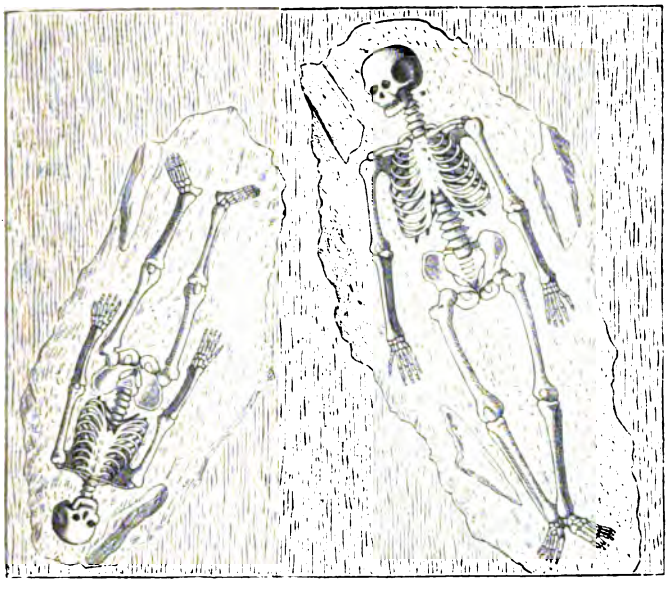
der Grotte bei Furfooz in Namur, und schließlich aus demselben Jahre, 1872, in Italien Reste aus Baoussé-Roussé bei Mentone. Das sind doch neben mancherlei Anderem überaus wichtige Fundstücke, und viel ist über sie hin und her debattirt worden, je nachdem man von vorgefaßten Meinungen, von ungerechtfertigten Voraussetzungen ausging und durchaus finden wollte, was man sich vorher zurecht gebaut hatte. Manche gingen nämlich von der Voraussetzung aus, daß in älteren geologischen Bildungen sich Ueberbleibsel einer menschlichen Stammform finden müßten, welche die körperlichen Eigenschaften der jetzt so mannigfach abweichenden Rassen in sich vereinigte, welche vielleicht auch die jähe Kluft zwischen Mensch und



Rekonstruirter Kopf des Neanderthalmenschen.

menschenähnlichem Affen irgendwie zu überbrücken geeignet wäre. Ein solcher Urmensch müßte körperlich und geistig dem Thiere näher gestanden haben, er müßte geringere Gehirnausbildung, kleineren Gehirnschädel, dagegen aber thierischeren Gesichtsschädel besessen haben, Arme und Beine müßten affenähnlicher gewesen sein. So ungefähr waren die Voraussetzungen, und die Rechnung, d. h. genauestes Messen, Prüfen und Erwägen auch der geringfügigsten Merkmale, ergab ein ganz anderes Fazit. Die Schädel jener Diluvialmenschen, deren Träger zu gleicher Zeit mit den oben angeführten Thieren und auch sicher im Kampfe mit ihnen lebten, waren so verschieden, daß man mehrere Rassen unter ihnen unterschied,

daß man sie anfänglich mit den Eskimos, Australiern und anderen Naturrassen verglich. Als man aber in Europa selbst viele Tausende moderner Schädel genau untersucht hatte, da ließ sich als sicher feststellen, daß die Rassen, welche in jenen frühesten Zeiten beherzt den Riesen der Thierwelt, das behaarte Mammuth, zu überwältigen verstanden, nicht wie dieser verschwunden und untergegangen seien, sondern durch die Vorgeschichte und die ganze Geschichte hindurch bis auf die Jetztzeit in Europa sich erhalten haben, daß also der Mensch ebenso wie z. B. auch das Ren, das sich körperlich seitdem gleichfalls nicht verändert, einen Dauertypus darstellt, daß ferner die verschiedenen Rassen gleich alt sind und körperlich vollendet in



Skelete von Crot-du-Charnies, auf einem Bette von Asche und kleinen Knochen liegend.

unserem Erdtheile auftraten; sie repräsentirten keine niedere Rasse, sondern nur eine niedere Kulturstufe; es ergiebt sich ferner daraus, daß jetzt in Europa kein Völkerstamm aus reiner Rasse besteht, sondern nur aus Mischformen früherer Rassen. Was ich im vorstehenden Satze kurz zusammenfaßte als Ergebniß vieler Einzeluntersuchungen, will ich an einem Beispiele dem Leser genauer zu erklären versuchen. Schädel, welche der Cro-Magnon- und Engis-Form entsprechen, fand man während der Steinzeit (vgl. weiter unten) in Frankreich weit verbreitet, sodann in einigen österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten (vgl. weiter unten), in fränkisch-alemannischen Reihengräbern Württembergs und in den Rheinlanden, im nordöstlichen Deutschland und Skandinavien, in Thüringen und Mitteldeutschland. Diese

Form ist eine unserer zwei deutschen, resp. europäischen Hauptschädeltypen, es ist der kurzgesichtige Langkopf, und die Gehirnausbildung jener Schädel ist nicht schlechter als jetzt bei uns. Wenn nun der Diluvialmensch nicht frühzeitig mit dem Mammuth verschwand, auch nicht mit dem viel später verschwindenden Höhlenlöwen unterging, sondern fortdauernd bis in die Gegenwart sich erhielt, so treten uns unwillkürlich zwei Fragen entgegen: Wann war das Diluvium, wie lange dauerte es und woraus erkennen wir, daß jener frühzeitige Mensch schon eine gewisse Kultur besessen hat?

Die Berechnungen, welche verschiedene Forscher angestellt haben, um herauszufinden, wie weit vor unserer Zeitrechnung die Eiszeit liege, ergaben sehr wechselnde Resultate. Der Eine fand, sie läge 240 000 Jahre vor unserer Zeit, ein Anderer 364 000, wieder Andere erhielten Zahlen, die zwischen 200,000, 224 000, 300 000 Jahren schwankten, Einer, der nur einen Theil jener Periode berechnete, kam auf 3000 Jahre. Wir wollen, da wir dieses auch für später gebrauchen können, an einem Beispiele uns klar machen, in welcher Art solche Rechnung ausgeführt wird.

An der Südwestküste Englands, nicht weit von Tor Quay entfernt, liegt die Kents-Höhle, welche zuerst von 1824—1829 untersucht wurde. Man fand eine große Menge von Thierknochen, Feuersteinsplittern, Knochennadeln und andere menschliche Werkzeuge. In den fünfziger Jahren wurden die Untersuchungen wiederholt aufgenommen, und man fand in den verschiedenen Verzweigungen der Höhle folgende Aufeinanderfolge der Ablagerungen:

1. Große, von der Decke herabgestürzte und durch Stalagmiten zusammengekittete Kalksteinblöcke. (Wie bei uns im Winter Eiszapfen vom Dach herabhängen, so bilden sich von der Decke einer Höhle herab durch den im durchsickernden Wassertropfen befindlichen Kalk Stalaktiten und auf dem Grund der Höhle gleichfalls durch herabgefallene Tropfen Unebenheiten verschiedener Gestalt, die Stalagmiten.)
2. Eine Oberflächenschicht schwarzer Erde von 8—30 cm Dicke mit Resten der gegenwärtigen Thierwelt Englands, Topfscherben, Angelhaken u. s. w. Nach diesen der britanno-römischen Epoche angehörenden Kunstprodukten dürften jene Reste kaum älter als 2000 Jahre sein.
3. Eine Stalagmitenablagerung mit mittlerer Dicke von 0,40 bis 0,50 m, die bisweilen auch 1,50 m erreicht. In ihren oberen Schichten fand man von Menschenhand bearbeitete Feuersteine, Fruchtkerne und einen menschlichen Kinnbacken; in den unteren Schichten dagegen verschwindet jede Spur von Mensch und Thier.

4. Eine Schicht rother Erde von wechselnder Mächtigkeit mit Knochenresten von Pferden, Bären, Hirschen, Hyänen, Mammuthen, Nashörnern u. s. w., behauenen Feuersteinen, gespaltenen Thierknochen, Knochennadeln.
5. Eine neue Stalagmitenschicht bis 3,60 m Dicke mit wenigen Bärenknochen.
6. Rother, mit großen Kalksteinbruchstücken vermischter Thon, in welchen zerbrochene, benagte, gespaltene Bärenknochen und behauene Feuersteine vorkommen.

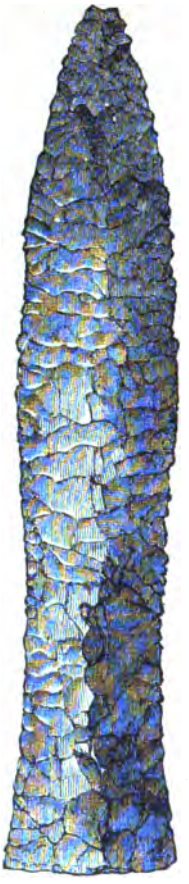
Wie vielerlei gefunden wurde, ergiebt sich daraus, daß aus der Kentshöhle 1869 3948 Kisten voll Knochen zu Tage gefördert wurden, und im Jahre 1876 stieg die Zahl der Geräthe auf 6780, der gefundenen Zähne auf 5900. Menschen bewohnten dreimal die Höhle; in den Zwischenzeiten bildeten sich die Stalagmitenschichten, die fast gar keine Knochenreste enthalten. Nach der Dicke dieser Stalagmiten hat man die Zeit berechnet. In einem Theil der Höhle fand sich eine Inschrift mit der Jahreszahl 1688. Gerade dort sickert viel Kalkwasser durch, und doch haben mehr als 200 Jahre nur theilweise jenes Datum verwischt. Berechnet man nun darnach die Mächtigkeit der verschiedenen Stalagmitenschichten, so erhält man sehr hohe Zahlen. Eine andere englische Höhle bei Ingleborough in Yorkshire mit denselben klimatischen Bedingungen ergab jedoch ein ganz anderes Resultat. Der Abstand zwischen der Spitze der „Jockey-Mütze" und der Decke der Höhle verringert sich seit 1845 jährlich um neun Millimeter; die Stalagmitenschicht ist also von da an bis jetzt um 109 Millimeter gewachsen. Zur Beleuchtung der Pools-Höhle bei Brixton wurden Gasröhren hineingelegt. Nach sechs Monaten fand man über ihnen eine Stalagmitendecke von über drei Millimetern; das würde bei gleicher Zunahme in 160 Jahren eine Schicht von einem Meter ergeben. Die zu Anfang dieses Abschnittes angegebenen hohen Zahlen entbehren also einer sicheren Grundlage für die Rechnung; es ist folglich besser, offen einzugestehen, daß wir das Alter solcher Höhlen und ihrer Schichten noch nicht zu berechnen verstehen. Jede Höhle hier oder da, ja jede Erdschicht wird in verschiedenen Lokalitäten, weil die Bedingungen wechseln, ihr eigenes Zeitmaß haben.

Kunsterzeugnisse der diluvialen Menschen.

Für uns, die wir von Jugend auf von Kultur umgeben sind, hält es sehr schwer, uns in eine Lebensweise zu versetzen, welche aller Metalle, vornämlich des Eisens, enträth; es fehlen nicht allein alle eisernen Werkzeuge und Geräthe, sondern auch Alles, was durch sie geschaffen wird. Wie vermochten nun die damaligen Menschen sich ihren Lebensunterhalt

Speerſpitze.

Dolch.

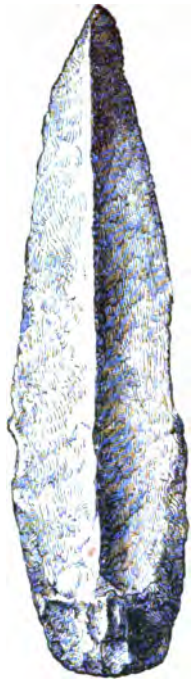


Ein Dolch mit einer abgebrochenen Spitze.

Pfeilſpitzen (Irland).

Steinaxt aus Irland.

Ein ausgehöhlter Meißel.



Steinsäge.

Pfeilspitzen.

Querschnitt.
(Australischer Span).

Feuerland.

Nordamerika.

Frankreich.

zu verschaffen, wie sich zu vertheidigen gegen ihresgleichen und die gewaltigen, starken Thiere, wie und wo sich eine Lagerstätte zum Schutz und für die Ruhe zu bereiten? Holzknüppel, größere oder kleinere Steine verwenden recht erfolgreich schon Affen. Der Steinwurf war ein nicht verächtliches Vertheidigungsmittel der vielgepriesenen Helden von Troja und blieb es bis auf die Gegenwart. Aus dem Steine aber schufen sich die Diluvialmenschen nicht minder wie noch jetzt viele Naturvölker eine Art Universalinstrument, indem sie ihn künstlich veränderten, denn Uebung

macht den Meiſter. Wer ſich von Jugend auf darin üben muß, der ſchafft ſich aus dem Feuerſtein die verſchiedenſten Formen von Geräthen, bald rohe, bald feiner bearbeitete. Aus der Steinzeit ſind uns vollkommene Reihen von den erſten Anfängen der Bearbeitung des Steines an bis zum fertigen Inſtrumente erhalten: Beile, Meißel, Sägen, Bohrer, Meſſer (Späne), Schaber, Lanzen- und Pfeilſpitzen. Derſelben Inſtrumente aus Feuerſtein oder Obſidian bedienen ſich noch heute Auſtralier und Südſee-Völker, Eskimos und Feuerländer, welchen beiden Eiſenmeſſer ſchon lange bekannt ſind. Die Art der Feuerſteinbearbeitung

Späne anfertigende Auſtralier.

konnten uns ſogar die in Europa weilenden Feuerländer lehren. Aus den vorſtehenden Abbildungen erſehen wir die vornehmlichſten Formen der Steinwerkzeuge:

Auf Seite 111 . . . . . eine Steinaxt aus Irland.
„ „ 111 . . . . . einen etwas ausgehöhlten Meißel.
„ „ 111 . . . . . eine Steinſäge.
„ „ 111 . . . . . ein Meſſer (Span) aus Auſtralien.
„ „ 110 und 111 Pfeilſpitzen.
„ „ 110 . . . . . Speerſpitze und Steindolche.
„ „ 112 . . . . . Späne anfertigende Auſtralier.

Bei der Beſchneidung bedienen ſich noch jetzt die Juden häufig des Steinmeſſers. „Gewohnheit nennt der Menſch ſeine Amme.“ Starke

Feuersteinbeile durch elastische Wurzelfasern in Handgriffen befestigt, wurden auch zu wirksamen Waffen.

Ueberaus wichtig für uns sind in Deutschland zwei Oertlichkeiten, Taubach bei Weimar und die von Oskar Fraas ausgebeutete Schussenquelle.

Wo jetzt Taubach steht, lag in jener fernen Vorzeit wahrscheinlich eine Art Dorf am Ufer des Sees, und vollständig reine, unvermischte Verhältnisse ohne irgend welche Spuren späterer Zeit haben sich hier erhalten. Am Ufer des alten Ilmweihers fand sich keine einzige Spur jener hochnordischen Thiere, wie sie in Knochenablagerungen der Höhlen mit lebenden oder ausgestorbenen Thierformen eines gemäßigten oder südlichen Klimas gemischt vorkommen, sondern es hausten dort Menschen und Thiere (Löwe, Hyäne, Elephant, Nashorn u. a.) in einer Zeit, die zwischen beiden Eiszeiten lag. Die Thierknochen und Kohlen, die zerbrochenen Steinwaffen zeigen uns hier eine Stelle aus der Voreiszeit, über welche hinaus bisher weder in Europa noch anderswo sichere Spuren von Menschen gefunden wurden. Nur die Feuersteingeräthe der Kiesschichten bei Amiens und Abbeville und die Funde vom Val di Chiana könnten Anspruch auf dasselbe Alter erheben.

An der Schussenquelle in der oberschwäbischen Hochebene zeigen uns die Funde dagegen den Menschen während der letzten Eiszeit. In einer Grube von reinem Gletscherschutte lagen in isländischem Moos eingebettet Kohlenreste, Feuersteinwerkzeuge, verarbeitete Rengeweihe, Reste vom Vielfraß, Wolf, Bären und Polarfuchs. Es fehlen alle Hausthiere, auch der Hund, und jede Spur von Thongeschirren; es fehlen auch die Thiere, welche die Zwischeneiszeit kennzeichnen. Wie in der Gegenwart an der Waldgrenze Sibiriens, Norwegens, Grönlands auf grünen Triften zwischen den Schuttwällen der Gletscher Rudel von Ren weiden, so auch damals in Oberschwaben, und der Mensch jagte sie und erwehrte sich seiner und der Ren Feinde. Aus den Nebensprossen des Geweihes schuf man Hefte für Feuersteinmesser und -Sägen, auch Fischangeln, aus der Hauptstange vielleicht Schaufeln oder Hacken, um die Baue kleinerer Thiere aufzugraben oder Fallgruben für größere zu schaffen. Ohne Zweifel erblicken wir in den alten Schussenriedern Jäger und Fischer ohne Kenntniß des Ackerbaues, der Töpferei und der Hausthiere; sie erlegen die Jagdthiere, treffen mit dem Feuersteinpfeil den Schwan, holen mit der Angel den Fisch aus dem Wasser und kennen die Verwendung des Feuers zum Kochen der Nahrung zwischen heißen Steinen. Die Sehnen des Rens geben Angelschnüre und Fäden zum Nähen der Fellkleidung. Da man auch fettige zerbröckelte Pasten fand, so bemalten sie, wie jetzt noch viele Volksstämme, den Körper mit rothem Eisenoxyd und Rensett als Schmuck für Tanz und Krieg und zeigten damit Sinn für Verschönerung des Körpers.

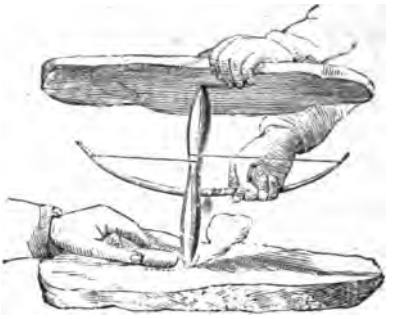
Die Erfindung des Feuers.

E. B. Tylor erwähnt der oft wiederholten Erzählung, daß, wenn Reisende in zentralafrikanischen Wäldern auf der Lagerstätte brennendes Feuer zurückließen, große menschenähnliche Affen sich näherten, um das Feuer sich niederließen und sitzen blieben, bis es erloschen war; sie wären aber nicht klug genug, durch neue Holzscheite das Feuer zu erhalten. Menschen und Affen sahen und sehen gewiß häufig, wie durch einen Blitzstrahl oder durch glühende Lava ein Waldbrand entsteht; das Feuer aber brennend zu erhalten, es von einem Orte nach einem anderen zu bringen, es von Neuem hervorzurufen, das hat nur der Verstand des Menschen zuwege gebracht. Feuerspuren, Kohlen allein sind aber kein Beweis für die einstige Anwesenheit des Menschen. Man fand solche auch an Oertlichkeiten aus der Tertiärzeit und schloß deshalb auf Tertiärmenschen; da aber alle weiteren Beweise fehlten, so waren jene Funde vielleicht Reste eines durch Blitze entstandenen Waldbrandes. Der Diluvialmensch aber kannte sicher schon die Kunst des Feueranzündens, weil aus Feuersteinen seine hauptsächlichsten Werkzeuge bestanden, und weil man in Höhlen aus

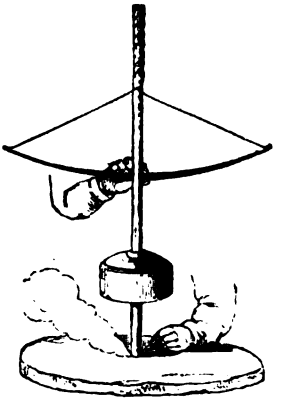
Tasmanische Feuerstöcke.

jener Zeit Stücke von Eisenkies fand, der aus der Ferne dorthin getragen war. Schlägt man daran mit einem Feuerstein, so entstehen Funken, welche sich durch Zunder auffangen lassen. Da nun außerdem aus allen Berichten über neu entdeckte „Wilde" hervorgeht, daß allen bald diese bald jene Art der Feuererzeugung bekannt war, so liegt durchaus kein Grund vor, sie dem diluvialen Menschen abzusprechen, wenn wir unter den von ihm hinterlassenen Resten unzweideutige Beweise dafür finden. Und diese haben sich gefunden in angebrannten Holzstücken auf einem einfachen Herde, in angebrannten zerbrochenen Knochen, von Feuer geschwärzten Steinen zum Kochen oder Braten des Fleisches, weil Thongeschirre noch unbekannt waren, und endlich auch noch in Aschenhaufen. Ob nun aber in jener europäischen Vorzeit nur ausschließlich die Kunst des Feuerschlagens durch Feuerstein und Eisenkies bekannt war, oder ob man auch auf andere Art Feuer zu bekommen verstand, das wissen wir bis jetzt noch nicht. Die Feuerländer haben noch jetzt diese Art der Feueranzündung durch Feuerschlagen. In Australien, Tasmanien, Mexiko, Afrika, auf den Kanarischen Inseln, Indien, Tibet und Kamtschatka bedient man

ſich des Feuerbohrers. Der Handfeuerbohrer beſteht aus einem pfeilförmigen Stücke Holz mit ſtumpfer Spitze, wird zwiſchen den Händen in ſchnelle Drehung verſetzt und zugleich gegen ein zweites Holzſtück gedrückt, in welches er eine Vertiefung bohrt. Der durch das Bohren erzeugte Kohlenſtaub entzündet ſich und wird durch beſondere Arten von Zunder aufgefangen. Trockene Blätter, trockene Mooſe, manche Schwämme ſind derlei paſſende Zunder. In ſchweizeriſchen Pfahlbauten fanden ſich Pilzſtückchen dazu verwendet. Getrocknete und zerpflückte Zedernrinde gebrauchen die Chinook-Indianer. Schlingt man um den Feuerbohrer die Sehne eines Bogens, ſo erhält man eine andere Art Feuerbohrer in verſchiedenen Abweichungen. Im alten Rom wurde das heilige Feuer der Veſta, wenn es erloſchen, durch den Feuerbohrer neu erzeugt, deſſen ſich auch das abergläubiſche Europa noch heute bisweilen bedient. Um bei nahenden Viehſeuchen Pferde und Rinder vor der Krankheit zu bewahren, jagt man ſie durch Feuer, welches mit dem Feuerbohrer entzündet war; das „zahme Herdfeuer" würde die beabſichtigte Wirkung verfehlen. Noch im Jahre 1876 kurirte man in Großbritannien bei Perth derartig die Seuche. Im vorigen Jahrhunderte verbot ein Geſetz den abergläubiſchen Gebrauch des durch Reibung hervorgerufenen Feuers in Jönköping, das jetzt überall bekannt iſt durch ſeine Fabriken von Reibzündhölzchen.



Der Feuerdrillbogen der Irokeſen.



Die Feuerdrehpumpe der Irokeſen.

Die Höhlen als Wohnſtätten.

Gegen Regen, Wind und Sonnenbrand ſchützen ſich die Steinklopfer auf den Chauſſeen durch rohe Holzrahmen, welche mit Stroh oder Leinenſtücken überzogen ſind, die Feuerländer aber bedienen ſich hartgetrockneter, durch Stöcke mehr oder minder ſchräg geſtellter Thierfelle. Liegt deshalb die Annahme nicht nahe, daß während der Sommerzeit die diluvialen Jäger und Fiſcher gegen Unbill der Witterung vor Erfindung roher Fell-

zelte durch ähnlich aufgestellte Thierfelle sich leidlich zu schützen versuchten? In den Wintermonaten, in manchen Gegenden auch wohl während des ganzen Jahres, waren die Höhlen beliebte Zufluchtsstätten für die Menschen; aus den vorgefundenen Resten läßt sich ersehen, daß sie ganze Reihen von Generationen hindurch bewohnt worden sind.

In französischen Höhlen der Diluvialzeit fand man kuglige Versteinerungen in der Kreide, welche künstlich durchbohrt waren, auch in der Mitte durchlöcherte Herzmuscheln, um sie zum Halsbande aufzureihen, mit einem Loch versehene Zähne u. dergl. m., und schloß daraus wohl nicht mit Unrecht, daß jene Sachen vielleicht Anfänge von Schmuckgegenständen gewesen.

A. Spring in Lüttich, dessen Schriften auch Richard Andree in seiner Studie über die Anthropophagie (Menschenfresserei) erwähnt, glaubt, daß die Menschen- und Thierknochen in den Höhlen von Chauvaux bei Namur zerschlagen wurden, „um zu dem Mark zu gelangen". Da er aber unter den vielen zerschlagenen menschlichen Gebeinen nur die von jungen Männern, jungen Frauen und Kindern fand, so meinte er auf eine gewisse Feinschmeckerei der alten kannibalischen Höhlenbewohner schließen zu müssen, die, nicht von Noth gedrängt, mit Vorliebe das Fleisch jugendlicher Genossen verzehrten. Wenn Anfangs auch Springs Darlegungen heftigen Widerspruch erfuhren, so neigte sich später nach dem massenhaften, von ihm vorgelegten Material doch die Wagschale mehr zu Gunsten seiner Ansicht.

Kunsterzeugnisse der diluvialen Menschen.

Wir erwähnten eben recht einfacher Schmuckgegenstände; künstlich an ihnen war aber nur das vermittelst einer Knochenspitze oder eines feinen Feuersteines geschlagene oder gebohrte Loch. Als nun bei den sich stetig mehrenden Nachgrabungen künstliche Schnitzwerke aus Bernstein, Horn und Knochen der späteren Metallzeiten gefunden und von Sammlern gut bezahlt wurden, da legte sich auch die Industrie auf Fälschungen solcher Gegenstände, die, je roher sie ausfielen, ein um so höheres Alter repräsentiren sollten; man hätte aus ihnen in kurzer Zeit ein kleines Museum für die Diluvialzeit zusammenstellen können. Aus der Zahl von Kunsterzeugnissen jener Zeit, welche von der Mehrzahl der gründlichsten Forscher und Kenner für unverfälscht

Zeichnung von einem Steinbock.

gehalten werden, nenne ich folgende. Aus den Höhlen der Dordogne stammen Gravirungen auf Renknochen, welche einen Fisch, Steinbock, einen Menschen mit Pferden, und zwei einzelne Pferde darstellen, aus dem Keßler-Loch eben solche, die ein weidendes Ren darstellen. Echt sind auch ein aus Rengeweih geschnitzter Dolchgriff aus einer Höhle der Dordogne und aus gleichem Stoffe der im Keßler-Loch gefundene Kopf eines Moschusochsen, sowie der im britischen Museum aufbewahrte Theil eines Mammuthstoßzahnes, in den das Bild eines Mammuths eingeritzt ist.

Zeichnung eines Mammuth, in den Stoßzahn eines Mammuth eingravirt.

Unterschied zwischen älterer und jüngerer Steinzeit.

Die mitteleuropäischen Forschungen haben uns aus der Diluvialzeit sichere Aufschlüsse über den Menschen gebracht. Aus seinen Knochenresten lassen sich verschiedene Rassen bestimmen, welche nicht spurlos verschwanden, sondern trotz der Länge der unmeßbaren Zeit bis in die Gegenwart hineinreichen. Die von Diluvialmenschen verfertigten Werkzeuge aus Stein, Knochen, Horn gewährten uns in manchen Beziehungen einen sicheren Einblick in seine Lebensweise, und die Reste der diluvialen Thierwelt offenbarten uns nicht allein, gegen welche Thiere er den Kampf um's Dasein zu bestehen hatte, sondern auch, daß er nur durch seine geistige Ueberlegenheit den Sieg über sie erringen konnte. Nach dem Stein, als dem vornehmlichsten Werkzeuge, hat man dieses Zeitalter mit dieser Thierwelt die Steinzeit genannt und zwar, zum Unterschiede von der folgenden, die ältere oder diluviale Steinzeit oder die paläolithische Zeit.

Als nun in unseren Gegenden allmälig die Eisdecke verschwunden, die Gletscher zurückgetreten und damit andere Bedingungen für die Thierwelt geschaffen waren, von der nach und nach ein Theil ausstarb, ein anderer nach Norden fortzog, ein dritter sich den neuen Verhältnissen anpaßte, und außerdem von Süden oder Osten neue Thierformen eindrangen, da fand auch eine allmälige Umformung in der Lebensweise der Menschen statt, weil sichere Forschungen uns deren Verbreitung auch in mehr nördlicheren Gegenden unseres Erdtheiles erkennen lassen. Norddeutsche und skandinavische Gräber spendeten in reicher Fülle, was sie bisher umschlossen, was dem Menschen

im Leben lieb und werth gewesen, was man ihm in die Grabstätte mitgegeben. Nach der Verschiedenheit dieser Beigaben ließen sich nun drei verschiedene Perioden ungleicher Länge unterscheiden. Die erste wird gekennzeichnet durch die uns schon bekannten Geräthe und Waffen, besonders aus Stein (Feuerstein), öfter schon in höherer Ausbildung und größerer Vollkommenheit. Nach dem Vorwiegen des Steines hat man sie die jüngere, alluviale Steinzeit oder die neolithische Periode genannt. Die Gräber der zweiten Periode liefern außer Sachen höherer Technik auch Bronzegegenstände; das ist die Bronzezeit. In der dritten Periode, welche eiserne Geräthe zeigt, stehen wir in der Eisenzeit. Durch die Untersuchungen in anderen Ländern unseres Erdtheiles hat sich sodann ergeben, daß diese drei Perioden durchaus nicht gleichzeitig in Europa stattfanden, sondern daß, während das eine Land noch in der jüngeren Steinzeit steckte, ein anderes schon in der folgenden, ein drittes wohl gar schon die Eisenzeit repräsentirte, denn nur zu gern beharrt der Mensch beim Alten, beim Bewährten, ihm Liebgewordenen und befreundet sich, zumal im höheren Alter, nur schwer mit Neuerungen. Aber nicht allein in unserem Erdtheile waren diese drei Perioden nicht gleichzeitig überall, auch in anderen machen wir dieselbe Beobachtung. Es giebt sogar noch jetzt eine ganze Anzahl von Gegenden, die noch vollständig in der Steinzeit stecken, denen unser reger Schiffsverkehr die Werkzeuge der Neuzeit bringt, und die sie doch häufig als für sie unpraktisch bei Seite legen. Spätere Seiten dieses Buches werden uns wiederholt dafür Beweise liefern. Wir wollen hier nur in Kürze erwähnen, daß die Aegypter schon vor 6000 Jahren die Bearbeitung der Metalle verstanden, daß Süddeutschland ungefähr am ausgehenden zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, der Norden einige Jahrhunderte später sich am Ende der jüngeren Steinzeit befand, während bei der Entdeckung Amerikas noch der größte Theil der Bewohner mitten darin steckte, desgleichen die später entdeckten Südsee-Inseln. Grönländer und manche Nordasiaten befinden sich theilweise noch darin. Und sind bei den Kulturvölkern gar keine Spuren von ihr geblieben? Wie mancher Bauer bedient sich zum Feuerschlagen noch des Feuersteines. Manche Dreschschlitten Spaniens, Nordafrikas und Syriens zeigen an der Unterseite in Reihen befestigte Feuersteinscherben. Im Kaukasus ist der Mörser öfter noch ein ausgehöhltes Baumstammstück, die Keule ein länglicher, unten durch den Gebrauch völlig abgerundeter Stein. Beim Besenbinden und Lohschnitzen gebraucht man knöcherne Werkzeuge; wir haben Falzbeine und Sattlerpfriemen aus Knochen. Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts waren den Kufen der Schlitten nicht Eisenbeschläge, sondern Knochen untergelegt (Beinschlitten). Die Netzsenker an der Küste Rügens

sind große durchlöcherte Feuersteine, an den südlichen Donauufern Knochen. Die Schreckſteine, welche man den Kindern umhängt, um ihnen das Zahnen zu erleichtern, erinnern in ihrer Form an ſteinzeitliche Gebrauchsgegenſtände. Sind die Anſchauungen Derer, die ſie umhängen, nicht auch diluvial?

Schweizeriſche Pfahlbauten der Steinzeit.

Sobald wir Reſte von Thieren, Menſchen, deren Geräthſchaften in bisher unberührten und von fremden Beimengungen völlig freien Reſten menſchlicher Wohnſtätten vorfinden, iſt es der vorgeſchichtlichen Forſchung, die ja erſt wenige Jahrzehnte durchlebt hat, möglich, ein klares Bild von der Lebensweiſe der einſtigen Bewohner ſolcher Stätten, frei von jeglicher Ausſchmückung der Phantaſie, zu entwerfen. Die Höhle Hohlefels gewährt uns ein ſolches, ein anderes die ſchweizeriſchen Pfahlbauten. Wie groß aber zeitlich der Zwiſchenraum zwiſchen beiden, vermögen wir noch nicht anzugeben. Manche alten Gräberfunde ſcheinen hier oder dort die große Lücke wenigſtens etwas ausfüllen zu können, aber ſo reichhaltig, ſo mannigfach ſie auch ſind, die Lücken bleiben doch beſtehen. Die Vorgeſchichte gleicht jetzt noch einem Diorama, in welchem wir uns an den verſchiedenen, aber öfter zuſammenhangsloſen Bildern erfreuen, aus ihnen gar Mannigfaches lernen zum gründlichen Verſtändniß jener fernen Zeit und der ſpäteren bis in die Gegenwart hinein, aber ein vollſtändig einheitliches Bild, wie im Panorama, erblicken wir in ihr noch nicht. Das bleibt der Zukunft überlaſſen.

Altgriechiſche Schriftſteller berichten über Pfahlbauten im See Praſias, die Häuſer ſtänden auf hohen, in den See eingerammten Pfählen, eine Brücke bildete den einzigen Zugang, der See wäre ſo fiſchreich, daß Pferde und Kühe mit den Waſſerthieren gefüttert würden; am Fuße des Kaukaſus gäbe es in den ſumpfigen Ufern des Phaſisfluſſes ähnliche Wohnungen aus Holz und Rohr erbaut. Neuere Reiſende machten uns bekannt mit derlei Behauſungen im fernen Oſten, auf den Inſeln Zelebes, Neu-Guinea, Java, Ceram, Mindanao u. a.

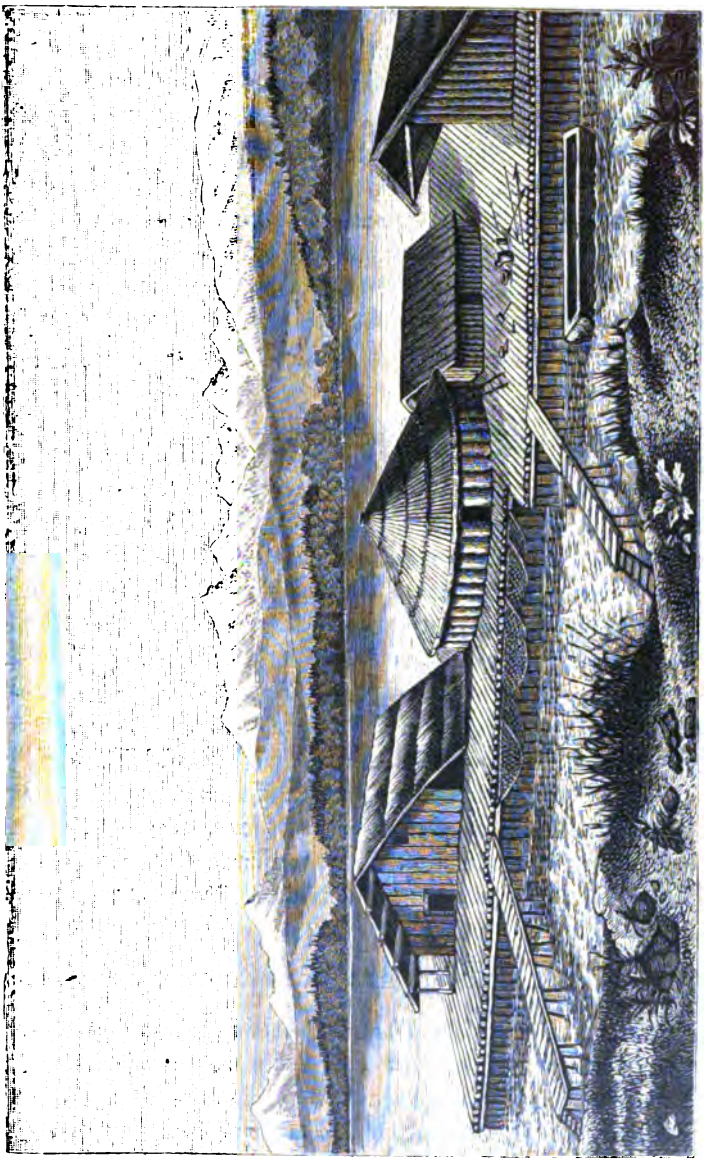
Nach lange anhaltender Dürre wurden im Winter 1853/54 bei außerordentlich niedrigem Waſſerſtande im Züricher See zahlreiche noch aufrecht ſtehende Pfähle ſichtbar und erregten die Aufmerkſamkeit dortiger Alterthumsforſcher. Der Grund innerhalb der Pfähle wurde durchſucht und bunt durcheinander Herdſteine, Kohlen, Knochen, Hammer, Aexte, verarbeitete Hirſchgeweihe, Thierzähne, Geſchirrſtücke u. ſ. w. gefunden. Das lebhafteſte Intereſſe hieran führte zu anderen Entdeckungen im Bodenſee, im Sempacher, Bieler, Neuenburger und Murtener See; überall in der Schweiz

fanden sich Pfahlbauten, deren Zahl jetzt auf mehr als 200 sich beläuft; überall enthob man dem Wassergrunde die verschiedenartigsten Fundstücke, welche zu seinem unvergänglichen Ruhme F. Keller und dessen Schüler V. Groß wissenschaftlich bearbeitete: Die früher angegebene Stein-, Bronze- und Eisenzeit finden wir klar und deutlich in der Pfahlbauforschung. In manchen Pfahlbauten der schweizerischen Seen vermag auch die sorgfältigste Durchsuchung keine Spur von Metall zu Tage zu fördern, in anderen treffen wir nur unbedeutende Metallarbeiten, nur Kupfer, höchst selten Bronze (in der Mischung von neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn) als ausschließliches Werkmetall; in der vierten Art von Pfahlbauten tritt das Eisen sehr bescheiden als vereinzeltes Schmuckmetall auf, aber erst in der fünften ist es Werkmetall für Waffen und Geräthe. Lassen wir uns jetzt von dem hochverdienten F. Keller führen.

Nach dem allmäligen Zurückweichen der Gletscher hatte sich das Land mit Wäldern, in denen viele wilde Thiere hausten, bedeckt. Nun erst gelangten die frühesten Besiedler, Menschen der Steinzeit, dorthin, ein Hirtenvolk, das sich auch auf Feldbau verstand. In seinem Besitze befanden sich die wichtigsten Hausthiere: Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege und Schwein, sie bauten Weizen, Gerste und Flachs, jagten und fischten, verschmähten aber auch wilde Obstarten und andere wild wachsende Pflanzen nicht. Wollten sie dort dauernd sich niederlassen, so boten nur Pfahlbauten im Wasser mit engem Eingange ihnen und den Hausthieren genügende Sicherheit.

Da nun die erwähnten Hausthiere und Kulturpflanzen einen Zusammenhang mit Asien und Aegypten erkennen lassen, so wird auch wohl der Mensch, der beide pflegte, aus Asien dorthin eingewandert sein. Die Steinzeit der Pfahlbauten der Westschweiz umfaßt ganze Reihen von Jahrhunderten, ihre Bauten hielten sich während der ganzen Bronze- und der ersten Eisenzeit. In der Ostschweiz dagegen verschwanden die Pfahlbauten bald nach dem Auftreten des Metalles. Die Pfähle der Steinzeit sind meist von größerem Durchmesser als die der Bronzezeit; es sind Eichen-, Buchen-, Birken- oder Kieferstämme, deren eines Ende zugespitzt und im Feuer gehärtet wurde; ihre Länge betrug bis 30 Fuß, und man verstand es, sie bis 20 Fuß tief in den Schlamm einzusenken. War jedoch der Grund des Sees zu hart, dann wurden Steinblöcke um die Pfähle gelegt und den ersten in jedem Jahre neue hinzugefügt. In Wangen zählte man 40 000, in Robenhausen berechnete man 100 000 solcher senkrechten Pfähle, die durch Querbalken verbunden wurden, dann kamen wagerechte Balkenlagen und endlich die Hütten. Das Pfahldorf von Morges, welches noch in der Bronzezeit bewohnt war, hatte eine Länge von 1200, eine Breite

von 150 Fuß. Wenn auf der halben Oberfläche Hütten ſtanden, alſo vielleicht etwas über 300, dann konnte die Einwohnerzahl des Dorfes ſich



Schweizeriſche Pfahlbauten der Steinzeit.

auf 1244 Seelen belaufen. In den Pfahlbauten der Steinzeit iſt der Feuerſtein derjenige Stoff, durch welchen mittelbar oder unmittelbar jedes

Werkzeug seine Form erhält, er tritt aber gegen die anderen Steinarten, die zu Waffen und Handwerksgeräthen geschliffen wurden, in den Hintergrund. Zu Beilen und Meißeln verwandte man die verschieden gestalteten Rollsteine des Seeufers, gab ihnen die gewünschte Form und befestigte sie bald auf diese, bald auf jene Art an den Holzstiel, aber erst gegen das Ende dieser Periode kam man auf den Gedanken, den Stein zu durchbohren, um den Stiel durchzustecken. Sodann bestanden aus Stein: Schlagsteine, Hammer, Stößel, Mörser, Schleif- und Glättsteine für Geschirrfabrikation, Spinnwirbel und Zierrathe. Die Gewebe bestanden in Korbgeflechten, Matten, Netzen, Gespinnsten, geköperten Geweben, Stricken und Schnüren. Die Hirschhorn- und Knochengegenstände zeigen eine große Mannigfaltigkeit. Aus Holz schuf man Kähne (Einbäume), Pfeil und Bogen, Stiele für Aexte, Schalen, Tassen, Löffel, Kämme und Kinderspielzeug (Schiffchen, Bänke, Tische, Thüren).

Pfahlbauten außerhalb der Schweiz.

Außer der Schweiz, dem klassischen Lande der Pfahlbauten, hat man bisher auch in anderen europäischen Ländern Pfahldörfer aufgefunden. Fast jeder See der Lombardei enthält ein oder mehrere, desgleichen manche in Mittel- und Süditalien. Aus Oesterreich nenne ich den Attersee und das Laibacher Moor, aus Oberbayern den Starnberger See, aus Frankreich die Torfsümpfe bei Abbeville und St. Dos, den See von Le Bourget und von Paladru. England besaß solche oberhalb Kew und in London selbst, wo jetzt Mansionhouse steht. Die Pfahlbauten Deutschlands vom rechten Elbufer nordöstlich bis nach Livland hin besitzen eine andere Bauart, die Pfähle scheinen mit einer eisernen Axt zugehauen zu sein; sie gehören in der Mehrzahl wohl der Zeit der sogenannten Burgwälle an und wurden in Preußen bis zur Zeit der Einführung des Christenthums, manche sogar bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein bewohnt.

Die jüngere Steinzeit des nördlichen Europas.

Die Erwähnung der Pfahlbauten im nördlichen Deutschland hat uns mehr nach Norden geführt, und so wollen wir nun in den Ländern um die Ostsee uns nach Spuren von Menschen der jüngeren Steinzeit umsehen. So lange die Eiszeit hier herrschte, konnte natürlich von einer Besiedelung des Landes durch Menschen nicht die Rede sein. Nach und nach schwanden die Eismassen von Süden nach Norden, das rauhere Klima gestattete minder empfindlichen Pflanzen sich dort zu verbreiten, und es erhoben sich

Nadelholzwaldungen. Das Thierleben blieb nicht aus, und sehr bald müssen auch Menschen sich dort eingefunden haben. Was wir nun über diese Menschen der jüngeren Steinzeit, die hier vielleicht bis zum Jahre 1500 v. Chr. gewährt haben mag, wissen, das verdanken wir vornämlich den gediegenen Forschungen von Oskar Montelius und Steenstrup. In der Schweiz erschlossen uns das Leben der Menschen die Pfahlbauten mit ihren mannigfachen Resten, hier die sogenannten Küchenabfallhaufen; hier wie dort schaffen dem forschenden Geiste die oft winzigen, vielfach zerbrochenen Ueberbleibsel ein deutliches Bild menschlichen Lebens und Treibens. An den westlichen Küsten der dänischen Inseln und des Festlandes finden sich keine Küchenabfallhaufen. Das Meer spült hier bis auf die Gegenwart das Land fort und hat auch wohl diese Zeichen früherer Bewohnung in seinen Schooß aufgenommen; aber an den Ostküsten, in unmittelbarer Nähe des Meeres und gegen zehn Fuß über dessen Oberfläche finden sich an verschiedenen Punkten mehr oder weniger zum Theil sehr große, drei bis zehn Fuß hohe Dämme, von denen einige eine Länge von 1000 und eine Breite bis zu 200 Fuß einnehmen. Die Dämme bestehen aus Millionen weggeworfener Schalen von Austern, Herzmuscheln und anderen noch heute zur Nahrung dienenden Muscheln, zwischen denen Knochen vom wilden Schwan, vom jetzt ausgestorbenen Riesenalk, Auerhahn, Gänsen und Enten, von Fischen, dann von Auerochsen, Fuchs, Wolf, Fischotter, Delphin, Seehund, Wildkatze, Bär und kleinen Säugern vorkommen. Auch Hirsche, Rehe, Wildschweine fehlen nicht, wohl aber das Ren und alle Hausthiere mit Ausnahme des Hundes. Diese großartigen Dämme sind nun die von Steenstrup so benannten Küchenabfallhaufen; sie sind also nach und nach entstanden im Laufe vieler Jahrhunderte. Die Thierreste, die zwischen ihnen zerstreuten, schlecht hergerichteten oder verbrauchten Steinwerkzeuge, die Scherben roher irdener Gefäße, die Geräthstücke aus Knochen und Horn und endlich an manchen Stellen die noch mit Kohlen und Asche bedeckten Feuerstätten, das alles zusammen liefert uns ein gar deutliches Bild der Lebensweise jener Steinzeitmenschen, jener Jäger und Fischer, denen Ackerbau und Viehzucht noch unbekannt war, die aber das Salz kannten, denn sie gewannen es aus verbrannten Meerespflanzen. Sie lebten dort Sommer und Winter, denn Rehgeweihe jeglichen Wachsthums finden sich im Abfall. Weil nun gar keine Reste von Wohnungen gefunden wurden, deshalb besaßen jene frühen Ansiedler wohl nur Hütten aus Zweiggeflecht oder mit Thierfellen gedeckte Zelte. Es liegt nun die Frage nahe, ob auch anderswo ähnliche Küchenabfallhaufen aufgefunden worden sind? Diese Frage muß bejaht werden und wollen wir die wichtigsten Fundorte hier aufführen.

Bei Untersuchung der sogenannten Bugors, der Sandhügel an den Ufern der russischen Oka, stieß man in beträchtlicher Tiefe auf eine Schicht, welche Topfscherben, Tausende von Muschelschalen, Hunderte von Feuersteingeräthen und Waffen und auch Säugethierreste enthielt. Bis hierher, bis in die Nähe von Nishne-Nowgorod, muß also früher das Meer sich ausgedehnt haben, und an dessen Gestade lebten die Bewohner gleichfalls hauptsächlich von Weichthieren. In Frankreich, nahe der Mündung der Somme, erwähnt Sauvage eines meist aus Muschelschalen bestehenden Berges, in welchem aber auch Reste von Ziegen, Schafen, Pferden und einer kleinen Rinderart sich vorfinden, natürlich auch Feuersteine und schwärzliche Geschirrreste. Die Bewohner standen mithin wohl auf gleicher Stufe mit den Schweizer Pfahlbauern. Die auf der Pyrenäen-Halbinsel aufgefundenen Küchenabfallhaufen unterscheiden sich nach Rud. Virchow dadurch von den vorigen, daß sie auch die Begräbnißplätze der Muschelesser gewesen sind. In Nordamerika fand Ch. Lyell ähnliche Schalenhügel in Massachusetts und Georgia; in Südamerika wurden sie in Feuerland und an der brasilianischen Küste entdeckt, in Asien schließlich in Japan.

Vergleichungsweise wenigstens führen uns die Reste des Auerhahnes zu einer Zeitbestimmung für das Alter der Küchenabfallhaufen. Dies vom Waidmanne so ersehnte Wild nährt sich hauptsächlich von jungen Fichtentrieben. Da nun diese Vogelreste in den Abfallhaufen vorkommen, so muß die Entstehung dieser und die Nadelholzzeit in Dänemark gleichzeitig gewesen sein. Das ist aber auch die einzige Zeitbestimmung, welche wir bis jetzt geben können. Die Geschichte und die Gegenwart kennen auf den dänischen Inseln nur die herrlichen Buchenwälder, Fichten aber nur im gepflegten Zustande. Woher aber die Ansiedler einst kamen, wer sie waren, das wissen wir bis jetzt gleichfalls nicht; wir erfahren nur, daß und wie sie lebten.

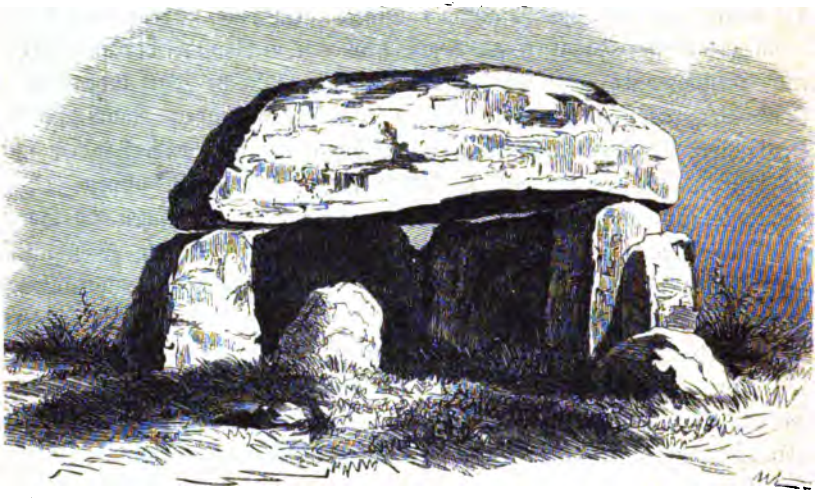
Grabbauten aus großen Steinblöcken.

Wer in jener Abtheilung unserer Museen, die den vorgeschichtlichen Alterthümern gewidmet ist, mit Nachdenken die Funde aus der jüngeren Steinzeit mustert, der kann sicherlich dem Gedanken sich nicht verschließen, daß jene Völkerschaften, welche einen so harten Kampf um das Dasein zu bestehen hatten, den Geräthen und Werkzeugen, die sie aus den wenigen ihnen zu Gebot stehenden Materialien sich schufen, nicht nur die zweckdienlichste Form zu geben verstanden, sondern in ihr auch ihre künstlerischen Anlagen bethätigten. Durch Aufnahme immer zahlreicherer Elemente der Zivilisation liefern sie uns eins der schönsten Beispiele kulturgeschichtlichen Fortschrittes. Die Behausung, welche dem Jäger und Fischer bei Lebzeiten

genügte, war überaus einfach und schlicht. Hier reichte die erweiterte Höhle eines Bären oder anderen großen Raubthieres aus, das der Mensch vertrieben, dort die natürliche Höhle im Felsen, bald ein einfaches Schutzdach, ein Fellzelt, oder die auf Pfählen ruhende Holzhütte, die im Verein mit vielen anderen das Pfahldorf bildet, also eine Vereinigung vieler (nennen wir sie) Familien zu einem größeren Verbande, der im Schutz- und Trutzbündniß eng sich zusammenschloß. Solche Verbände schufen Denkmäler, die in unseren Museen keinen genügenden Raum finden, Denkmäler, die den Einwirkungen der Zeit siegreich widerstanden und die erst die Gegenwart der Forschung halber gewaltsam öffnete. Viel mehr als für sich beschäftigte jenen vorgeschichtlichen Menschen die Sorge für seine Todten. Ihm, dem Lebenden, genügte die luftige Wohnstätte; dem Todten schuf man eine solche, die fest und gesichert auf Jahrtausende blieb. In den Grabbauten sehen wir zuerst den Gedanken verkörpert, daß eine Generation sich der vorangegangenen erinnert.

Einen Hügel über dem Grabe der Angehörigen aufzuschütten vermag der Einzelne, und diese Sitte finden wir bei vielen Völkerschaften. In weiterer Konsequenz kann es uns deshalb auch nicht überraschen, in vielen Gegenden solche Grabbauten anzutreffen, die nur durch die Arbeit vieler Hände fertig zu stellen waren. Sie stammen aus allen Zeitaltern, aus der Vorgeschichte und hinab bis in die jüngste Vergangenheit. Man hat ihnen, gebildet aus den griechischen Wörtern megas (groß) und lithos (Stein), den Namen megalithische Grabbauten gegeben. Bevor wir uns nun zu den europäischen, die uns in diesem Theil des Buches besonders interessiren, wenden, wollen wir die hauptsächlichsten der anderen Erdtheile in Kürze erwähnen. In Algier finden sie sich zu Tausenden, einige auch in Marokko und Tunis. Man kennt sie aus Palästina, Arabien, dem Kabulthale und einem großen Theile Indiens und schließlich aus Amerika. In Europa reichen die Megalithen von den skandinavischen Küsten und Livland durch Norddeutschland bis Holland, und sind massenhaft vertreten auf den Shetlands- und Orkney-Inseln (hier über 2000), in England, Schottland und Irland; sie bedecken die westlichen und inneren Provinzen Frankreichs, reichen jenseits der Pyrenäen vom Baskenlande über Galizien durch Portugal und Estremadura nach Andalusien; als Kurgane erfüllen sie die Steppen Rußlands bis in's nördliche Asien hinein. Nach ihrer Größe, Gestalt, Anordnung der Steine im Innern und Aeußern hat Lenoir ihnen verschiedene Namen beigelegt: Grabhügel oder Tumuli, Tafelsteine oder Dolmen (dol=Tisch), Steinkreise oder Cromlechs (crom=gekrümmt, lech=Stein), lange Steine oder Menhirs (men=Stein, hir=lang), bedeckte Galerien und Steinreihen. Die Dolmen sind nach der Erklärung

von O. Montelius freiſtehende Grabkammern, deren Wände aus großen, dicken, auf die Kante geſtellten unbehauenen Steinen, vom Boden bis an die Decke reichend, beſtehen, auf der inneren Seite eben, auf der äußeren



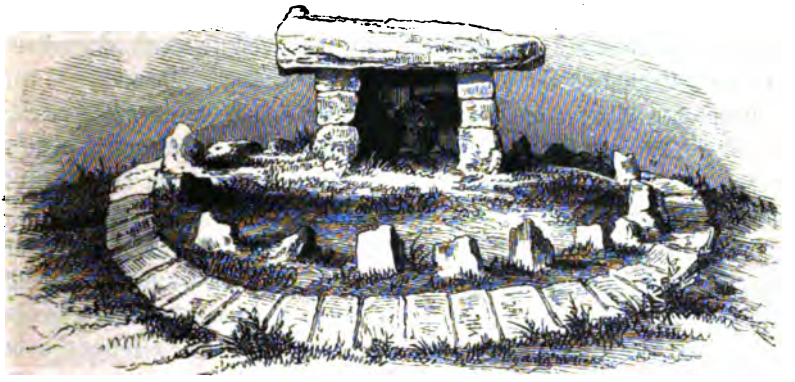
Hünengrab bei Rüdenbeck in Mecklenburg.

aber meiſt uneben. Der Boden beſteht oft aus Sand oder kleinen Steinen, das Dach gewöhnlich aus einem ſehr großen, nur innen flachen Steinblocke oder mehreren ſolchen Blöcken. Die die Kammer bildenden Steine um-

Steindenkmal bei Mycenä in Morea.

ſchließen einen verſchieden geſtalteten Grundriß, vier- oder fünfeckig, rund oder oval. Cromlechs ſind Kreiſe aufrecht geſtellter Steine, die urſprünglich Grabhügel oder Dolmen umgaben. Es finden ſich einfache Kreiſe und

auch konzentrische aus zwei bis sieben Reihen. In Frankreich sind sie weniger häufig, in Italien kennt man nur zwei, Reisende sahen sie in Afrika (zwischen Mursuk und Ghât), in Peru, in Australien u. s. w. Sehr zahlreich sind sie in Großbritannien. Der Cromlech von Salkeld in Cumberland besteht aus 67 Menhirs, der von Aveburg hat einen



Steindenkmal in der Provinz Constantine (Afrika).

Durchmesser von 400 Metern. Solche Cromlechs sind auch später noch in geschichtlichen Zeiten zur Erinnerung an Kämpfe und Schlachten errichtet worden. So erheben sich in Norwegen an der Stelle, wo Knut der Große 1030 den heiligen Olaf, den Schutzpatron Norwegens, schlug, 44 Cromlechs. Ein Menhir ist ein einzelner aufrecht gestellter großer Stein. Einer der größten ist der Locmariaquer im Morbihan von 22 Meter Länge, dessen

Steindenkmal in der Provinz Constantine (Afrika).

Gewicht auf 250 000 Kilogramm geschätzt wird. Sie bezeichnen oft die Stelle eines Grabes, oft auch das Andenken an ein wichtiges Ereigniß. Nach dem Uebergange über den Jordan, so berichtet die Bibel, ließ Josua zwölf Steine aufrichten: „Wenn nun Kinder nachmals ihre Väter fragen werden und sagen: Was sollen diese Steine? so sollt ihr ihnen kundthun und sagen: Israel ging trocken durch den Jordan."

Wenden wir uns nun wieder zurück zu den Megalithen der jüngeren Steinzeit. Die Herstellung dieser Bauten war nur durch die vereinte Thätigkeit vieler Menschen möglich, die sich, wie in den Pfahldörfern, zu einem gewissen Gemeinwesen vereint hatten. In diesen Megalithen, die der Mehrzahl nach Grabdenkmäler waren, setzte man wahrscheinlich die Gebeine der Häuptlinge und der Vornehmeren bei. Wo blieb man aber mit den Todten jener großen Mehrzahl, die nicht zu den „Vornehmen" gehörten? Erging es ihnen vielleicht wie jenen Armen Innerasiens, deren Leichname den Thieren in einem umgitterten Raume vorgeworfen werden? Soweit die Hünengräber, nämlich die megalithischen Steinbauten, von der Nord- und Ostsee bis Thüringen und Schlesien, und sodann die Steinbaugräber Frankreichs und Englands reichen, so haben wir doch in diesem ganzen Bereiche bis jetzt Gräberanlagen für die Mehrzahl der minder Bevorzugten noch nicht gefunden, aber auf den Höhenzügen zu beiden Seiten des Thalgrundes, in welchem die Pfrimm vom Donnersberge dem Rhein zueilt, beim Orte Monsheim, wurden kürzlich viele Grabstätten aufgedeckt, von denen ein Theil der jüngeren Zeit zuzuzählen ist und Leichname umschließt, die dem „gewöhnlichen Volke" angehören. L. Lindenschmit berichtet über die Gegend Folgendes. Auf dem südlichen Höhenrande bei Monsheim durchschnitt der Bau der Eisenbahn einen fränkischen Kirchhof, ein Reihengräberfeld, aus der Zeit der merowingischen Könige. Auf der nördlichen Höhe bei Kriegsheim hatten vor den Franken römische Ansiedler die Asche ihrer Todten in schönen gehenkelten Glasurnen niedergelegt und in ausgehöhlten Steinbehältern oder Kammern aus Ziegeln und sorgfältig gesetzten Steinen geborgen. In weit fernere Zeit aber reicht das dem fränkischen Kirchhofe gegenüber gelegene Gräberfeld bei Monsheim, auf welchem bis vor Kurzem ein Menhir weit sichtbar emporragte. Zweitausend Jahre hat der Stein (aus Hünenstein wurde Hünerstein, jetzt Hinkelstein) dort gestanden, da ließ ihn der Gutsherr auf seinen Hof setzen, weil jenes Feld, das früher nur vom Pfluge bearbeitet war, zur Anlage eines Weinberges gerodet werden sollte. Wie das so häufig zu geschehen pflegt, wurden die Gräber anfänglich garnicht weiter beachtet, und erst, als von den auf 2—300 geschätzten nur noch 60—70 übrig waren, wandte sich die Aufmerksamkeit zuverlässiger Beobachter ihnen zu. Neu waren die Thatsachen, daß an einem Orte viele Gräber sich befanden (nicht wie bisher vereinzelt oder in kleinen Gruppen), daß sie in Reihen geordnet, jedes vom anderen $1^1/_2$—2 Meter entfernt, daß die Todten in sitzender Stellung, das Gesicht nach Osten gewendet, in der bloßen Erde ohne jeden Steinbau etwas über einen Meter tief bestattet waren. Die Knochen waren bis auf wenige Zähne und Kinnladenstücke völlig zerfallen und

verwittert, doch ließ sich noch ersehen, daß es Langschädel gewesen, die typische Schädelform der Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern der Völkerwanderungsperiode. Die üblichen Grabbeigaben, Geräthe und Waffen, waren aus geeigneten Steinarten gebildet. Werkzeuge aus Knochen oder Horn fehlen; sie sind wahrscheinlich ebenso zerfallen wie die Skelettheile. Als Schmuckgegenstände hatten sich jedoch erhalten gegen 150 durchbohrte Muschelstücke mit Perlmutterglanz, und von Thongefäßen, die mit der Hand geformt und schlecht gebrannt waren, fanden sich außer verschiedenen Bruchstücken 23 Stück. Was hier in den Gräbern „nur gewöhnlicher" Menschen gefunden wurde, das steht in vollster Uebereinstimmung mit den Resten aus den vorigen und führt uns zurück in die spätere Steinzeit.

Die höhere Kulturstufe der Menschen der jüngeren Steinzeit erkennen wir aber nicht allein daraus, daß sie schon im Besitze mehrerer Hausthiere sich befanden, sondern auch aus den Resten anderweiter Art, welche sich in den Höhlen der jüngeren Steinzeit vorfinden. Betrachten wir also jetzt etwas genauer

Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit.

Die Höhlenbewohner der Diluvialzeit, welche wir weiter oben schilderten, waren Jäger und Fischer, ihre Geräthe und Waffen höchst einfacher Art, sie kannten nicht einmal den Hund als Hausthier. Die der neueren Steinzeit sind dagegen im Besitze einer Reihe von Kulturmitteln, die wir in den von ihnen bewohnten Höhlen vorfinden. Hier tritt aber für manche Gegenden uns eine unerwartete Schwierigkeit entgegen. Französische und belgische Höhlen zeigen uns, daß die Bewohner der jüngeren Steinzeit ihre Verstorbenen auch in solchen Höhlen beisetzten, welche früher von den Diluvialmenschen bewohnt waren. Dort tritt also durch Aufgraben und Verscharren, durch Beigaben aus der jüngeren Steinzeit eine Vermengung der Reste ein, die überaus schwer zu entwirren ist. Um also ein klares, ungetrübtes Bild jener Zeit, die uns jetzt beschäftigt, zu gewinnen, müssen wir zuvörderst uns auf solche Höhlen beschränken, in denen eine derartige Vermengung nicht stattfand. Wir finden solche in England, im fränkischen Juragebiete, in Polen und im nördlichen Rußland.

Hören wir also, was über die Menschen der jüngeren Steinzeit in großbritannischen Höhlen in Folge gründlicher Untersuchungen Boyd Dawkins und Busk berichten.

Besonders reich an Ausbeute war in den Bergen von Wales die Umgegend des Gutes Perthi-Chwareu. Dort fand sich ein bedeutender Küchenabfallhaufen, dessen Hauptbestandtheil aber nicht Muscheln, sondern Thier-

knochen bildeten, fast alle zerbrochen und meist jungen Thieren angehörend. Es waren Knochen vom keltischen Rind der Shorthornrasse, vom Schaf, Schwein; vereinzelt Reh, Hirsch, Hase, Pferd, Dachs, Fuchs, Kaninchen, Adler. Es fehlen, weil die Thiere schon längst ausgestorben waren: Ren, Mammuth, Nashorn, Höhlenbär, Höhlenhyäne. Ueberaus wichtig aber, besonders für die Geschichte des Hundes, ist das, daß von diesem Thiere sehr viele zerschlagene Knochen sich vorfanden und meist von jungen Thieren. Auch sie hatten also als Speise den Menschen gedient. Ich habe seit Jahren und in verschiedenen Zeitschriften zu beweisen gesucht, daß der Hund anfänglich wie alle anderen Thiere nur Speiseobjekt gewesen, daß er in solchem Zustande auch jetzt noch — und meine Liste zeigt weit über 100 Völkerstämme — in allen Erdgegenden gehalten werde. Erst viel später und ganz allmälig hat sich vermöge der geistigen Eigenschaften des Hundes aus dem Speiseobjekt nebenher der Jagd- und Wachthund als Hausthier ausgebildet. Da der Mensch durch ihn leichter als durch die eigene Anstrengung Thiere in seine Gewalt bekam, da der Hund den Herrn und dessen Eigenthum, zumal wenn jener ruhte, beschützte und bewachte, so pflegte man solch' wichtiges Thier, zumal in Zeiten der Hungersnoth, mehr als alte und schwächliche Personen. Diesen entzieht man die Lebensmittel, läßt sie verhungern, jenen aber füttert man zur Erhaltung der Familie, und das Weib reicht ihm eher als dem Säugling die Brust. In der Nähe des oben erwähnten Küchenabfallhaufens entdeckte Boyd Dawkins eine Höhle, in welcher dieselben Thierknochen sich vorfanden, und weiterhin menschliche Skeletreste, meist von Kindern und jungen Leuten, nebst Kohlenstücken, Feuersteinmessern und Thierzähnen. Die Leichen waren dort wie in den megalithischen Gräbern in kauernder oder sitzender Stellung bestattet worden. Um wilde Thiere abzuhalten, wurde der Eingang durch große Steine versperrt. Vier andere in der Nähe aufgefundene Grabhöhlen ergaben dasselbe Resultat; auch Topfscherben kamen dort zum Vorschein, und deshalb muß man wohl der Ansicht beipflichten, daß diese Höhlen zuerst bewohnt waren, später aber als Grabstätten benutzt wurden. Zahlreicher als diese britischen Höhlen sind aus demselben Zeitraume

Die Felswohnungen der fränkischen Schweiz.

Wie in den britischen Höhlen, so zeigt sich auch in diesen des nördlichen Theiles Bayerns keine Spur von diluvialen Thieren, sondern nur vom Edelhirsch, Reh, Eber, Biber, einer großen Rinderart, vom Pferde und vom Hunde; die meisten Knochen, und das ist sehr wichtig, sind, weil hier der Feuerstein selten, zu Geräthen, Waffen und Schmuckgegenständen ver-

arbeitet. Hausthiere waren Hund, Pferd, Schwein, Schaf oder Ziege. Außer den wenigen Feuersteinen werden Hornsteine und andere harte Steine zu Werkzeugen und Waffen verarbeitet. Ueber die einfachen Erdgräber wurde ein gewaltiger Stein gelegt. Die Höhe der Kultur jener Steinzeitmenschen ermessen wir aus den knöchernen Werkzeugen für Weberei und Netze und aus ihren Thongeschirren (Töpfen, Schüsseln und flachen Schalen).

Die interessanten Studien Friedrich Klopfleischs über Form und Ornamentirung der Thongeschirre aus der jüngeren Steinzeit, vornämlich Thüringens, zeigen uns in diesen Gefäßen zwei Hauptformen, nämlich die Amphora- und die Becherform. Die Gefäßhenkel der ersten sitzen gewöhnlich zu zweien oder vieren am mittleren Umbruch des Gefäßbauches und dienten zum Durchziehen von Schnüren, nicht aber zum Hineinlegen der Finger. Die Becherform ist mehr oder minder kugelig und trägt hohen, öfter etwas eingekehlten Hals. Die Thonmasse wurde nur mittelfein geschlemmt, die Brennung war nicht stark. In der Ornamentirung wiederholt sich die Schnurverzierung durch eine in die noch weiche Masse gedrückte Bastschnur sehr häufig. Die Stichverzierung brachte wohl ein Holzsplitter hervor, die Tupfenverzierung die Fingerspitze, weil man öfter noch den Abdruck des Fingernagels bemerkt. Die Schnittverzierung geschah durch Feuersteinmesser. Ein Kennzeichen aller Ornamente dieses Zeitalters ist die Tiefe, in die sie eingeritzt oder eingedrückt sind.

Die polnischen Höhlen

zwischen Krakau und Czenstochau gewährten durch ihr übergroßes Material in jüngster Zeit reichen Stoff zur Untersuchung; besondere Beachtung verdienen die Nachbildungen allerlei Thier- und Menschengestalten in Knochen oder Kalksinter ausgeführt. Wenn wir bedenken, mit wie unvollkommenen Werkzeugen solche ersten Versuche der Plastik ausgeführt wurden, so verwundern wir uns sicherlich über die rohen Formen, die, und das ist gleichfalls sehr merkwürdig, in manchen Gegenständen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unzweifelhaft echten Bernsteinschnitzereien (durch Feuerstein) aus Ostpreußen besitzen.

Die steinzeitlichen Wohnplätze am Ladoga-See,

welche kürzlich während eines Kanalbaues aufgedeckt wurden, enthielten u. a. Darstellungen in Knochen von Menschen und Thieren und reihen sich als die bis jetzt am meisten östlich gefundenen, den vorigen vollkommen an.

Beschreibung der europäischen Steinzeitmenschen.

In dem Abschnitte über die diluvialen Menschen waren wir zu dem Ergebnisse gelangt, daß in jener Zeit in Europa schon mehrere Rassen vorhanden waren, daß sie nicht verschwanden, sondern, zumal durch spätere Einwanderungen mit den Ankömmlingen vermischt, bis auf die Gegenwart sich erhielten. Aus den Resten der späteren Steinzeit konnten wir ersehen, wie sich die Bevölkerung in jeder Beziehung fortschrittlich entwickelte, wie uns bestimmte Anzeichen darauf hinführten, größere Verbände, die Anfänge eines Gemeinwesens zu erkennen. Wir nähern uns allmälig jenem Zeitraume, in welchem die Vorgeschichte durch Völkersagen in die Geschichte hinüberfließt. Bei den Ariern, welche nach Europa einwanderten, hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß sie das neue Land nicht menschenleer fanden, sondern bewohnt von einer Urbevölkerung. Zu dieser vorarischen Bevölkerung gehörten, wie jetzt sicher erwiesen ist, jene Stämme, die später Iberer und Ligurer genannt wurden, deren Reste sich sogar jetzt noch erhalten haben. Die Iberer waren einst weit über Italien und dessen Inseln, über Spanien und Südfrankreich verbreitet. Von allen iberischen Stämmen scheint sich nur einer, der Stamm der Basken in den jetzigen baskischen Provinzen, ziemlich frei von Vermischung mit arischen Stämmen gehalten zu haben. Ligurische Stämme wohnten von der Rhone durch das heutige Piemont südlich und östlich bis zur Tibermündung, Verona und Brescia. Ihre Nachkommen haben die Sprache der Vorfahren völlig eingebüßt, während die Basken ihre Sprache erhalten konnten. Ihrer Schädelform nach gehören die Ligurer (und zu ihnen auch die Pfahlbauer der reinen Steinzeit in der Westschweiz) zu den Kurz-, die Basken zu den Langköpfen, und die Nachkommen beider sind brünett. Da nun ferner wissenschaftlich nicht unbegründet ist, daß die Iberer mit einem Theil der uralten Küstenbevölkerung Nordafrikas ethnisch verbunden scheinen, so dürften sie ja von dort her über Gibraltar eingewandert sein. Wenn wir uns daran erinnern, daß in früheren Erdperioden das Mittelmeer aus verschiedenen abgesonderten Becken bestand, daß Landbrücken bei Gibraltar, über Malta nach Sicilien und von Asien aus nach Griechenland bestanden, daß manche der in früheren Abschnitten erwähnten Thiere von Afrika aus einwanderten, so ist die Annahme einer frühzeitigen Besiedelung Südeuropas von Afrika aus durchaus nicht widersinnig. Ein großer Theil der Völker aber, welche in der jüngeren Steinzeit nicht allein Mittel-, sondern auch Nordeuropa bewohnten, waren Arier, die von Osten hierher gezogen und, wie wir aus den aufgefundenen Resten ersahen, durchaus nicht „wild", sondern im Besitze einer gewissen Kultur waren. Während die Finnen

vor ihrer Berührung mit den indogermanischen Völkern nur das Pferd, Rind und den Hund als Hausthiere kannten, umfaßte der ältere Bestand der Indogermanen Rind, Schaf, Ziege und Hund und eine kleine Anzahl Ackergewächse. Ihre Kleidung bestand aus Thierfellen, später auch aus geflochtenen Stoffen. Die Anfänge der Töpferei waren ihnen nicht unbekannt.

Gründliche Forschungen im Innern Asiens werden spätere Geschlechter über die Beziehungen der nach Europa gewanderten Indogermanen zu den Ur-Indogermanen aufklären, wie auch darüber, wie sie sich zu den Ur-Semiten verhalten. Vor einigen Jahren folgerte F. Hommel aus einer gewissen Uebereinstimmung einiger Säugernamen, daß die Ursitze der Ur-Indogermanen und Ur-Semiten benachbart gewesen wären. Nach Fr. Müllers Ansicht waren „sie vielleicht eins". Könnte die Sprachkunde hierfür den Beweis liefern, dann würde sie sich, wie Ranke meint, „damit wieder den Resultaten der somatischen Anthropologie nähern, welche von einer absoluten Trennung der Völker und Stämme der Menschheit nichts weiß."

Die Kupfer- und Bronzeperiode der Schweizer Pfahlbauten.

Wir hatten uns oben ein Bild entworfen von den Pfahlbauern der jüngeren Steinzeit in der Schweiz. Als aber im Laufe der Zeiten, zumal im westlichen Theil, diese Niederlassungen sich erheblich vergrößert hatten, Verkehrs- und Handelsverbindungen mit den benachbarten Stämmen sich mehrten, da fand das erste Metall, das Kupfer, anfänglich in einer unbedeutenden Anzahl von Gegenständen, Eingang in jene Pfahldörfer. Statt der Geräthe aus Stein, Knochen oder Horn gewöhnten sich erst Einige, später eine größere Anzahl an Kupferdolche, Kupfermeißel, Kupferpfriemen und andere Geräthe; auch Schmucksachen aus diesem Metall, z. B. Perlen, fanden Einlaß. Die Kupferzeit währte jedoch nicht lange, sie war eigentlich nur eine Uebergangsperiode in die viel bedeutendere Bronzeperiode, welche nach vielen Richtungen erhebliche Fortschritte aufweist. Der Bernstein, welcher als Schmuck früher nur selten auftrat, findet sich häufig, Glas, Gold und Eisen werden gesuchte und begehrte Luxusgegenstände, die Erzeugnisse der Töpferei verlieren die plumpe und schwerfällige Form, die Behausungen werden größer, man schafft auch auf dem Pfahlroste einen geräumigen Platz, um die Bronze zu gießen oder einige Gegenstände aus diesem Metalle mit dem Hammer herzustellen. Die geschmackvollen und formvollendeten Bronzeschwerter lassen deutlich verschiedene Charaktere erkennen, zeigen zugleich aber auch, daß die vollendeteren Waffen nöthig waren, um nicht im ungleichen Kampfe zu erliegen. Kriegsbereitschaft,

Ausrüstung mit dem besten Materiale scheint schon damals die Losung gewesen zu sein. War im Schwertergeklirr der Krieger gefallen, dann nahm ihn und was er einst geschätzt, nicht mehr wie in der guten alten Steinzeit, ein Grab auf. Die jüngere Bronzezeit verbrannte im Allgemeinen die Todten und legte die Reste in Graburnen. Der Uebergang von der Bestattung zur Verbrennung der Todten setzt aber völlig andere Anschauungen, einen neuen Gedankengang voraus. Wodurch dieser hervorgerufen wurde, möge der folgende Abschnitt erörtern.

Die Wanderung des asiatischen Celtes.

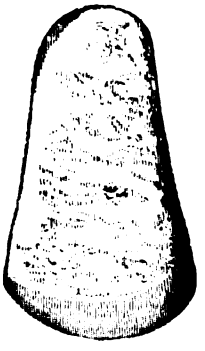
Wir erwähnten oben der noch in tiefes Dunkel gehüllten Ur-Indogermanen. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte in Europa und Nordamerika, dem Schooße der Erde zu entheben und zu deuten, was die Vorgeschichte dort verbarg, sie fehlen noch fast ganz in den weiten Gebieten Innerasiens. Die Museen für Völkerkunde besitzen aber in reicher Auswahl gewisse Bronze-Instrumente, welche von Japan und China durch das nördliche Asien westlich über Europa bis an die Gestade des atlantischen Ozeans verbreitet sind, und zwar, was besonders wichtig, in derselben Form. Dieses Bronze-Instrument, der charakteristische Ueberrest der Bronzezeit, ist der sogenannte Celt, eine Art Axt oder ein Meißel. Die Uebereinstimmung der mittel- und nordeuropäischen Bronzecelte mit den Formen der sibirischen weist uns zugleich auch den Weg, den diese von Sibirien her genommen haben, nämlich durch das Thor Europas, jene Landstrecke zwischen dem Kaspischen See und dem südlichen Uralgebirge. Ein friedlicher Handelsweg war das aber nicht, sondern im blanken Schmuck goldglänzender Bronzewaffen rückten damals Schaaren germanischer Stämme ein und unterjochten die alteingesessene Bevölkerung. Die Besiegten wurden gezwungen, manche Sitten und Gebräuche aufzugeben, und darin liegt auch wohl der Grund, daß, wie wir schon oben bemerkten, nun Leichenverbrennung eingeführt wurde. Nach Vermischung der Völkerstämme hat sich dann die Bronze-Technik im westlichen und nördlichen Europa weiter ausgebildet. In den südöstlichen Mittelmeer-Ländern suchen wir vergeblich nach diesen Celte-Formen. Von jenem uralten Kulturzentrum Asiens ging aber noch nach einer anderen Richtung eine Ausstrahlung aus, nicht gleichzeitig mit der ersten, sondern früher und in südlicher Richtung. Von den alten Kulturländern Westasiens und Aegyptens gelangte die Metallkenntniß nach Südeuropa, nach Griechenland und endlich nach Italien. Die Strömung war langsamer, schwächer geworden, denn sie fand wohl meist auf Handelswegen statt, sie drang aber auch in die Alpenländer ein und beeinflußte schließlich gleichfalls das Leben der späteren Pfahlbauer. Auf diesem

Kupfercelt aus Waterford.

Paalſtab aus Irland.

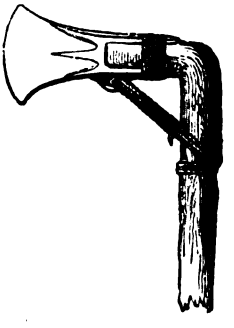
Ausgehöhlter Celt.

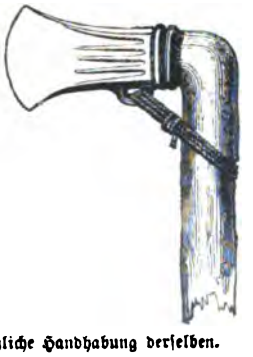
Kalmückiſche Axt.



Kupfercelt aus Irland.

Celtgußform aus Irland.



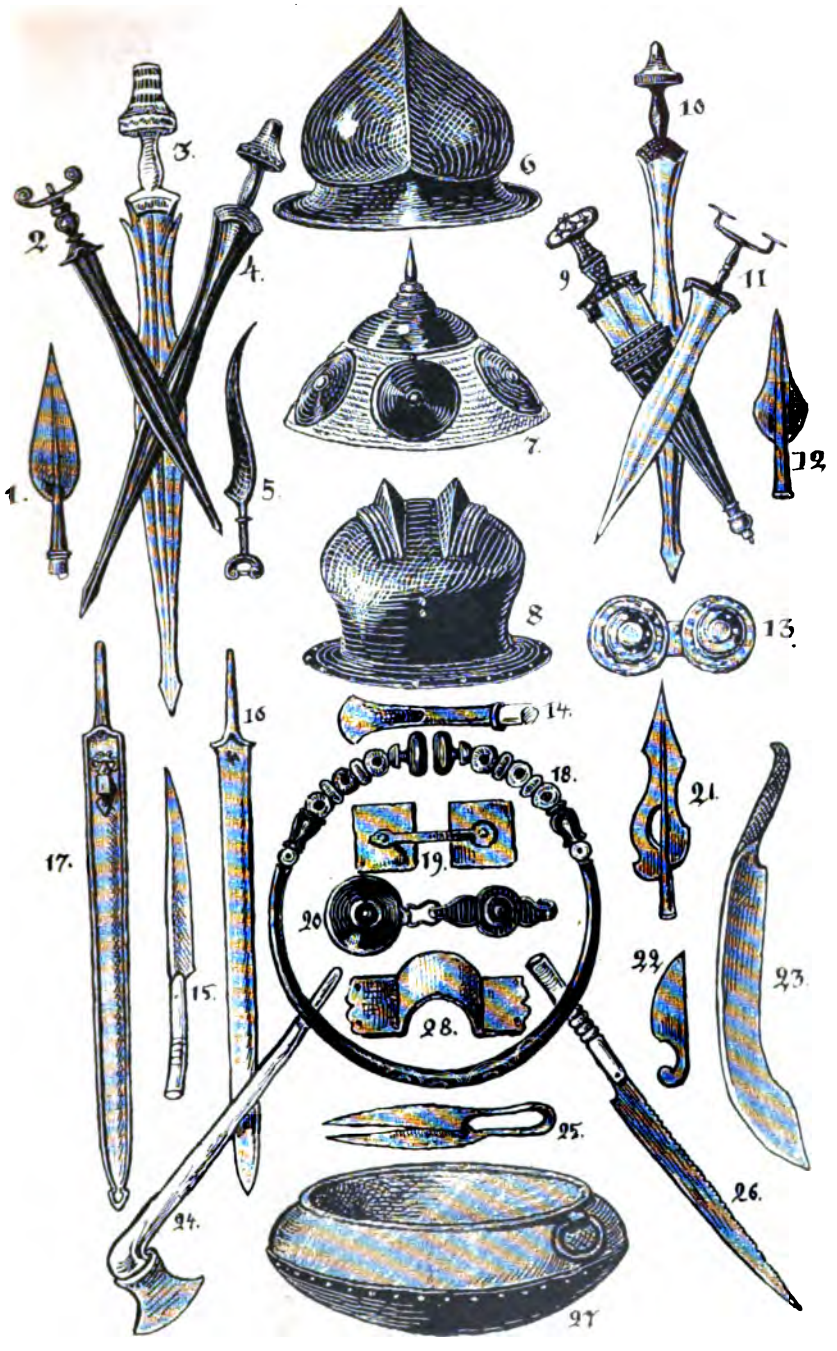


Die drei verſchiedenen Celtformen und die muthmaßliche Handhabung derſelben.

Wege von Süden her kamen neben einigen Getreidearten, Flachs und Oelmohn auch die in deren Gefolge befindlichen Unkräuter, die zum Theil aus den europäischen Mittelmeerländern, zum Theil aus Aegypten stammten.

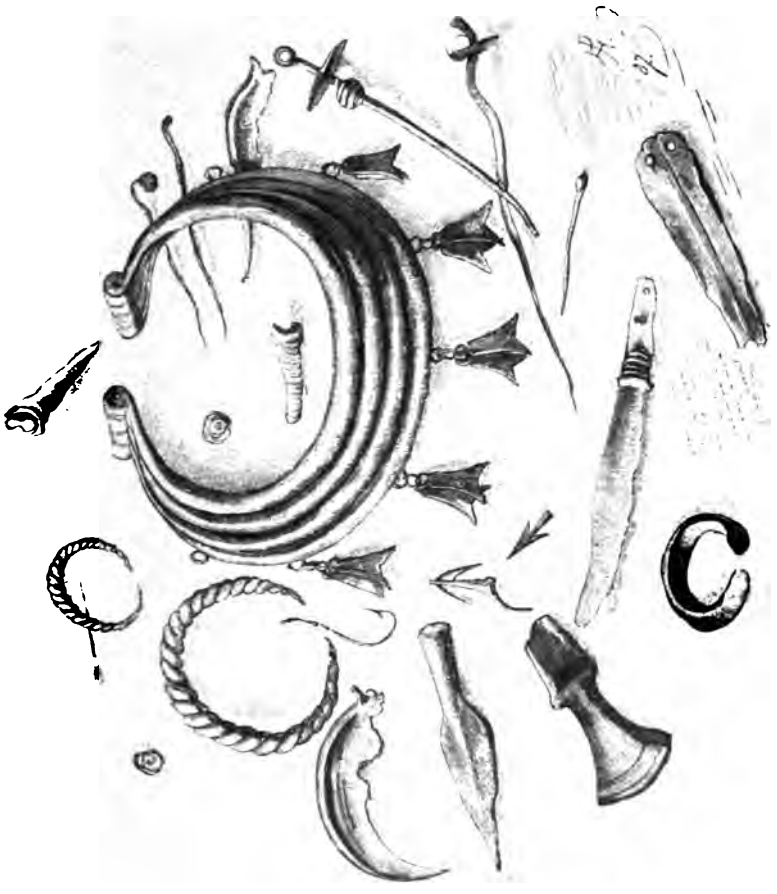
Die Bronzezeit des europäischen Nordens.

Wenn man für Schweden die Steinzeit, d. h. die Zeit ausschließlicher Steinbenutzung für Waffen und Werkzeuge, ungefähr bis 1500 Jahre v. Chr. ansetzt, so dauerte von jenem Zeitpunkte an die Bronzezeit im germanischen Norden zirka 1000 Jahre; man beharrte noch im liebgewordenen Alten, als man im friedlichen Handelsverkehr schon längst von der Eisenbenutzung in nordalpinischen Gebieten gehört hatte. Außer Bronze, d. h. der Mischung von neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn, war dem Norden nur noch Gold bekannt. Die Bronze kam durch den Handel in Barren nach Norden und wurde dort verarbeitet. In der älteren Bronzezeit mit Gräbern unverbrannter Leichen tragen die Arbeiten als Verzierungen feine Spiralornamente und Zickzacklinien, in der jüngeren Periode, während welcher die Leichen stets verbrannt wurden, zeigen sich die Enden der Ringe, Messer, Schwertgriffe u. s. w. oft spiralig aufgerollt. Erst gegen das Ende der Bronzezeit fing man an, den Hammer zur Bearbeitung dieses Metalles zu verwenden, während vorher Alles in Formen gegossen wurde. Am Celt können wir zwei Formen unterscheiden, den Schaftcelt, welcher den einfachen Steinärten nachgebildet war, und den Hohlcelt, in dessen Oeffnung das knieförmig gebogene Schaftende gesteckt und mit Bindfaden oder Lederriemen an der Celtöse befestigt wurde. Als Waffen trug der Krieger Dolche, Aexte, Spieße mit bronzener Spitze, Bogen und Pfeile mit gleicher Spitze, jetzt auch als Schutzwaffe einen Schild und große bronzene Kriegshörner. Die schönste Waffe war das zweischneidige Schwert mit Griff ohne Parierstange in einer hölzernen mit Leder überzogenen Scheide. Mancher von diesen Waffen bediente man sich auch auf der Jagd. Angelhaken und Sichel waren aus Bronze, mit ihr auch das Pferdegeschirr geziert; Viehzucht war im Schwunge. Zu Särgen, in welche während der älteren Bronzezeit die unverbrannten Leichname gelegt wurden, nahm man, besonders in Jütland, gespaltene und ausgehöhlte Eichenstämme. Waren nun auch die Körperreste fast völlig zerstört, so hatte doch, was überaus wichtig für uns, die Gerbsäure des Eichenholzes die Kleidung erhalten, welche, wie die moderne à la Professor Jäger, eine wollene war. Aus Wollenstoff bestand die hohe Mütze und der weite, mantelähnliche Rock, zwei andere Wollenstücke hatten wahrscheinlich die Beine umhüllt, ein langer wollener Gürtel war zweimal um die Hüfte geschlungen und zusammengeknüpft. Als Kopfkissen



Eisen- und Broncefunde in Hallstadt und La Tène.

fand ſich ein zuſammengelegter wollener Shawl. Eine große gegerbte Haut umſchloß den ganzen Inhalt des Sarges. An der linken Seite lag in ſeiner Scheide das Bronzeſchwert. Zu Füßen ſtand eine Holzſchachtel mit einer zweiten Mütze, einem Hornkamme und einem bronzenen Raſirmeſſer. Auf Felſenbildern in Schweden und Norwegen, die aus der Bronzezeit ſtammen, finden wir Darſtellungen aus dem täglichen Leben (einen Pflüger mit



Bronzefunde aus dem Kreiſe Kottbus (Waffen, Geräthe und Schmuckſachen) im Muſeum für Völkerkunde (Berlin).

Pflug und zwei Thieren, einen zweirädrigen Wagen mit Pferden, einen Reiter zu Pferde u. dergl. m.), aber auch Seeſchlachten; da jedoch alle Maſten fehlen, beſaßen die Bronzezeit-Menſchen wohl nur Ruderfahrzeuge. In der nordiſchen Bronzezeit erkennen wir eine in ſich abgeſchloſſene Kulturgruppe, welche nach vielen Seiten hin Ausläufer entſendet; ſie empfängt aber auch Einwirkungen von Süden her. Das Eiſen beginnt auch hierher

seinen Siegeslauf, doch anfänglich nur als vereinzelter Schmuckgegenstand. Wir wollen im folgenden Abschnitte uns klar machen, wo wir in Mitteleuropa die älteste Eisenzeit zu suchen haben.

Die älteste Eisenzeit Mitteleuropas

wurde während der letzten fünfzig Jahre an zwei Punkten der mitteleuropäischen Alpengebiete aufgefunden und genauer durchforscht:

1. auf dem großen Gräberfelde bei Hallstatt im Salzkammergute und
2. in der Westschweiz am Neuenburger See, in La Tène.*)

Wenden wir uns zuerst zur Eisenzeit von

Hallstatt.

An einer Berglehne des von hohen Felsen eingeschlossenen Hallstätter Sees befindet sich der Eingang zu einem Thale, in welchem vor Jahrtausenden schon eine wohlhabende Bevölkerung wohnte. Die dortigen Salzbergwerke wurden fleißig bearbeitet, weit ausgebreitete Handelsverbindungen fanden dort ihren Mittelpunkt. Die höchste Blüthe erreichte dieser Platz wohl um 500 v. Chr., und Kelten, die nächsten Stammverwandten der Germanen und Slawen, waren die Träger dieser Kultur, welche durch die Alpenländer und Oberitalien, in einzelnen Ausläufern sogar bis Mittelitalien sich erstreckte, ferner das Donaugebiet beherrschte, bis nach Böhmen, Mähren, Schlesien und die Ostseeküsten reichte, westwärts bis nach Bayern, Württemberg, der Schweiz, Frankreich und östlich in die Balkanländer. Die Leute begruben ihre Todten entweder oder verbrannten sie, und dieses aufgefundene Gräberfeld hat zu den großartigsten Entdeckungen geführt. Von 995 Gräbern enthielten 525 unverbrannte Leichenreste, 455 verbrannte Gebeine, in den wenigen übrigen hatte eine theilweise Verbrennung stattgefunden. Man erhob mehr als 6000 Grabbeigaben, darunter nur vereinzelte Steingeräthe. Die Waffen waren zum Theil aus Bronze, zum Theil aus Eisen gemacht, alle Gegenstände zeigen aber eine hoch entwickelte Kultur, bedeutende technische Geschicklichkeit und Vorliebe für Pracht und

*) Die auf der diesem Abschnitt vorgehefteten Tafel abgebildeten Funde gehören von 1—13 Hallstatt, von 13—28 La Tène an. 1. Lanzenspitze aus Eisen. 2. Bronzeschwert. 3. Schwert aus Eisen, Griff aus Elfenbein mit Bernstein. 4. Bronzeschwert. 5. Bronzemesser. 6. Bronzehelm. 7. Helm mit Bronzeplatten belegt. 8. Bronzehelm. 9. Dolch mit Eisenklinge, Bronzegriff. 11. Dolch mit Eisenklinge. 12. Eiserne Lanzenspitze. 13. Goldene Scheibenfibula mit Dorn aus Bronze. — 14. Celt aus Eisen. 15. Eisernes Messer mit Hirschhorngriff. 16. Schwertklinge. 17. Schwert und Eisenscheide. 18. Bronzering mit Korallen. 19. Schildhandhabe. 20. Pferdeschmuck, Bronze. 21. Eiserne Lanzenspitze. 22. Eisernes Rasirmesser. 23. Eiserne Sense. 24. Eiserne Axt. 25. Eiserne Scheere. 26. Eiserne Säge mit Hirschhorngriff. 27. Kessel mit Bronzeboden. 28. Schildbuckel.

äußeren Glanz. Vergleichen wir diese Funde mit ähnlichen Südeuropas, so ergiebt sich deutlich, daß die Eisenkultur sich in einer der nordeuropäischen Bronzekultur entgegengesetzten Richtung verbreitete, nämlich von Süden nach Norden. Der Hallstätter Kulturkreis führt zurück auf Oberitalien und Griechenland. Unter den mehr als 6000 Grabbeilagen heben sich zuerst hervor die schweren breiten Schwerter mit schräg abgeschnittener Spitze, ein- und zweischneidige Dolche mit eiserner Klinge, bronzenem Griffe und in Scheiden von Bronzeblech, Schaftcelte, Lanzenspitzen, viele Messer, bronzene Gürtelbleche, Ketten und von den Fibeln oder Gewandspangen (unsere jetzigen Sicherheitsnadeln) besonders zwei Formen: Spiral- und Bügelfibeln. Unter den Bronzegefäßen heben sich hervor: Eimer, Vasen, Flaschen, Schüsseln; die drei letzten wurden aber auch aus Thon gebildet. Roh gezeichnet und als Ornamentstreifen in Reihen geordnet, kommen vor: Menschen (Krieger, Priester), Pferde und besonders Vögel. Es fanden sich Thierfiguren aus Bronze oder Thon, wie Rinder, Pferde und viele breitschnäblige Vögel (Schwäne oder Enten). Die im Salzthone des Stollens des Heidengebirges aufgefundenen Felle und gewebten Wollenstoffe geben uns Aufschluß über die Kleiderstoffe. Man fand Lamm-, Ziegen-, Kalb-, Reh- und Gemsfelle, manche noch mit Haaren und wohlgegerbt. Bei den aus Schafwolle gewebten Stoffen lassen sich zehn Muster unterscheiden, auch verschiedene Farben.

La Tène.

In La Tène entdecken wir eine voll entwickelte Eisenzeit; Waffen und Werkzeuge sind aus Eisen hergestellt, die Schmuckgegenstände meistens aus Bronze, alle aber so eigenartig, daß wir sie von dem Hallstätter Kulturkreise zu trennen gezwungen sind. Wahrscheinlich war hier in den letzten Jahrhunderten vor dem Auftreten der Römer diesseits der Alpen ein militärischer Beobachtungsposten der helvetischen Gallier. Die La Tène-Kultur zog sich durch das östliche und nördliche Frankreich bis nach Britannien hinein, ein anderer Zweig ging am Mittelrhein bis zur Maingegend, in das Saar- und Nahethal. Diese Periode, jünger als die von Hallstatt, steht in Mitteleuropa an der Grenze der historischen Zeit. In La Tène finden sich die alterthümlichen Gegenstände in einer Tiefe von ½ bis 3 Metern, bedeckt von Kies und Schlamm. Weil dorthin die Einwirkung der Atmosphäre nicht reichte, sind die Eisensachen so gut erhalten, daß man sie jetzt noch gebrauchen könnte. Die Waffen sind mit größter Sorgfalt gearbeitet, folglich besaßen die Schmiede eine lange Erfahrung. Die gefundenen 100 Schwerter besitzen eine Länge von 80—95 cm, sind zweischneidig, gerade, manche noch in den Scheiden.

Vom Griffe ist die Klinge, und das ist für diese Schwerter sehr charakteristisch, durch ein ziemlich dünnes Eisenstäbchen abgesetzt. Dolche hat man nicht gefunden. Die Lanzenspitzen wechseln sehr in ihrer Gestalt, die Zahl der Pfeilspitzen ist gering. Als Schutzwaffe diente der hölzerne Schild mit Eisenbuckel. Zahlreiche Pferdegeschirre beweisen, daß man das Pferd zu benutzen verstand, Reste von Rädern mit eisernen Reifen, daß man Wagen benutzte. Außer Fibeln, mit welchen auch die Krieger ihre Kleidung befestigten, hat man wenig Schmucksachen, auch wenige Werkzeuge gefunden, einige Sicheln, Messer, Meißel, Angeln, Zangen, Kessel, Hammer. Die Mühlsteine waren große Granitblöcke. Das graue Thongeschirr wurde auf der Drehscheibe hergestellt. Zum Schluß will ich noch hervorheben: eine kleine massive Bronzefigur, die vielleicht einen Hund darstellt, Spielwürfel aus Bronze oder Knochen, Münzen aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. und einen Pfeifenkopf (?) aus Bronze. Die aufgefundenen menschlichen Knochen und Schädel gehörten mehr als 30 Individuen an. Von elf Schädeln, deren Geschlecht Rud. Virchow sicher bestimmen konnte, waren acht männliche, fünf gehörten zu den Kurz-, zwei zu den Langköpfen. Die kurzköpfigen waren grauweiß, mit rauher Oberfläche, hatten also lange in kalkhaltigem Boden gelegen, die langköpfigen braunen und glatten stammten vielleicht aus dem alten Torfboden. Möglicherweise gehörten diese zwei Schädelarten verschiedenen Völkerschaften an, denn die ältesten steinzeitlichen Bewohner der westschweizerischen Pfahlbauten waren Kurzköpfe, welchen während der ganzen Bronzezeit eine langköpfige Bevölkerung folgte; in der La Tène-Zeit erschienen statt dieser wieder Kurzköpfe und hielten sich der Mehrzahl nach bis in die Gegenwart.

Mit der La Tène-Periode sind wir an das Ende der vorgeschichtlichen Zeit angelangt. So treffend, klar und verständlich, wie in keinem anderen Buche, hat Joh. Ranke im zweiten Bande seines von mir vielfach benutzten Werkes „Der Mensch" die Resultate der Forschungen über die jüngeren vorgeschichtlichen Epochen zusammengefaßt. Er sagt: Wir haben in den Pfahlbauten der Schweiz einen stetigen Fortschritt von der reinen Steinkultur zur Kupfer- und Bronze-Periode und bis zum schönen Bronzealter, welches mit der Hallstatt-Eisenkultur verschmilzt, nachweisen können. Wie es scheint, hat dort von der Stein-Kupfer-Periode an das gleiche Volk, dessen Schädel mit denen indogermanischer oder arischer Stämme übereinstimmen, die gesammte Kulturentwicklung durchgemacht, die offenbar durch lokale Fortschritte und Handelsbeziehungen auf friedlichem Wege sich vollzog und wesentlich als unmittelbaren oder mittelbaren Ausgangspunkt auf Norditalien hinweist. In der La Tène-Station sehen wir dann mitten unter den Resten jenes Kulturkreises, aber doch scheinbar

unvermittelt und plötzlich, die La Tène-Kultur auftreten. Diese haben andere Leute, ein zwar stammverwandtes, aber bisher ganz anderen Kultureinflüssen unterlegenes Volk, in die Schweiz gebracht.

Für den Norden der germanischen Lande war man vielfach der Ansicht, daß bis zur vollen Entwicklung der Eisenkultur Alles nur auf friedlichem Fortschritte beruhte, und erst das Eindringen der Slawen zur Zeit der großen Völkerwanderung einen klaffenden Riß verursachte. So viel erscheint gewiß, daß schon zur Steinzeit im germanischen Norden der Hauptsache nach Leute saßen, die ihrer körperlichen Bildung nach den Ariern entsprachen, und es erscheint jetzt zweifellos, daß in der Bronzezeit in unseren Nordlanden schon Germanen angesiedelt waren. Da aber auch der Uebergang von der Stein- zur Bronzezeit als ein allmäliger Fortschritt erscheint, so ist es wahrscheinlich, daß wir schon die Leute der nordischen jüngeren Steinzeit als mit den Germanen, wenn nicht eins, so doch nahe verwandt, anzuerkennen haben. Im Norden hat die Steinzeit weit länger gedauert als im Süden. Während ihrer Dauer, vielleicht durch den Bernsteinhandel veranlaßt, machten sich schon Einflüsse von Süden her geltend. Jene Kultureinwirkungen jedoch, welche in Nordgermanien die Bronzezeit zu einem so bestimmten und zäh festgehaltenen Typus entwickelten, der wesentlich durch die Celtform gekennzeichnet wird, scheinen nach den neuesten Forschungsergebnissen nicht sowohl von Süden her, als vom fernen Osten über Sibirien aus Zentralasien gekommen zu sein. Durch wiederholte Reisen nach diesen Theilen Asiens konnte Aspelin aus Helsingfors feststellen, daß sich das finno-ugrische Zeitalter in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten aus der altai-uralischen Bronzezeit entwickelt hatte, aus welcher man schon seit dem vorigen Jahrhunderte verschiedene Gräber und räthselhafte Inschriften kennt. Ein auf der nördlichen Seite der sajanischen Berge kürzlich entdecktes Grabdenkmal enthielt verbrannte Knochen von vielleicht 30 Personen und Gegenstände aus der späteren Zeit des Bronzealters, eine andere hölzerne Grabkammer die Aschenreste von 100, bisweilen mit bemalten Gipsmasken versehenen Todten in drei Schichten aus dem Anfange der Eisenzeit, da die alten Formen des Bronzealters in den eisernen Gegenständen noch fortlebten. Eine vergleichende Forschung läßt nun annehmen, daß die Grenze beider Zeitalter am oberen Jenissei um 300 v. Chr. oder etwas früher anzusetzen ist. Die dortige Bevölkerung wurde später, in den ersten christlichen Jahrhunderten, von dem lichthaarigen Volke der Hakas unterjocht. Ob aber im nördlichen Europa diese kulturellen Einwirkungen durch Handelsbeziehungen oder durch stammverwandte Einwanderer, die mit den alten eingesessenen Stämmen verschmolzen, oder durch eine Völkerverschiebung

im Großen entstanden sind, läßt sich gegenwärtig noch nicht entscheiden. Die Kultureinflüsse aus dem Hallstatt-Kreise und Norditalien verschafften dem neuen Metalle, dem Eisen, nicht die volle Anerkennung; das erreichte erst die La Tène-Kultur, an welche sich später die römische Provinzialkultur anschließt.

In Oberitalien entwickelte sich unter dem Einflusse Griechenlands die altitalische Kulturgruppe, welche Bronze und Eisen kannte. Die etruskische Kultur erreichte auf den Wegen des Bernsteinhandels die Nord- und Ostsee, sie bildete keltisch-gallische Völker zur La Tène-Kultur aus, welche später unter dem Einflusse der Römer zu einem Mischstile sich entwickelte. In der Völkerwanderung der Germanen tritt uns dann der prächtige, altgriechischen, pontischen Einfluß verrathende germanische Eisenstil entgegen, aus dem sich unter den ersten Karolingern in absichtlich erneutem Anschlusse an den klassisch-römischen der mittelalterliche Stil entwickelte.

In Griechenland sehen wir die ausgehende Steinkultur in unmittelbare Berührung mit der Kultur der vorderasiatischen Länder treten, welche schon zu jener Zeit, da Nordeuropa noch in voller Steinzeit stand, eine mehrere Jahrtausende umfassende, auf die Kenntniß von Bronze und Eisen gegründete Kultur besaßen; hier wie auch im Kaukasus kennen wir keine Metallkulturperiode, welcher das Eisen unbekannt war. Doch läßt sie sich vielleicht noch finden.

Schenken wir schließlich den Sprachforschern Glauben, so verbreitete sich von Afrika oder von den Gebirgen Vorderasiens, vom Kaukasus, durch die gebirgigen Südländer Europas einst eine einheitliche vorarische Bevölkerung, welche in den Georgiern, den schönsten Menschen der Welt, vielleicht in den Ligurern und den Basken ihre letzten Ausläufer besitzt. Von der arischen Einwanderung haben sich, voran als erster Schwarm die Kelten, dann die Germanen, zuletzt die Slawen, alle wahrscheinlich nördlich vom Kaukasus, zum Theil durch die sibirischen Steppen, die Kelten auf südlicheren, die Germanen und Slawen auf nördlicheren Wegen vordringend, in die Heimsitze gezogen, in welchen sie die beginnende Geschichte findet. Die südlichen arischen Stämme, welche Griechenland und Italien einnahmen, scheinen unmittelbar aus Vorderasien nach Europa gelangt zu sein. Der Kaukasus ist nie, was man so lange geglaubt, die Völkerwiege oder Völkerstraße für die nach Europa gewanderten Arier gewesen.

III.

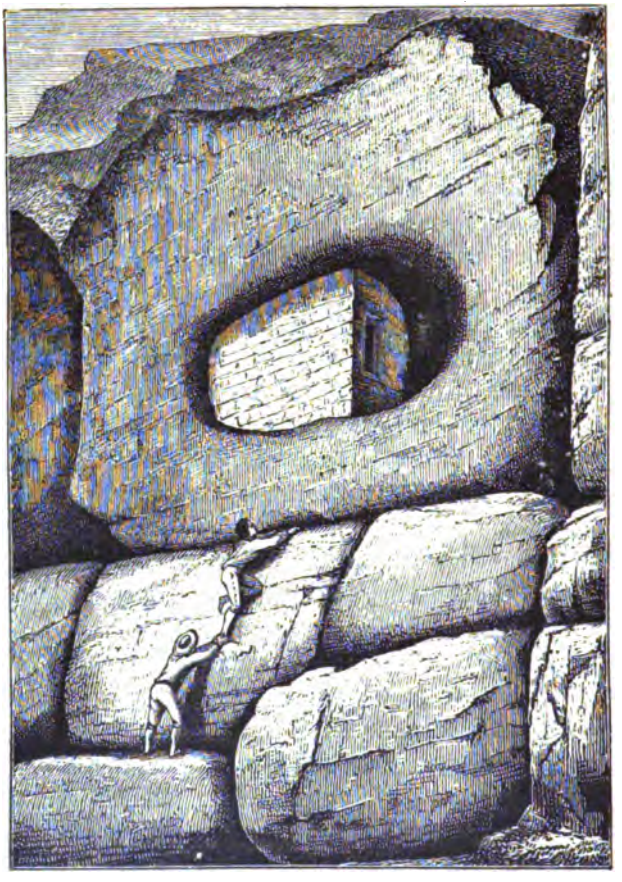
Völkerkunde.

Zur Vorgeschichte Amerikas.

Wenn auch schon Jahrhunderte vor der columbianischen Zeit Nordamerika von vereinzelten kühnen nordeuropäischen Seefahrern erreicht war, wenngleich hier oder dort Ansiedelungen auf kurze Zeit stattgefunden hatten, so war doch die Kenntniß dieser westlichen bevölkerten Halbkugel der alten Welt unbekannt geblieben. Erst Columbus und dessen Nachfolger entfernten vor den erstaunten Blicken den Schleier, der diese Halbseite der Erde verhüllt hatte. In Amerika sah sich der Europäer in eine völlig anders geartete Thier- und Pflanzenwelt versetzt und in seiner ganzen weiten Ausdehnung von der eisigen Küste des Nordmeeres bis nach dem Kap Horn, von der Küste des einen Ozeans bis zu der des anderen war das Land von Menschen bewohnt, die in Farbe, Körper- und Gesichtsbildung vielfach voneinander abwichen, deren Mundarten hundertfältig wechselten; aber nicht dies allein, auch Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Kultur waren überaus verschieden. Hier erblicken wir fast unbekleidete Jäger- und Fischerstämme plan- und ziellos in den Wäldern umherirrend, dort sehen wir schon Anfänge einer Stammes- und staatlichen Organisation, an dritter Stelle wird beschränkter Ackerbau getrieben, Befestigungen sind angelegt, innerhalb welcher eine dichte Bevölkerung sich zusammendrängt, an vierter Stelle schauen wir sogar große geordnete Staatswesen, volkreiche Städte mit glänzendem, künstlerischem Schmucke ausgestattet, bewundernswerthe Paläste und Tempelbauten, eine Bilderschrift, eine Literatur. Frei von allen Einflüssen, welche in der alten Welt bald fördernd den menschlichen Geist erhoben, bald hemmend ihn versumpfen ließen, entstand auf der westlichen Halbkugel eine Kultur, die in manchen Dingen der der östlichen ebenbürtig wurde.

Die Spuren früherer und frühester Völkerstämme zu entdecken und nach allen Richtungen hin in jenem Erdtheile, der durch mehr als 120 Breitengrade sich erstreckt, zu erforschen, lassen sich vornämlich die Nordamerikaner angelegen sein und Europäer germanischer Rasse. Der Rahmen dieses Buches gestattet mir aber nicht, so ausführlich wie die Vorgeschichte Europas auch diejenige Amerikas dem Leser vorzuführen.

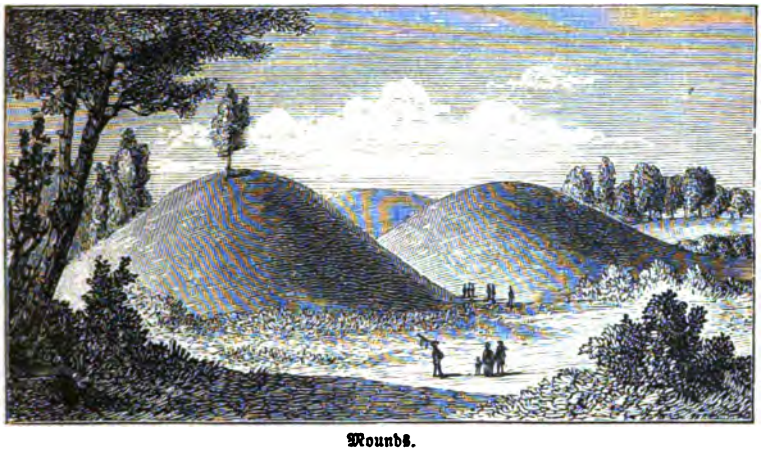
Wie weit in Amerika einſt die Eiszeit reichte, erwähnten wir früher mehrmals. Neben Reſten von Thierarten, die dort längſt ausgeſtorben, fanden ſich auch ſolche von Menſchen und mehr oder minder rohe Steinwerkzeuge. In Küchenabfallhaufen mannigfachſter Zuſammenſetzung, die in großer Anzahl an den Meeresküſten und am Ufer der Flüſſe entdeckt wurden, fanden ſich u. a. auch Werkzeuge von Knochen und Bruchſtücke



Haus in einem Felſen.

von Geſchirr. Um zum Mark zu gelangen, wurden nicht allein die Röhrenknochen der Thiere, ſondern auch der Menſchen aufgeſchlagen. Höhlen als Wohn- und Grabſtätten verſchiedenſter Zeitalter finden ſich auch dort und beanſpruchen wegen ihrer außerordentlichen Bedeutung hier eine etwas längere Erwähnung. In der Mitte der ſiebziger Jahre entdeckten die Agenten Jackſon und Holmes im Thal des Gilafluſſes in Arizona,

und zwar in den steil aufsteigenden Felswänden, Steinburgen, welche in Höhlen eines weichen Sandsteines eingemauert waren. Manche dieser „Cliffhouses“ lagen 800 Fuß über der Thalsohle und waren nur durch Fernrohre zu erkennen; nirgends zeigte sich ein Weg zu ihnen. Eine Anzahl dieser „Burgen“ war klein, andere aber schienen von ganzen Stämmen bewohnt gewesen zu sein. In der Mitte der Zimmerreihen fand sich die unvermeidliche Rathskammer, und unter den Trümmern entdeckte man Scherben von Thongefäßen und seltene Meeresmuscheln. Schon seit vielen Jahrhunderten schienen die Wohnungen unbewohnt zu sein, und die in der Nachbarschaft hausenden Navajos hatten keine Idee davon, wer die Bewohner jener Felsennester gewesen sein mochten. Dies blieb so lange ein Geheimniß, bis Lieutenant Schwatka, dessen wir später noch

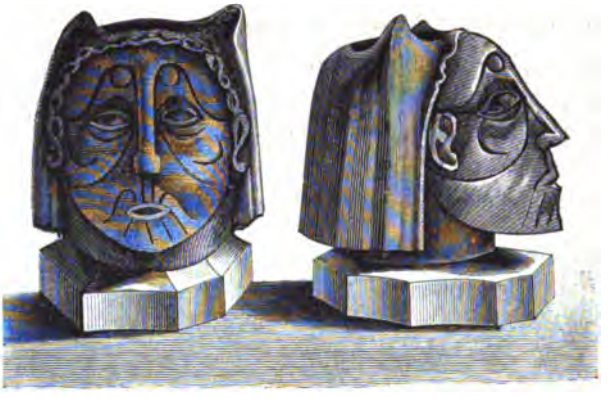


Mounds.

oft erwähnen werden, vor ungefähr drei Jahren die Gebirge des mexikanischen Chihuahua (sprich Tschiwawa) erforschte und in ihnen ähnliche Felsenburgen entdeckte, doch mit dem bedeutenden Unterschiede, daß diese Höhlenschlösser noch bewohnt sind. Die mexikanischen Höhlenbewohner sind ein „wilder Volksstamm von dunkelrother Hautfarbe, mehr dem Neger als dem Indianer ähnlich; es sind Sonnenanbeter und ihre Waffen bestehen heute noch aus Pfeil, Bogen und Streitäxten.“ Der wissenschaftlichen Welt war dieser Volksstamm noch garnicht bekannt, nur die eingeborenen Bergvölker Nordamerikas wußten von seinem Vorhandensein, doch maß man ihren Berichten keinen Glauben bei. Schwatka schätzt die Zahl dieser merkwürdigen Menschen auf 3—12000 Seelen.

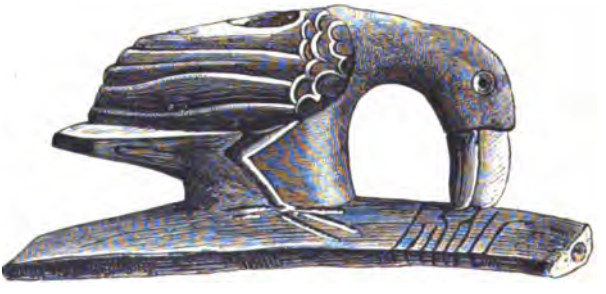
Entsprechend unseren altweltlichen Heroenhügeln entdeckte man in Amerika künstliche, fast stets in regelmäßigen Formen angelegte Hügel.

Die Formen sind bald kreisrund, oval, viereckig, vieleckig, seltener dreieckig; in manchen Gebieten treten sogar solche auf, die in seltsamen Gestalten Säugethiere, Vögel, Reptilien, oder gar menschliche Figuren nachahmen. Ihre Höhe wechselt bis zu 30 Metern, der Durchmesser mancher erreicht sogar 300 Meter. Die einen enden mit einer Plattform, auf



Pfeifenköpfe.

welche eine geschickt angelegte Rampe führt, an anderen muß man mühsam hinaufklettern, einige sind symmetrisch angeordnet und durch Erdwälle umschlossen. Läßt auch die Ungewißheit, in der wir uns vielfach über die Bestimmung dieser Bauten befinden, genauere Schlüsse über die Höhe der Kulturentwicklung ihrer Erbauer bis jetzt kaum zu, so geht aus diesen sog.



Tukan-Pfeife.

„Mounds" doch so viel hervor, daß dort eine dichtere Bevölkerung einst lebte, die höher als ein Jäger- oder Fischervolk gestanden haben muß. Das bewiesen auch die Aufgrabungen der Mounds. Man fand Thonvasen, die einen hohen Grad von Vollendung zeigen, menschliche Figuren aus schwarzer Terrakotta, Tabakspfeifen mannigfaltigster Gestaltung aus Schiefer,

Speckstein, Marmor, Porphyr u. s. w., Pfeilspitzen, Dolche, Serpentinäxte, die unseren aus der jüngeren Steinzeit sehr ähnlich sind, Werkzeuge aus Hornblende, Quarzit, Granit u. a., Angelhaken aus Muschelschalen, Messer, Pfriemen, Harpunen, Nadeln aus Knochen oder Horn, Schmuckgegenstände, grobgewebte Zeuge, Netze, Thierfelle und von Metallen hauptsächlich nur Kupfer. Die Frage, wer die Erbauer dieser Mounds waren, ist in jüngster Zeit der Lösung nahe gekommen, obgleich noch im Jahre 1880 in seinem vortrefflichen Werke Short die Geschichte der Moundbuilder ein versiegeltes Buch nannte. Man huldigte lange der verkehrten Auffassung, daß die nordamerikanischen Naturvölker nur Jagdnomaden gewesen seien und einen verhältnißmäßig niedrigen Kulturgrad

Krüge.

besessen hätten. Seit sieben Jahren jedoch, seit Lucien Carrs Forschungen, wissen wir, daß viele Stämme im Wesentlichen seßhaft waren und Maisbau betrieben, daß sie sowohl Sommermagazine besaßen, als für den Winter Vorräthe in Silogruben aufspeicherten, ja, daß die ersten europäischen Ansiedler auf das Getreide dieser Stämme angewiesen waren. Und dazu kam noch, fügt Rich. Andree hinzu, eine staatliche Organisation, weit fester, als wir sie gewöhnlich annehmen. Die Mounds sind sicher von den Vorfahren der jetzigen nordamerikanischen Völkerstämme erbaut worden, und Cyrus Thomas konnte sogar beweisen, daß bei deren Errichtung nur Auge und Hand thätig waren, keineswegs aber große Berechnungen oder Entwürfe vorausgingen, um diese Werke zu schaffen. Die einstigen Kulturvölker Mittel- und Südamerikas waren Architekten, die in Stein arbeiteten,

und wahrhaft monumentale Bauten aufführten. Nie und nirgends aber bearbeiteten die nordamerikanischen Stämme, zumal die Tschiroki, den Stein. Wo einmal der Stein bei Begräbnißmounds und als Unterlage von jenen Menschen verwendet wurde, da geschah es in der einfachsten Weise, wie jedes Naturvolk es thut. Das Blockholz, die Stange, überzogen mit Rohr, mit Häuten, mit Gras, das sind die Stoffe, die früher und jetzt der Indianer zum Bau seiner Hütte benutzt. Die Mounds dienten nicht nur als Unterbau für Hütten und als Vertheidigungswerke, sondern auch als Begräbnißplätze, und die Reste, welche neben den Skeleten gefunden wurden, liefern den Beweis, daß sie nur von einem Volke herrühren können, welches auf gleicher Höhe mit den jetzigen Stämmen stand. Beile, Schaber, Netzsenker, Zierrathen, Pfeifen von heute und aus den Mounds sind nicht voneinander zu unterscheiden, und die Töpferwaare der Mounds mit der charakteristischen Beimischung pulverisirter Muschelschale ist identisch mit der der jetzigen Stämme. Da nun aus manchen Mounds auch Funde europäischen Ursprungs (Messerklingen, venetianische Aggriperlen) kamen, so ist das ein Beweis, daß sie in verhältnißmäßig neue Zeiten hineinreichen, und die Funde aus den mittelamerikanischen Kulturkreisen weisen nach Karl Rau deutlich darauf hin, daß Handelsbeziehungen von den Seen Kanadas bis nach Mexiko bestanden. Der mexikanische Obsidian gelangte bis nach dem heutigen Ohio und Tenneſſee, wie in der alten Welt in vorgeschichtlichen Zeiten die Kaurimuschel des indischen Ozeans bis nach Schweden wanderte.

Die transatlantischen Völkerstämme.

Es widerstrebt mir, statt der in der Ueberschrift gewählten, freilich etwas ungewöhnlichen Bezeichnung, die sonst üblichen Wörter „Indianer" oder „Rothhäute" zu gebrauchen; mit vollster Berechtigung meint auch Friedr. v. Hellwald, daß der Name „Indianer" zur Bezeichnung der dunkelfarbigen Eingeborenen der neuen Welt „das unselige Vermächtniß eines ethnologisch noch völlig ungeschulten Zeitalters ist", und roth sind die „Rothhäute" auch nicht, wenn man sie mehrmals gehörig mit Seife gewaschen und den auf der Haut etwa befindlichen rothen Farbstoff beseitigt hat.

Im Jahre 1828 richtete der große Mathematiker Gauß an den Erdumsegler und Dichter Adalbert v. Chamisso die Frage, ob man von einem Punkte Asiens aus die amerikanische Küste sehen könnte. Mit Fug und Recht konnte der Letztere die Frage bejahen, und deshalb erscheint es auch sehr wahrscheinlich, daß etwa in den Sommermonaten Asiaten mongolischer Rasse dort hinübergezogen sind. Andere meinten diesen Weg verneinen zu müssen, weil Völkerschaften ohne gehörige Schutzmittel gegen die Kälte in jenen hohen Breitengraden binnen Kurzem hätten umkommen müssen. Gegen diesen Einwurf erwähnt Oskar Peschel einer Stelle aus dem Buche Georg Stellers, welche lautet: Wenn ich im Winter in meinem Bette und meinen Pelzdecken fror, sah ich, daß die Itelmen, sogar auch deren kleine Kinder, bis an die halbe Brust nackend und bloß in ihrer Kuklanka ohne Betten und Decken lagen und wärmer anzufühlen waren als ich. Noch bessere Beruhigung, meint Peschel, gewähren uns die Feuerländer, denn so niedrig stehend müssen wir uns die ersten Einwanderer in Amerika denken. Horden von ihnen harren in gänzlicher Nacktheit bei jedem Wetter aus. Darwin, der eine Frau in dieser Entblößung gewahrte, fügt hinzu: „es regnete heftig, und das süße Wasser mit dem Gischt des salzigen rann an ihrem Leibe herunter. In einem anderen Hafen besuchte eine Frau, mit einem kürzlich geborenen Säugling an der Brust, das Schiff und trieb sich außen herum aus lauter Neugierde, während Schlossen fielen und auf ihrem Busen wie auf der Haut des Kindes thauten. Das

wird wohl Jedermann überzeugen, daß selbst für Menschen auf der Stufe der Feuerländer das Klima der Beringsstraße eine Wanderung aus Asien nach Amerika nicht verhinderte." Eine Einwanderung von Asien über die Beringsstraße ist also möglich und wahrscheinlich; doch welche sicheren Beweise haben wir dafür?

Vor einigen Jahren veröffentlichte der Engländer Huxley eine Karte der Verbreitung der Menschenrassen, nach welcher er die Urbewohner Amerikas zu den Mongolen und mongolenähnlichen Völkern rechnet. Wir können uns leicht die Verbreitung des mongoloiden Typus vergegenwärtigen, wenn wir auf einer Weltkarte eine Linie von Lappland nach Siam uns gezogen denken. Der ganze Theil Asiens rechts von dieser Linie und ferner das ganze Amerika vom höchsten Norden bis Feuerland wäre dann dieser Rasse zuzurechnen. Verdeutlichen wir uns das an einigen Beispielen. Die asiatischen und amerikanischen Beringsvölker sind bis zum Verwechseln ähnlich, und selbst Anhänger der Lehre von der Artenmehrheit des Menschengeschlechtes in den Vereinigten Staaten, wie Morton, haben dennoch zugestanden, daß alle Ureinwohner Amerikas sich untereinander so gleichen „wie Vollblutjuden". Als Prinz Max von Wied die „Saki- und Fuchsindianer" in St. Louis sah, überzeugte ihn „ihr erster Anblick von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasiliern". Alexander v. Humboldt entschied sich dahin: „Die Indianer Neuspaniens haben eine allgemeine Aehnlichkeit mit denjenigen von Kanada, Florida, Peru, Brasilien." Ein Offizier des ersten britischen Kriegsschiffes, welches im August 1866 in den Parástrom Brasiliens einlief, erwähnte, daß die dortigen Eingeborenen „ihn lebhaft an die Chinesen durch ihre Gesichtszüge erinnert hätten". J. J. v. Tschudi gestand, „Chinesen gesehen zu haben, die er auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten," und seitdem theile er die Ueberzeugung, „daß die amerikanische Rasse von der mongolischen nicht getrennt werden dürfe."

Nach dem Totaleindruck, den die erwähnten erfahrungsreichen Reisenden erhielten, wären also die eingeborenen Völkerstämme der neuen Welt einer Rasse. Wie, wenn der Schein täuschte? Muß uns nicht der Schädel genügende Auskunft geben? Die zwei Rassen, welche wir als frühe Bewohner Europas in dem vorgeschichtlichen Abschnitte dieses Buches fanden, hat man auch hier beobachtet, Kurzschädel und Langschädel. Eskimoähnliche ausgezeichnete Langschädel hat Rud. Virchow bei Patagoniern, aus Gräbern von Bogotá, der Muiska und der alten Peruaner, und andererseits ebenso ausgezeichnete Kurzschädel aus den Muschelhügeln der brasilischen Küste, von Pamperos und Colchaquis, aus den Mounds Nordamerikas, aus Chile, Mittelbrasilien und den Karibengebieten nachgewiesen.

Virchow kommt zu dem Resultat, daß „vom Standpunkte der klassifizirenden Anthropologie aus die Beweise zu dem Schlusse drängen, daß es unter der Urbevölkerung Amerikas keine Einheit der Rasse gebe.“ Auch Kollmann konnte beweisen, daß die verschiedenen Schädellängen in allen Graden über Amerika hin zerstreut sind, und daß diese Formen auf so engem Raume zusammenlebten, daß öfter in einer einzigen Gräberstätte alle vertreten sind. Man muß aber noch einen Umstand berücksichtigen, der auf das Urtheil über die Schädelform bestimmend einwirken kann, auf jene schon seit den ältesten Zeiten vorkommende Sitte, die Köpfe der Kinder künstlich umzugestalten. Es geschah das in Nordamerika bei den Flachköpfen der Vancouver-Insel und Oregons im Westen, bei den Algonkinstämmen im Osten und in Südamerika u. a. bei den Kulturvölkern der Anden. Genau untersuchte Schädel, in bedeutend größeren Reihen als sie gegenwärtig in Sammlungen vorkommen, werden später wohl zeigen, innerhalb welcher Prozentsätze die Breite und Höhe natürlicher Schädel jenes Erdtheiles schwanken.

Als ein mongolisches Ahnenmerkmal sehen Manche die schmal geschlitzten und oft schief gestellten Augen vieler dortiger Naturvölker an. Ein solches Auge, eher klein und das Weiße mit einem Stich in's Gelbliche, kommt nur innerhalb der mongolischen Rasse vor; das örtlich beschränkte Auftreten in Australien ist nach Fritsch einer Blutmischung mit Malaien zuzuschreiben. Es giebt aber ein körperliches Merkmal, in welchem manche amerikanischen Stämme von den mongolischen abweichen, das ist die Gestalt der Nase. Den Mongolen ist ein niedriger Nasensattel und eine kleine aufgestülpte Nase eigen, bei jenen Amerikanern dagegen ist die Nase häufig in dem Maße gekrümmt, daß die Adlernase geradezu eine Stilüberlieferung mexikanischer und peruanischer Künstler bildet. Man will nun beobachtet haben, daß in Nordamerika die gekrümmte Nase häufiger östlich als westlich von dem Felsengebirge auftrete, in der südlichen Hälfte dagegen häufiger westlich als östlich von den Anden. Sehen wir von den Variationen zwischen dunkelbraun und sehr hellbraun ab, so ist die Farbe des eingeborenen Amerikaners hellbraun, und manche Beobachter, wie z. B. Dobritzhoffer, glauben, daß in Betreff der Hautfarbe ein größerer Unterschied zwischen diesen und den Negern bestehe, als zwischen Weißen und den Amerikanern; nur einigen ist roth in der Stufenleiter zwischen Ocker- und Kupferfarbe beigemengt. Die Hachastämme bei Baranquilla, vielleicht von allen die dunkelsten, haben kakaorothbraune Haut, die von Virchow untersuchten Odschibwah und die Payagua sind viel mehr gelb als roth; die Coroados nennt Reinhold Hensel gelb, und fast weiße Individuen beobachtete Prinz Max v. Wied

unter den Botokuden; mit der Farbe getrockneter Tabaksblätter vergleicht Saens die Haut der Churruje. Die Kopfhaare sind dick, straff und dunkelfarbig bis blauschwarz, der Bartwuchs ist so spärlich, daß man im bärtigen Naturfohne gemischtes Blut vermuthet. Auch die Augenbrauen sind nicht dichtstehend, manche Stämme entfernen sie sogar gewaltsam. Daß aber, wie Ratzel nach seinen Quellen angiebt, die oben erwähnten Payagua am Paraguay „auch die Augenlider beseitigen" sollen, scheint mir wenig glaubhaft. Sie würden darin ihr Gegenstück in jenem frommen ostasiatischen Mönche finden, der, ärgerlich darüber, daß die im Schlaf geschlossenen Lider ihn am Beten verhinderten, sie sich abschnitt und zu Boden warf. Der „barmherzige Gott" aber ließ aus ihnen eine Pflanze hervorsprießen, deren Blätterform Aehnlichkeit mit dem Augenlide zeigt, und welche im Aufguß die Kraft besitzen, den Schlaf zu verscheuchen (den Theestrauch).

Die Größe der Amerikaner ist eine mittlere, in der Mehrheit schwankend zwischen 1,5 und 1,8 m. Hände und Füße sind klein und erscheinen sogar zierlich gegen den kräftig entwickelten Oberkörper, den stark gewölbten Brustkasten, die breiten Schultern und die stark ausgeprägten Muskeln des Oberarmes.. Am leichtesten bemerkbar sind diese Körperverhältnisse bei jenen Stämmen, welche sich viel in Böten auf dem Wasser bewegen; sie erinnern dann in der Ausbildung des Oberkörpers an den bereits früher erwähnten Muster-Matrosen. Die kleinen Hände und Füße vererben sich auch auf die durch Europäerblut entstandenen Mischrassen. Durch stete Uebung erlangen die Sinneswerkzeuge, vornämlich Gesicht und Gehör, große Schärfe. Wo ein fährtenkundiger deutscher Waidmann kaum niedergedrücktes Gras erkennen würde, weiß der Eingeborene, ob dort Mann oder Frau, bepackt oder ohne Bürde, welches Stammes, oder ob dort ein Europäer gegangen ist. In den Cordilleren erkennen die Eingeborenen aus der Fährte des Lama, ob das Thier bepackt gewesen oder nicht.

Amerikanische Naturforscher haben schon seit längerer Zeit die Unverträglichkeit der Ausdrücke „alte und neue Welt" gefühlt und zunächst in thier-geographischen Schriften für „alte Welt" den Namen Eurasia eingeführt. Etwas Neues war Amerika doch nur den Menschen der columbianischen Zeit, für den jetzigen Standpunkt der Naturforschung paßt „neu" und „alt" nicht mehr.

Wenn wir uns daran erinnern, daß Amerika halb so geräumig als Europa, Asien und Afrika ist, daß das Land von der einen kalten Zone durch die warmen bis zur anderen reicht, daß dort eine übergroße Menge von Stämmen lebt, deren jeder seine sogenannte eigene Sprache besitzt,

so ist es wohl unmöglich, die hervorstechendsten Charakterzüge aller dieser als einer Einheit anzugeben; kommt doch außerdem noch ein Moment, und ein sehr bedeutendes, hinzu, nämlich das, daß seit Jahrhunderten die meisten Stämme mit Europäern in recht unliebsamen Verkehr gerathen sind und der Bedrohung ihrer Freiheit durch Unterjochung, durch Vernichtung alles dessen, was ihnen lieb und werth, in ihrer Weise entgegenzutreten sich genöthigt sahen. Zeigt die Geschichte Europas oder auch Deutschlands allein uns nicht deutlich, unter welchen gewaltigen Zuckungen und mit welchem inneren Widerstreben den einstigen Völkerstämmen die sogenannte Kultur aufgezwungen wurde? Kann dabei der Volkscharakter unbehelligt bleiben?

Die Nordwestamerikaner charakterisirte Cook so: „Wenige äußerten den Wunsch, Dinge, die ihnen unbekannt waren, und die dem wahrhaft Neugierigen so sehr aufgefallen sein würden, zu sehen und zu untersuchen. Es genügte ihnen, sich die Waaren, die sie sehen konnten, deren Werth sie schätzten, zu verschaffen; alles Uebrige betrachteten sie mit größter Gleichgültigkeit. Man bezichtigt die Eingeborenen der Trägheit, weil man sie selten etwas rasch vollbringen sieht. Wenn man ihnen Unempfindlichkeit gegen Schmerzen zuschreibt, wenn man hört, in welcher Art junge Leute sich weit klaffende Hautwunden beibringen, ohne zu zucken, dann, denke ich, muß man auch wohl jene Akte der Grausamkeit gegen Feinde, deren Peinigungen und Martern, welche sie an Europäern verübten, die ihnen endlich in die Hände gefallen, von einem anderen Gesichtspunkte und nicht von dem unserigen auffassen." In all den unzähligen Berichten älterer und neuerer Zeit über Verstümmelungen und Qualen der Gefangenen lassen sich aus der Geschichte der europäischen Kulturvölker reichlich ebenso viele Seitenstücke anführen, und die Wagschale raffinirtester Grausamkeit neigt sicher auf die europäische Seite. Man hat die Eingeborenen als matt und kalt in der Liebe geschildert; aber an wem und von wem werden die Beobachtungen gemacht? Haß und Rache soll der Amerikaner lange Zeit verborgen halten können. „Nie vergißt der Südamerikaner," schreibt Appun, „die Beleidigung, die man ihm zugefügt, und selbst nach Jahren kommt ihm die Stunde der Vergeltung nicht zu spät. Um sich zu rächen, überklimmt er Gebirge, durchbricht fast undurchdringliche Wälder und erduldet mit Freudigkeit Hunger und Durst." Welches Urtheil würde jener „Wilde" über uns fällen, wenn er unsere Romanliteratur und die bezüglichen Zeitungsberichte, „aus dem Leben gegriffen", kennen gelernt hätte? Ueber kein Volk sind wohl seit Jahrhunderten so viele abfällige Urtheile gedankenlos hingeschleudert worden, wie über die amerikanischen Stämme. Sie hätten keine Seele, wären ohne Vernunft, und selbst, als

gelehrte Abhandlungen und sogar päpstliche Bullen erklärt hatten, daß jene „Rothhäute" eine Seele besäßen, selbst dann noch behaupteten viele Spanier in Amerika, daß ihre Seele, ihre Vernunft etwas ganz Besonderes wären. Sehr richtig meint deshalb O. Löw, daß gerade Diejenigen, welche sich abfällig und negirend über den Amerikaner äußern, ihm jede Befähigung für Zivilisation, jede Neigung zu edlem Handeln absprechen, meist selbst nicht zu den besseren Gliedern der weißen Gesellschaft zählen.

Erinnern wir uns nun auch andererseits einiger lobenden Aussprüche über diese Völkerstämme. Kein Geringerer als Alexander v. Humboldt sagt über die Begabung der mexikanischen Stämme, daß eine große Leichtigkeit des Lernens, ein richtiges Urtheil, eine natürliche Logik, eine besondere Neigung zu den feinsten Unterscheidungen ihnen eigen seien, daß sie ruhig und ordnungsmäßig schließen, daß sie aber nicht jene Einbildungskraft, jenes Kolorit der Leidenschaft, jene fruchtbare Schöpferkraft beweisen, welche Völkern Südeuropas und auch einigen afrikanischen Stämmen eigen sind. Die Eingeborenen des südlichen Felsengebirges sah O. Löw „mit Singen aufstehen und sich mit Singen niederlegen." Wenn sensationsbedürftige Journalisten der Vereinigten Staaten, denen es hierbei auf naturgetreue Schilderung wenig ankam, von pomphafter Beredtsamkeit mancher Häuptlinge schrieben, wenn sie deren Rednergabe jener der gewiegtesten Parlamentsredner gleichstellten, so ist in diesem Wortschwall nur das wahr, was oben Alexander v. Humboldt hervorhob. An den Reden der Miranha und anderer brasilianischen Stämme bewunderte Martius die maßvolle Ruhe und Besonnenheit. Löw führt die Heiterkeit und den Frohsinn seiner Amerikaner auf die helle und sonnige Luft zurück, aber selbst in den tiefdunkeln Urwäldern des feuchtwarmen Guianas beobachtete Appun eine gleiche Lebhaftigkeit, wenn jene Naturssöhne unter sich und nicht in „gemischter Gesellschaft" sich befinden. In Gegenwart von Fremden wären sie schweigsam, weil sie stolz wären, weil dann der Stolz den äußeren Eindruck jedes Gefühles zu beherrschen verstände; aber unter den Stammesgenossen wären sie heiter, besprächen ihre Jagdabenteuer mit Humor und treffender Geberde. Einen Fremden verständen sie bis auf das Geringfügigste genau und scharf zu beobachten, und entwürfen dann daheim in ihrer Hütte eine genaue Schilderung desselben, gewürzt mit beißender Satire. Um ein Beispiel von dem Sinn für Ehrlichkeit, von ihrem Gefühl für Unverletzlichkeit des Eigenthums zu geben, führt Gomara an, daß ein ringsum gezogener Baumwollfaden Felder und Hütten vor unbefugtem Eindringen schütze. Daß Diejenigen stehlen, welche das Auspressungssystem der Weißen kennen gelernt haben,

darf doch Niemanden verwundern. Hätte es einer päpstlichen Bulle bedurft, den „Wilden" eine Seele zuzusprechen, wenn die Europäer sich die Mühe gegeben hätten, zu erkennen, wie hoch ausgebildet die Bilderschrift nicht allein in den Kulturländern des alten Ametika, sondern auch bei allen dortigen Naturvölkern von Nord nach Süd war, welcher Verstand dazu gehörte, eine Knotenschrift zum Zweck schwieriger Botschaften zu erfinden und auszubilden? Eine Ausbreitung, die größer ist, als das Volapük der Jetztzeit vielleicht je erreicht, ist die bei der enormen Vielsprachigkeit jener Stämme dennoch Allen verständliche Zeichen- und Geberdesprache.

Das Tätowiren, zumal in der Form der Punkttätowirung, wurde früher durch den ganzen Erdtheil mit spitzen Knochen, Gräten, Dornen und kleinen Nadelbündeln geübt, gegenwärtig aber zeigt sich fast überall die Neigung, dies verschwinden und ein Bemalen des Körpers an dessen Stelle treten zu lassen. Das Beschmieren mit irgend welchen Farben ist jedenfalls weniger schmerzhaft und auch weniger lästig. Um nicht später hierauf verschiedentlich zurückkommen zu müssen, wollen wir hier im Zusammenhange erinnern an die verschiedenen Weisen des Tätowirens in Nord- und dann in Südamerika.

In Nordamerika, meint W. J. Hoffmann, scheinen in der Regel die auf Körper und Gesicht tätowirten Zeichen nur persönliches Interesse oder Bedeutung zu haben. Bei vielen Stämmen Nordkaliforniens tätowiren blos die Frauen das Gesicht, und die Linien und Punkte hatten die wichtige Bedeutung als Stammeszeichen, auch wohl als Auszeichnung. Bei Wechselheirathen unter verschiedenen Stämmen mit anderen Sprachen und in Kriegszeiten bei der Gefangennahme, konnte man sofort erkennen, zu welchem Stamme die Frauen gehörten.

Die Kalifornier nahmen zur Tätowirung gewöhnlich Ruß, den sie von Steinen, welche lange am Feuer gelegen hatten, gewannen. Die Pomo-Frauen schufen sich die Umrisse eines Baumes mit Aesten und Zweigen auf Brust und Unterleib, die der Schosta dagegen beschmierten das Gesicht mit dem Saft der Choke-Cherry, wodurch sie sich das gräßliche Ansehen gaben, als hätten sie sich in Blut gewaschen. In Reh- und Antilopenblut aber tauchten die Hualpais die Finger und zogen damit Streifen auf den Körper. Fiel dann nach acht bis zehn Tagen die harte Blutkruste ab, so erschien die bloßgelegte Hautfläche eine Zeit lang heller. Der einzige Stamm, bei welchem in Kalifornien die Männer sich tätowirten mit ihrem Stammeszeichen, einem runden blauen Flecke auf der Stirn, waren die Mattoal. Für den Krieg bemalten die Dakota das Gesicht von den Augen bis zum Kinn mit Scharlach oder rothem Ocker.

Sie glaubten dadurch grausiger auszusehen und mehr Furcht einzuflößen, und einen ähnlichen Zweck, meint Darwin, verfolgen im Kampfaffekt die Thiere, wenn sie die Haare oder Federn sträuben. In der Trauer bemalen Manche das Gesicht mit Kohle, Mädchen aber, die verliebt sind, mit schönem Roth.

Bei keinem Volke der Erde wird die Bemalung aber in so ausgedehntem Maße betrieben, wie bei den Stämmen des nördlichen Südamerikas. Gleich nach der Morgenwaschung bemalen sich die kolumbischen Churruje Arme, Beine und Gesicht mit Chica. Die Oyampi färben den ganzen Körper roth und setzen schwarze Tupfen darauf, und wenn die Mütter mit der eigenen Toilette fertig geworden, dann kommen die Kinder und schließlich Hunde und zahme Affen an die Reihe. Betritt ein Eingeborener eine fremde Niederlassung, so hat er sich der Etiquette gemäß neu zu kleiden, d. h. er wäscht sich an einem Wasser, ordnet und schmückt die Haare und bemalt schließlich Gesicht und Körper. Nun erst dünkt er sich trotz all seiner Nacktheit gekleidet. Tritt aus dem Stamme der Rukujenu und Carijona ein Mann eine längere Reise an, so bemalt ihn zuvor die Frau mit dauerhaften Farben. In dem Gefolge des Reisenden Crevoux befand sich der älteste Sohn eines Häuptlings, der in jedem Dorfe von der Frau des betreffenden Häuptlings von Kopf bis zu Fuß festlich mit einem orangegelben Farbstoffe bemalt wurde. In diesem Falle war also das Bemalen eine Ehrenbezeugung, eine Dekoration, wie sie auch anderswo üblich ist unter Häuptlingen. Wer jedoch den Körper mit Thierfett oder Palmöl dick beschmiert, der will die Einwirkung der Sonnenhitze auf ihn mildern; nimmt er aber zur Bestreichung des Körpers den moschusduftenden Aufguß eines Strauches, dann glaubt er sich gegen den Biß des Jaguars gesichert.

In dem letzten Absatze unserer allgemeinen Betrachtungen über die amerikanischen Völkerstämme wollen wir die Familienformen etwas näher in's Auge fassen, zuvor aber das Wort „Totem", das zu einem allgemein angenommenen Ausdruck in der Völkerkunde geworden ist, erklären. Der Name oder das Symbol des Thieres eines Geschlechtes oder Clans (Bär, Wolf, Hirsch, Schildkröte u. s. w.) heißt bei den Algonkins „Dodaim", welches Wort in der gebräuchlicheren Form „Totem" lautet. In Australien ist die Stammbildung lockerer als in Nordamerika, und die Personen, welche verschiedenen Stämmen angehören, aber desselben Totems waren, standen in enger Beziehung zueinander. In Amerika ist dies nicht mehr der Fall, wie C. N. Starcke ausführlich entwickelt. Oestlich vom Felsengebirge leben die Stämme, ein jeder auf seinem genau abgegrenzten Gebiete, das Land ist entweder Eigenthum des Häuptlings oder gilt als

Gesammteigenthum des Volkes. Ist das Letztere der Fall, dann hat der, welcher ein Stück Land urbar macht, dessen Nutznießung, so lange er es bebaut, oder aber es tritt eine gemeinsame Bearbeitung und Ausbeutung des Landes ein; man vertheilt Ernte und Jagdbeute oder Jeder nimmt vom vorhandenen Vorrathe, was er braucht. Das Stammband ist also sehr stark, aber dennoch zerfällt jeder Stamm in mehrere Clane, die untereinander vermischt wohnen, sich aber doch als eigene Korporationen mit eigener Verwaltung fühlen (vgl. Lewis H. Morgan, Ancient Society*). Die weibliche Linie ist bei diesen Stämmen allgemein verbreitet, die männliche dagegen nur bei neun, von denen aber früher, vor dem Einfluß der Missionäre, vier der weiblichen gleichfalls folgten. Morgan berichtet auch, es sei eine ziemlich verbreitete Sitte, daß die Mutter das Kind in einen beliebigen Clan hineinnennt. Jeder Clan hat seine eigenen Personennamen, die kein anderer zu benutzen berechtigt ist; einen bestimmten Namen erhalten, bedeutet also, in einen bestimmten Clan eingeschrieben werden. Wo Stämme friedlich miteinander stehen, zieht der Mann zum Stamme des Weibes, um dort zu leben, und innerhalb der Familie hat die Frau eine sehr bedeutende Stellung, da sie dem Hauswesen vorsteht und über die Vorräthe verfügt. Wo ein Mann mehrere Frauen besitzt, oder mehrere Familien in einem Hause wohnen, da hat wenigstens jede Frau oder jede Familie einen eigenen Feuerplatz. In den östlichen Gebieten ist dieses besonders deutlich. Jeder Stamm hält seine Frauen fest, die Frau ist mindestens im Besitz eines eigenen Herdes und ebenso hält jeder Clan seine Frauen fest und beschützt sie. Mann und Frau gehören auch nach der Ehe der Hütte ihrer Mütter an; der erstere ist in der neuen Familie abhängiger als in der alten, denn er hat seine Jagdbeute mit ihr zu theilen, und ist seine Frau launisch, dann mag er sich eine neue Heimath suchen. Selbst wo er über die Frau gebietet, steht er als Fremder in ihrer Familie, wenigstens bis ihm Kinder geboren werden; über diese aber darf er nicht verfügen, sondern sie nur zu tüchtigen Jägern und Kriegern ausbilden. Bei den Sioux nehmen das Erbgut des minderjährigen Sohnes gewöhnlich die Verwandten an sich. Wo die weibliche Linie herrscht, erbt niemals der Sohn Würde und Eigenthum, sondern Bruder und Schwestersohn. In Südamerika suchen wir bei den Kariben, den Stämmen Guianas und Brasiliens, mit Ausnahme vielleicht der hierin uns noch ziemlich unbekannten Arowaken, vergeblich nach einer unzweifelhaften Clanordnung. Die Stämme sind nach Dörfern, nicht nach Geschlechtern geordnet. Der Vater oder Hausherr gebietet unbedingt über Frauen und

*) „Die Urgesellschaft" (Stuttgart 1891).

Kinder, doch nicht etwa wegen eines besonderen Rechtsanspruches, sondern wegen seiner körperlichen Ueberlegenheit. Die Söhne verlassen dessen Hütte, sobald sie erwachsen sind, die Töchter aber, wenn sie sich verheirathen. Hier beerben die Kinder den Vater. Die weibliche Linie ist nur bei Arowaken, Warraus und Macusis vorhanden. Der junge Mann, welcher ein Mädchen ehelichen will, muß zuerst bei den Schwiegereltern um die Braut dienen, wie Jakob um Rahel; er kann aber auch eine andere Entschädigung statt der Arbeit geben, Geschenke machen oder seine Schwester für einen seiner Söhne versprechen oder gar seine erstgeborene Tochter. Der Hausstand der Brasilier ist von stärkerem Halt als der der Kariben und spielt als soziales Grundelement die größte Rolle. Nur Familienväter werden zu gemeinsamen Rathsversammlungen zugelassen. Stämme, welche reich an Individuen sind, theilen sich in untergeordnete Horden und Familien, und mit solcher Abtheilung ist der Einzelne enger verbunden als mit dem Ganzen. Wenn sich nun diese Horden oder Familien räumlich trennen, so giebt es doch ein Band, das sie auch nach der Trennung fest zusammenhält, nämlich die Tätowirung. Sie macht es möglich, die Stammesgenossen schon in der Ferne zu erkennen, und die Macht dieses Kennzeichens über das Gemüth ist so groß, daß Stämme, deren Tätowirung eine ähnliche ist, sich nicht befehden. Gehen wir noch weiter nach Süden, so treffen wir auf die Araukaner, welche in großen Familienhäusern wohnen, und, so lange dieses Zusammenwohnen dauert, hat die Familiengruppe eine bedeutende Zusammenhangskraft. Ist aber dieses räumliche Band gelöst, dann versagt die Verwandtschaft. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde ist nur eine Folge der Erblichkeit des Vermögens, und diese letztere wird nur durch das räumliche Beieinandersein bedingt. „Reicher Mann" und „Häuptling" bedeutet bei ihnen dasselbe; wo der Erbe fehlt, wählt man unter den Reichen den neuen Häuptling.

Bevor wir einer Schilderung der hauptsächlichsten Völkerstämme der Erde nähertreten, möchte ich noch einige Bitten an die Leser richten.

Um die charakteristischen körperlichen Merkmale irgend eines fremden Volkes uns einzuprägen, dazu gehört nur eine genauere Kenntniß unseres eigenen Aeußeren, womöglich unseres ganzen Körpers, und aus diesem Grunde versuchte der erste Abschnitt dieses Buches uns Einsicht in den Bau unseres Körpers zu verschaffen. Wird uns die Gelegenheit, mehrere Repräsentanten desselben Volkes, aber verschiedenen Geschlechtes und Alters

kennen zu lernen, so werden wir Kulturmenschen, die wir von Jugend auf an Abstrahiren und Kombiniren gewöhnt wurden, uns nach genauer Betrachtung der einzelnen Individuen leicht ein Bild des betreffenden Volkes verschaffen können, das um so genauer ist, je größer die Anzahl der betrachteten Einzelwesen war. Um aber das Innere, die Gedankenwerkstatt, das Thun und Treiben eines Naturmenschen zu verstehen, oder gar die mannigfachen Sitten und Gebräuche eines solchen Volkes zu begreifen, da dürfen wir uns durchaus nicht als Maßstab nehmen, sondern wir müssen versuchen, uns hineinzudenken in jenen, müssen völlig von dem absehen, was die uns von Jugend auf umgebende Kultur aus unserem Innern gemacht, an ihm gemodelt hat. Messen wir nach unseren Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Gesetzen u. s. w. die Naturvölker, dann sprechen wir ihnen Fehler, Laster, Verbrechen und vieles Andere zu, die sie garnicht kennen, von denen sie keinen Begriff haben. Die uns so geläufigen abstrakten Begriffe, wie Thier, Vogel, Fisch, Baum, Pflanze, Gemüse u. a. kennen viele Naturvölker garnicht, aber für jede Thier-, jede Pflanzenart besitzen sie besondere Namen, kennen viel genauer, als durchschnittlich bei uns die Leute, deren Nutzen und Schaden, weil jene mit ihnen viel enger verknüpft sind. Viele, zumal Reisende früherer Jahrhunderte, schildern uns manche Völker als wahre Teufel in kaum menschlicher Gestalt; indem sie aber ihr Heimathland als Maßstab nehmen, liefern sie uns ein Bild, das nur die Brille anerzogener Vorurtheile schuf. Wo die Einen ein Leben in paradiesischer Unschuld wahrnahmen, erblickten Andere die tiefste Sittenverderbniß.

Um nun den Leser anzuleiten, wie man bei Betrachtung der verschiedenen Völkerschaften von Allem, was uns als Kultur u. s. w. umgiebt, abzusehen hat, lasse ich hier zwei Schilderungen folgen. Die erste gab Mac Gahan von den Eskimo des nördlichsten Amerika: „Ein Volk, das weder von Ackerbau noch von Viehzucht lebt, noch von der Jagd in dem Sinne, wie das Wort gewöhnlich verstanden wird; ein Volk, das zur Ernährung weder den Ochsen, noch das Schaf, noch das Schwein, weder Früchte, noch Brot, noch Gemüse, weder Zucker noch Salz besitzt, welches als Getränke weder Thee, Kaffee, Wein, Bier noch irgend welche anderen geistigen Getränke hat; dem zur Bekleidung nicht Seide, Wolle, Flachs und Baumwolle zur Verfügung stehen; welchem Eisen, Stahl, Kupfer, Blei, Silber, Gold und thönerne Waaren unbekannt sind; welches kein Holz und keine Kohlen besitzt: ein solches Volk sind die Eskimo."

Wie wäre es, wenn der Leser hier innehielte und statt der vielen Verneinungen, statt dessen, was die Eskimo nicht haben, einmal sich vergegenwärtigte, wie viel oder wie wenig sie besitzen, daß sie trotz alles

Mangels an dem, was uns umgiebt, doch ihre eisumstarrten Inseln lieb haben und von Heimweh ergriffen werden, wenn man sie nach „wohnlicheren“ südlicheren Gegenden hinüberführt.

Als Gegensatz zu den Eskimo wähle ich C. v. d. Steinens Schilderung der Bakaïri im Innern Brasiliens aus seiner zweiten Schingú-Expedition:

„Es wäre mir ganz unmöglich den Reiz dieses idyllischen Aufenthaltes nach seiner vollen Wirkung zu schildern. Ich kann nicht anders sagen, soweit der Ausdruck überhaupt auf der Erde noch statthaft ist, und sage es jedenfalls frei von jeder poetischen Sentimentalität, ich habe damals im Paradiese gelebt, — ich meine das auch viel weniger mit Bezug auf den allerdings ganz wundervollen stillen Frieden, der über dem einfachen Völkchen in all seinem Thun und Treiben schwebte, und die Folge einer harmlosen Fröhlichkeit, seiner kindlichen Neugier, seiner gesunden sittlichen Urwüchsigkeit war, nein, vor Allem habe ich begreifen lernen, wie groß thatsächlich der Abstand in der geistigen Entwicklung zwischen uns ist und ihnen, wie anders sich die Welt in diesen Köpfen malt, als in den unseren. Keiner, der nicht beobachtend und prüfend unter solchen Menschen gelebt hat, ist irgendwie im Stande, sich vorzustellen, wie groß ihre Unfähigkeit ist, zu abstrahiren, wie sie im Denken und Sprechen nachweisbar in einem uns und unseren ältesten Vorfahren schon ganz unzugänglichen Verhältniß zu der umgebenden Natur stehen; Schritt für Schritt, bei den allergewöhnlichsten Schlüssen muß man sich dabei ertappen, daß man konstruirender denkt wie sie, daß man mit übergeordneten Begriffen operirt, die ihnen fehlen, und Abstraktionen voraussetzt, wo sie noch auf dem Boden konkretester Anschauung stehen. Aber es ist eben unendlich leichter für uns, komplizirt als einfach zu denken, wie wir denn Alle wissen, daß der einfachste sämmtlicher geistigen Vorgänge — die Bildung des ersten Begriffes — zugleich auch das größte und schwerste aller Räthsel darstellt . . . . Ich behaupte ohne Scheu, daß ganze Berge in den Büchern angehäufter Gelehrsamkeit, welche uns den Naturmenschen in seinem höher strebenden Erfassen bei genauerem Zusehen als einen — verwilderten Philologen vorführen, eitel Phantasiespiel und Mißverständniß sind, weil sie sich auf unbewußt vorhandenen indogermanischen Voraussetzungen erheben.

Wie schwer ist es schon, sich nur von den äußeren Verhältnissen ein richtiges Bild zu machen, zu verstehen, daß Leute, die keine Kleidung, keine Metalle, keine Hausthiere — nicht einmal Hunde —, keine der bekannteren Nutzpflanzen, außer Mandioca, Mais, Baumwolle, Tabak, Bohnen, keine berauschenden Getränke, keinen Gottesbegriff, keinen religiösen Kult, selbstverständlich keinen schriftlichen Ausdruck irgend welcher Art

kennen, trotz alledem in Ruhe und Behaglichkeit leben, ja in der That, ich darf sagen, einen gewissen Komfort besitzen und entschiedene Kunstliebe an den Tag legen. Sie wohnen in geräumigen, hohen, palmblatt- oder grasbedeckten Hütten, deren größere wohl den Namen Häuser verdienen und die gewöhnlich in weitem Kreise angeordnet sind, während in der Mitte das sogenannte Flötenhaus freisteht, der Versammlungsort für die Berathungen und Tänze der Männer, das Schlafhaus auch des fremden Besuches, gegen die Neugier der Frauen, die es niemals betreten dürfen, durch das niedrige, kaum meterhohe Einschlupfloch geschützt. Das Dorf liegt an einem krystallklaren Bache . . . . . Ich habe auf meinen Reisen viele Bauwerke, Massenleistungen von ganzen Völkern gesehen, — ich kann nicht von allen sagen, daß sie mich mit größerer Bewunderung erfüllt hätten, als diese Probe menschlicher Ausdauer, welche eine geringe Anzahl von Familien dort im dichten Flußurwald bethätigt hat, — Stamm für Stamm ist auf weite Strecken hin mit Steinbeilen umgehauen; die dicken Stümpfe aber blieben stehen und zeigen auf ihrem Querschnitt, Hieb an Hieb, die Marken des elenden Werkzeugs, — eine merkwürdige Illustration zu der Behauptung, daß der Mensch in den Tropen mühelos die Gaben einer verschwenderischen Natur in Empfang nehme. Sehr fleißig muß geschafft werden; mit wahrem Feuereifer schleppen die Frauen in Spahnkörben — so schwer beladen, daß sie nur schnell trippelnd die Last tragen können — die Wurzeln heim, schaben sie mit Muscheln rein, zerkleinern sie auf den mit Palmstacheln besetzten Reibbrettern, kochen sie in gewaltigen Töpfen, damit das in ihnen enthaltene Gift zerstört wird, und speichern das an der Sonne getrocknete Satzmehl in hohen Körben zu Hause auf. Dieses Mehl, zum Theil in der Form einer Kleisterlösung getrunken, zum Theil als sogenannte Beijús, die ähnlich wie Mazzes aussehen und schmecken, geröstet, bildet nebst Fischen die Hauptnahrung.

„Das Innere einer besseren Hütte, die sich wie ein riesiger Bienenkorb ausnimmt, macht einen überaus behaglichen Eindruck. Mehrere Familien wohnen zusammen, die Kuppel ist rauchgeschwärzt, einiges Licht fällt oben über dem austretenden Sparrenwerk durch die Rauchöffnung und unten ein breiter Streifen Sonnenschein durch zwei sich gegenüberliegende Thüren ein.

„Radienförmig ringsum sind an Pfosten die Hängematten aufgespannt; von Thür zu Thür bleibt ein Gang frei für die beiden Hauptfeuerplätze, neben denen die Weiber arbeiten. Das Feuer läßt man nicht ausgehen, so daß die Nothwendigkeit, es durch Quirlen eines Stockes in einem anderen zu entzünden, nur selten eintritt. Jeder bewahrt bei seiner Hängematte seinen Besitz an Handwerkzeug, in Mappen seinen Feder-

schmuck; Körbe sind gefüllt mit Muscheln, Zähnen, Knochen, Farbe, Baumwollknäueln, Vielerlei in Packetchen aus grünen Blättern geborgen; Flöten, Pfeile, Bogen, Netze stecken an der Wand, Töpfchen, Kalabassen stehen am Boden, und ein Häuflein Asche oder Kohlen neben jeder Hängematte bedeutet die Reste des Privatfeuerchens, welches in der Nacht zum Wärmen unterhalten wird. In der Mitte sind auf Gerüsten die Proviantkörbe aufgestapelt; von oben herab hängen zahlreich braune Maiskolben oder sonderbar große Vögel und Figuren, welche aus Maiskolben zusammengesetzt sind, am auffallendsten mit ausgebreitetem Fittich der Sumpfstorch in Lebensgröße. Auch Bienenwachs, das sie vielfach gebrauchen, ist in Form kleiner Vögel, Eidechsen u. s. w., die schwarz und roth bemalt sind, aufgehängt.

„Es kann nichts Gemüthlicheres geben, als ein Nachmittag in solcher Hütte. Nur an das unausstehliche ewige Gepiepse und Gekrächze der vielen Papageien und Periquitos in allen Lebensaltern muß man sich zu gewöhnen suchen.

„Die Männer flechten Körbe, schnitzen Kämme, drehen Palmfasern zu langen Fäden, glätten Pfeile oder Bogen, stets sich bei ihren Arbeiten der Füße mitbedienend, oder schaukeln sich auch träge in der Hängematte, womöglich immer trinkend, essend, schwatzend. Einige Frauen spinnen Garn, weben eine Hängematte an einem Webstuhl, der nichts ist als zwei in den Boden gesteckte Pfosten; andere beschäftigen sich mit der Küche. Die Fische, welche des Morgens entweder unter Beihülfe der jungen Mädchen in einer seichten Lagune durch Umstülpen von Körben gefangen oder von Männern an den Stromschnellen durch Pfeilschuß erlegt sind, werden auf Dreifüßen, die aus Zweigen zusammengesetzt sind und einen quergestellten Rost ebenfalls aus aneinander geflochtenen Zweigen haben, bis sie außen fast verkohlt sind, gebraten, oder auch die kleinen Exemplare zu einem grätenreichen Ragout verkocht, das auf einem Stück Mazzes, als eßbarer Unterlage, servirt wird.

„Jeder ißt allein für sich bei seiner Hängematte. Ehe ich das wußte, habe ich eines Tages einen schweren Verstoß gegen die gute Sitte begangen. Der Häuptling brachte mir auf den freien Platz, wo wir Männer plaudernd umherstanden, ein großes Stück Fisch, das mich sehr erfreute, weil man mir seit dem Tage vorher nur Stärkekleister und einige Früchte angeboten hatte, und das ich deshalb bewundernd sofort zum Munde führte. Augenblicklich senkten alle die Köpfe, wandten sich ab und schämten sich in der augenfälligsten Weise, während der Häuptling mich dem Flötenhause zuschob, wo ich mit meinem Fisch bescheiden in der Ecke niederhockte.

„Warum schämten sie sich? Warum schickte sich nicht, was ich that?

„Auch der Hund schleppt seinen Knochen bei Seite; aber wie entwickelt sich aus dem thierischen Gefühl eine Beziehung zur Sittlichkeit? Offenbar wird das, was zunächst aus Nothwehr geschah, *später gedeutet*, als sei es um der Sache willen geschehen, und wenn die Nothwehr garnicht mehr in Betracht kommt, wird der Vorgang durch einen falschen Begriff begründet. *In dem Essen an und für sich steckt nichts Unschickliches*, aber nachdem man sich aus Noth daran gewöhnt, allein zu essen, bleibt man dabei, auch wenn keine Noth mehr vorhanden ist, und giebt für die Vorschrift die jedem Menschen anderen Entwicklungsganges unverständliche Erklärung: Es schickt sich nicht, vor Anderen zu essen. Ich habe bei diesem Beispiel verweilt, weil man gerade bei den Naturvölkern zu verstehen suchen muß, wie das *Anständige und das Unanständige aus dem Natürlichen* seinen Ursprung findet, und weil ich jenes Beispiel für ein genaues Analogon zu der Entstehung *unseres Schamgefühls im engeren Sinne* halte, — *das an und für sich auch nicht die geringste Berechtigung hat*, dem aber doch selbstverständlich, mag es in seiner Wurzel auf einen falschen Begriff zurückzuführen sein, viele zarte und edle Blüthen unserer moralischen Ueberzeugung entsprossen sind.

„Bei den Schingú, die in reiner Monogamie leben und die uns niemals durch Zuchtlosigkeit aufgefallen sind, gehen beide Geschlechter unbekleidet, nur tragen die Frauen ein Stückchen Palmblatt von der Form eines Dreiecks, dessen längste Seite etwa 4 cm beträgt.

„Für die Bakaïri war meine Kleidung der Gegenstand steten Interesses; sie konnten aus ihrer Sprache kein anderes Wort dafür anbringen als „Haus" und nannten z. B. mein Hemd: mein Rückenhaus. Nur schwer vermochte ich mich vor ihren habgierigen Wünschen zu retten und mußte wenigstens meinen Strohhut wieder und wieder auf anderen Häuptern spazieren gehen lassen, auch das konnte ich nur mit Widerstreben erlauben, da ich für mein „Kopfhaus" den Zuzug jener Einwohnerschaft befürchten mußte, die jeden Abend, besonders von den zu Dreien oder Vieren gruppirten Frauen gesucht, gefunden und gegessen wurde.

„Sie waren sonst nichts weniger als unreinlich, Alles badete zweimal am Tage, tauchte ein paar Mal in dem Bach auf und nieder, wusch sich mit Sand und schüttelte sich, dem Wasser entsteigend, daß die Tropfen weit umherspritzten. Mit ehrfurchtsvoller Scheu, aber mit unbezwinglicher Neugier wurde auch ich zum Baden begleitet, und Einer nach dem Anderen stellte sich als Zeuge des interessanten Vorganges ein, die verschiedenen

Hüllen sorgsam zu untersuchen, sich auch durch Tasten zu vergewissern, daß die helle Haut kein Kunstprodukt war.

„Die Stunde vor Sonnenuntergang war köstlich trotz der alsdann zum letzten Angriff ausschwärmenden Stechfliegen. Ich mußte meine sprachlichen Aufzeichnungen vom Tage vorlesen und konnte Verbesserungen anbringen, ich rechnete unter Zuhilfenahme der Finger ihr armes zweiwortiges Zahlensystem durch 1, 2, 1+2, 2+2, 1+2+2, 2+2+2 u. s. w. unter Zuhilfenahme der Zehen für die Zahlen von 11—20 und ließ sie mit dem Bleistift zeichnen, dabei feststellend, daß ihre mangelhafte Zahlenauffassung auch bei der Darstellung eines Menschen nicht über Drei hinausreicht, indem sie Händen und Füßen nur drei Finger oder Zehen geben.

„Aber sie ermüdeten rasch bei der ungewohnten geistigen Anstrengung und zogen es vor, die Schätze des Fremdlings zu bewundern, seine Sonne — das war der Kompas, weil ich ihnen gezeigt, daß die Nadel sich auf die Mittagslinie einstellt (ein Fall, in dem sie kompetent sind, da sie jederzeit auch im Innern eines Hauses genau wissen, wo die Sonne steht), und seinen Mond — so nannten sie die Taschenuhr, weil sie auch des Nachts in Funktion bleibt.

„Sobald die Dämmerung eingetreten war, erschien in unweigerlicher Pünktlichkeit der Aelteste des Dorfes, mein besonderer Freund und Lehrer, mit einem brennenden Holzkloben und berief uns Männer zu einem kleinen Tabakskollegium auf die Mitte des Platzes zusammen; dort hockten wir um das Feuer, rauchten die anderthalb Spannen langen grünen Zigaretten, deren Einlage getrocknete Tabaksblätter sind, und zu deren Umhüllung das frische balsamisch duftende Blatt eines Sumpfbaumes dient, — rauchten und plauderten. Niemals stockte unsere Konversation, denn wir hatten große Freundschaft miteinander geschlossen, und ihr Geschick, sich in der Geberdensprache auszudrücken, übertrifft weit das unserige. Was ihre Redeweise aber außer den beschreibenden Gesten namentlich charakterisirte, war die ungemein reiche Lautmalerei, — eine jede Handlung wird durch die lebhaftesten Interjektionen und durch einen stark modulirten Tonfall veranschaulicht. „Der Fluß ist weit" wird niemals effektlos, sondern in einer Weise singend gesagt, daß man sich förmlich den langen Weg dahingezogen fühlt . . . wei . . . t, und wenn die Hände beschäftigt sind, wird der Mund in der entsprechenden Himmelsrichtung schnauzenartig vorgewölbt.

„In unabläßiger Aufmerksamkeit ist ihr Geist den wechselnden Vorgängen der Außenwelt zugewandt. Kein Wölkchen, kein heller Stern steigt am Himmel auf, und der Vorfall wird registrirt, keine Thierstimme

ertönt aus dem nahen Walde, und Einer aus der Gruppe ahmt sie nach; kein Geschöpf giebt es auch, von dem Vogel oder der Eidechse, die auf dem Baume sitzen, bis zu dem Fisch im Wasser, das sie nicht sofort durch phonetische oder mimische Versinnbildlichung vor Augen zu führen wüßten, und immer erfassen sie das uns oft gänzlich entgehende Charakteristische. Meine Ungeschicklichkeit erregte häufig ihr höchstes Befremden, und nur dadurch konnte ich sie nicht nur versöhnen, nein zu lautem Entzücken hinreißen, daß ich ihnen auch unsere Hunde und Katzen mit Bellen und Miauen vorstellte, und hatte das meiste Glück, als ich erklärte, daß mein Jägerhemd nicht einer Pflanze, sondern einem „Mäh" schreienden Vierfüßler entstamme — „Mäh" blökten alle Männer im Chorus, „Mäh" kicherten die Frauen in den Hütten drinnen, und noch heute, darf ich glauben, klingt aus dem Dörfchen am Kuliseu in mancher Nacht ein begeistertes „Mäh" zum Himmel empor."

Wenn der Leser von Allem, was ihn umgiebt, was er bisher gelernt, was durch die Kultur mit ihm verwachsen ist, abstrahirt und sich hineinversetzt in den Gedankengang der Naturmenschen, so wird er viel leichter das Leben und Treiben der Völker der verschiedenen Erdtheile verstehen lernen. Was Alle aber in der sie umgebenden und so abwechslungsreichen Natur unter sich und mit uns gemein haben, das ist der harte, nie ausgekämpfte Kampf um's Dasein.

Die Eskimo.

Im hohen Norden Amerikas und auf der größten aller Inseln der Erde, auf Grönland, das viermal so groß wie das deutsche Reich ist, wohnen gegenwärtig die Eskimo, die Eskimontsik, d. h. Rohfleischesser, wie ein Algonkinstamm sie nannte, während sie sich selbst den Namen Inuit, d. h. Menschen, beilegen.

Betrachten wir zuerst den Körper dieser Nordländer etwas genauer. Lang, mäßig hoch, schmal, nach unten breiter, mächtige Entfaltung der Gesichtsknochen, so schildert Rud. Virchow die Eigenthümlichkeiten der grönländischen Schädel und sagt sodann über jene Gruppe, welche vor mehreren Jahren Berlin besuchte: In Bezug auf ihre Erscheinung überrascht zuerst am meisten das ganz ungewöhnliche Verhältniß ihrer Körpertheile. Sie sind im Durchschnitte klein; nur einer der Männer ist 1,66 m hoch und hat wegen seiner längeren Nase ein mehr europäisches Aussehen, alle Anderen stimmen sonst mit allen uns bekannten Grönländerbildern so sehr überein, daß man sie wohl als ganz reine (unvermischte)

Exemplare betrachten kann. Die Körpergröße der beiden anderen Männer beträgt 1,43 m und 1,55 m, immerhin kleine Verhältnisse, die übrigens in Europa auch vorkommen; die Frau mißt 1,45 m, und die Kinder sind ihrem angeblichen Alter nach ($2^1/_2$ und $1^3/_4$ Jahre) als ungewöhnlich entwickelt zu bezeichnen. Die Beine Aller sind im Verhältniß ungewöhnlich kurz, die Länge des Körpers wird ganz überwiegend durch den Rumpf hergestellt. In Bezug auf die Kopfbildung ergiebt sich eine unverkennbare ethnologische Verwandtschaft zwischen den Grönländern und gewissen ostasiatischen, mongolischen Völkern, z. B. Chinesen. Die Grönländertruppe hat nichts an sich, was den uns so geläufigen Vorstellungen von den hellen Rassen des Nordens entspräche, keine Spur von blonden Haaren, blauen Augen oder heller Haut; vielmehr sind sie ganz schwarzhaarig, haben sehr dunkle Augen von etwas wechselndem Braun und eine dunkle gelbbräunliche, hier und da schwärzliche Haut, die nicht so rauh ist, wie sie gewöhnlich geschildert wird, denn bei der Frau ist sie außerordentlich glatt, weich und fein. Die Männer zeigen wenig Bartwuchs. Wir haben also eine durchaus straffhaarige, tief brünette Rasse vor uns. Die Nasen sind sehr platt. Die sehr lebhaften und glänzenden Augen stehen so schief nach außen und oben, daß sie vollständig der schlitzäugigen Rasse anzugehören scheinen. Dazu kommt, daß die kurzen Augenbrauen ungewöhnlich hoch über dem Auge stehen und der innere Augenwinkel durch eine starke innere halbmondförmige Hautfalte gedeckt wird. Die Entfernung zwischen den inneren Augenwinkeln ist ganz beträchtlich; sie sind so weit auseinandergerückt, daß man sich erst daran gewöhnen muß, um die sonst keineswegs unangenehmen Formen des Gesichtes zu würdigen, eines Gesichtes, in dem Alles mehr in's Breite geht, in welchem Wangenknochen und Unterkieferwinkel stark hervorstehen. Die Mundgegend, besonders die Unterlippe, ist so weit vorgeschoben, daß sie im Profile ganz bestimmend wirkt. Gegenüber der vorher angegebenen Aehnlichkeit zwischen Eskimo und Mongolen tritt ein Unterschied im Schädel auffallend hervor. Die bisher bekannten Grönländerschädel sind stark langköpfig, die der Mongolen mehr kurzköpfig.

Eine zweite aus Labrador nach Berlin gekommene Gruppe zeigte in der anschaulichsten Weise die Uebereinstimmung in der Rasse mit der vorigen. Auch bei diesen Eskimo ist die ganze Bildung des Gesichtes mongolisch, der Gehirntheil aber eigenthümlich, absonderlich. Sind nun die Eskimo ein ursprünglich mongolischer Zweig, der nach Amerika gewandert und hier sich nach und nach bis nach Ostgrönland ausgedehnt hat, so müßte man, meint Virchow, entweder annehmen, daß sie von einer bis jetzt noch nicht aufgefundenen langköpfigen Varietät des mongolischen

Stammes herkommen, oder daß die langköpfige Beschaffenheit des Schädels sich erst entwickelt habe unter besonderen örtlichen Verhältnissen, unter denen die Leute seit wer weiß wie langer Zeit leben, und die allerdings hinreichend stark sein mochten, um gewisse Umformungen im Schädelbau herbeizuführen. In dieser Beziehung begnügt sich Virchow, darauf hinzuweisen, daß die Art ihrer Ernährung wohl geeignet ist, wesentliche Veränderungen im Gesichts- und Schädelbau herbeizuführen.

Cumberland-Eskimo.

Die Eskimostämme sind, wie schon oben der Name angab, Fleischesser in des Wortes vollster Bedeutung; sie essen das Fleisch häufig roh, gebrauchen also große Anstrengungen der Muskeln, um solch Speiseobjekt zu verarbeiten. Nun sind in der That ihre Kaumuskeln auffallend entwickelt, desgleichen die an der Schädelseite liegenden Ansätze derselben, und es giebt kaum eine zweite menschliche Rasse, bei welcher diese Ansätze, die sogenannten halbzirkelförmigen Schläfenlinien, die bei uns gewöhnlich drei Finger hoch über dem Ohre liegen, in der Regel so hoch hinauf-

rücken, daß sie sich mehr und mehr der Mitte des Schädels nähern. Auf diese Weise wird der Schädel seitlich in viel größerer Ausdehnung mit Muskeln bedeckt. Bei den Eskimo werden diese nun noch einmal so groß wie bei Europäern, die gemischte Kost gut zubereitet genießen, sie nur wenig zu kauen brauchen. Nun läßt es sich sehr wohl denken, daß bei einem jahrtausendelangen Gebrauche allmälig sich eine Umbildung des Schädels so gestalten kann, so daß aus einem kurzen Kopfe ein langer wird. Freilich braucht nicht nothwendig übermäßige Kaumuskelentwicklung mit Langköpfigkeit zusammenzufallen, wie wir das an den Kurzköpfen der Samojeden und Ostiaken bemerken. Diese Frage ist somit noch eine offene. Ein Vergleich mit der Umbildung der Schädel mancher Hausthierrassen würde hier zu weit abseits führen.

Welcher Art ist denn nun die Fleischnahrung? Die Eskimo sind ein Fischervolk. Ihre vorzüglichste Nahrung bilden Seehunde, Wale, Heringe und andere Seethiere, welche sie in ihren leichten Booten fangen und für die Zeit des Winters zu größeren Mengen aufspeichern. Das Fleisch wird getrocknet und in der Regel roh gegessen. Etwaige Beeren, Kräuter, Wurzeln, Seegras dienen als Delikatessen zur Erfrischung, desgleichen das Fleisch des Ren. Der Verbrauch von reinem Fette, Thran, ist, wie kürzlich noch J. Murdoch überzeugend nachgewiesen, oft stark übertrieben worden. Von der Menge des während einer Mahlzeit vertilgten Fleisches aber wird sich Mancher in Europa kaum eine Vorstellung machen können. Was in Deutschland der hart arbeitende Landmann genießt, oder in Fabrikdistrikten die Arbeiterbevölkerung, das ist Jedem hinlänglich bekannt. Wenn aber ein Eskimojäger hungrig vom Fange heimkehrt, vermag er ohne Schaden zu leiden acht bis zehn Pfund Fleisch hinunterzuschlucken, und er findet darin, wie Bessel in der amerikanischen Nordpolexpedition berichtet, durchaus nichts Ungewöhnliches. „Mit der linken Hand erfaßt er den großen Klumpen, schiebt davon so viel in seinen Mund, als dieser zu halten vermag, und schneidet den unförmlichen Bissen dicht vor den Lippen ab. Darauf kaut er mit beiden Backen und schmatzt dabei möglichst geräuschvoll.“ Das Klima verlangt hier aber auch größere Nahrungsmengen, denn Charles Fr. Hall, welcher fünf Jahre, und H. W. Klutschak, welcher zwei Jahre unter den Eskimo lebte, fanden, daß die Portionen, welche sie selber zu sich nahmen, mit ihren früheren Begriffen von Mäßigkeit in ganz schauderhaftem Widerspruch standen. Die langen Wintermonate sind für die Jagd auf die Wassersäugethiere günstig, im Sommer ist der Fischfang einträglich; Bären und grönländische Wale sind jetzt in den südlicheren Gegenden äußerst selten. Die festländischen Inuit jagen außer den Moschusochsen und Eisbären vornämlich die wilden Ren. Als

einziges Hausthier dient Allen der Hund, der in Tagen der Noth gleichfalls gegessen wird. Man nennt den Eskimo den Polarmenschen, doch wissen wir, daß er es nicht immer war, daß er früher in südlicheren Gegenden wohnte, sodann, daß auch der nordöstlichste Theil Asiens erst nach und nach von südlicher wohnenden Gruppen bezogen wurde. Durch eine scharf-

Eskimo im Kajak.

sinnige Verwerthung ethnologischer Thatsachen (z. B. der Entwicklung des grönländischen Kajak, Einmannbootes, aus dem Rindenkanu der „Indianer", desgl. auch der dazu gehörenden Waffen und Geräthe) bewies H. Rink, daß die Eskimo von Westen, aus dem Innern von Alaska, aus dem Quellengebiet des Mackenzie und anderer östlicher Ströme kamen. Aus der Einförmigkeit der so weit verbreiteten Eskimosprachen schließt derselbe Forscher

sodann weiter, daß die betreffenden Stämme einst von gleicher Heimath langsam vorwärts zogen, daß sie aber vor mindestens 1000 Jahren schon ihre jetzigen Wohnorte erreicht hatten. Nach der Größe der Dialektunterschiede trennt Rink von den eigentlichen Eskimo die Alëuten und Erstere dann wieder 1) in einen östlichen Stamm mit zwei Abtheilungen, aus deren einer die Eskimo von Labrador und die Grönländer stammen, 2) in einen westlichen Stamm mit einer nördlichen und südlichen Abtheilung. Einer der letzten Reisenden in diesen unwirthlichen Gebieten, Fr. Boas, schließt aus manchen Ueberlieferungen, daß im Westen der Hudsonbai die Heimath der Eskimo, von wo sie theilweise nördlich und nordöstlich nach Grönland zogen bis in die höchsten Breiten, und daß sie von Norden her Ostgrönland erreichten. Vielleicht darf man als hervorstechendstes äußeres Unterscheidungsmerkmal der westlichen Inuit das vom Nortonsund bis an den Mackenziefluß übliche Durchbohren der Oberlippe bezeichnen, welches dazu dient, ein kleines Knochenstäbchen, Muschel-, Stein- oder Holzstückchen durchzuschieben, das allmälig die Oeffnung bedeutend erweitert und die Lippe unschön herabzieht.

Die Eskimostämme zählen in der Regel nur wenige Angehörige. So fand Fr. Boas nördlich von der Barrowstraße keinen Stamm von mehr als zehn Hütten. Von Igtlutuarsuk in Ostgrönland, das dreizehn Hütten besitzt und vielleicht die größte Niederlassung an jener Ostküste ist, liegen bis Kap Farewell 15 Niederlassungen, von welchen die meisten nur eine bis zwei Hütten haben. Die Gesammtzahl aller schätzt man in Grönland und im nördlichen Amerika auf 15000, auf 12000 im nordwestlichen Amerika. Reisen einzelner Eskimo in's Ungewisse hinein sind garnicht selten. Bessel berichtete von einem Manne, der auf der Cumberland-Insel geboren war und mit seinem Vater bis Kap Isabella wanderte, wo sie sich einem unbekannten Stamme anschlossen, um endlich in Ita am Smith-Sunde zur Ruhe zu kommen. M'Clintock erzählt von einem anderen Eskimo, der im Sommer auf der Durban-Insel gesehen war und im nächsten Winter bei Ponds Inlet erschien, also eine Entfernung von mindestens 950 km (ungefähr so weit als die Eisenbahnstrecke von Hamburg über Berlin nach Gumbinnen) zurückgelegt haben mußte. Vermischungen der Eskimo mit Europäern sind nicht ungewöhnlich. Unter den heutigen Bewohnern von Godhavn, der wichtigsten Niederlassung in Grönland, findet man wenige unverfälschte Eskimo; der größte Theil hat gemischtes Blut und dadurch nur gewonnen. Man sieht manches recht feine Gesichtchen mit blonden Haaren und blauen Augen und doch jenem unverkennbaren Eskimozug. Die Gestalten sind klein, aber zierlich, und besonders Mädchen und Frauen verfügen über so kleine zierliche Hände und Füße, daß gar

viele Europäerinnen sie um dieses Geschenk der Natur beneiden würden. Den Sitten und Gebräuchen nach bleiben diese Mischlinge Eskimo.

Die Sinnesschärfe der Polarmenschen wird oft gerühmt. Die wunderbaren Leistungen auf der Seehundsjagd wären ohne sie geradezu unmöglich, und sie ist eng verknüpft mit reger Beobachtungsgabe. Aus den vielen Beispielen, welche Kane hierfür anführt, nur zwei: „Wenn jener Stern dort bis zu diesem Punkte gelangt ist und nicht höher steht als dieser andere, wird es Zeit sein, die Hunde vor den Schlitten zu spannen. Ihre Heimath kennen sie auf's Beste. Jede Veränderung des Wetters, des Windes, des Eises wird bemerkt und der Einfluß solcher Veränderungen auf den Zug der Wandervögel mit demselben Scharfsinn vorherbestimmt, mit dem sie die Gewohnheiten der nicht wandernden Thiere verfolgen." Nicht minder rühmt Klutschak die Schärfe der Beobachtung bei Männern, Frauen und Kindern. Die Frauen besonders sind als Kartenzeichnerinnen im Schnee ausgezeichnet, wie früher schon Parry und kürzlich noch Boas berichteten. „Man muß alle diese Beobachtungen der Leute einer gewissen Neugierde zuschreiben, und gerade diese Neugierde ist es, die sich bei Zivilisirung unzivilisirter Völker als die erste Hauptbedingung für das Gelingen der wahren humanen Missionsarbeiten unseres Jahrhunderts bewährt hat."

Ihrer Begabung nach zählen die Eskimo zu den geistig regsten Naturvölkern. Sie lernen außer den verschiedenen „Indianer"dialekten auch geläufig Französisch und Englisch, besitzen eine originelle Dichtkunst, und ein Eskimo, dessen Name mit der Geschichte der modernen Polarfahrten innig verflochten ist, schrieb derartig seine eigene Lebensgeschichte, daß sie einer Uebersetzung in eine europäische Kultursprache für würdig befunden wurde. Das stolze Selbstgefühl der Eskimo hebt unter Mittheilung charakteristischer Züge mit Recht Ad. Erik v. Nordenskiöld hervor.

Der Charakter dieser Polarmenschen hat meist eine recht günstige Beurtheilung erfahren. Streichen wir in dem Urtheil des kompetenten Graah über die Ostgrönländer die Superlative „die harmlosesten, gutmüthigsten, ehrlichsten und tugendhaftesten Menschen", so haben wir ein Urtheil, das auf die Eskimo paßt und das außerdem aufrichtige Russen allen Nordsibiriern ertheilen. Wenn nun ein so gründlicher Kenner polarer Völker, wie v. Middendorff, verwundert ausruft: „Woher bei so armen Schluckern solche musterhafte Ehrlichkeit?" so möchte ich antworten mit jenem Spruche Gellerts, der sonderbarerweise sich über dem Eingange zum Arbeitszimmer des Finanzministers in Berlin befindet: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Der Kampf mit den Naturgewalten schafft Muth, gepaart mit Vorsicht. An Kraft und

Gewandtheit werden die Eskimo von wenig anderen Naturvölkern erreicht. Mit dem Ehrgeiz des Grönländers läßt sich nur dessen thatbereiter Familiensinn vergleichen. Das kampfreiche Leben macht aber auch hart und grausam. Mordthaten in Erfüllung der Blutrache sollen bei den Grönländern nicht selten sein. Dann verzehrt der Mörder auch wohl ein Stück vom Herzen oder der Leber seines Opfers, weil man dadurch auch die Herzen seiner Anverwandten krank zu machen wähnt. Man begräbt lebendig einsame Wittwen, mutterlose Kinder, hilflose Alte, weil, wie wir das später öfter erwähnen werden, der stete Kampf um's Dasein die Gefühle des Mitleids nicht aufkommen läßt. „In Krankheit oder Noth leisten sie niemals einander freiwillige Hülfe, Wohlthätigkeit ist unbekannt bei ihnen, aber sie thun das nächstbeste Ding: sie verweigern ihre Hilfe nicht. Vor den ärmlichen Hütten der Bewohner dieser Eiswüste wird der unglückliche Jäger, der kein Wild traf oder gar seine Hunde verlor, die schutzlose Familie, deren Haupt verunglückte, selbst der träge, faule Mensch niemals abgewiesen, doch ebensowenig eingeladen. Sie mögen kommen, sie mögen nehmen, was da ist, als ob sie Glieder der Familie wären, das ist natürlich; aber wenn man wüßte, daß sie in einiger Entfernung von der Hütte am Verschmachten wären, Niemand würde daran denken, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie sind die am meisten auf sich selbst gestellten Menschen in der Welt. Niemals scheint ihnen der Gedanke zu kommen, Hilfe zu erwarten, und ebensowenig denken sie daran, sie anzubieten. Sie betteln weder, noch leihen oder stehlen sie untereinander. Sie machen sich weder Geschenke, noch berauben sie sich. Man kann sich kein unempfindlicheres menschliches Wesen vorstellen als sie." Fr. Ratzel nennt die in diesen Worten des erfahrenen Hayes liegende Anschauung eine etwas pessimistische.

Bemerkenswerth ist ferner die große Friedfertigkeit der Eskimo. Selbst unter Hausgenossen kommen fast niemals Streitigkeiten vor, und ihre Sprache verfügt über gar keine Scheltworte. Ein Erzürnter giebt sein Mißfallen philosophisch durch Schweigen zu erkennen. Daher giebt es selbst in den dänischen Distrikten Grönlands keine Gerichte bei den Eskimo. Gegen die seltenen Uebelthäter größeren Stiles wird aber bei den zu gewissen Jahreszeiten stattfindenden öffentlichen Festen und Spielen vorgegangen, indem dabei die Anklage gegen den Missethäter in Versen abgesungen wird. In gleicher Weise vertheidigt sich der Beschuldigte, und die Beifalls- oder Mißfallszeichen der Menge geben den Urtheilsspruch ab. Das sind also wahre Gesangsduelle. Die Fehler der Eskimo liegen besonders in der Richtung einer ausschweifenden Genußsucht. Ueber den Kommunismus in der Lebensform der Eskimo Grönlands und des

Eskimofrau.

Westens äußert sich Fr. v. Hellwald folgendermaßen: Weil die Lebensform durchaus kommunistisch ist, so kommt bei der Ehe die Mitgift nicht ernstlich in Betracht. Eine Familie, die sich durch Verheirathung der Kinder in mehrere verzweigt, bewohnt ein Haus, d. h. ein Zimmer. Reicht der Raum nicht mehr aus, so ziehen etliche dieser Familien nach einer neuen Behausung, und ist diese zu groß nach ihren ökonomischen Begriffen, so gesellen sich ihnen andere bei, von denen jede ihr besonderes Plätzchen auf der breiten Bank hat, das sie mit ihrer eigenen Lampe beleuchtet. So sondern sich die Bewohner des Iglu (Steinbaues) oft in Familienglieder und Hausgenossen, doch können Letztere nur mit allseitiger Zustimmung aufgenommen werden. Seltsamerweise hat jedoch eine solche kleine Gesellschaft kein Oberhaupt, sondern Jeder ist darin gleichberechtigt. Von jedem Seehunde erhält jeder Einzelne seinen Antheil an Fleisch und Thran für seine Lampe, so daß in der Regel auch der Aermste mit den nothwendigsten Lebensmitteln versehen ist. Innerhalb der Grenzen des von der Gemeinschaft bewohnten Gebietes besitzt jeder Einzelne Jagd- und Fischrecht. An Treibholz gehört Jedem, was er selbst fortzutragen vermag oder als Besitzzeichen mit einem Steine beschwert. Ist ein harpunirter Seehund entkommen und später gefangen, so gehört er, so lange noch die Blase an der ersten Harpune ist, dem Besitzer derselben. Wird ein Vogel oder Seehund von zwei Verfolgern getroffen, so gehört er Beiden. Wale, Walrosse, Eisbären sind Gemeingut, weil sie zumeist nur durch die Kräfte Mehrerer erlegt werden können. Vornämlich tritt der erwähnte kommunistische Zug den Geräthschaften und Werkzeugen gegenüber hervor. Wer eine Waffe oder ein Werkzeug ausborgt und es beschädigt oder gar verliert, hat keinen Ersatz dafür zu leisten, denn Jemand, der etwas zu verleihen hat, besitzt mehr als das Nothwendige, und alles Ueberflüssige ist Gemeingut. Das Recht des Einzelnen schließt aber auch seine Arbeitspflicht ein, und jeder Mann, der nicht körperlich unfähig ist, muß, bis er im Alter zusammenbricht, dem Seehunde oder Wale nachjagen. Wer sich dem zu entziehen sucht oder auch nur seine heranwachsenden Kinder nicht genügend dazu anhält, wird von allen Gliedern der engeren und weiteren Gemeinschaft mit Geringschätzung behandelt. Im Verkehr miteinander beobachten beide Geschlechter die größte Züchtigkeit, selten hört man von der Verführung eines Mädchens; dagegen leben junge Wittwen und verstoßene Frauen viel freier.

Wir haben bis jetzt zum größten Theile den Polarmenschen in seinen äußeren Merkmalen und inneren Eigenschaften betrachtet; im Folgenden wollen wir seine Tracht, seine Waffen und Geräthe und seine Behausungen uns etwas näher ansehen.

Die Kleidung der Eskimo wird aus Seehunds- und Renfellen und auch aus Vogelbälgen hergestellt. In Südgrönland trägt man jetzt auch von Europäern eingehandelte Woll- und Baumwollstoffe. Man zieht in der Regel zwei Kleider übereinander an, von denen das eine mit einer Kapuze versehen ist, die bei kaltem und nassem Wetter über den Kopf gezogen wird. Bei einer Fahrt auf die offene See wird noch ein schwarzer glatter Seehundspelz darüber angelegt, oft auch unter ihm noch eine Art Hemde von Seehundsdärmen, um das Ganze mehr wasserdicht zu machen. Sowohl Männer als Frauen tragen Beinkleider, die ersteren engere, die anderen weitere, welche über den Knöcheln oder den Stiefeln so fest mit Riemen gebunden werden, daß ein Eindringen des Wassers unmöglich ist. Die Strümpfe bestehen aus den Fellen noch ungeborener Seehunde, die Stiefel bei Männern aus glattem schwarzgegerbten, bei den Weibern aus weiß- oder rothgegerbtem Seehundsleder. Zum Tragen kleiner Kinder ist der Pelz der Mütter und Kinderwärterinnen am Rücken so weit, daß das nackt hineingesteckte Kind darin Platz findet. Ein um die Mitte des Leibes geschnallter Gurt verhindert das Hinabrutschen des Kindes. Bei sehr kaltem Wetter verlängern sich die einfachen bis zum Knie reichenden Fellstiefel derartig, daß sie bis an den Leib heraufgezogen werden können. Der sauberen Näharbeit, welche Ellis an der Eskimokleidung rühmt, können wir in unseren Museen für Völkerkunde, wo sie zahlreich gesammelt ist, jetzt volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Sie machen die Arbeit mit einer elfenbeinernen Nähnadel (aus Walroßzahn) und mit den gespaltenen Spannadern von Thieren statt des Zwirnes. Sie geben keinen schlechten Geschmack dadurch zu erkennen, daß sie ihre Kleider mit Streifen von allerhand buntem Leder nach Art der Tressen einfassen, oder auch Handkrausen daran von eben solchem Leder machen, welches, wenn es zusammenkommt, nicht allein ganz hübsch, sondern auch der Bequemlichkeit gemäß scheint.“ Daheim sitzt man bis auf die kurzen Beinkleider völlig nackt in dem Wohnraume, die Kinder sogar splitternackt. Die freie Zeit vertreibt man sich dann mit Erzählungen und, nach Art vieler Südländer, mit dem Fangen und Verzehren jener bedächtig kriechenden Thierchen, welche in den schmutzigen Alltagskleidern in Hülle und Fülle sich vorfinden. Die Haartracht wechselt nach den verschiedenen Gegenden, nicht nach der Mode. Die Männer Ostgrönlands und am Mackenziefluſſe tragen es lang und lose, doch fassen die Ersteren es mit einem Stirn- und Kinnriemen zusammen. Im Kotzebue-Sunde hängt es in Flechten zu beiden Seiten herab. Die grönländischen Frauen tragen es in einem Knoten am Wirbel und verzieren ihn mit Schnüren und Perlen. Der schwache Bart wird durch Ausreißen der Haare beseitigt.

Die größte Zier bei den Grönländern bildet die Tätowierung an Kinn, Wangen, Händen und Füßen. Man durchnäht nämlich jene Hautstellen mit einem von Ruß gefärbten Faden, wodurch sich schwarze Punkte bilden. An der Tochter wird diese schmerzhafte Operation schon während der Kindheit von der Mutter vorgenommen, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann bekommen. Hier ist also das Tätowieren ein einfacher Körperschmuck, der nichts mit religiösen Motiven zu thun hat, ist auch nur bei Frauen üblich „behufs Unterscheidung von den Männern".

Mit Schmucksachen: Ringen, Federspulen, Perlen, abgeschliffenen Muschel- und Knochenstücken, werden besonders die Ohren und Lippen, nicht selten auch die Nasen bedacht.

Wir müssen hier, wenn auch nur kurz, der verschiedenen Arten ihrer Jagdwaffen gedenken. Zu den von Alters her gebräuchlichen Bogen und Pfeilen aus Tannenholz, zu Harpunen und Lanzen verschiedener Größe ist in neuerer Zeit noch die Flinte hinzugekommen; früher bestanden die Spitzen der Waffen aus Stein und Knochen, jetzt aus Kupfer und Eisen. Die äußerst sinnreich zusammengesetzte Harpune für größere Thiere besteht aus vier Bestandtheilen, dem $1^1/_2$—2 m langen eschenen Schafte, in dessen oberem Ende eine Walroßzahnplatte eingelegt ist; an dieser ist ein kegelförmiges Stück Walroßzahn mit Lederriemen befestigt, und darauf sitzt die Spitze, von welcher ein 10 m langer Walroßriemen abgeht, an dessen anderem Ende ein mit Luft gefülltes Seehundsfell angebunden ist. Geschleudert wird die Harpune mittels einer Art Wurfbrett, wie sie ähnlich in Australien, Mikronesien, bei südlicheren amerikanischen Stämmen und unter den Alterthümern Mexikos vorkommen. Trifft die Harpune, dringt die Spitze in den Körper des Thieres ein, so löst sich der Schaft ab, schwimmt und wird wieder aufgefischt, der Lederstreifen von der Spitze bis zum Luftsack hindert das Thier in seinen Bewegungen, das endlich durch den Blutverlust ermattet, herangezogen und getödtet wird. Eine zweite kleinere Harpune verwendet man für Vögel und Fische; ihre Konstruktion ist gleichfalls eine höchst sinnreiche. An den Wasserfahrzeugen wird auch jetzt des Rostens halber alles Eisen vermieden. Die Eskimo haben zwei Arten Boote: 1. das zum Transport für weitere Reisen gebrauchte, größere, nur von Weibern geruderte Weiberboot, und 2. das Einmannsboot, Kajak, eine der merkwürdigsten und zugleich vollendetsten Erfindungen der Naturvölker. Wie im Ganzen nach Anlage und Erfindung sinnreich erdacht, sind alle Werkzeuge und Geräthe der schaffenden Eskimohand auch durch die Vollendung im Einzelnen gekennzeichnet; sie sind nicht allein ein Zeichen fleißiger und geduldiger Arbeit, sondern noch mehr, ein Produkt regen Schönheitssinnes, das mit den elendesten Materialien hergestellt

wird. Die Verwendung des Knochens und zum Theil auch des Steines ist eine so vorwiegende und vielseitige, wie sie in dieser Ausdehnung in der heutigen Menschheit nicht mehr vorkommt. Um nur bei größeren Dingen einen Augenblick zu verweilen, so haben sie aus den Knochen größerer Säuger sich Schlitten erbaut, haben aus Steinen Bogengewölbe ausgeführt, woran keines der Kulturvölker Mexikos gedacht hat.

Bei der Errichtung der Wohnstätten kommt es in jenem Klima vornämlich darauf an, festschließende dichte Räume zu schaffen, die alle Wärme zusammenhalten. Das Baumaterial ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Wir finden Holzhütten, wo Treibholz häufig vor-

Erbauung von Eishütten.

kommt, z. B. westlich vom Mackenziefluß. Oestlich von dort bis zur Hudsonbai fehlt das Holz und gleichfalls die großen Wassersäuger mit den überaus gut zu verwendenden Knochen; man lebt also in Schnee- oder Eishütten, die auf der Wanderung jeden Abend neu errichtet werden. Natürlich sind diese als Nothbehelf nur klein, größer dagegen jene, welche längerem Aufenthalte dienen. Nach Klutschak ist die Hütte ein Kuppelgewölbe aus 1 m langen, 50 bis 75 cm breiten und 15 cm dicken festen Schneetafeln, die nicht schichtenweise, sondern so aneinander gereiht werden, daß sie eine in Spiralform fortlaufende ununterbrochene Linie bilden. Ist das nicht wirklich kunstreich erdacht? Im Innern wird zum Auflegen der

Felle als Betten eine Plattform errichtet und, während nun die Frauen die innere Einrichtung weiter besorgen, wird von den Männern in die nach Süden liegende Seite eine 60 cm hohe und ebenso breite Oeffnung als Eingang geschnitten. Vor diesem Eingang bauen sie dann eine kleine Vorhalle als Aufenthaltsort für die Hunde bei Stürmen und eine zweite knapp am Hauptgebäude liegende als Waarenhaus zum Schutz für die Fleischvorräthe. Wo die Behausungen weiter östlich zu dauerndem Aufenthalte halbkugelig von Steinen errichtet werden, beträgt der Durchmesser derselben gewöhnlich $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ m, und um die Wand läuft eine breite Bank, auf welcher eine oder mehrere Familien im Verein mit den jungen Hunden sitzen, essen, liegen und schlafen. Ein enger, vielleicht 1 m hoher und $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ m langer Tunnel bildet den Eingang, den man also auf allen Vieren durchkriechen muß. Da nun eine Durchlüftung fast gänzlich fehlt, die Seehundsthranlampe mit Gras statt des Dochtes stetig brennt, Männer und Frauen aus kurzen Thonpfeifen dänischen Tabak rauchen, so kann man sich von der Luft in diesem abgeschlossenen Raume einen Begriff machen; die Innentemperatur steigt selten über den Gefrierpunkt und doch erscheint dem aus dem Freien Kommenden die Wärme drückend. Die Sommerwohnungen sind in manchen Gegenden Zelte aus Seehundsfell, die am Eingange am höchsten, an der Rückseite bis auf den Boden abfallen, und deren unterer Rand mit Steinen beschwert und mit Moos verstopft wird. Den Eingang verhängt man mit einem Vorhange aus zusammengenähten Seehundsdärmen gegen den Wind. Da sie durchscheinend sind, ist das Innere leidlich erhellt. Die westlichen Eskimo besitzen außer ihren Familienwohnungen noch größere Räume für Versammlungen und Tanzvergnügungen im Winter, d. h. Darstellungen der Bewegungen und Geberden der Vögel und Vierfüßler. Vor dem Beginn solcher mit Spannung erwarteten Lustbarkeit machen die jungen Herren, bevor sie den mit trüben Thranlampen beleuchteten „Ballsaal" betreten, sorgfältige Toilette, indem sie sich den Oberkörper mit einer Flüssigkeit waschen, die man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen pflegt, die aber noch am Ende des 18. Jahrhunderts in einigen Theilen Schottlands als Ersatz der Seife diente. Jede Familie besteuert sich zu dem Picknick nach Kräften, die Damen ordnen die Lebensmittel und mit einem allgemeinen Schmause beginnt das herrliche Fest.

Die erste Niederkunft erwartet die Eskimofrau in der Familienhütte, die anderen im Sommer in einem besonderen Zelte, im Winter in einer neu erbauten Schneehütte. Selten besitzt eine Familie mehr als drei Kinder. Das erste Kleidchen des Kindes bei den Baffinsland-Eskimo besteht aus Vogelgefieder, das aber bald gegen ein Kleid aus Renfell ver-

Fertige Eishütten.

tauscht wird. Die Kinder werden zärtlich geliebt, und deren gutmüthiges, zufriedenes Temperament ist oft lobend besprochen worden. Kunstvoll geschnitzte Spielsachen erfreuen sie, und die Kindergräber sind oft voll von Mitgaben solcher rührenden Kleinigkeiten. Vom zehnten Lebensjahre an treten statt der Spiele die Uebungen im Boote, Fischfangen, Vogelfangen, Bogenschießen u. s. w. ein, und im Beginn des dritten Jahrzehnts führt der Jüngling ein Mädchen heim.

Wenn es an das Sterben geht, werden dem Eskimo die besten Kleider angezogen und die Knie eingebogen. Sobald er todt ist, trägt man alle Geräthe aus der Wohnung und beklagt ihn eine Stunde lang andächtig in aller Stille; gegen Abend wird dann der Leichnam nicht durch den Eingang, sondern durch eine hergerichtete Oeffnung hinausgeschafft und auf einer Anhöhe begraben. Das Grab wird mit Moos und Fellen ausgefüttert und mit letzteren, mit Rasen und Steinen wird der Todte bedeckt. Neben das Grab eines Mannes legt man dessen Kahn, Waffen und Werkzeuge, neben das einer Frau Messer und Nähzeug, neben dem Kindergrabe aber liegt ein Hundekopf, damit des Hundes Seele dem unmündigen Wesen den Weg in's bessere Jenseits weise. Die Ostgrönländer pflegen ihre Todten nicht zu begraben, sondern dem Meere zu übergeben. Anders aber geht es bei den amerikanischen Inuit zu. Im Todeskampfe ist der Gatte der Frau, die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd; im Todesfalle hört die Verwandtschaft auf. Der Eskimo, der eines natürlichen Todes stirbt, stirbt allein. Die Insassen der Hütte nehmen ihre sämmtlichen Habseligkeiten und suchen sich einen anderen Schlafplatz; die Hütte wird verschlossen und der Sterbende bleibt sich selbst überlassen.

Ein kleiner Völkersplitter, die bald Namollo, bald Onkilon, bald Tuski genannten Eskimo, befindet sich jenseits der Beringstraße im nordöstlichsten Asien, wird aber von den Renthiertschuktschen allmälig aufgesogen, tschuktschisirt. Einst lebten sie, wie die Ruinen am Kap Tschaplin beweisen, nach Eskimoart in unterirdischen Wohnungen, jetzt nur noch in oberirdischen mit Walroßhäuten überzogenen Hütten. Von den Tschuktschen nahmen sie auch die Leichenverbrennung an.

Die übrigen Völkerstämme Nordamerikas.

In Nordamerika leben gegenwärtig vier sehr verschiedene Menschenrassen nebeneinander: Die Nachkommen der Ureinwohner, Weiße, Vollblutneger und deren Mischlinge und die Chinesen. Die mittlere Körpergröße der ersten, mit denen wir uns hier allein zu beschäftigen haben, beträgt nach Gould 173,20 cm; sie zeichnen sich also durch eine hohe Statur aus, doch scheint es, als ob die östlichen Stämme hierin etwas hinter den westlichen zurückblieben. Ziehen wir aber die Maße der einzelnen Stämme in Betracht, dann sehen wir, daß hier, wie auch in der Südhälfte dieses Erdtheiles, einige, z. B. die Krih, unter dem Mittel bleiben. Es ist bekannt, daß man im Schädel der Säugethiere, und deshalb auch der Menschen, ein sicheres Mittel in Händen hat, nach etwaigen Abweichungen und Merkmalen genau die verschiedenen Arten, Abarten, Rassen u. s. w. zu bestimmen. Uebersehen wir aber das ganze Schädelmaterial des nordamerikanischen Gebietes, so kommen wir zu genauen Bestimmungen deshalb nicht viel weiter vorwärts, weil wir zwar die Schädel der Moundbuilders genau von den jetzigen unterscheiden können, diese aber einestheils häufig nicht mehr reine, sondern gemischte Rassen uns zeigen, anderentheils sehr oft nicht normale, sondern künstlich geformte Schädel darbieten. Wenn die Schädelform nach Laune und Mode stark verunstaltet ist, tritt dies sofort in die Augen. Es giebt aber in den Sammlungen auch viele, bei denen solche durch Kunst hervorgerufenen Veränderungen so unbedeutend sind, daß nur das geübteste Auge sie erkennt, und diese gerade können zu völlig unrichtigen Urtheilen und Schlüssen führen. Sieht man von allen künstlich verunstalteten Schädeln ab, so ist man doch jetzt schon so weit, daß man die Lehre Mortons von der Gleichförmigkeit des einheimischen Kurzschädels als umgestoßen betrachten darf; es finden sich zahlreiche Beispiele gut beglaubigter Langköpfigkeit, wenngleich Mittel- und Kurzköpfe überwiegend unter ihnen vertreten sind. Vor einigen Jahren konnte Virchow eine Gruppe von sechs Männern im Alter von 23—26 Jahren aus dem Stamme der Odschibwäh oder Chippeway, deren Heimath die Seenzone ist, genau untersuchen. Die

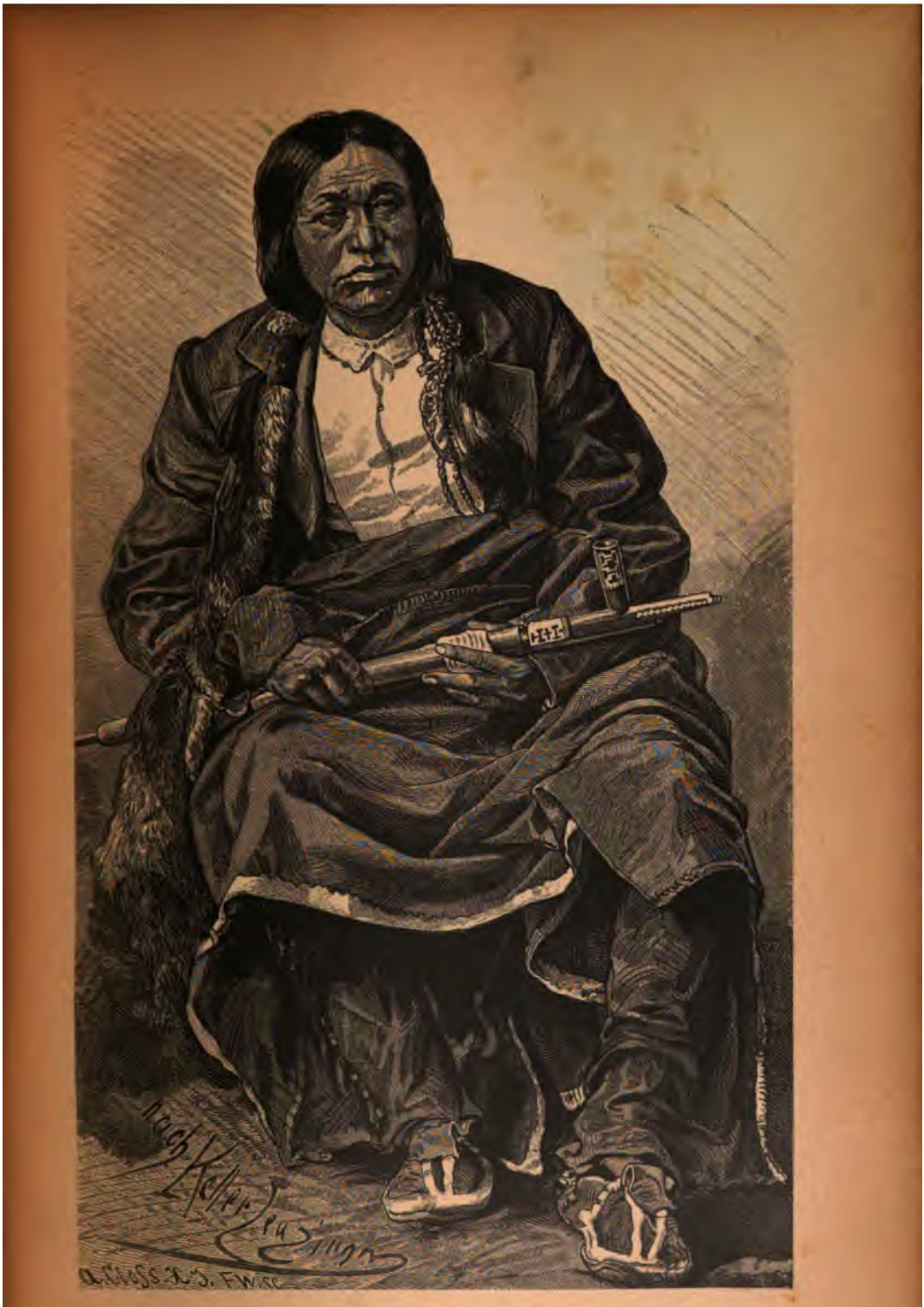
Beſchaffenheit der Haare und Haut, meint er, wäre ſo charakteriſtiſch, daß man nicht zweifeln könnte, eine echte Gruppe vor ſich zu ſehen, ſelbſt wenn bei dem Einen oder Anderen Blutmiſchung nicht ganz ausgeſchloſſen. Keiner von dieſen gut gebauten und mit kräftiger Muskulatur ausgeſtatteten Männern zeigte jene Kupferfarbe, wie ſie ſo vielfach in Schriften geſchildert wird, die Haut war mehr gelbbraun mit ſehr ſchwacher Beimiſchung von roth, die Regenbogenhaut bei Allen braun, die Augen eher klein, bei Einem etwas ſchief. Das Kopfhaar war ſtraff und dick, glänzend ſchwarz, an Pferdemähnen erinnernd, die Augenbrauen kräftig entwickelt, der Bart ſpärlich und kurz, die Stirn mehr gerundet, die vortretende Naſe ſtark entwickelt, die Ohren klein, ſchmal, mit angewachſenen Läppchen. Da vier von ihnen mittelköpfig, zwei kurzköpfig waren, ſo zeigt ſich darin ein deutlicher Unterſchied von den Eskimo. Nach Kollmann iſt die Breitenentwicklung des Geſichtes im Bereich der Wangenbeine und der Jochbogen gerade das, was dem Geſichte das Fremdartige verleiht; dieſe Geſichtsbreite und die eigenartig geformte, gebogene Naſe ſind die wichtigſten Unterſchiede zwiſchen der europäiſchen und amerikaniſchen Geſichtsform.

Für die oben erwähnte Schädelmißbildung wurden ſchon kurz nach der Geburt Anſtalten getroffen. Gewöhnlich legte man das Kind in einen wiegenartigen Trog, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polſter befeſtigt war, das quer über die Stirn hinweg feſtgeſchnürt wurde. Aehnliche Apparate beſitzen auch die Malaien. Nach einer anderen Art befeſtigte man das Kind auf einem Brette, an welchem ein kleineres in einer Angel hing, und verwendete dies zum Zuſammendrücken der Stirn. Bei europäiſchen Schädeln kommt jetzt ſolch künſtlich abgeflachter Hinterkopf nicht vor, doch findet er ſich bei vielen alten Schädeln aus verſchiedenen Theilen der alten Welt, und das deutet darauf hin, daß das jetzt längſt abgeſchaffte Wiegenbrett einſtmals in Weſteuropa ebenſo wie in Amerika angewandt wurde. Die Kinder der Choctaws wurden auf ein Brett gelegt und ihnen ein Sandſack auf die Stirn gethan, „der durch einen andauernd leiſen Druck dem Vorderkopfe von den Schläfen aufwärts eine ziegelſteinartige Form verleiht.“ Die Prozedur mit dem Troge wurde ſo lange wiederholt, bis das Kind gehen konnte, und dann ſoll ſolch armes Weſen erſchreckend ausgeſehen haben. Die Augen ſtanden „ungeheuer weit auseinander“, der Augapfel trat weit hervor und war nach oben gerichtet, der Kopf ungemein breit und hatte beinahe die Geſtalt eines Keiles. Eine kegelartige Kopfform ſchuf ein Stamm der Vancouver-Inſel durch eine aus Hirſchhaut gefertigte, mit Zedernbaſt weich umwundene Schnur von Daumesdicke. Da ſie rings um den Kopf gewunden wurde, ſo zwang ſie die Knochen, die Geſtalt eines ſpitz

Cheyenne-Häuptling.

Beschaffenheit der Haare und Haut, meint er, wäre so charakteristisch, daß man nicht zweifeln könnte, eine echte Gruppe vor sich zu sehen, selbst wenn bei dem Einen oder Anderen Blutmischung nicht ganz ausgeschlossen. Keiner von diesen gut gebauten und mit kräftiger Muskulatur ausgestatteten Männern zeigte jene Kupferfarbe, wie sie so vielfach in Schriften geschildert wird, die Haut war mehr gelbbraun mit sehr schwacher Beimischung von roth, die Regenbogenhaut bei Allen braun, die Augen eher klein, bei Einem etwas schief. Das Kopfhaar war straff und dick, glänzend schwarz, an Pferdemähnen erinnernd, die Augenbrauen kräftig entwickelt, der Bart spärlich und kurz, die Stirn mehr gerundet, die vortretende Nase stark entwickelt, die Ohren klein, schmal, mit angewachsenen Läppchen. Da vier von ihnen mittelköpfig, zwei kurzköpfig waren, so zeigt sich darin ein deutlicher Unterschied von den Eskimo. Nach Kollmann ist die Breitenentwicklung des Gesichtes im Bereich der Wangenbeine und der Jochbogen gerade das, was dem Gesichte das Fremdartige verleiht; diese Gesichtsbreite und die eigenartig geformte, gebogene Nase sind die wichtigsten Unterschiede zwischen der europäischen und amerikanischen Gesichtsform.

Für die oben erwähnte Schädelmißbildung wurden schon kurz nach der Geburt Anstalten getroffen. Gewöhnlich legte man das Kind in einen wiegenartigen Trog, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war, das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wurde. Aehnliche Apparate besitzen auch die Malaien. Nach einer anderen Art befestigte man das Kind auf einem Brette, an welchem ein kleineres in einer Angel hing, und verwendete dies zum Zusammendrücken der Stirn. Bei europäischen Schädeln kommt jetzt solch künstlich abgeflachter Hinterkopf nicht vor, doch findet er sich bei vielen alten Schädeln aus verschiedenen Theilen der alten Welt, und das deutet darauf hin, daß das jetzt längst abgeschaffte Wiegenbrett einstmals in Westeuropa ebenso wie in Amerika angewandt wurde. Die Kinder der Choctaws wurden auf ein Brett gelegt und ihnen ein Sandsack auf die Stirn gethan, „der durch einen andauernd leisen Druck dem Vorderkopfe von den Schläfen aufwärts eine ziegelsteinartige Form verleiht.“ Die Prozedur mit dem Troge wurde so lange wiederholt, bis das Kind gehen konnte, und dann soll solch armes Wesen erschreckend ausgesehen haben. Die Augen standen „ungeheuer weit auseinander“, der Augapfel trat weit hervor und war nach oben gerichtet, der Kopf ungemein breit und hatte beinahe die Gestalt eines Keiles. Eine kegelartige Kopfform schuf ein Stamm der Vancouver-Insel durch eine aus Hirschhaut gefertigte, mit Zedernbast weich umwundene Schnur von Daumesdicke. Da sie rings um den Kopf gewunden wurde, so zwang sie die Knochen, die Gestalt eines spitz



Cheyenne-Häuptling.

zulaufenden Kegels anzunehmen. Der durch feste Bandagen über Stirn und Kopfseiten hervorgerufene, weit ausgedehnte Hinterkopf der Peruaner wurde anfänglich von Vielen für ein Zeichen einer besonderen Rasse gehalten. Die Nicaraguaner halten einen flachen Kopf für ein Zeichen von Adel und für den höchsten Ausdruck von Schönheit; den Kindern wird deshalb der Kopf gehörig flach gedrückt. Wenn aber die Berufenen unter ihnen dann erklären, das sei von den Göttern eingeführt worden, so ersehen wir auch hieraus deutlich, wie anfänglich der Mensch diejenige Gestalt, welche er für schön hielt, seinen Phantasiegebilden, seinen Göttern, beilegte. Später griff dann jene Anschauung Platz, daß, weil die Götter diese oder jene Gestalt hätten, die Menschen darnach trachten müßten, jener sich ähnlich zu machen.

Indianer-Typen. (Frau.)

Fr. v. Hellwald hat zahlreiche Beispiele dafür zusammengetragen, daß mehr oder minder ausgesprochen die amerikanischen Völkerstämme Wandervölker waren. Von den Irokesen, die nicht einmal zu den eigentlichen Wanderern gehören, weist Stephen D. Peet drei große Veränderungen in ihren Wohnsitzen nach. Sogar die Seßhafteren entfernten sich, um ihre Feinde aufzusuchen, 1600—2000 km von ihren Wohnsitzen. Vom heutigen Wisconsin aus unternahmen nach Carver vor hundert Jahren die Winnebagostämme Streifzüge bis nach der von Spaniern bewohnten Südküste Neumexikos. Wie die Kometen, so erschienen diese Wandervölker nur, um wieder auf lange Zeit zu verschwinden. Der große Algonkinstamm ist fast von der Erde verschwunden; seine Horden bestehen nicht mehr, seine Sprache ist vergessen, seiner Dörfer Lage kaum noch festzustellen.

Das rapide Aussterben vieler nordamerikanischen Völkerstämme beliebte man früher auf Ausdünstungsstoffe der Weißen zurückzuführen, denen die Naturvölker unterliegen sollten. Darin ist Manches richtig; aber man braucht kein Vergrößerungsglas, um derartige Bakterien aufzufinden. Die Branntweinflaschen, die tiefen Pockennarben, die widerlichen Aussatzgeschwüre ließen alljährlich Tausende hinsiechen, und die erbarmungslose Jagd auf die für vogelfrei erklärten Stämme („ohne Seele"), deren Männer mit den Namen von Jagdthieren belegt wurden, lieferte meist eine „bedeutende Strecke". Unterbindet man dann noch gewaltsam den Jagd- und Fischerstämmen die Ader ihrer Ernährung, schießt man ihnen mit weitreichenden Feuerwaffen die Jagdthiere fort, treibt man sie von den Gewässern in Wüsteneien, dann erliegt auch von diesen ein großer Theil dem Hunger, und der Rest bildet Räuberbanden.

In diesem Auf- und Abfluthen muß nach und nach untergehen, was sich nicht mit den Weißen vermischt. In seiner unersättlichen Begier nach Gewinn und Besitz vertreibt der weiße Mann den farbigen aus der eingeäscherten Behausung, macht ihn zum Räuber, zum Vagabunden; nach dem „freien Amerika" vermag der Aermste nicht auszuwandern, er ist ja mitten in jenem Lande; man demonstrirt an ihm, daß er zu einer „verkommenen Rasse" gehört, deren Verschwinden die Vorsehung bestimmt hat. So hat man Alles dem freien Sohne der Natur geraubt, nur nicht jene Hoffnung auf dem Sterbelager, in den „ewigen Jagdgründen" mit den seligen Vorfahren bald wieder vereint zu sein.

Wir wollen jetzt einige der bedeutenderen Stämme etwas genauer betrachten.

Die Tlinkit.

Tlinkit, d. h. Menschen, nennen sich jene Stämme, welche ungefähr vom Eliasberge im Norden an der Küste entlang bis gegen den Kolumbiafluß wohnen, von den Russen aber wegen des Holzpflockes, „Kolok", den sie in der durchbohrten Lippe tragen, den Namen Koloschen oder Koljuschen erhielten. Jedes Geschlecht führt ein Schildwappen, d. h. es schmückt sich wenigstens mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es trägt. Nach Aurel Krause waren die beiden vornehmsten das Wolfs- und das Rabengeschlecht, denen als mehr untergeordnete sich das Bären-, Walfisch-, Lachs-, Froschgeschlecht u. a. anschließen. Das Symbol wird bildlich auf der Hütte des Häuptlings angebracht, Boote, Geräthe, Decken, Schilde und Helme sind damit versehen; bei manchen feierlichen Gelegenheiten treten öfter Personen in solchen Thiergestalten auf.

Bei den Tlinkit ist die Hautfarbe nur wenig dunkler als die der Südeuropäer, das Gesicht färben sie jedoch häufig bunt, vornämlich zinnoberroth oder schwarz. Frauen und unter den Männern die Tajon (Vorsteher, Aelteste) stecken in die weit aufgeschnittene Unterlippe Holzpflöcke, denn je tiefer die Lippe durch diese herabhängt, um so mehr meinen sie an Schönheit zu gewinnen. Die Augenbrauen sind gewöhnlich klein und dunkel, die Augen groß, lebhaft, oft wirklich schön, die Backenknochen hervorstehend, die Gesichtszüge im Ganzen nicht unangenehm. Das reiche schwarze Haar scheiteln die Frauen, die Männer tragen es öfter in einen Knoten aufgebunden. Hüte aus Bast, welche in der Form an chinesische erinnern, tragen beide Geschlechter nur ab und zu. Auf dem Körper tragen die Männer einen Schurz von grober Leinewand und darüber eine weite weißwollene Pferdedecke oder eine aus Ziesel- und Murmelthierfellen. Das Kleid der Frauen ist ein langes Hemd aus Segeltuch mit daran befestigtem Mantel. Der Dolch hat zwei sehr scharfe Klingen oben und unten und den Griff in der Mitte, die Bogen und Pfeile sind, seitdem man aus San Franzisko Feuerwaffen erhält, nur noch Spielzeug der Kinder. Im Kriege trägt man hölzerne Harnische und Hauben mit wunderlichen Visiren. Gegen Kälte und Schmerzen härten sich schon die Knaben ab; sie schneiden mit scharfer Muschel, ohne das Gesicht zu verziehen, oft den Arm der ganzen Länge nach auf, gehen auch bei Kälte von 20 Grad Celsius ohne Fußbekleidung. Bei jedem Hause befindet sich eine zum Dampfbade bestimmte Hütte, und aus dieser gehen sie nach dem heißen Bade in kaltes Wasser, und Viele sitzen, ohne der Gesundheit zu schaden, eine halbe Stunde darin. Nach solcher Abkühlung läßt sich dann der Mann bis auf's Blut geißeln zur Uebung im Ertragen körperlicher Schmerzen. Die Frau erwartet ihre Niederkunft im Winter in einer Schneehütte hinter dem Hause und nimmt gleich nach der Entbindung ein Dampfbad. Das neugeborene Kind wird schon nach wenig Wochen im kalten Meer- oder Flußwasser gebadet. Nur im Winter fesseln sich die Küstenstämme an ein barackenartiges Bretterhaus, das sie gegen den Sommer hin abbrechen und in Holzkähnen mit sich führen. Von diesen sind die größten, worin 20 und mehr Menschen Raum haben, bis auf die Ansätze aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt, manche sogar 12 m lang, meist ohne Zierrath. Der schnabelartige Vordertheil ist mit der Figur eines Thieres bemalt; der Kahn ist breit und flach, brauchbar in seichten Flüssen und auf dem Meere, schwimmt sicher ohne Ausleger, eignet sich deshalb aber nicht für größere Seefahrten. Die Ruder sind klein, leicht, spitz und in der Mitte am breitesten. Segel kennen sie erst seit Ankunft der Europäer. Die kleinen Kähne verwenden sie auch beim

Ausschmelzen des Fettes einer Stintart, indem sie die Kähne in Sand eingraben und das darin befindliche Wasser mit heißen Steinen erhitzen. Die Tlinkit besitzen viel Geschick für Handarbeit, sind treffliche Schmiede, verstehen sich auf Bildschnitzerei, die Frauen verfertigen Korb- und Flechtsachen und im Feuer gebrannte Thongefäße. Die von ihnen hergestellten Pfeifen zeigen allerlei künstliche Arbeit. Schüsseln schaffen sie sich aus den Hörnern des Bergschafes. Zur Verzierung spalten sie die Stacheln des dortigen Stachelschweines und flechten sie den Geweben ein. Sie schmücken sich gern mit den zierlichen Schalen der Dentalium-Schnecken. Um diese leichter zu gewinnen, versenkt man Hundeleichen mit Steinen beschwert an langen Leinen bis auf den Meeresgrund und zieht sie nach einigen Tagen völlig gespickt mit den Schnecken wieder empor.

Begehrt ein Tlinkit ein Mädchen zur Frau, so unterhandelt er zuerst durch Zwischenhändler mit den Eltern über den Kaufpreis, bringt dann an einem festgesetzten Tage die Geschenke und erhält dafür die Braut. Die Wahl des Mädchens ist jedoch durchaus nicht völlig unbeschränkt. Erinnern wir uns der oben aufgeführten Geschlechter. Es darf ein Mann z. B. aus dem Rabengeschlecht nur ein Mädchen aus dem Wolfsgeschlechte heirathen. Die Kinder folgen der Mutter und beerben den Oheim mütterlicher Seite. Auf diese Weise wird das Familienvermögen immer in dem Geschlechte erhalten. Deshalb hat auch der Neffe die Wittwe seines Oheims zu ehelichen, selbst wenn er schon eine Frau besitzt. Erscheint es aber nöthig, den Stamm des Vaters zu stärken, dann darf das neugeborene Kind auch der Schwester des Vaters zum Aufziehen übergeben werden. Das Gemeinwesen der Tlinkit ist ein patriarchalisches, das durch Uebereinkunft und volle Beobachtung des Herkommens in bestimmten Formen gehalten wird, während die Häuptlinge nur einen geringen Einfluß in Anspruch nehmen, der durch Reichthum, manchmal auch durch körperliche und geistige Ueberlegenheit gestützt werden muß. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern ist heilige Pflicht und mit der zartesten Aufmerksamkeit werden die Alten und Schwachen behandelt. Dem getödteten Feinde zieht man die Schädelhaut ab, und der Skalp ist eine Trophäe, die bei Festlichkeiten als Beinschmuck dient. Die Sitte des Skalpierens, d. h. Todten und Verwundeten durch einen Kreisschnitt die Kopfhaut vom Kopf zu trennen und abzuziehen, ist bei den meisten nordamerikanischen Völkerstämmen verbreitet. Streitigkeiten zwischen zwei Familien werden unter dem Gesange der Anwesenden durch Zweikampf mit dem Dolche ausgemacht. Die Leichen werden verbrannt, als Zeichen der Trauer das Haar ein Jahr kurz abgeschnitten und das Gesicht mit glänzend schwarzer Farbe lackirt. Einen Priesterstand besitzen sie nicht, aber Wahrsager.

Indianer-Versammlung.

Den südlichsten Zweig der Tlinkit, die Haidah, welche hauptsächlich den Königin-Charlottenarchipel bewohnen, reiben Krankheiten und Laster, welche sich seit der Berührung mit den Weißen eingenistet haben, schnell auf. Trunksucht ist allgemein. Schlechter Schnaps, die Pocken und die allverbreitete Prostitution lassen diesen kühnen Stamm schnell von der Bildfläche verschwinden, der nach den Versicherungen Rob. Browns und Dawsons vielleicht der schönste eingeborene Menschenschlag Nordamerikas war.

Zahlreich, aber noch viel zu wenig bekannt sind die Völkerstämme im Innern von Britisch-Kolumbia. Totemismus ist dort allgemein verbreitet und Personen eines Totems dürfen untereinander nicht heirathen. Auch hier nimmt das Kind das Totem der Mutter, nicht das des Vaters an. Es ist bekannt, daß nach erlittenem Schimpf in Japan sich der Mann den Bauch aufschlitzt. Die Eingeborenen dieser Gegenden jedoch, schreibt v. Hellwald, sind weiser; sie begnügen sich mit dem Aufschlitzen ihrer Wolldecken, oder, wenn dies nicht zur Verwischung des Fleckens genügt, opfern sie einen Sklaven. Menschenfresserei ist jetzt beschränkt auf die Medizinmänner. Nur allein die Aufführung der Namen der vielen Stämme würde einen beträchtlichen Raum einnehmen; deshalb mag die Bemerkung genügen, daß man alle diese in sechs große Gruppen untergebracht hat. Theodor Kirchhoff, der seit einer Reihe von Jahren an der Westküste Nordamerikas lebt, entwirft von den Stämmen, die er genau kennen lernte, nachstehende wahre, aber nicht sehr anmuthende Schilderung: „Wenn man glaubt, daß die Indianer heutzutage den prächtigen Heldengestalten aus Coopers Romanen oder denen aus Longfellows „Hiawatha" auch nur im allermindesten ähnlich sind, so thut es mir leid, solche Phantasie durch Darstellung der Wirklichkeit grausam enttäuschen zu müssen. Anstatt jener stolzen Söhne der Wildniß, mit muthblitzenden Augen, prächtig tätowiert und mit Pantherfellen und buntgestickten Togas geschmückt, findet man vielmehr wahre Jammergestalten, ungewaschen und ungekämmt, in Kleidern, gegen welche die eines italienischen Lumpensammlers Galaanzüge sind, Geschöpfe, die vor Schmutz und Ungeziefer buchstäblich umkommen und mit nichtssagenden, stieren Blicken und verdummten Gesichtern öfter halb blödsinnig aussehen. Wer an die holde Min-ne-ha-ha (lachendes Wasser) des Dichters Longfellow denkt und dann eine dieser Squaws betrachtet, welche von der schmutzigsten Zigeunerin verächtlich über die Achsel angesehen werden möchte, der wird sich eines Seufzers über den Verfall dieser Indianerrasse nicht enthalten können oder vielleicht argwöhnen, daß die Herren Cooper und Longfellow durch magisch verschönernde Brillen angeschaut haben, was — im Vertrauen sei's gesagt — nach des Verfassers bescheidener Ansicht garnicht so unwahrscheinlich ist."

Aus den Stämmen östlich vom Felsengebirge hebe ich hervor die große Gruppe der

Algonkinvölker,

von denen jener Theil, der im britischen Amerika lebt, sich einer viel menschlicheren Behandlung erfreut, als der in den Vereinigten Staaten lebende Theil. Charakteristisch für den Körperbau ist die flachere Gesichtsbildung, die kleinere Statur, die zarteren Hände und Füße. Die Gelüste nach Menschenfleisch sollen einige noch nicht überwunden haben; Jagd und Fischerei bilden ihre Hauptbeschäftigung. Den größten Zweig der Algonkin bilden die Naehiaok, welche die Engländer Krih, die französischen Kanadier Knistinos, Knistenaux oder Christenaux nennen, deren Zahl durch Pocken, Masern und andere Krankheiten zu Anfang dieses Jahrhunderts derartig abnahm, daß sie jetzt vielleicht nur noch 10 000 Köpfe zählen. Zu diesen gehören als Unterabtheilung auch die Monsoni in Labrador, deren Medizinmänner schon lange, bevor das Tischrücken um die Mitte dieses Jahrhunderts dem „aufgeklärten und gebildeten Europa" den Kopf verdrehte, die Geheimnisse der unwillkürlichen Muskelbewegungen als einträgliches Gewerbe auszubeuten verstanden.

Wie verkommen durch die Berührung mit den Weißen in Neufundland und Neubraunschweig auch die Abenaki sind, ersehen wir aus einer Mittheilung eines englischen Artillerieoffiziers über die erste von ihm gesehene „Rothhaut", deren Gegenwart schon in mäßiger Entfernung sehr empfindlich auf die Geruchsnerven wirkte, die echte Zivilisationsbeinkleider sehr zweifelhaften Stoffes trug und einen unauslöschlichen Durst nach europäischen Getränken offenbarte.

Von den oben erwähnten Odschibwä befindet sich ein Theil auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten in den sogenannten Reservationen, und lange schon machen Katholiken und Methodisten, Episkopale und Presbyterianer durch Missionen eigentlich nur vergebliche Versuche, sie der Industrie zuzuwenden, obgleich sie geistige Fähigkeiten in solchem Maße besitzen, daß zwei von ihnen, die freilich „Heiden" blieben, nämlich Peter Jones und George Copway, einheimische Geschichtsschreiber wurden.

Der andere in Kanada umherziehende Theil leidet in keiner Weise Noth und macht erhebliche Fortschritte in Moralität und Zivilisation.

Unter den „Schwarzfüßen", die gewaltige Krieger und treffliche Reiter sind, herrscht noch jetzt die Sitte, die Todten nicht zu begraben. Man läßt den Krieger im vollen Schmucke in seiner Hütte und bringt dem Heimgegangenen zu Ehren vor dessen Thür das übliche Pferdeopfer, wie es bei den Reitervölkern der alten Welt im früheren Europa und im

jetzigen Innerasien, oder in der neuen Welt bei jenen in den südamerikanischen Pampas Brauch ist.

Mit dem Namen der

Irokesen

wird ursprünglich ein Völkerbund bezeichnet, der schon lange mit dem Ackerbau sich beschäftigte und stadtartige Ansiedelungen besaß. In der ausgezeichneten Schrift von Friedrich Engels „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats" befindet sich von Seite 44 an eine treffliche Schilderung ihrer Gesellschaftsorganisation. Goulds Messungen an 808 Individuen ergaben, daß ihre Arme länger sind als die der Europäer und Mulatten, aber kürzer als die der Neger. Die theils in Kanada, theils in den Vereinigten Staaten lebenden Irokesen sind jetzt Christen, treiben Ackerbau, besitzen Schulen, sogar eine Druckerei und Journale. Die Fortschritte dieses Volkes in Intelligenz und Wohlstand sind sehr bedeutende; seine bedeutendsten Männer, wie Dr. Wilson, Oberst Parker im Stabe General Grants, und Cusick, der die Geschichte dieses Volkes schrieb, zeigen deutlich und klar, daß sie den weißen Rassen in keiner Weise nachstehen.

Eine andere Gruppe, welche auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten die Grasfluren zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi bis südwärts an den Arkansas bewohnen, sind

Die Dakota oder Sioux.

Sie sind etwas mehr als mittelgroß, besitzen eine mäßig flache Stirn und ein steil abfallendes Hinterhaupt. Ihre Hautfarbe ist kaum dunkler als die brünetter Europäer, die Hände und Füße sind schlank und zierlich. Augenbrauen und Barthaare werden sorgfältig entfernt. Als Jäger, deren Hauptnahrung früher Büffel- und Hirschfleisch war, wohnten sie in leicht aufstellbaren konischen Hütten aus Leinewand oder Büffelfell; jetzt leben Viele von Rindfleisch, Mais und Mehl. Ihre Anzahl beläuft sich gegenwärtig vielleicht auf einige Vierzigtausend. Die Schilderungen L. Burtons von den an weißen Frauen verübten Bestialitäten, von den Marterqualen, welche gefangene Feinde zu erdulden hatten, stehen in grellem Widerspruche mit den Ansichten Gerlands, der den Aeußerungen der unter ihnen weilenden Agenten vielleicht zu viel Vertrauen schenkte. In ihren wilden Kriegstänzen, in jener wunderbaren Willenskraft, welche lächelnd die freiwilligen Torturen erträgt, in der Geringschätzung des eigenen Lebens können wir noch ein Stück des urwüchsigen Lebens jener

Naturvölker erkennen. Die Worte, welche der von den Weißen zum Tode verurtheilte Häuptling Tatimima zu seinen Verwandten sprach, erinnerten

Sioux-Indianer. (Sitting Bull.)

mich wiederholt an den Anfang jener Rede des sterbenden Kyros, die der Grieche Xenophon seinen Schriften einverleibte. „Ich habe alle Hoffnung",

sprach der Häuptling, „unmittelbar nach der Wohnung des Großen Geistes zu gelangen, wo ich immer glücklich sein werde".

Zu den Dakota-Indianern gehören auch die Assiniboin oder Stein-indianer; sie haben sich zu einem besonderen Stamm, dem nördlichsten der Dakota, getrennt. „Sie wohnen, nach Catlin, im Yellowstone-Thale, im Westen der Felsengebirge, zu 5500 Köpfen in Montana als Nachbarn der Tschinuk, im Vergleich zu denen sie eine stattliche Erscheinung sind; sie hocken nicht, wie jene, als Fischer in Kähnen, sondern sie reiten über die Prairie und jagen den Büffel. Der Tracht nach kommt man in Versuchung, beide Geschlechter miteinander zu verwechseln, denn die Frau, in ein Hemd mit Gürtel gekleidet, hat kurzgeschorenes Haar, der Mann dagegen trägt ein Gewand, das wie ein weiter Unterrock bis über die Fußspitzen fällt, während das aufgelöste Haar bis an den Boden reicht."

Wie mannigfach wechselnd auch immer die religiösen Begriffe bei den einzelnen Stämmen sich gestalten mögen, so achten sie stets die Ansichten Anderer; sie sind tolerant. In seinen „Anfängen der Kultur" erwähnt Tylor den Ausspruch eines Indianers: „Es ist am besten, dort, wo keine Uebereinstimmung erzielt werden kann, jeden Menschen sein Kanu seinen eigenen Weg rudern zu lassen"; und nach langen Jahren theologischer Zänkereien, fügt Tylor hinzu, wird bald die moderne Welt diesen „Wilden" nicht ganz unrecht geben.

In einem grellen Gegensatze zu diesen streitbaren Völkerstämmen und ihren Lebensanschauungen steht die nun folgende Gruppe der

Kalifornier.

Stephen Powers, welcher diese Stämme gründlich in allen ihren Eigenthümlichkeiten studirt hat, äußert sich über den Unterschied zwischen den Stämmen nach der atlantischen Seite hin und denen an der pacifischen Seite Kaliforniens folgendermaßen: Bei den Kalifornern muß man sich mancher Begriffe entschlagen, mit denen man sich bisher vertraut machte. Man muß die Vorstellung des „Großen Geistes" aufgeben, denn die Kalifornier sind ausgesprochene Realisten, sie kennen nicht die „glücklichen Jagdgründe", sie wissen nichts von Skalplocke, Friedenspfeife und Totems, denn hier begegnen wir einer der niedrigststehenden Rassen. Auch bei dieser trifft das oft variirte Wort Emertons ein: Wo Schnee fällt, da herrscht gewöhnlich bürgerliche Freiheit; wo die Banane wächst, ist das thierische System träge und wird auf Kosten höherer Triebe genährt. Der Mensch wird hier sinnlich und grausam. Wir Alle kennen das reichste Goldland Amerikas und die staunenswerthen Veränderungen, welche im Verlauf nur

Häuptlinge der Assiniboins.

weniger Jahrzehnte dort stattfanden. Die nur dem Golde nachspürenden Spanier kannten Kalifornien schon seit mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten, ohne dessen Schätze zu ahnen; sie hielten dort Heidenbekehrer und in festen Kastellen zahlreiche Soldaten. Auch die Russen besaßen dort eine Niederlassung, die sie nur wenige Jahre früher räumten, als der Name Kalifornien wie ein Posaunenschall alle Abenteurer beider Welten an den Sacramento zog. Kalifornien und Australien sind zwei Namen, welche laut den Satz Oskar Peschels predigen, daß die räumliche Ausdehnung der Völker von der Vertheilung hoher Lockmittel an und in der Erde abhängt. Zahlreiche Völkerstämme bewohnten das herrliche Land, sie sind jetzt zusammengeschmolzen auf 10 bis 15000 Seelen, die Meisten kamen um in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nach dem „Hereinbruche der goldsuchenden weißen Wütheriche." Meist sind die Gesichtszüge dieser Völkerschaften häßlich, die wilden Augen groß, der Mund dick, die dunkle Hautfarbe streift fast an Schwarz, Hände und Füße sind, zumal in jüngeren Jahren, zart und zierlich; sie werden, und das ist sehr beachtenswerth, in der Jugend leicht außerordentlich fett, in ihren alten Tagen aber so mager, daß Powers einen Greis sah, der kaum mehr als 25 kg Gewicht hatte.

Als Fleischnahrung dient ihnen hauptsächlich der Lachs und kleinere Thiere, z. B. Feldmäuse; das Pflanzenreich liefert ihnen Eicheln, die im Mörser zerstoßen und in rohen Oefen zu Brot gebacken werden, Beeren des Manzanilabaumes und andere Früchte; sie kannten schon frühzeitig den Zucker aus der Zuckerföhre. Ihre Hauptkleidung bestand in einem Mantel aus Kaninchenfellen, und wer den Kopf schmücken wollte, that es mit den Federn einer Wildente. Mit der angenommenen oder aufgezwungenen europäischen Kleidung ist ein Heer von Krankheiten (Diphtheritis, Schwindsucht u. a.) bei ihnen eingezogen, und schneller, als die Schußwaffen es vermögen, räumt diese unsichtbare feindliche Armee unter den Stämmen auf. Als Waffen besitzen sie Bogen aus elastischem Holze, Pfeile mit Obsidianspitzen in einem Köcher aus Bären- oder Fuchsfell, Speere, Schleudern, Steine und Holzknüppel; eine sehr große Geschicklichkeit beweisen sie im Aufstellen von Fallen und Legen von Schlingen. Die Uebereinstimmung eines eigenthümlichen Angelhakens Kaliforniens mit dem gleichen Geräth in Samoa und Neuseeland, wenngleich auf irgend eine Entlehnung nicht zu schließen ist, bespricht Charles Rau in seinem wichtigen Werke über die Fischerei-Alterthümer. In dem interessanten Buche Paul Du Chaillus, „Im Lande der Mitternachtssonne", werden die gemeinsamen Schwitzbäder der Norweger sehr anschaulich geschildert. Die Schwitzhäuser der Kalifornier liefern dazu ein Gegenstück. Es sind kegelförmige, innen mit Balken ausgefütterte Erdhügel mit kleinem Eingange, die kaum der

kleinsten Gemeinde fehlen. Da hinein kriechen Männer, Frauen und Kinder völlig nackt, schließen die Thür und bleiben lange um ein glimmendes Feuer sitzen. Wenn sie von Schweiß triefen, stürzen sie hinaus und kopfüber in das kalte Wasser des benachbarten Flusses. Die Erdgräber werden vor der Bestattung innen ausgebrannt, und auch hier macht man bei der Beerdigung die Beobachtung, daß, je ärmer eine Volksklasse, ein Volksstamm ist, um so reicher die Gaben sind, welche dem Todten beigegeben werden. Die Kalifornier sind fast die Aermsten aller nordamerikanischen Stämme, und doch umschließen ihre Grabmitgaben alle Waffen und Geräthe, die der Lebende gebraucht hatte. „Es ist oft eine seltsame Gabe," sagt Powers, „die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkruken, leere Whiskyflaschen, Konservenbüchsen, Bogen, Pfeile u. dergl. m., und wenn es eine fleißige Hausfrau war, so schüttet man noch einige Körbe voll Eicheln darüber." Aehnlich wundersam sind die Spenden, welche in manchen Gegenden Australiens die trauernden Hinterbliebenen auf das Grab niederlegen: Rattenschwänze, Rattenknochen, Eidechsenknochen u. a., das kostbare Fleisch ist jedoch sorgfältig abgenagt.

Das Temperament der Kalifornier ist nach v. Hellwald heiter und ungemein gleichgültig gegen jede moralische Erregung. Die Kinder zanken sich nie, und wenn sie sich raufen, geschieht es nur, um die Körperkräfte zu erproben; die Besiegten bleiben ebenso fröhlich wie die Sieger. Der Erwachsene kann zwanzig Stunden beim Spiele sitzen, Stück um Stück der Habe verlieren und zieht zuletzt das Hemde ebenso lachend aus, wie der Gewinner es hinnimmt. Nackt, wie er geboren, oder höchstens mit einem geliehenen Hemde bekleidet, legt sich der Kalifornier dann hin und schläft binnen fünf Minuten den Schlaf des Gerechten. Nach Powers haben diese Stämme gar keine Vorstellung eines höchsten Wesens. Allerdings sprechen sie jetzt fast alle von dem großen oder dem „alten Manne da droben", aber sie besitzen blos den Ausdruck, nichts mehr; der Ausdruck ist nur ein von den Weißen ihnen aufgepfropftes fremdes Reis. Sobald man sie ausfragt über den Ursprung der Welt u. s. w., verschwindet dieser fabelhafte „alte Mann da droben" und der Coyote kommt zum Vorschein, denn dieser, der Prairiewolf, that Alles, schuf Alles; von ihm auch stammen sie ab.

Die Mohave

besitzen eine schmutzig hellbraune Hautfarbe; beide Geschlechter flechten das Haar; der Bartwuchs der Männer ist bedeutend. Die Hauptnahrung besteht in geröfteten Kuchen von Mais- und Weizenmehl; da sie aber auch häufig die getrockneten harten Maiskörner zerbeißen, sind die Schneide-

zähne meist stark abgenutzt. Sie enthalten sich des Fischgenusses, weil sie wähnen, daß in jedem Fische die Seele eines Vorfahren stecke; sie verbrennen die Todten, weil sie „stinken", und schlachten ein Roß, damit die Seele auf ihm in den Okiámbora reiten könne. Wenn ein Medizinmann (Priester) in seinen Weissagungen und Prophezeiungen sich dreimal geirrt hat, wird er unerbittlich gewürgt. Vor den zerstreut hier und dort vorkommenden Hütten stehen große thönerne Gefäße zum Aufbewahren der Mehl- und Kornvorräthe, und außerdem noch in einiger Entfernung von diesen kleine, magazinartige Bauten mit Mezquitschoten angefüllt, welche, falls einmal gänzlicher Mißwachs eintreten sollte, die Bewohner vor dem Hunger schützen. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich ganz bedeutend von den

Apatschen,

welche bis in die neueste Zeit hinein Jagdvölker geblieben. Sie fühlten kein Bedürfniß, durch Annahme des Ackerbaues ein bequemeres Leben zu führen. Als aber endlich die Regierung der Vereinigten Staaten sie zwang, in den Reservationen Ackerbau zu treiben, da bequemten sich nur Einige dazu, die Anderen ließen sich lieber vom Staate füttern. Von jeher war die Widerstandsfähigkeit ihres Körpers gegen Hunger und Durst, Temperaturunterschiede und selbst bedeutende Verletzungen eine ganz außerordentliche. Alte Weiber, Wahrsager, Priester und sogenannte Aerzte, die bei anderen Stämmen häufig geachtete Stellungen einnahmen, gab es bei ihnen nicht. Sie huldigten völlig dem Naturheilverfahren. Eicheln, Erdnüsse, Wild, Ratten, Mäuse, Schlangen, zu Schanden gerittene Pferde oder gestohlene Esel bilden ihre Nahrung, die sie theils roh, theils am Spieß gebraten verzehren. Pfeile und Spieße sind ihre Waffen. Bis in das dritte Lebensjahr werden die Kinder von der Mutter gesäugt, und bald sind sie so weit, sich selbstständig Früchte suchen, Schlangen und Frösche fangen zu können. Dann verlieren sie sich unter der Horde. Gustav Radde erzählt uns aus dem Kaukasus, daß die bösartigen Hirtenhunde, wenn es an das Sterben geht, sich von Herr und Herde fortschleichen in einen Versteck am entlegenen Orte, vielleicht aus Angst, von den Kameraden zerrissen zu werden. Wie diese Hausthiere, so ähnlich benehmen sich die Apatschen, wenn sie ihr Ende nahen fühlen. Ist der Aufenthalt der Horde an einem Platze von längerer Dauer, so schleppen sie sich abseits oder werden dorthin getragen, legen sich nieder und sterben, oder sie werden, wenn man auf der Wanderung begriffen, einfach zurückgelassen, wie jene todtkranken Sklaven in den Wildnissen Afrikas. Der allgewaltige Kampf um's Dasein kennt das Gefühl des Mitleids nicht;

Häuptling der Lizan-Indianer. (Apatschen.)

man hört fast nie eine Todtenklage, das Geheul des allgemeinen Todtengräbers, des Prairiewolfes, naht schaurig, und bald ist es mit einem Menschenleben vorbei. So wenig unsere Köchinnen sich der Grausamkeit zeihen, wenn sie einem lebenden Aale die Haut abziehen, ebensowenig denkt der Apatsche daran, wenn er ein gefangenes Thier lebendig auseinanderreißt. Von den Raub- und Beutezügen werden natürlich die Kranken und Schwachen ausgeschlossen und bleiben daheim; kehrt aber der ausgezogene Trupp mit nur wenig Beute zurück, so werden jene zum Mitgenusse nicht zugelassen, sie können verhungern oder werden auch wohl getödtet. Recht zu leben hat nur, wer sich zu wehren, zu ernähren vermag. In seinem neuesten Buche, „Mexiko, Land und Leute", schildert Ernst v. Hesse-Wartegg die letzten Empörungsversuche der Apatschen und ihre Gefangennahme durch General Crook. Als man im Jahre 1883, nachdem sie eine Menge Massenmordthaten vollführt, sie endlich in die Reservation zurückgebracht hatte, wurden sie von der Regierung der Vereinigten Staaten weiter gefüttert und gepflegt wie Kanarienvögel. Sie spielten dort tagsüber Karten, tanzten und tranken am Abend, und bald war die reiche Beute ihres letzten Kriegszuges verjubelt. Sofort wurde ein neuer Raubzug geplant. Geronimo, der schlimmste unter den hervorragenden Apatschenhäuptlingen, war die Seele der neuen Verschwörung. Es gelang ihm, mit 40 Kriegern und 92 Squaws (Frauen) und Kindern aus der White Mountain-Reservation zu brechen und 1885 wieder den Kriegspfad zu betreten. In nicht ganz einem Jahre hatten sie anderthalb hundert Weißen, Amerikanern und Mexikanern das Lebenslicht ausgeblasen, während sie ihrerseits nur zwei Krieger verloren hatten. Nun wurden gegen sie 2000 Mann amerikanischer Linientruppen und ebenso viele mexikanische aufgeboten. Man war ihnen beständig auf den Fersen, ohne ihrer habhaft zu werden. Diese Handvoll Apatschen spielten mit den Truppen einfach wie eine Katze mit den Mäusen. „Endlich wurden sie überrumpelt und ergaben sich sofort, wohl wissend, daß sie wiederum straflos ausgehen würden. Unter den Einwohnern Arizonas und Mexikos wird ihr Andenken noch lange fortleben, denn kein Stamm Nordamerikas hat verhältnißmäßig so viel Schaden angerichtet, so unzählige Opfer gefordert, so barbarisch gehaust, wie die Apatschen."

Die Comanches.

Dem Namen nach sind diese Indianer gleich den oben erwähnten wohl unseren Lesern bekannt. Die von ihnen in Jugendschriften und manchen älteren Reisewerken erzählten romantischen Geschichten haben

Pa-Utah-Indianer. (Comanches.)

keinen thatsächlichen Hintergrund. Es ist ein sehr wilder Volksstamm, der fast gar keine Zivilisationsfortschritte gemacht hat; Jagd- und Raubzüge, die sich auf sehr weite Strecken ausdehnen, sind ihre ausschließliche Beschäftigung, dazu sind sie ausgezeichnete Reiter und voller List und Verschlagenheit. Ihr Wohnsitz befindet sich am großen Salzsee oberhalb der Coloradobiegung. Auf ihren Wanderungen durchziehen sie sogar Mexiko und gelangen bis nach Durango. Untereinander sollen sie ziemlich friedfertig leben, doch Fremden gegenüber sind sie unzuverlässig und wortbrüchig. Obwohl Vielweiberei gestattet, so wird doch der Ehebruch äußerst strenge bestraft. Die Comanches sind noch einer der stärksten Indianerstämme; sie bilden in jenen schwach bevölkerten Gegenden in der That ein recht bedenkliches Element, gegen das sich der Weiße nur mit den Waffen in der Hand schützen kann.

Der Mexikanische Völkerkreis.

Am Rio Grande del Norte treffen wir auf die gegenwärtig so äußerst wichtig gewordene Doppelstadt, auf El Paso. Auf der Nordseite sind wir in „Amerika", im Lande des zwanzigsten Jahrhunderts, wir erblicken den fieberhaft thätigen Geschäftsmann aus Chicago und St. Louis; überschreiten wir aber die Brücke über den reißenden und stets trüben Strom, so sind wir schon nach wenigen Minuten in Mexiko, im Lande des sechszehnten Jahrhunderts, des schläfrigen, träumenden Caballero und Ranchero aus dem maurischen Granada oder Cordoba. Auf den vereinsamten sonnigen Straßen zeigt sich nur Morgens und Abends einiges Leben, die alten niedrigen Parterrehäuser gleichen denen des alten Mauritaniens, nimmt man der alten schneeweißen Kirche das Kreuz und setzt an dessen Stelle den Halbmond, so haben wir das Bild einer arabischen Stadt. Der Rio Grande del Norte bildet hier nicht allein die Grenze zweier Länder, sondern auch die zwischen vier Jahrhunderten.

Die Ausdehnung des alten Azteken-Kaiserreiches wurde nur von China und Rußland übertroffen; die große Scheere der Yankees schnitzelte später Kalifornien, Utah, Kolorado, Neu-Mexiko, Arizona und Texas, also eine Ländermasse von der halben Größe Europas ab.

Die Geschichte des mexikanischen Landes lehrt uns, daß durch ver-

schiedene Völker- und Stammwanderungen die Wohnsitze der Urbevölkerung mannigfach verschoben wurden.

Zu den mexikanischen Urvölkern gehören die Totonaken, südlich von Pánuco bis nach Jalapa an der Ostküste, welche, wie v. Hellwald schreibt, mit ihren glänzend weißen Kleidern und phantastisch über den Kopf gewundenen schwarzen Zöpfen, von himmelblauen, rothen oder gelben Bändern durchflochten, mit ihren wunderschönen, großäugigen, stets lachenden Kindern nach der Stadt Cordoba Hühner und allerlei Tropenfrüchte zu Markt bringen.

Die einst weitverbreiteten, blaubraunen, großköpfigen Otomi sind in den Hochlandschaften groß und kräftig, die halbziviliſirten in Orizaba klein, häßlich und mager, die um Zakapoaxtla dagegen jetzt völlig verwildert, alle aber höchst schmutzig. Sie leben vom Kohlenbrennen, oder sammeln Sassaparille, bringen saure Aepfel und holzige Birnen auf den Markt und beschäftigen sich in ihren Mußestunden mit Straßenraub und Einbruchsdiebstahl. Wenn sie auf den spanischen Haciendas dienen und dort in der grausamsten Weise mit der Peitsche zur Arbeit getrieben werden, dann sieht man deutlich, wie das knechtische Joch sie depravirt hat, sie, die noch jetzt ihre Kinder nie mißhandeln, ihnen reichliche Nahrung zuwenden und in ihren Familien fest und treu zueinander stehen.

Die von allen eingeborenen Stämmen am meisten hispanisirten Mixteken in der Landschaft Mixteka von Akatlan am Rio Naska bis nach Tututepek am Großen Ozean haben große Köpfe mit platten Tellergesichtern, kleine Hände und Füße und ihre Farbe wechselt von lichtbraun im Osten bis beinahe schwarzblau bei Tehuantepek. Sie sollen wegen ihres großen Fleißes im Ackerbau sehr zu loben sein, wegen der Behandlung der Kinder aber starken Tadel verdienen. Denn, so versichert Antonio Pascoli, deren Kinder tummeln sich nicht im Freien, in Wald und Flur umher, sondern hocken den ganzen Tag in einem Winkel der elterlichen Hütte mit ihren platten Vollmondsgesichtern, stets zum Weinen aufgelegt. Die Mutter schlägt die Kinder nicht wegen etwaiger Unarten, sondern um sie zappeln zu sehen und schreien zu hören. Sie fühlt sich blos dann glücklich, wenn der ganze Kinderhaufen in verzweifeltem Gezeter sich vor ihr windet. Machte Pascoli, der wochenlang unter den Mixteken lebte, den Frauen Vorstellungen, so hieß es: Darum haben wir ja geheirathet, die Kinder sterben davon nicht; wenn wir sie nicht prügeln, haben wir gar kein Vergnügen; füttern müssen wir sie ja doch.

Der interessanteste Stamm auf dem Isthmus von Tehuantepek, von dessen Vorfahren auch die Bauwerke bei Mitla und Tehuantepek errichtet wurden, ist der der Zapoteken. Die Männer sind stark und kräftig gebaut, ihr Gesichtssinn ausgezeichnet entwickelt, doch fröhnen leider Viele

der Trunksucht. An den Frauen rühmt man die schwarzen glänzenden Augen, die langen Wimpern, die schön geschwungenen Augenbrauen und das reiche, oft bis auf den Boden wallende Haar, das die regelmäßigen schönen Gesichtszüge umrahmt. Nach den Beobachtungen Friedr. Ratzels trägt das schöne Geschlecht außer Blau in allen Nüancen nur die hellsten Farben, mit Vorliebe rosenroth und hellgrün; ihre Kleidung besteht aus dem Hüfttuch, das fast bis auf den Boden reicht, und einem kurzärmeligen Jäckchen aus leichtem Zeuge, das nicht bis auf die Hüften geht und tief ausgeschnitten ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mantilla aus weißem, luftigem Zeuge, die mit einem sorgfältig gefalteten, breit abstehenden Kranze das Gesicht einrahmt und über Rücken und Schultern tief herabfällt. Die Männer tragen feine weiße Baumwollhemden mit schönen Stickereien auf der Brust, einen Ledergürtel, das „Machete", ein kurzes auch beim Feldbau benutztes Messer, sodann weite mit Spitzen und breiten Borten gezierte Beinkleider, Hüte aber nur in den Städten. Diebstahl und Raub kommen bei ihnen nie vor, und deshalb ist auch die pedantische zapotekische Ehrlichkeit sprichwörtlich im Lande.

Bergvölker in den höheren Theilen der Zentralgebirge sind die Zoque und Mixe. Die letzteren waren einst das mächtigste Volk im südlichen Mexiko, sind noch jetzt stark und kräftig und berühmt als Pferde-, Maulthier- und Rinderzüchter, aber in ihren Gesichtszügen liegt etwas Abstoßendes. Die Zoque sind ihnen ähnlich, ebenso häßlich, aber noch kräftiger.

Friedr. v. Hellwald gedenkt noch der „gefleckten Indianer", Indios pintos, welche in der Umgegend von Akapulko am Großen Ozean und auch weiter östlich im Staate Puebla, dort, wo er an Guerrero grenzt, auf einem beschränkten Raume im Gebirge wohnen und ein Häuflein von ungefähr 8000 Köpfen bilden. Sie haben ihre Bezeichnung davon, daß ihre braunblaue Haut in der That mit unregelmäßigen weißen Flecken bedeckt ist. Diese Flecken rühren nicht von einer Krankheit her, sondern die Kinder werden schon mit ihnen geboren. Pascoli besuchte ein Dorf der Pintos mit kleinen, schweinestallähnlichen Steinhäusern und sah aus ihnen nichts als scheckige Männer, scheckige Weiber und scheckige Kinder herauskommen, die sich alle des Umganges mit dem Weißen möglichst enthielten. Unter dem Kaiserreiche war Diego Alvarez, der sogenannte „Panther des Südens", ein solcher Pinto.

Zu den von Norden her eingewanderten Stämmen gehören die Tolteken und Azteken.

Die Tolteken waren die ersten Einwanderer, da wir sie lange vor der toltekischen Kultur in Mexiko bereits in den südlichen Gebieten, in Guatemala und Yukatan, angesiedelt finden. Von da aus sollen die

Keime toltekischer Kultur nach Mexiko getragen und dort weiter entwickelt worden sein, so daß die Einwanderung der Tolteken in Mexiko als eine Rückwanderung von Süden nach Norden aufzufassen wäre. Bei dieser Gelegenheit unterwarfen die Tolteken die vorher erwähnten Urvölker ihrer Herrschaft. Als nun das Toltekenreich seine Blüthe durchlebt hatte, scheint es gleich allen anderen Reichen von innerer Fäulniß ergriffen worden zu sein, infolge deren es ein Raub der sich empörenden Urvölker wurde, welche die Ueberlieferung mit dem unbestimmten Namen Tschitschimeken, d. h. Barbaren bezeichnet, die es verwüsteten und untereinander vertheilten. Doch die Tolteken gaben das Terrain nicht auf, sondern sich zeitweilig zurückziehend, fanden sie bald starke Hülfe in ihren Stammesgenossen, den Nahuatlvölkern, namentlich den kriegerischen Azteken. Diesem anfänglich unscheinbaren Volke gelang es, durch eine rücksichtslos durchgeführte stramme Organisation nicht nur das frühere Besitzthum der Tolteken zu erobern, sondern auch eine förmliche Weltherrschaft in diesen Gegenden zu begründen, die nur durch das Erscheinen der Spanier ein Ende fand.

Die jetzigen mexikanischen Stämme sind untersetzt und fast klein zu nennen, die Frauen rund und voll. Das Haar ist schwarz, oft glänzend, dicht und schlicht, die Stirn niedrig, der Hinterkopf stark entwickelt, das Gesicht oval, die Backenknochen hervorstehend, die Augen groß und dunkel, deren Weißes gelblich gefärbt, die Nase leicht gebogen, der meist große Mund schön geformt, das Kinn rund, Hände und Füße klein. Sowohl Männer wie Frauen sind starkknochig und die Beinmuskeln besonders stark entwickelt. Wie nun die „Lieblingspassion" des zahmen asiatischen Büffels das Ziehen ist, so gehen diese Mexikaner nicht gern unbelastet, und Sartorius erwähnt mehrerer Briefträger, die einen schweren Stein mit sich schleppten, um doch zu wissen, daß sie auf einem Geschäftsgange waren.

Nach dem Berichte des alten Herrera soll in der mythischen Erzählung von dem Bau der Stadt Mexiko der Gott dem Priester befohlen haben, dem Volke zu verkünden, es solle sich nach den vier Häuptlingen theilen und sich rings um das Gotteshaus niederlassen. Jeder der vier Theile solle sich wieder in kleinere Gruppen theilen, ein jeder mit seinem Quartier und seinem eigenen Gott. Mit großem Scharfsinn hat der schon öfter erwähnte Morgan diese Erzählung auf eine bestehende Clantheilung deuten wollen. Wir haben, meint C. N. Starcke, auch viele Zeugnisse einer bedeutenden Solidarität innerhalb der einzelnen Gruppen, sowie gemeinsame Verantwortlichkeit der Verbrechen als Beeinträchtigung der Eigenthumsrechte; aber kein einziges Zeugniß ist vorhanden, durch welches man auf eine ursprüngliche Weiberlinie schließen könnte. Ueber die alten Ehen berichtet derselbe Herrera, daß der Mexikaner, dem ein Mädchen gefalle,

sie von dem Vater erbitte. Wäre diese ihm zugestanden und würde ein Sohn geboren, so bäte der Vater den jungen Mann, entweder das Mädchen zu heirathen oder zu verlassen. Wir haben hierin ein Gegenstück zu dem schottischen „Handfasting" zwischen zwei Häuptlingen, nach welchem der Erbe des einen mit der Tochter des anderen als ihr Gemahl zusammenleben solle die folgenden zwölf Monate und einen Tag. Würde das Weib während dieser Zeit Mutter oder wenigstens schwanger, so wäre auch ohne priesterliche Weihe die Ehe rechtskräftig. Hat nun auch der Katholizismus diesen und anderen Verhältnissen ein baldiges Ende bereitet, so hat er doch, ähnlich wie in anderen Gegenden, den alten Glauben der Vorfahren nicht beseitigt. Die Spanier aber, welche den Eingeborenen das Land entrissen, schufen später für sie die Peonie, eine Art Leibeigenschaft. Unter der spanischen Herrschaft lebten die Eingeborenen meist als Ackerbauer oder Gärtner, vermietheten sich auch häufig, gerade wie bei uns, als Tagelöhner auf großen Gütern. Schuldete nun so ein armer Wicht dem spanischen Gutsbesitzer einige Piaster, so wurde er in Folge des Spruches eines Ortsrichters vom Gläubiger als Peon erklärt und sollte nun durch Arbeit die Schuld abtragen. Nur eines statt vieler Beispiele zur Erklärung. Antonio ist mit 18 Jahren auf einem Gute Tagelöhner um vier Piaster monatlich. Man merkt, daß er ein Mädchen lieb hat, veranstaltet deshalb nach vierzehn Tagen eine Ausstellung von Schuhen, Gürteln, farbigen Bändern u. s. w. Er geht in die Falle. Er entnimmt Sachen für die Braut. Nun geht's mit Riesenschritten in die Peonie. Für die entnommenen Flitter behält man den Lohn ein, schreibt ihn „gut"; aber er muß doch Geld haben, um Lebensmittel zu kaufen (natürlich recht theuer und nur vom Gutsherrn). Er borgt, die Schuld wächst, obwohl er nie Lohn erhält, im „Buche" riesig. Er hat sich verheirathet, er arbeitet natürlich auch Sonntags, erhält nie Geld, und die Schuld wird immer größer. Er stirbt mit 60 Jahren in der Peonie, seine während dieser Zeit geborenen Kinder sind dem Gesetze nach gleichfalls Peone. Die Intelligenz, die natürliche Begabung dieser farbigen Stämme ist durchaus nicht als niedrig zu bezeichnen; gar manche sind befähigter als die aufgeblasenen, bigotten Spanier. Die Verbesserungen, welche die Spanier ihnen bringen, ihnen aufzwingen wollen, lehnen sie ab, denn sie wollen ihren Räubern nichts verdanken, wollen das Recht behalten, sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche sie von ihnen erdulden müssen."

Wenn nun auch in Mexiko Tausende der Peonie anheimfielen, so giebt es dort doch auch ganze Dörfer von Eingeborenen, die so blühend sind, wie die Dörfer von Weißen es dort je nur hätten werden können.

Der weiße Einwanderer kann hier nichts Anderes thun, als dem Eingeborenen das Land abkaufen und ihn durch Fleiß übertreffen. Er zieht es aber meistens vor, als Handelsmann sich bei ihm einzunisten und, wie jedes polnische Dorf seinen Juden hat, welcher Wirth, Kaufmann, Bankier und Wucherer in einer Person ist, so findet man auch selten ein mexikanisches Dorf, in welchem nicht ein Spanier dieselbe erfolgreiche Rolle spielt.

Die zentralamerikanischen Völkerstämme.

Wenden wir uns vom Isthmus von Tehuantepek östlich, so erblicken wir in yukatekischen Eingeborenen düstere und schweigsame, aber stolze und selbstbewußte Gestalten, bekleidet mit unglaublich schmutzigen, kurzen Beinkleidern, bald mit bald ohne Hemd und mit einem breitkrämpigen Strohhute. Auch bei ihnen sind die Beinmuskeln ausnehmend entwickelt. Während die Männer die durch ein breites Stirnband gehaltene Last auf den Schultern tragen, ruht sie bei den Weibern auf dem Kopfe. So ziehen sie im Gänsemarsche, im eigenthümlichen Schnellschritte und in Rotten von sechs bis zwölf in die Städte. Ein Mann trägt auf seinen Schultern oft weit über drei Zentner, und mit einer Last von zwei Zentnern trabt er von weit her durch die Straßen. Ihre Armkraft ist jedoch unbedeutend. Besonders im Innern des Landes gehen die Kinder bis zum zehnten Jahre völlig nackt, die Frauen und erwachsenen Mädchen schlagen sich einen bis auf die Knie reichenden bunten rohen Wollstoff um die Hüften und halten ihn mit einer rothen Schärpe zusammen. Viele beschäftigen sich mit der Herstellung roh gearbeiteter Gefäße aus eisenreichem Thon und bieten dann umherziehend die Waare zu billigem Preise feil. Wie tief gesunken sind diese sich häufig Christen nennenden, einst so hoch kultivirten Maya-Stämme! Die Zahl der in dem verhältnißmäßig wenig bekannten und besuchten Yukatan aufgefundenen altamerikanischen Ruinenstädte beläuft sich auf 54, und die alte Welt hat wenig aufzuweisen, was an Reichthum, großartiger Pracht und Mannigfaltigkeit mit den Ruinen von Mayapan, Tekax, Tihóo, Chichen-Itza und Uxmal wetteifern könnte.

Schon an einer früheren Stelle erwähnte ich, wie in Amerika wissenschaftliche Forschungen nach den verschiedensten Richtungen hin vornämlich von Männern germanischer Rasse angestellt werden. Wer von den Lesern sich über die Alterthümer Mexikos und Mittelamerikas näher unterrichten will, den möchte ich vornämlich auf folgende Werke verweisen. Die Kultur-

geschichte Altmexikos lehren uns H. Strebels wichtige Arbeiten kennen. Aus den Berichten J. F. Bransfords über seine Ausgrabungen in Nicaragua und Costa Rica lernen wir, daß er nach den beschriebenen Alterthümern zwei, vielleicht drei verschiedene Perioden annimmt; zu der ältesten zählt er die Steingräber, die Felsenzeichnungen und die Mounds, zu der jüngeren jene Leichenurnen, in denen der Körper sitzend beigesetzt wurde, in denen sich auch Reste von Nahrungsmitteln und oft kostbarer Schmuck vorfinden, und welche nach dem Fundorte gewöhnlich als Lunagefäße bezeichnet werden, sodann jene Urnen in Schuhform, welche keinerlei aztekischen Einfluß, wohl aber Beziehungen zu Südamerika zeigen. Später kamen dann die mit Azteken verwandten Choluteken von Norden her, und von ihnen stammen die großen Begräbnißurnen, deren Schuhform sie von den vorgefundenen älteren Bewohnern entlehnten. Nun ruhen aber diese Cholutekenurnen unter einer dicken Lavaschicht, welche die erobernden Spanier selbst wieder dicht bewohnt fanden. Nimmt man nun an, daß der letzte Lavaausbruch mindestens 100 Jahre vor der Eroberung stattfand, so waren die Choluteken damals schon über Ometepek ausgebreitet. Die Entstehung der Steingräber fällt also in ein sehr hohes Alterthum. Die Volkskunde und Literatur der Maya ist in den letzten Jahren vornämlich durch Thomas, Schellhas und Ernst Förstemann gefördert worden, und die Zustände der Eingeborenen Guatemalas erkennen wir aus dem lehrreichen Buche Otto Stolls.

Innerhalb der Grenzen des heutigen Honduras und Nicaraguas erwähnen alle Schriftsteller eine ganze Reihe von Namen der im Innern lebenden Stämme; diese Namen decken sich aber nur zum Theil mit von neueren Reisenden aufgeführten, und so wild und unbändig wie viele der nordamerikanischen ist wohl keiner, denn sie leben mit den Spaniern in freundschaftlichem Verkehr und sind friedfertiger Natur. Ackerbau ist ihre Hauptbeschäftigung, und in dem Anrecht an das Land, das vom Stamme bearbeitet wurde, zeigen sich manche Aehnlichkeiten mit dem in Nordamerika. Feldarbeit schuf dort ein Anrecht, das entweder einer Familiengruppe, einer Familie oder einem Einzelnen zugehörte. Da nun in Nordamerika das Weib allein die Schöpferin des Landbesitzes durch Ackerbau war, so nahm sie ihm gegenüber eine bevorzugte Stellung ein. Das von ihr bebaute Land blieb ihr Eigenthum, ging auf ihre Kinder über, die Kolonial-Regierung erkannte dies Weiberrecht an.

Von den Nicaraguanern hebt nun Gomara hervor, daß bei ihnen Derjenige, welcher seinen Grundbesitz verließ, nicht frei, sondern zunächst nur zu Gunsten seiner nächsten Familienmitglieder über ihn verfügen durfte.

Die Einzelwohnungen sind Privateigenthum, in den gemeinsamen Hütten dagegen markiren Pfosten an der Wand die Grenzen der einzelnen

Feuerstellen. Bis zum Ersatz des Geraubten blieb der Dieb Sklave des Beraubten. Es war auch bei Todesstrafe verboten, mehr als einmal mit Zeremonien zu heirathen.

Wie in Mexiko und Yukatan, so tragen auch in Honduras die Eingeborenen erstaunlich schwere Lasten. Sie bringen allerlei Feldfrüchte, Brot und Geflügel auf den Markt und handeln Töpfe, Messer, Pulver und Schrot dafür ein. Sie sind treu, ehrlich und höchst scharfsinnig. Ihr Gesicht ist breit, die Augen klein, die Nase ziemlich hervorragend, während die Bewohner der Mosquitoküste (Britisch-Honduras) eine scharfe, dünne und kleine Nase besitzen. Von der nautischen Geschicklichkeit dieser Letzteren sprechen selbst englische Seeleute mit hoher Bewunderung. Wegen des andauernden Aufenthaltes im Boote erhielt bei ihnen, wie wir das anderswo öfter erwähnten, der Oberkörper und die Arme eine ungewöhnliche Ausbildung, während die unteren Gliedmaßen fast verkümmert zu nennen sind. Eine vielleicht nur bei diesem Stamme vorkommende Sitte ist die, vom Sterbehause bis zum Beerdigungsplatze in der Nähe des Gestades eine Baumwollenschnur über Schluchten, Gräben und Sümpfe möglichst gerade auszuspannen. Durch Feuer wird Alles vernichtet, was dem Verstorbenen gehörte, die Obstbäume niedergehauen, der Wittwe das lange Haar abgeschnitten, der Name des Abgeschiedenen nie mehr genannt.

Die Eingeborenen Dariens tragen, auch wenn sie als Kautschuksammler oder Träger in europäischer Kleidung gehen, eine Schnur eng um den Leib. Sie ist, wie Wyse hervorhebt, das wichtigste Stück ihrer Kleidung. Den Knaben vom fünften bis zehnten Jahre ersetzt sie das Beinkleid und härtet die Taille ab, gerbt sie gewissermaßen, so daß sie später Schurz, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel, kurz alle Dinge, die wir in die Taschen stecken, tragen kann. Häufig indessen schneidet die Schnur tief in die Haut ein, und viele Männer haben an den Hüften zahlreiche Narben, ähnlich den im Geschirr ergrauten Karrengaulen. Mit dem Safte des Kautschukbaumes verfertigen sie ein wasserdichtes Zeug. Die Leichengrüfte von Darien werden beschrieben als eine Art verschütteter Brunnen, deren Oeffnung durch eine Reihe kreisförmig im Erdreiche aufgestellter Steine bezeichnet wird. Ihre Tiefe wechselt zwischen zwei bis zehn, der Umfang zwischen fünf bis sieben Metern. Auf dem Boden sind nach den vier Windrichtungen Nischen ausgegraben, in denen die Gebeine nebst den Beigaben niedergelegt sind. Aus solchen mit Thon ausgekleideten Gräbern mag sich, meint Friedr. Ratzel, das Urnenbegräbniß entwickelt haben.

Die südamerikanischen Völkerschaften.

Wie Nordamerika, so ist auch Südamerika ein dreieckiges Festland; beide haben auf ihren Hypothenusen an der Küste des Großen Ozeans die mächtigsten Bodenerhebungen, nach ihren Kathetenseiten hin große Tiefebenen mit gewaltigen Strömen.

In Südamerika tritt die Anden- oder Cordillerenmauer so nahe an die Küste, daß dort bedeutendere Flüsse nach dem Großen Ozean hin fehlen. Das niedrigere südliche Ende wurde durch Einsenken der Thäler unter den Meeresspiegel zum Feuerlands-Archipel, die dortige Vorkette zur patagonischen Inselreihe. In mehrere, gewöhnlich zwei Hauptketten mit dazwischen gelagerten Hochebenen theilen sich die Anden dort, wo sie sich nach Westen vorwölben, in drei dagegen nördlich vom Aequator. Zu den Völkerstämmen Nordamerikas stehen insofern die des südlichen Theiles in deutlichem Gegensatze, als das Jagd- und Fischerleben erheblich zurücktritt. Die Geschichte zeigt uns eine höhere Gesittung eigentlich nur auf und an den Anden. Ist das nicht ein Räthsel? In der alten Welt folgte die Kultur stets den Niederungen. Wir begegnen ihr am Nil, Tigris, Euphrat, Jangtse, Hoangho und am Ganges; Gebirge hemmen hier das Vordringen der Kultur, verbieten ein engeres Zusammenrücken der Bewohner und erschweren einen regeren Verkehr der versprengten Gemeinden. In Südamerika fand die allmälige Verbreitung des Menschen von Norden nach Süden statt, und so gelangten auch Stämme dorthin, die in den nördlicheren Gegenden es schon zu einer gewissen Kulturstufe gebracht hatten, da sie auch den Hund als Hausthier von dort mitbrachten. Die Hochebenen im Westen erschienen ihnen wegen der Nährpflanzen und des Lamas zweckdienlicher. Betrachten wir zuerst

Die Völkerstämme der Anden,

und zwar in der Richtung von Norden nach Süden. Wie die meisten Amerikaner und wie die vorher erwähnten Stämme in Darien, betrachtet das Chibcha-Volk oder die Muisca die Sonne als den Schöpfer der Welt, und der Sonnengott allein war es, dem Menschenopfer dargebracht wurden. Ihrer Kopfbildung nach gehören die Muisca zu den Langschädeln, wie die Patagonier, die Schädel aus Bogotá, des alten Peru, im Gegensatz zu den Kurzschädeln aus den Muschelhügeln (Sambaquis) der brasilianischen Küste, Mittelbrasiliens, Chiles und der Karibengebiete. Das Gebiet der

Muisca erſtreckt ſich vom oberen Zuila bis gegen Paſto im Süden und andererſeits von den Quellen des Atrato bis gegen S. Fe de Bogotá im Oſten. Das Hauptvolk lebte im heutigen Neu-Granada, in Bogotá und Tunja. Die zahlreichen Alterthümer legen dafür Zeugniß ab, daß dieſe Stämme eine lange Geſchichte mit ſehr anſehnlicher Kultur hinter ſich haben. Heutigen Tages tragen Alle das kolumbianiſche Nationalkoſtüm, nämlich den geflochtenen Strohhut, ein Beinkleid, Lederſandalen und den Poncho (ſpr. Pontſcho), ein viereckiges Stück Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte zum Durchſtecken des Kopfes. In der Hauptſtadt des Landes traf Alfred Hettner drei Bevölkerungsſchichten: die vornehme, meiſt europäiſche, mit 15 Prozent, die untere der alten eingeborenen Raſſe und die mittlere, gemiſchte, die ſogen. Cholos.

Chibcha-Indianerin.

In Ecuador, in den Ausläufern der weſtlichen Hauptkordilleren, öſtlich von Guayaquil, hat ſich das merkwürdige hellgelbe Volk der Colorados erhalten. Nach Ed. Seler ſind ſie den Mittheilungen des Biſchofs Thiel in Coſtarica zufolge mit großer Wahrſcheinlichkeit die „echten, unverfälſchten" Nachkommen der Huankavilka. Sie haben ſehr eigenthümliche Sitten und eine ganz eigenthümliche Sprache, welche bis jetzt iſolirt zu ſtehen ſcheint. In Ecuador faßt man die Colorados mit noch anderen Stämmen unter dem Namen Yumbo zuſammen. Wenn

wir wirklich in diesem Worte das alte Yunca, den Namen einer eigenthümlichen Stamm- und Sprachengruppe des nordwestlichen Inca-Reiches, zu sehen haben, so gewinnt das Studium der Colorados ein besonderes Interesse.

Von der Südgrenze Ecuadors bis zur Südgrenze Perus und Bolivias wohnen die Peruaner, Völker sehr verschiedener Abstammung. Das Hauptvolk, die sogenannten Ketschua (Quichua, Quechua), welche zur Zeit der Eroberung durch die Spanier die Herrschenden waren und das berühmte Inca-Reich gegründet hatten, hatte mancherlei fremde Stämme in sich aufgenommen, und daraus zum Theil erklärt sich der mannigfache Wechsel in

Grabstätte der Chibcha-Indianer bei Antioquia in Kolumbien (Südamerika).

der Physiognomie. Als eine besondere Eigenthümlichkeit am Schädel wollte v. Tschudi den Incaknochen entdeckt haben, die abgetrennte Oberschuppe des Hinterhauptbeines durch eine anormal offen gebliebene fötale Quernaht, doch kommt, wie Rud. Virchow nachgewiesen, solche Bildung „überall nicht ganz selten" vor. Manche Reisenden haben sich bemüht, in dem Gesichtsausdruck charakteristische Eigenthümlichkeiten aufzufinden, sie beschrieben aber damit nur einzelne Individuen dieses Mischvolkes, nicht die Gesammtheit der Nation. Der deutsche Jesuit P. Kolberg meinte, daß der Ungar im Gesichtsausdruck und Wuchs sich mehr vom Deutschen unterscheide, als der „Ureinwohner der Kordilleren-Hochebene vom Spanier". Ziemlich übereinstimmend bei allen diesen in so bedeutenden Höhen lebenden

Leuten ist wohl nur die weit ausgebildete Brust, das lange schwarze Haar und der gelbe, öfter in's Bronzene sich vertiefende Ton der Hautfarbe.

Auf die Geschichte des Inca-Reiches können wir hier nicht eingehen, sie hat aber ebenso, wie die Entstehung dieses Reiches, viele Aehnlichkeit mit Rom. Wie dieses, war es anfänglich unansehnlich, und seine Herrschaft beschränkte sich nur auf die Hauptstadt mit nächster Umgebung. Gleich den Römern breiteten die Ketschua durch Waffenglück und List ihre Herrschaft immer weiter aus, so daß der größte Theil der Westküste Südamerikas unter ihrer Botmäßigkeit stand. Wie weit einst der Einfluß der Ketschua reichte, zeigt die weite Verbreitung ihrer Sprache, und daß außerhalb der Grenzen jenes alten Perus sich viele geographische Namen vorfinden, welche dem Sprachschatze dieses Volkes angehören. Ueber den Organismus dieser Sprache veröffentlichte vor sechs Jahren v. Tschudi eine sehr wichtige Arbeit, aus deren Einleitung ich hier nur anführen will, was schon öfter angedeutet wurde, daß die Gesammt-Amerikaner von einheitlichem Ursprung und über die Beringstraße eingewandert sind, daß kulturbringende Einwanderungen über den Großen Ozean nie stattfanden, ebensowenig von Europa. Von diesem einheitlichen Ursprung aus entwickelten sich die Stämme zur allergrößten Mannigfaltigkeit.

Wir haben früher verschiedene Völkerstämme kennen gelernt, denen Thonwaaren unbekannt waren. Das vorgeschichtliche Amerika kann aber als das große Land der Töpferei betrachtet werden, und Peru in erster Linie, sodann aber haben eine Anzahl weiterer süd- und zentralamerikanischer Gebiete eine Fülle und einen Reichthum in Erzeugnissen dieser Kunst entdecken lassen, welches auf der ganzen Erde einzig dasteht.

Wie in den nördlicheren Gegenden, so haben auch hier die Eingeborenen sich befähigt gemacht, große Lasten zu transportiren. Wegen der grundlosen Wege tragen sie oft tagelang Menschen auf ihrem Rücken über die Anden, und zwar auf der vielleicht schon in Incazeiten beliebten „silleta", welche früher einem mit einem Fußtritte versehenen Stuhle glich, jetzt jedoch eine Art Packsattel ist. Mittelst Achselbändern aus einer Baumrinde und eines über die Stirn gelegten Tragriemens tragen die Leute die „silleta" nebst der lebenden Last langsam aber sicher an den schaurigsten Abgründen entlang.

Kaum dreihundert Jahre haben genügt, um aus einem hochstehenden Kulturvolke ein Heer von feigen Sklaven zu machen.

In elenden, aus unbehauenen Steinen erbauten und mit trockenem Grase gedeckten, kreisrunden Hütten ohne Abtheilungen im Innern hausen die Familien mit ihren Hunden, Hühnern, Schafen, Schweinen und Meerschweinchen. Zum Schlafen legen sie sich nicht nieder, sondern sitzen

zuſammengekauert mit den Ellnbogen auf den Knien, in welcher Stellung einſt ihre Vorfahren beerdigt wurden. Der Ketſchua iſt jetzt gleichgültig gegen Alles, gegen Reichthum oder Armuth, Glück oder Unglück, gute oder ſchlechte Koſt; er könnte ſomit in vielen Gegenden Europas als das „Muſter eines Arbeiters" aufgeſtellt werden, wäre er in ſeiner Verkommenheit nicht ſo grenzenlos langſam und faul; ein Muſter aber iſt er doch, denn er zeigt ſo recht deutlich, wie unter der ſpaniſchen Zuchtruthe ein hoch-begabter Menſchenſchlag verthieren kann.

Indianer vom Rio verde.

Als Antiſaner hat man nach den neuen Forſchungen A. Ordinaires die wenig gekannten Völkerſchaften im Oſten der Cordilleren und am oberen Ucayali zuſammengefaßt.

Die ſüdlichſte Gruppe der Andesvölker bilden die Araukaner. Nach Schädeln, welche Virchow unterſuchte, hält er die Araukaner für „ein Uebergangsglied zwiſchen den Pampas-Indianern und gewiſſen Stämmen der Weſtküſte." Die Beine der mittelgroßen Männer ſind fleiſchig, der Fuß iſt kurz, breit und mit ſehr hohem Spanne verſehen. Die Frauen ſind kleiner, ihr Oberkörper ſehr lang, ihre Häßlichkeit wird nur noch von der

ihrer Säuglinge übertroffen. Allgemein verbreitet iſt unter ihnen die Krätze, und lange bevor man in Europa wußte, daß eine Milbe die Urſache dieſer Krankheit, verſtanden dieſe ſcharfſichtigen Leute es ſchon, mit einer Nadel die kleinen Schmarotzer aus den Milbengängen unter der Haut hervorzuziehen. Wahrſcheinlich durch peruaniſche Einflüſſe ſind dieſe Urbewohner Chiles ein Ackerbauvolk geworden und bauten wie ſie Mais, Bohnen, Quikoa und Kartoffeln. Daneben züchteten ſie das Lama der Haare und des Fleiſches halber. Auch jetzt noch, nachdem ſie durch

Indianerin vom Rio verde.

die Europäer Pferd, Rind und Schaf erhalten hatten, treiben manche Stämme von ihnen nebſt Viehzucht, Ackerbau, der erweitert wurde durch Einführung von Erbſen, Gerſte, Kohl u. a. Früher, als die Araukaner noch Menſchenfreſſer waren, ſollen ſie ſich Flöten aus den Schienbeinen erſchlagener Feinde verfertigt haben.

Pampas-Völker.

Der ſüdliche verſchmälerte Theil Südamerikas zeigt in einem hohen Prozentſatze den Steppencharakter, und als Reiternomaden durchſtreifen jetzt Völkerſtämme die weitausgedehnten Pampas, von den Erträgen der Jagd, Fiſcherei und den Früchten der wenigen Wälder lebend. Durch

Araukaner.

die Einführung europäiſcher Hausthiere, beſonders des Pferdes, hat ſich ihre Lebensweiſe völlig verändert; ſie ſind kriegeriſche Reitervölker geworden und gleichen darin bis in manche Einzelheiten hinein den innerafiatiſchen. Es iſt noch eine offene Frage, wann die Pampasſtämme und die Patagonier Pfeil und Bogen, die auch ſie früher ohne Zweifel führten, gegen den Speer (die leichtere Form der Lanze), die Schleuderkugel oder Bola und den Laſſo vertauſchten; mit der Einführung des Pferdes hängt dieſe

Aenderung allem Anſchein nach zuſammen. Als halbeuropäiſche Abwandlung des „Indio bravo“ iſt der „Gaucho malo“ (ſpr. Gáutſcho) der Pampas zu betrachten, ein berittener Pferde- und Rinderhirte und Artverwandter der Steppenkoſaken oder ungariſchen Roßhirten.

Die Pehueltſchen ſind Nachbarn der vorhin beſprochenen Araukaner; ſie bilden gewiſſermaßen das Zwiſchenglied zwiſchen dieſen und den Pata-

Araukanerfrau mit Kind.

goniern und ſind zugleich die Vermittler des Verkehrs zwiſchen den Letzteren und den ſpaniſchen Amerikanern. In der Lebensweiſe gleichen ſie den Patagoniern.

Bei den Stämmen der Pampas finden wir bei Heirathen die ſymboliſch angedeutete Brautentführung. An dem Jammer, den die Braut kundgiebt bei der Heimführung, wird die Anhänglichkeit bemeſſen, die ſie für ihre nunmehr verlaſſene Familie hegt. Keineswegs geht hieraus

hervor, daß der Wilde seine Frau als Sklavin und roh behandelt, wie Spencer der Meinung ist.

In den südlichen Theilen der Pampas hausen die Patagonier, d. h. Großfüßler. Aus diesem Worte könnte man leicht zu dem Schlusse geleitet werden, daß dieser Stamm eine Ausnahme von allen amerikanischen mache, und große, breite Füße besitze. Dem ist nicht so. Wohl aber trugen oder tragen sie große Schuhe, welche natürlich große Fußstapfen hinterlassen, und aus so enormen Spuren schlossen die Spanier, welche überall Wunderbares, d. h. nicht Spanisches fanden, auf dort wohnende Großfüßler.

Nach übertriebenen Erzählungen hat man den Patagoniern eine

Pehueltschen.

bedeutende Körperhöhe zugesprochen, aber aus den bis 1878 vorgenommenen Messungen ergab sich nur eine Mittelhöhe von 1,772 m; der kleinste Mann maß 1,730, der größte 1,860 m. Von den drei vor mehreren Jahren in Berlin untersuchten Patagoniern maß der Mann 1,755, die Frau 1,586 m, und dieses Maß geht über unsere Verhältnisse nicht hinaus. Die Klafterlänge übersteigt aber ganz ungewöhnlich die Körperlänge, beim Manne in Berlin um 70, bei dessen Frau sogar um 102 mm. Die Patagonier gehören ihrem Schädel nach zu den Kurzköpfen mit ungewöhnlicher Abplattung des Hinterhauptes, die auf eine künstliche Schädelumänderung schließen läßt. Wenn in Deutschland Kinder lange und viel in der Wiege gelegen haben, wird ihr Hinterkopf stark abgeflacht, und solche in der Wiege erhaltene Schädelform bleibt öfter bei den Erwachsenen. Aehnlich

Tehueltschen (Patagonien).

ergeht es dem patagonischen neugeborenen Kinde, das sehr bald, auf das Pferd genommen, mit der Mutter die weitesten Ritte durchmacht. Man bindet das Kind auf ein Brett, stellt je ein Brett an beide Kopfseiten, damit der Kopf beim Reiten nicht hin und her wackelt und bindet schließlich eine breite Binde um den Kopf und das horizontale Brett. Hier ist also die feste Kopflage eine Nothwendigkeit für die Abwehr der schaukelnden Pferdebewegung. Die Einführung des Pferdes gab die Veranlassung. An alten Patagonierschädeln aus Gräbern voreuropäischer Zeit beobachten wir eine andere Schädelform durch das Zusammenwirken zweier Bretter, von denen das eine schräg gegen die Stirn, das andere an den Hinterkopf gelegt wurde.

Das glänzend schwarze Haar dieser Stämme gleicht dem Mähnenhaare mancher wilden Pferde. Wie bei den Nubiern vermag man auch hier in der sehr dunklen, mehr nach Gelb als nach Roth hinneigenden Haut eine Grund- und eine Deckfarbe zu unterscheiden. Die Stirn ist am dunkelsten. Die Gesichtsbildung zeigt den von Norden nach Süden durch alle Stämme gehenden amerikanischen Typus. Die ganz tief abgeschliffenen Schneidezähne bilden eine fast gleichmäßige Reihe. Die Schiefzähnigkeit, welche man so häufig niederen Rassen zugeschrieben, fehlt hier völlig, im Gegentheil wird der Eindruck einer edleren Rasse noch verstärkt durch die feinen zierlichen Lippen und den sehr mäßigen Mund. Die Nase ist gerade und kurz, die Augen dunkelbraun, der Hals stark und kurz, die Nägel hell, die zweite Zehe sehr groß. Musters, welcher längere Zeit unter ihnen lebte, spricht ihnen ungeheure Marschirfähigkeit zu und eine solche Muskelkraft der Arme, daß sie die schwere Straußenbola auf 70 Ellen Entfernung sicher schleudern. Die mit Guanacofellen bedeckten, stets sehr reinlichen Zelte haben wegen der Heftigkeit der westlichen Winde den Eingang nach Osten; das Innere beherbergt meist nur Kissen aus alten Ponchos als Sitze und Ruhelager und Sattel für Frauen. Die Männer tragen bis über die Kniee reichende roßlederne Stiefel, stets ein um die Lenden befestigtes Beinkleid, einen Mantel aus Guanacofell und ein farbiges Drahtnetz, um die Haarfülle zusammenzuhalten. Bei den Frauen wird der Mantel um den Hals durch eine Broche gehalten und unter ihm reicht ein sackartiges Kleidungsstück aus Kaliko von den Schultern bis zu den Hüften. Der Patagonier ist sehr mäßig im Essen, aber ein leidenschaftlicher Raucher. Die Ehen gründen sich auf gegenseitige Zuneigung. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindesstatt und schenken ihm Pferde und allerlei Geräth. Die Leiche wird, eingehüllt in einen Poncho, in sitzender Stellung in einem Steinhügel zur Ruhe gebracht.

Wie man nach der einen Seite die Größe der Patagonier übertrieb, so sprach man andererseits den Feuerländern einen zwerghaften Bau

zu, den sie nicht besitzen. Nach Virchow schwankt nämlich die Größe der Männer zwischen 1,595 und 1,645 m und die der Frauen vielleicht zwischen 1,432 und 1,612 m. Werthvolle Mittheilungen zur Kunde der Feuerländer gaben uns in den letzten Jahren Hyades und Sergi, auch Popper und Lista, und wohl Alle stimmen darin überein, daß man deren Wuchs nicht zwerghaft nennen könne.

Die Schädelform ist im Allgemeinen mittelbreit, nahe an der Grenze der Kurzköpfigkeit, der Rauminhalt des Schädels aber so beträchtlich, daß durchaus kein Grund zu jener Annahme vorliegt, daß diese Leute etwa

Pescheräh (Feuerländer).

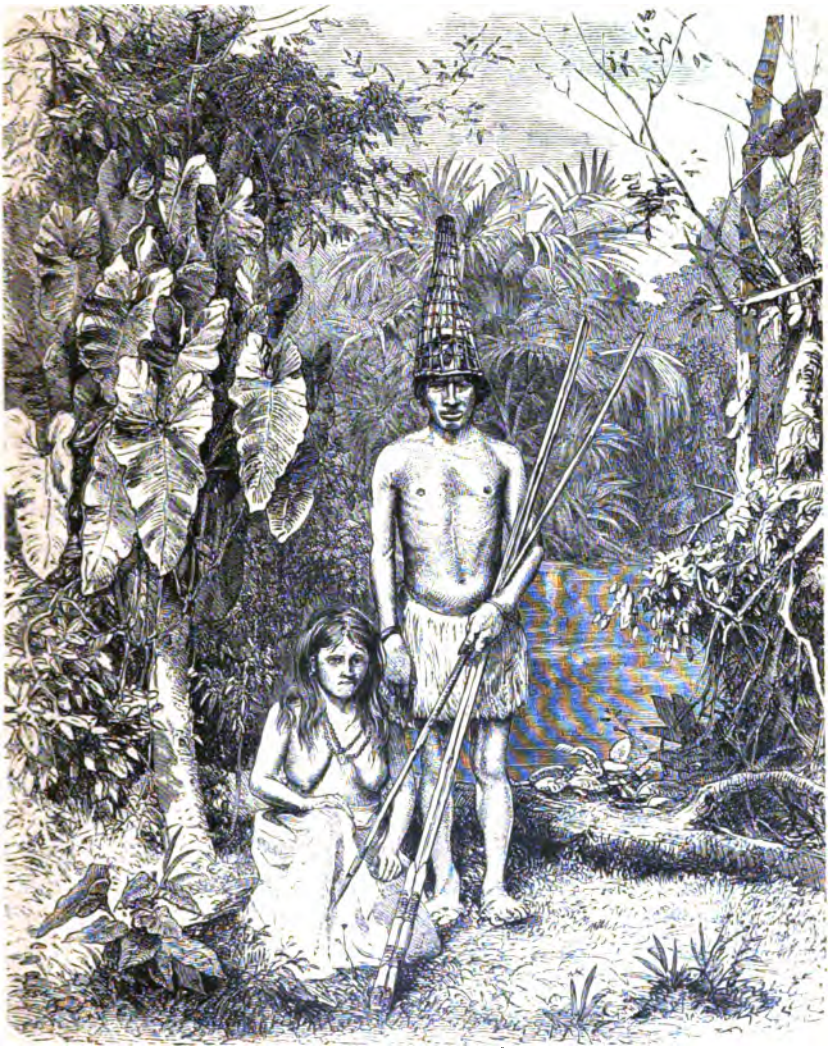
einen Uebergang vom Affen zum Menschen darstellen könnten. Hätte die Ungunst der äußeren Verhältnisse sie nicht so sehr bedrückt, so würden sie gewiß nicht in den niedrigsten Formen des sozialen Lebens stehen geblieben sein. Die meist durch herabhängende Haare verdeckte Stirn ist stark gewölbt, die Entfernung der inneren Augenwinkel nähert sich der der Patagonier, ist aber größer als bei den Eskimo, mit denen durch die starke Entwicklung des Kauapparates eine merkbare Aehnlichkeit hergestellt wird; auch in der Nase gleichen sie den Eskimo. Die Ohrläppchen sind entweder ganz angewachsen oder, gleichfalls wie bei jenem polaren Stamme,

nur wenig abgesetzt. Das Kinn bildet bei Allen eine mehr rundliche Vorwölbung. Die Körperhaut fühlt sich weich und zart, und selbst im Winter an ganz entblößten Stellen warm an; ihre Farbe ist bei Allen dunkelbraun, aber bei den verschiedenen Individuen und an den verschiedenen Körpertheilen in verschiedenen Tönen wechselnd. Nur Gesicht, Handteller und Fußsohle erscheinen den übrigen Theilen gegenüber heller. Das gesättigt schwarze Haar gleicht auch bei ihnen denen der Pferdemähne. Brust, Schultern und Arme sind kräftig entwickelt, die Beine dagegen in ihrer Ausbildung etwas mangelhaft, doch nicht schief und krumm, wie Manche gefaselt haben. Da die Feuerländer selbst nicht im Winter Schuhzeug oder Sandalen tragen, so gehören sie zu den wenigen Menschen, bei welchen der Fuß nicht in der einen oder anderen Weise verunstaltet ist, sondern seine natürliche Form behält. Nur bei Einigen ist die zweite Zehe länger als die erste, bei den Meisten bilden die Spitzen aller eine weite Kurve. Weil wir unser Auge an den Anblick zusammengepreßter Füße gewöhnt haben, erscheint uns solch natürliches Gebilde weniger schön. Wie die Eskimo, so befinden sich auch die Feuerländer, deren einziges Hausthier der Hund, in der Periode der Steinzeit, ihre Pfeilspitzen gleichen überaus denen unserer Vorfahren aus der Steinzeit. Da sie nur von Thieren leben, bilden sie als Fleischesser den vollsten Gegensatz zu den Vegetarianern und tödten in Zeiten der Noth, wie Darwin versichert, eher ihre alten Weiber als ihre Hunde, weil „erstere keinen Nutzen haben, Hunde aber Ottern fangen." Ihre Behausungen bestehen aus kleinen, halbkugelförmig aus Sträuchern und Gras aufgebauten Hütten, ihre Kleidung aus Fellen, die sie mit der Haarseite nach innen über die Schulter werfen. Nicht ohne Kunst verfertigen sie aus Walknochen Waffen, und im wenig sicheren Kahne wagen sich sechs bis acht Personen hinaus auf das wogende Meer.

Die brasilianischen Stämme.

Wie viele Völkerstämme in dem Wald- und Berglande, das von Amazonas und Paraguay eingeschlossen wird, vorkommen, wissen wir noch nicht genau und ebenso wenig genau die Seelenzahl der unterjochten und ansässigen (Indios ladinos oder mansos) und der noch unabhängigen (Indios selvajes) in der jetzigen brasilianischen Republik, welche nächst Rußland das größte Reich bildet. Selbst wenn die Zahl der Stämme unter der gewöhnlich angenommenen von 250 bleiben sollte, so ist sie doch so groß für die unserem Buche zugestandene Seitenzahl, daß wir nicht einmal deren Namen aufführen, geschweige denn eine genauere Betrachtung

allen widmen können. Ueber jene älteste Völkerschicht, zu denen noch die Indios do Campo zu zählen sind, erhielten wir kürzlich durch Th. Bischoff eine recht ausführliche Beschreibung. Wie lange Zeit verflossen sein mag, bis



Indios do Campo.

manche Stämme dahin gelangten, zweckdienliche Veränderungen an Thieren hervorzubringen oder aus gewissen Pflanzen Nahrungsstoffe zu erzielen, davon hier nur wenige Beispiele. Die Mehlindustrie ist ohne Zweifel der bedeutsamste Zug in der Sittengeschichte dieser südamerikanischen Urbevölkerung,

welcher die Milchwirthschaft völlig fremd blieb. Während in der alten Welt nur die bekannten Getreidenährpflanzen gebaut und zu Mehl und Brot verarbeitet zu werden brauchten, mußte hier durch einen verwickelten Prozeß eine sehr giftige Pflanze, die Guilielma-Palme, erst ihres Giftes beraubt und das endlich gewonnene Mehl durch den zugesetzten Saft der kleinen Limonia und durch Ameisen und Honig genießbar gemacht werden.

Interessant ist es zu hören, daß sie die Gesetze der Entwicklung ziemlich genau kennen. Um einer Papageienart statt der grünen gelbe Federn zu verschaffen, rupfen sie Zuchtthieren die grünen Federn aus und betupfen die wunden Stellen mit Froschblut, worauf die Federn schön gelb hervorwachsen.

Es werden wohl noch Menschenalter vergehen, bis wir über die Vorgeschichte der brasilianischen Völkerstämme so genaue Kenntnisse erhalten, wie gegenwärtig über die nordamerikanischen.

Von den südlichen brasilianischen Stämmen erwähnen wir zuerst die Coroados. Sie erhielten den Namen „Geschorene" von körperlichen Merkmalen, wie die Cajapo und Cran nach den verlängerten Ohren und den eingeschnürten Gliedmaßen. Die Hautfarbe der Coroados wechselt nach den verschiedenen Gegenden; Prinz Max von Neuwied beschreibt sie als dunkelbraun, Reinhold Heusel erwähnt völlig gelber, und Oscar Canstatt nennt sie erdfahl, schmutzig gelbgrau. Wie die meisten Pampasstämme, die Guarani, Tupi, Goajiros und Mexikaner sind auch die Coroados von mittlerer Körpergröße. Der Mangel der Wimpern am unteren Augenlide, die vorstehenden Backenknochen, der scheue Blick aus den kleinen, ein wenig schiefgeschlitzten Augen, geben ihnen ein recht unangenehmes Aussehen. Früher waren sie Menschenfresser; jetzt, wo sie seßhaft geworden, sind ihre von Holz und Lehm erbauten und mit Palmblättern oder Rohr gedeckten Behausungen ziemlich geräumig, doch wohnt in jeder nur eine Familie. Die Mutter gebiert im Walde und trennt den Nabelstrang mit der Hand oder den Zähnen ab; bei einem späteren Trinkgelage werden dann Mutter und Kind vom Zauberer mit Tabak geräuchert. Obwohl ein Theil dieses Stammes zum Christenthum „freiwillig" übertrat, obwohl die Männer in weißen Beinkleidern und Hemden umhergehen, die Frauen Sonntags sogar mit einem Schleier sich putzen, so beten sie doch noch immer ihre Sternbilder an, trotzdem der im Stillen fortlebende „Teufelsdienst" einst Tausenden das Leben kostete. Zu den Rathsversammlungen laden sie durch ein Kuhhorn ein. Von den Gelagen sind die Weiber ausgeschlossen, haben aber, um Streit zu verhüten, die Betrunkenen in Sicherheit zu bringen.

Am rechten Ufer des S. Francisco-Fluſſes leben die **Botokuden.** Da ſie in der durchbohrten Unterlippe und in dem vergrößerten und durchlöcherten Ohrläppchen als ſonderbaren Zierrath einen ſtarken Holz-

Amazonas-Indianer.

pfropf von 10 cm Durchmeſſer tragen, belegte man dieſen Stamm mit dem aus dem portugieſiſchen botoque, batoque (Faßſpund) entlehnten Namen. Da die Puri ſchiefere Augen, größeren Mund und Lippen, ſtärkere Schiefzähnigkeit, eine dunklere Farbe haben und Kurzköpfe ſind,

hat P. Ehrenreich sie von den Botokuden völlig abgesondert. Als Körperhöhe dieses Stammes nennt man die Zahlen zwischen 1,45 und 1,70 m. Menschenfresser sind sie noch in diesem Jahrhunderte gewesen, doch soll nach den Ansichten des Prinzen v. Neuwied und v. Tschudis, entgegen denen von W. C. v. Eschwege, das Verzehren der Feindesleichen in erster Linie eine Folge des heftigen Dranges, den Hunger zu stillen, sein, dann aber auch eine Befriedigung des Rachedurstes dazu kommen, und in diesem Falle werden nur gewisse Körpertheile des getödteten Gegners als Leckerbissen dem Siegesmahle beigefügt. Ihre Wohnstätten sind dürftige Schlupfwinkel; statt der früheren Laubhütten haben sie jetzt, nachdem sie durch den Verkehr mit den Brasilianern in den Besitz von eisernen Aexten gekommen, Holzhütten. Auf den Feldbau verwenden sie wenig Mühe. Kleidungsstücke brauchen sie nicht. Als Waffen dienen starke Knüppel und sehr lange Bogen mit gewaltiger Tragkraft. Ehen kennt dieser kinderreiche Stamm nicht. Als Signalhörner bedient man sich Instrumente aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthieres. Wenn man auch dem Urtheile namhafter Reisender beipflichten muß, daß die Botokuden auf einer sehr tiefen Stufe stehen, daß sich in ihnen noch Manches vom Urzustande des Menschen zeigt, so ist ihnen doch eine gewisse geistige Entwicklungsfähigkeit nicht abzusprechen. Sie müssen sich z. B. eine Art Zeitrechnung angeeignet haben, weil eine Horde, wie v. Tschudi berichtet, drei Jahre hintereinander vertragsmäßig genau am 6. September bei einer brasilianischen Niederlassung sich einstellte, um mit einem jährlichen Festschmause bewirthet zu werden. Derselbe Reisende berichtet auch von einem Knaben dieses Stammes, der sorgfältig erzogen wurde, fleißig lernte und zuletzt das Doktordiplom einer dortigen Universität erhielt. Später streifte er alle Fesseln der Zivilisation von

Indianerin von dem Stamme der Botokuden in Brasilien.

sich ab, verschwand und wurde nach mehreren Jahren unter seiner Horde im ursprünglichen Naturzustande wieder angetroffen. Dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da, denn auch aus anderen Erdgegenden läßt sich leicht eine Reihe ähnlicher Fälle anführen.

In weitester Ausdehnung östlich von den Anden finden wir die Tupi-Stämme, deren Stammsitze und Wanderungen v. Martins strenger zu begrenzen versuchte. Wir gewahren mit Ueberraschung, so schreibt Friedr. v. Hellwald, daß sie instinktmäßig den Weg nach dem Atlantischen Ozean eingeschlagen haben und daß ihre Sprache zu einem internationalen Verständigungsmittel geeignet gefunden wurde. Nach dem ständigen Aufenthalt dieser größten Völkerfamilie Brasiliens unterscheidet man heute noch die Süd-, Nord-, Ost-, West- und Zentraltupi, die alle wieder in eine Menge kleinerer Horden zerfallen. Die Südtupi, in überwiegender Mehrzahl in Paraguay und Corrientes, erhielten von den Jesuiten den Namen Guarani, d. h. Krieger, und erlangten durch sie den höchsten Grad der Zivilisation, den überhaupt ein Naturvolk in Amerika erreicht hat. Nach F. Keller-Leuzinger ist ihre Aehnlichkeit mit den Feuerländern eine ganz auffallende. Die Osttupi, welche einst aus dem Süden und Westen nach den Küsten des Atlantischen Ozeans bis an die Mündung des Amazonas gekommen sein wollen, sind jetzt als selbstständige und unvermischte Rasse fast verschwunden. Die Nordtupi wohnen gegenwärtig als Fischer, Schiffer und selbst Seefahrer meist entfernt von größeren Ortschaften an den Meeresbuchten und einmündenden Gewässern, auch noch an der Nordseite des Riesenstromes. Die aufgewecktesten unter ihnen, die Omaguá, welche künstlich den Köpfen der neugeborenen Kinder eine mitraähnliche Gestalt

Rauchender Guarano-Indianer.

gaben, haben zuerst aus dem Safte des echten Federharzbaumes und einer Feigenbaumart das „Kahetschu" bereitet, jene Substanz, die wir Kautschuk nennen. Ihre Schleuder war ein am Ende gespaltener Stock, in den ein Stein gesteckt wurde. Als Nation sind sie jetzt verschwunden.

Die Zentraltupi hausen noch in mehreren freien Horden in den ausgedehnten Gebieten zwischen dem Tocantins und Madeira. Zu ihnen gehören wahrscheinlich die Mundruku am Tapajós, welche wegen ihrer Kopfabschneiderei von den Nachbarn auch Paiguize genannt werden. Es sind kräftige Gestalten mit heller Hautfarbe und starker Tätowirung, und eine verhältnißmäßig hohe gewerbliche Betriebsamkeit, gemischt mit roher Barbarei, zeichnet sie aus.

Majoruna-Indianer (Brasilien).

Mura-Indianer (Brasilien).

Die Westtupi leben auf bolivianischem Gebiete. Zu ihnen gehören die Guarayo, deren „Zustände ausnahmsweise ein Bild idyllischer Heiterkeit und patriarchalischer Milde, unbefleckt durch die Laster" der anderen Tupi, gewähren.

Die Kariben

bestehen aus den zahlreichen Völkerstämmen von den Nordgestaden Südamerikas an nach Norden durch die Inselreihen, nach Süden durch Savannen und Urwälder bis zum Amazonas und zum Theil darüber hinaus. Schon A. v. Humboldt rieth, den Namen „Caraïben", mit welchem die Spanier großen Unfug getrieben, da sie jeden menschenfressenden Völkerstamm ihm unterordneten, ganz aus der Sprache der Völkerkunde verschwinden zu lassen. Man bezeichnet deshalb mit den Kariben (die Einzahl: Karib) Stämme im Innern nördlich vom Amazonas, die sich später nach allen Richtungen ausbreiteten, sogar bis über die Grenzen Südamerikas hinaus.

Wir lernten schon auf den vorstehenden Seiten Stämme kennen, welche sich als Schiffer auszeichneten. Auch die Kariben, welche an die Küste gelangt waren, machten sich tüchtig in der Schiffahrt und gelangten nach den Antillen kurz vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer. Dort erschlugen sie im siegreichen Kampfe die Männer der harmlosen Urbevölkerung und schleppten die Frauen in die Gefangenschaft, behielten auch wohl die schönsten als Frauen für sich. So entstanden die Inselkariben, deren Frauen anfänglich eine völlig andere Sprache redeten. Später beschränkte sich die öfter als große Seltenheit erwähnte Zweisprachigkeit auf einige hundert Wörter. Nach Eroberung der Kleinen Antillen gelangten sie nach Portoriko, Haiti, sogar nach Honduras, wo sie, katholisch geworden, dennoch manche uralte Gebräuche beibehielten. Sie genießen auf dieser Halbinsel vorzügliches Vertrauen unter den Mahagoniholzhauern an der Küste, sind

Mundruku-Indianer (Brasilien).

Wapisiani-Häuptling (Guiana).

friedlich, freundlich, betriebsam und scharfsinnig und besitzen bedeutende Anlagen zur Erlernung von Sprachen. Ihre Hautfarbe ändert sich von Schwarz- bis Safrangelb. Die Männer tragen enganliegende Beinkleider, die sie um die Hüften mit farbigen Schärpen festhalten, reinliche weiße Hemden, Röcke und Strohhüte. Die Frauen schmücken sich gern mit Perlschnüren, tragen Kalikoschnürleibchen, bunte Schürzen, Röcke, und um den Kopf gewunden ein Taschentuch. Es herrscht Vielweiberei unter ihnen; mancher Mann besitzt drei bis vier Frauen, doch muß er für jede ein besonderes Haus und besondere Pflanzung haben, und wenn er der Einen ein Geschenk macht, erhalten auch die Anderen solche in dem gleichen Werthe; ebenso muß er auch die Zeit gleich unter sie vertheilen, die eine Woche bei Dieser, die andere bei Jener u. s. w. verbringen. Die aus festem Holz erbauten Häuser mit Fenstern und Fensterläden entbehren des Komforts nicht, sie haben die Thüren für den Seewind offen, gegen den Landwind stets

geschlossen, und darin liegt neben der Reinlichkeit und Wohlhabenheit ohne Zweifel ein Hauptgrund der Gesundheit dieser Ortschaften. Die Inselkariben sind heute auf den Aussterbeetat gesetzt, sie haben sich nur noch auf Dominika und S. Vincent erhalten. Auf dem Festlande aber giebt es noch viele und lebenskräftige Karibenstämme, freilich in Britisch-Guiana zerstreut vielleicht nur 6—700 Köpfe, und nach dem Prachtwerke des Prinzen Roland Bonaparte, der auch von elf Individuen genaue Messungen und Beschreibungen mittheilt, nur wenige in Surinam. Nach Tausenden zu zählen sind sie in Venezuela; sie schilderte ausführlich Karl Ferd. Appun. Wirkliche Kariben sind auch die aus Venezuela stammenden Krischana (Guaharibos) am Janapery, bei denen nach den werthvollen Forschungen von J. B. Rodriguez die Schädel der Männer häufiger oval, die der Frauen häufiger rund sind. Nach K. v. d. Steinen gehören auch die Bakaïri und der größte Theil der Anwohner des oberen Schingú zu den Karibẹn.

In welcher Art der Verkehr und Handel bei den Karibenstämmen stattfand, darüber belehrt uns J. Thurn aus dem Essequibogebiete. „Man hat aus dem häufigen Vorkommen zahmer Thiere in den Niederlassungen südamerikanischer Indianer geschlossen, daß dieselben eine gewisse Liebe zu Thieren haben. In Wirklichkeit aber betrachtet ein solcher seine gezähmten Thiere als ebensoviele Münzen, für die er seine Bedürfnisse von anderen Indianern eintauschen kann. Unter diesen Stämmen besteht nämlich ein gewisses System der Arbeitseintheilung: der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet sie zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaaren, der vierte stellt die Reibeisen her, auf denen die Kassawawurzeln zu Brei verrieben werden; kurz, jeder Stamm hat seine eigene Manufaktur, deren Erzeugnisse er gegen die der anderen Stämme austauscht.“ Der Reisende Crevaux schreibt an einer Stelle seines Werkes: „Ehen zwischen Verwandten ersten Grades gehören unter den Indianern Guayanas nicht zu den Seltenheiten,“ und erzählt dann von der schönen Tochter eines Apalaï-Häuptlings, die zugleich dessen Gattin war. Derartige Verhältnisse, meint Friedr. Ratzel, entwickeln sich schon dadurch, daß dem, der eine Mutter zur Frau nimmt, auch deren Töchter in derselben Eigenschaft zufallen können. Bestimmt wird dies von den Nayma Guayanas versichert, und da Aehnliches von den Kariben der Antillen berichtet wird, von welchen z. B. du Tertre erzählt, daß ein Mann mit Mutter und Tochter oder mit zwei Schwestern gleichzeitig verbunden sein durfte, so liegt hier vielleicht karibischer Einfluß vor. Wechsel des Namens bei Verheirathung nahmen bei den Kariben beide Theile vor, und ähnliche Gebräuche finden sich auch in Brasilien. Bei den Tinne Nordamerikas aber erhalten die Kinder nicht den Namen nach ihren Eltern, sondern Mutter und Vater ändern ihren Namen nach

der Geburt des älteſten Sohnes und nehmen deſſen Namen an. Deshalb nennt ſich alſo der Vater des Tschele von nun an: Tschele-t'a, und die Mutter: Tschele-m'on. Liegt dieſer Anſchauung nicht der Gedanke zu Grunde, daß der werdende junge Menſch mehr Anſpruch zum Leben hat, als der gewiſſermaßen ſchon alternde? Wenn bei dem Eskimo ein Widerwille beſteht, ſich in dem Hauſe, wo er erwachſen iſt, zu verheirathen, wenn bei den Macuſi, welche der Weiberlinie folgen, und den Mundruku das Verbot befolgt wird, ſich mit der Brudertochter zu verbinden, ſo wird uns dies nur dadurch verſtändlich, daß die durch die Ehe geſtiftete rechtliche Lage der Perſonen zueinander mit dem Verhältniſſe, in welchem die Mitglieder deſſelben Hausſtandes zueinander ſtehen, nicht mehr zu vereinbaren iſt. Bei den Kariben verläßt der Bräutigam das Haus der Seinigen, um bei ſeinem Schwiegervater zu wohnen; ſeine Frauen, welche Schweſtern und Töchter des Hauſes ſind, dürfen mit Allen frei und ungebunden verkehren; nur der Gatte darf es nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß. Solche Ehrfurcht, welche den Schwiegereltern von den Schwiegerkindern erwieſen wird, zeigt ſich vielfach auch anderwärts: Der Dajak darf nicht den Namen ſeines Schwiegervaters nennen, die Mongolen- und Kalmückenfrau in deſſen Gegenwart weder ſitzen noch ſprechen; der Banyai darf nie in Gegenwart der Schwiegermutter nachläſſig ſitzen, der Miſchme nie im ſchwiegerelterlichen Hauſe eſſen u. dergl. m. Wenn Kinder vorhanden ſind, iſt eine Eheſcheidung bei den Kariben ſehr ſelten. Die Mädchen tragen, ſo lange ſie Jungfrauen ſind, Baumwollfäden um Arme und Lenden. Schon oben wurde erwähnt, daß unter den Kariben in Honduras ſehr dunkelgefärbte vorkommen; auch unter den verſchiedenen Stämmen Guianas kann man ſie durch dieſe Hautfärbung leicht erkennen und auch dadurch, daß ihre Körperformen muskulöſer, ihre Geſichtszüge abſtoßend ſind. Auch die üppig gebauten Karibenfrauen haben ſolche abſchreckenden Geſichter; ſie werden aber dadurch noch widerlicher als die Männer, daß ſie eine unnatürliche Stärke der Waden für eine große Schönheit halten und deshalb ſchon von Kindheit an den Mädchen mit fingerbreiten baumwollenen Bändern dieſe Theile über- und unterbinden, ſo daß die Waden nach und nach zu einer unförmlichen Muskelmaſſe anſchwellen.

Die Arowaken, Verwandte der Kariben, werden von ihren Nachbarn „Mehleſſer" (Aruak) genannt; ſie bewohnten einſt das ganze Küſtengebiet zwiſchen dem Amazonas und dem Buſen von Paria, jetzt vielleicht in einer Anzahl von höchſtens 2000 Köpfen den Landſtrich zwiſchen dem Corentyn und Pomerun. Sie ſind ein ſchöner kräftiger Menſchenſchlag, und beſonders die jungen Mädchen ſind wegen des herrlichen Ebenmaßes ihrer Formen, der kräftigen Fülle der Glieder, der intereſſanten antiken Geſichtsbildung

und der großen ſchwarzen Augen in der Hauptſtadt von Britiſch-Guiana berühmt.

Nach den Mittheilungen F. A. Simons ſollen die Goajira, welche jetzt in etwa 30 Clans zerfallen, einſt weit hergekommen ſein und die Ureinwohner, die Arowaken, aus ihren Sitzen verdrängt haben. A. Hettner giebt mancherlei Notizen über ſie, nach denen ſie Niemandem den Eintritt in ihr Land geſtatten. Sie ſind im Beſitz ausgezeichneter Pferde und zahlreicher Rinderheerden.

DER MENSCH UND SEINE RASSEN. LITH ANST. SAILE & MUNK, STUTTGART

AFRIKA. 1.Buschmann. 2.Namaqua-Frau. 3 Loango-Frau. 4.Waganda-Knabe. 5.Darfur-Neger. 6.Dinka-Frau. 7.Bari-Neger. 8.Niam-Niam.

Die Völker Afrikas.

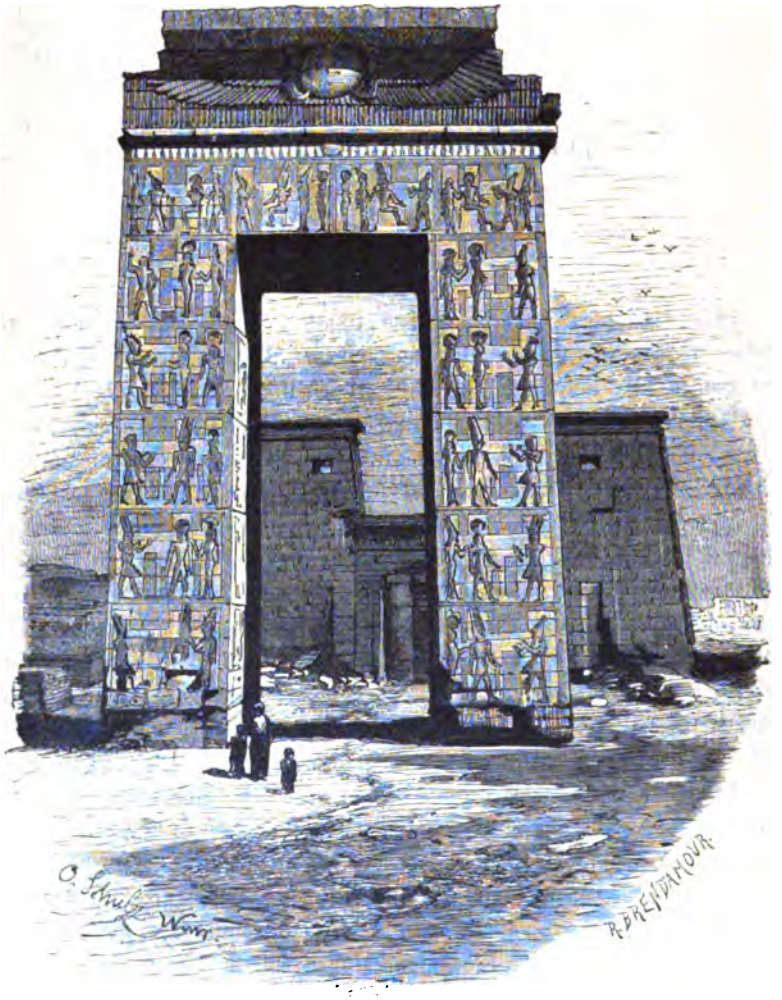
Aegypten.

Wir betrachten auch in diesem Erdtheil zuerst die im nördlichen Theile Afrikas lebenden Völker und wenden uns dann der Mitte und dem Süden und schließlich der Insel Madagaskar zu.

Aegypten ist das rechte Wunderland der Welt. Nicht mit Unrecht wird es die Wiege der Kultur genannt, und das ganze Nilthal ist nichts anderes, als „ein riesiger Friedhof der Menschen- und Kulturgeschichte." Mit geringen Ausnahmen beschränken sich die Ruinenplätze und Trümmerstätten auf das Nilthal selbst, und an solchen Denkmälern, die mit kolossalen Leichensteinen zu vergleichen sind, ist kein Mangel vorhanden. „Sie sind mehr oder weniger die Etappen jenes unvergleichlichen Lebens, welches man ägyptische Geschichte und Kultur nennt," so berichtet Schweiger-Lerchenfeld. „Nichts ist ergreifender als die Wahrnehmung, daß der Zeit nichts zu trotzen vermag, selbst die glänzendsten Kundgebungen des Geistes nicht. Zwar, die gigantischen Denkmäler ragen zum Theil noch immer aufrecht, doch auch diese Herrlichkeit kann bald ein Ende nehmen." Wohl erhalten ist noch Manches, so z. B. das Euergetesthor zu Karnak, dagegen neigen die gewaltigen Säulen des großen Ammonstempels daselbst — jede 12 Fuß im Durchmesser und 66 Fuß hoch — zum Sturze! „Und wer verbürgt, daß nicht in näherer oder fernerer Zukunft die Nilwässer den Boden unter den sitzenden Memnonskolossen auf der thebanischen Ebene unterwaschen und ein gewaltiger Trümmersturz die Stätte bezeichnet, wo jene standen, deren einer (der „tönende") vor Zeiten die Morgenröthe mit süßem Klagelaute begrüßte?"

Doch älter als jene Kulturzeugen, an denen Aegypten so reich ist, sind die Geräthschaften und Waffen, mit denen auch hier vorgeschichtliche Menschen den Kampf um's Dasein führten. Am Südrande des Mittel-

meeres und in der früher viel pflanzen- und thierreicheren Wüste wurden erstaunliche Mengen jener Geräthe gefunden, behauene Feuersteinsplitter, geschliffene Steinwerkzeuge, die sogar je weiter nach dem Süden weniger rohe Bearbeitung als im Norden zeigen. Ueber diese uralte Bevölkerung



Euergetesthor zu Karnak.

dürfte die Wissenschaft unseren nachfolgenden Geschlechtern Auskunft geben an der Hand der aufgefundenen und noch aufzufindenden Zeugen.

Ueber die Suez-Brücke zogen vor und während der geschichtlichen Zeit Völker hinüber und herüber. In Aegypten selbst konnten der

Ueberschwemmungen wegen weder Jäger noch Hirten, sondern nur Ackerbauer dauernd Wohnung nehmen. Der Kern der ägyptischen Bevölkerung blieben bis in die Gegenwart daher auch die Ackerbauer. Die Fluthen des Nils zwangen sie zur Anlage von Wohnsitzen auf künstlichen Bodenerhebungen, der Mangel an Holz zum Ziegelsteinbau der Wohnungen und zum Steinbau der Tempel und Denkmäler. Wie aber auch Aegypten sich abschloß, es drangen doch im Laufe der Zeiten Hyksos, Juden, Perser, Griechen, Römer, Araber, Türken in das Nilthal ein, die in der Herrschaft wechselten.

Memnonkolosse bei Theben.

Seit 1517 befindet sich Aegypten in der Gewalt der Türken; die heutigen Herrscher und viele „Große" sind Türken, an Zahl vielleicht Zehntausend. Es leben jetzt dort ebensoviel Armenier und die doppelte Anzahl von Juden und griechischen Rajahs; die Fremden, vorwiegend bestehend aus Griechen und Italienern, aber auch aus Franzosen und Engländern, belaufen sich auf za. 80 000, und allen diesen fremden Elementen stehen mit überwältigender Massenhaftigkeit fünf Millionen Fellahin, die Ureinwohner Aegyptens, gegenüber. Der große Wechsel, der im Leben Aegyptens Platz gegriffen, hat die vollständige Zersetzung der oberen Schichten, d. h. alles dessen,

was Städter heißt, zu Wege gebracht, nicht aber die Umwandlung des altägyptischen Landmannes. Der Fellah ist seit 5000 Jahren wesentlich derselbe, der Glaubenswechsel bedeutet für ihn nichts.

Aegyptische Jüdin.

Das altägyptische Land gehörte, in drei Theile getheilt, dem Könige und den beiden obersten Kasten (Priester und Krieger) und wurde den Ackerbauern, die eine besondere Kaste bildeten, in Pacht gegen gewisse Abgaben gegeben. Die Strafen waren rationell erdacht. Geldstrafen und

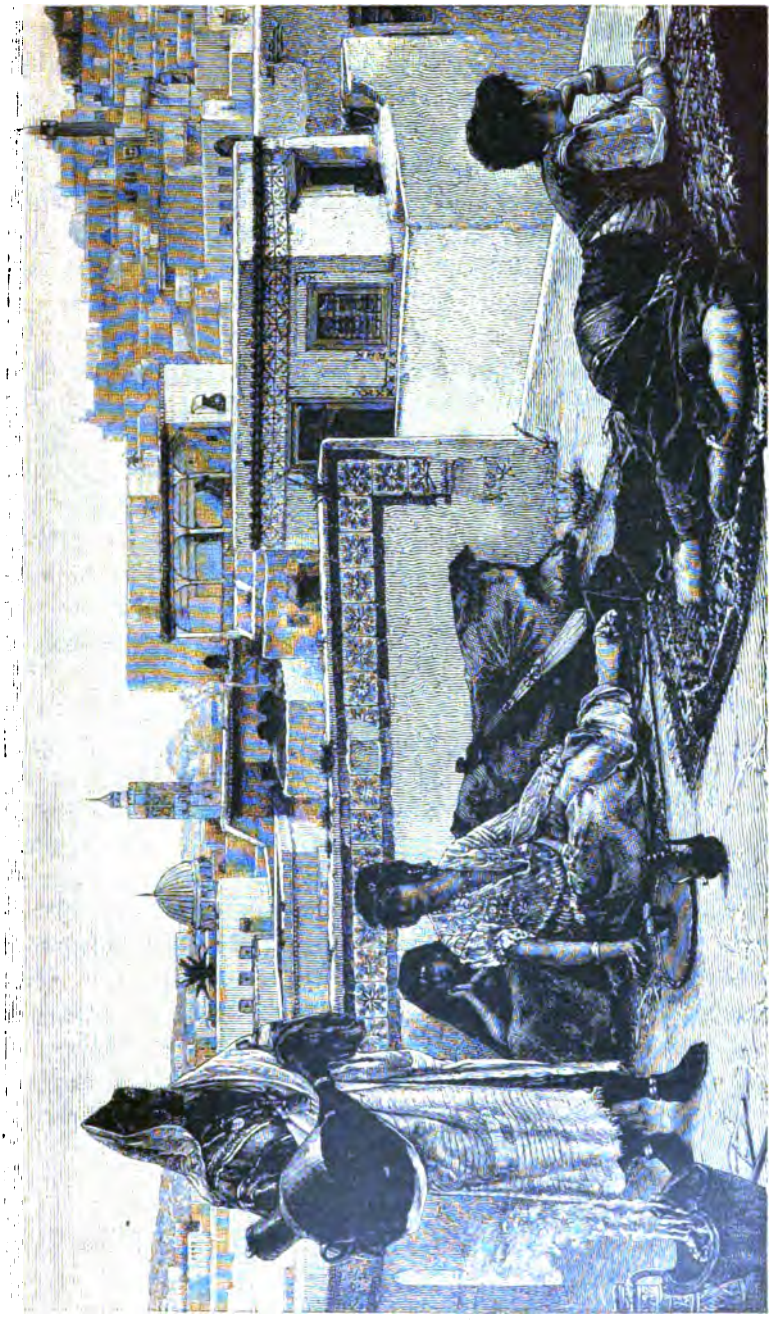
Einsperrung scheint man nicht verhängt zu haben, da durch die ersteren dem reichen Manne vor dem armen kein Vorrang eingeräumt werden

Fellahmädchen.

sollte, und die letztere betrachtete man vom national-ökonomischen Standpunkte aus für schädlich. Die häufigsten Strafen bestanden in Zwangsarbeiten und körperlichen Züchtigungen. Innerhalb der Ehe war wohl

Monogamie die Regel, während die Reichen, wie anderswo, sich den Luxus mehrerer Frauen gestatteten. Um die königliche Linie unvermischt zu erhalten, war wie im alten Peru so auch damals in Aegypten die Geschwisterehe gestattet. Wir finden sie jetzt noch in vielen Theilen Afrikas und auf Hawaii. Wie von den Prinzessinnen in Laongo berichtet wird, daß sie sich mit reichen Männern zu verbinden suchen, um sie baldigst zu ruiniren und dann laufen zu lassen, so war es auch im alten Aegypten, wo, wie noch heute bei den Beni-Amer, die Töchter die Eltern zu unterhalten hatten.

Da uns das Leben und Treiben der Fremden im heutigen Aegypten hier nichts angeht, so wenden wir uns sofort zu den schon oben erwähnten Fellahin, von welchen auch kürzlich noch in einem lesenswerthen Vortrage Hamy nachwies, daß sie fast ganz den Typus und Charakter der alten Aegypter wiedergeben, daß sich semitische Verwandtschaft nicht sicher nachweisen lasse, daß sie aber klar und deutlich zur hamitischen Rasse gehören. Die Bearbeitung des Bodens ist an sich keine mühsame Arbeit, weil er leicht ist und keiner tiefen Umstürzung bedarf. Unbeschreiblich elend, schreibt Fr. v. Hellwald, sind die Dörfer der Fellahin. Wenn man sie von Weitem erblickt, kann man kaum glauben, daß solch ein Kothhaufen Wohnungen für Menschen enthalten solle. Erst wenn man näher tritt, bemerkt man an den aus Lehm aufgeführten dichten Massen Gänge, welche, so schmal, daß kaum zwei Menschen nebeneinander gehen können, die Wohnungen voneinander scheiden, dann Thüren und kleine, fußgroße vergitterte Löcher als Fenster. An den Eingängen solcher Dörfer und Häuser lagern tellergroße Scheiben getrockneten Kameeldüngers als Brennmaterial; auf den mit Stroh oder Mist bedeckten Dächern hocken in dunkelblauen Gewändern und gleichfarbigen Schleiern die Weiber mit den nackten Kindern, rothen Ziegen und gelben Hunden bunt durcheinander. Das Bewässern der Felder dauert monatelang und ist Hauptbeschäftigung der Fellahin an Schöpfgestellen, Schöpf- oder Ziehbrunnen. An einem räderlosen Pfluge ziehen zwei Büffel oder auch Büffel und Kameel, in der durchnäßten Erde macht die ganze Familie Löcher für Setzlinge von Gurken, Melonen, Zwiebeln, Rüben u. dergl. Derartig ist das Leben der Fellah seit Jahrtausenden, von Poesie des Landlebens keine Spur, höchstens von der Poesie des Elends. Das weiß der Fellah sehr gut, aber nie hatten es seine Vorfahren besser. Steter Druck und Noth haben ihm noch nicht den Muth geraubt, Unvermeidliches zu leiden. Dort sieht man einen Menschen in Ketten, aber heiter und guter Dinge. Jedermann weiß, daß er kein Verbrechen begangen; es ist aber eins begangen worden, und dafür muß Einer bestraft werden, also ein Fellah, der nicht Geld genug



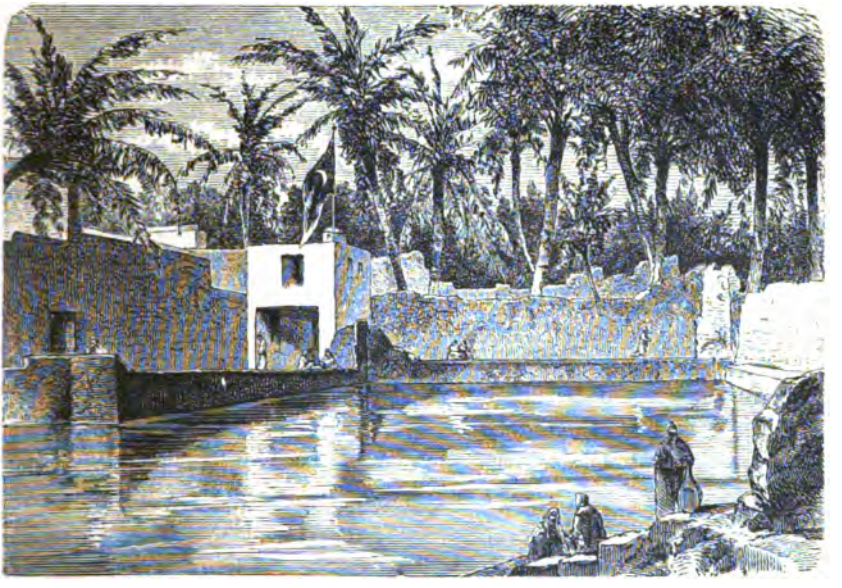
Türkische Frauen in Kairo.

hat, den Richter zu bestechen. Bei Almosen kargt dieser Aermste nie; zu seinen geringen Bedürfnissen zählt die Musik. Er thut nichts, ohne zu singen; er singt bei der Arbeit, beim Spiel, bei der Hochzeit, beim Begräbnisse. Da er nur ein Kleidungsstück besitzt, so friert er im Winter ohne Feuerung, ohne Bettzeug, ohne Decke. Reisende beobachten von Jahr zu Jahr eine sich mehrende Sterblichkeit der Kinder, die ohne alle Pflege aufwachsen, bis zum siebenten Jahre sich nicht waschen und in Schmutz verkommen. Die Reisenden bemerken aber auch eine zunehmende Verarmung. Wie die noch möglich, ist mir unfaßbar, denn die Steuerbedrückung ist doch schon auf die Spitze getrieben. Was immer die Fellahin erarbeiten, wird ihnen zum größten Theil weggenommen. Mit dem Produkt ihrer Arbeit bereichern sich der Khediv, seine Minister, seine Theaterintendanz. Man erbaut damit Straßen und Paläste, neue Gärten, neue Harems, Häfen, Leuchtthürme, große Zuckerfabriken, deren Maschinen häufig wechseln, je nachdem der geldbenöthigte Werkmeister Franzose, Engländer oder ein anderer Europäer ist. Andererseits aber läßt man alle Bauten und Fabriken, die mit dem Blut und Schweiß der Fellahin erbaut wurden, nach orientalischer Manier gänzlich verfallen. Sobald der Fremde das Weichbild der Städte verläßt, ergreift ihn tiefe Schwermuth über das unsagbare Elend des arbeitenden, hungernden und noch immer nicht verzweifelnden Volkes.

Ein anderer, aber täglich mehr verschwindender Theil der Bevölkerung Aegyptens sind die Kopten, gleichfalls Nachkommen der alten Aegypter, die sich nicht allein ziemlich rein und unvermischt, besonders seit dem Auftreten des Islam, erhalten, sondern auch die altägyptische Sprache bewahrt haben. Sie sind Christen und führen gegen den Islam einen hartnäckigen Kampf. Kopf und Gesichtsbildung zeigen uns den Typus, welcher aus den alten Denkmälern spricht. Daß die Kopten, an Zahl vielleicht noch 200 000, durch fortgesetzte ungerechte Behandlung, durch Willkürherrschaft, Gewaltthätigkeiten, Geringschätzung und Verachtung ihren Charakter ändern, mißtrauisch und verschlossen, hab- und geldgierig, falsch und heuchlerisch und je nach den Umständen kriechend und unterwürfig oder trotzig und herrisch werden mußten, wird gewiß Niemanden verwundern. Die Geschichte zeigt nur zu häufig in ähnlichen Fällen ähnliche Charakteränderungen.

Die Völkerschaften Nordafrikas und der Sahara.

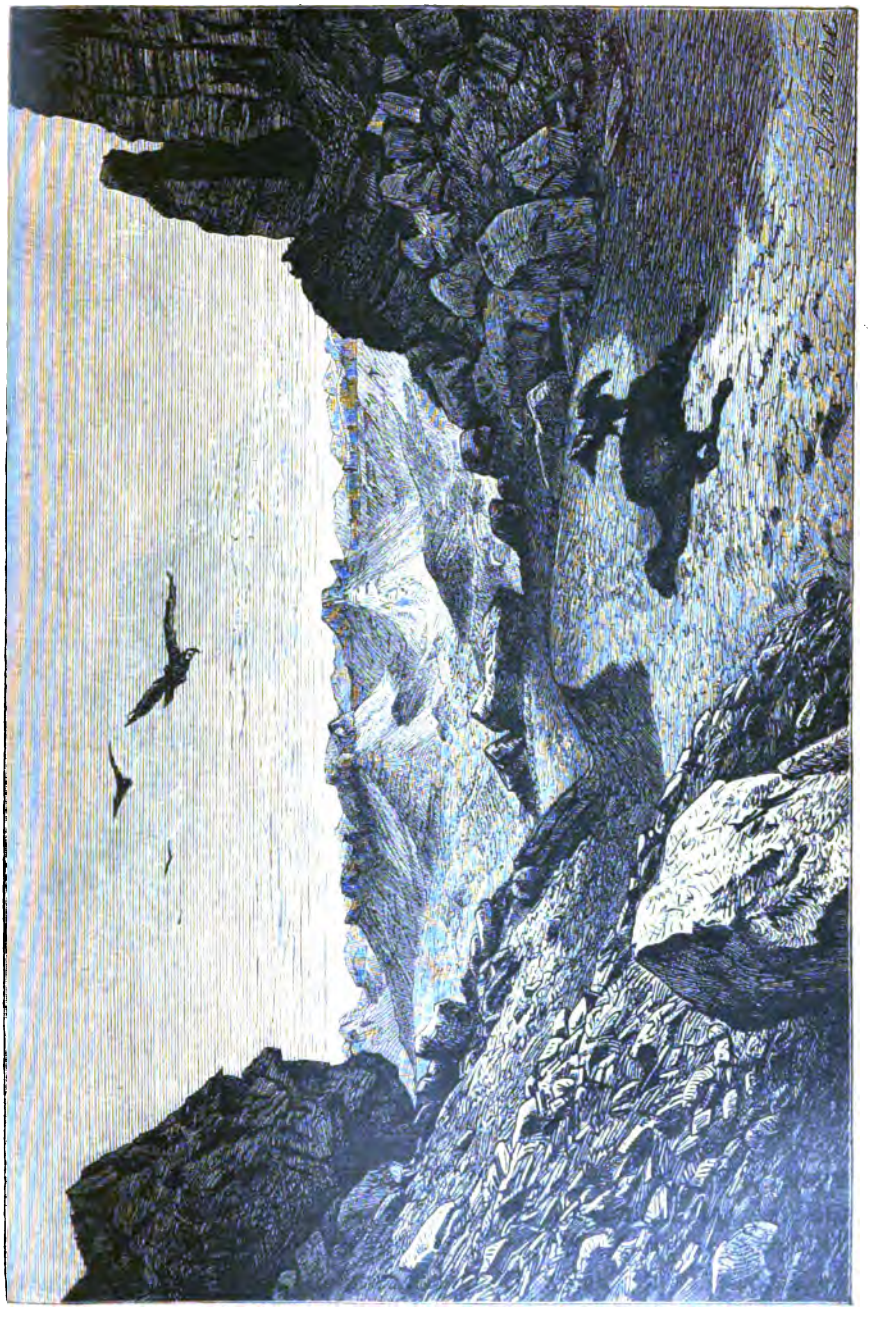
Wenn wir uns an der Küste von Aegypten aus westwärts wenden, so gelangen wir in die türkische Provinz Tripolitanien, die neuerdings durch den Anbau des Halfagrases für die Papierfabrikation wichtig geworden ist. Die Oasenlandschaft Fessan gehört auch zu dieser Provinz. Weiter westlich liegt (jetzt zu Frankreich gehörend) Tunis, einst so fruchtbar, daß es die Kornkammer der Römer war, später durch schlechte Regierung elend heruntergekommen. Dann folgt das den Franzosen seit 1830 gehörende Algerien mit dem Atlasgebirge und dem Dattellande, dem niedrigeren



Die Quelle von Rhadames in der Wüste Sahara.

Vorlande am Saum der Sahara. Zuletzt das westlich vom Atlantischen Ozean begrenzte Marokko. Südlich von diesen Küstenländern liegt die Sahara, zehnmal größer als Deutschland. In ihr wechseln mit ebenen, stein- oder sandbedeckten Gegenden lange Parallelzüge von Dünen und fast schwarz aussehenden Felsengebirgen. Die Oasen finden sich stets in der Nähe von Quellen oder künstlichen Brunnen. Solche Oasen kommen in Menge vor, einige wurden bisher kaum von Europäern betreten, alle aber dienen Menschen und Thieren zum Aufenthalte. Aber auch außerhalb dieser Oasen ist die „Wüste" viel mehr bewohnt, als man denkt, besonders in den westlichen Theilen, die des Regens nicht ganz entbehren.

Von jener Völkersippe der Hamiten, welche in früherer Zeit zwischen dem Zwillingsflusse (Euphrat und Tigris) und den Küsten Palästinas sich ausbreitete, ging eine Völkerfamilie nach Afrika und ließ sich im Nilthal dauernd nieder; wir betrachteten sie im vorigen Abschnitte. Eine zweite zog weiter westlich und breitete sich nach und nach über Nordafrika aus. Wie aber die ägyptische Familie schon eine Urbevölkerung vorfand, so wahrscheinlich auch diese zweite, welche wohl am häufigsten mit dem Namen der Berber bezeichnet wird. Daß eine solche Völkerfamilie und in solcher Gegend im Laufe der Jahrtausende sich nicht unvermischt zu erhalten vermochte, ist wohl Jedem einleuchtend, wenngleich gegen heftig anprallende Völkerstämme die Gebirge oder das wüstenhafte Innere ein von der Natur geschütztes Rückzugsgebiet darboten. Nach Phöniziern, Karthagern, Griechen, Römern und anderen nordischen Völkern, deren Blut aber nur unbedeutend bei ihnen eindrang, kamen die Araber, welche so gründlich ihre Festsetzung betrieben, auch durch Ausbreitung ihrer Sprache und ihres Glaubens, daß ein bedeutender Theil Nordafrikas kaum minder arabisch geworden ist, als Arabien selbst. Wenn man nun diejenigen Oertlichkeiten aufsucht, an denen geschichtlich nachweisbar am wenigsten Wechselbeziehungen mit anderen Stämmen stattgefunden haben, so zeigen dort nach den Untersuchungen Topinards die Berber immerhin eine einfachere Zusammensetzung als die Araber. Abgesehen von den zwei Extremen der blonden und der Negermischlinge unterschied Topinard vier oder fünf Typen, welche am häufigsten bei Berber-Individuen vorkommen, nämlich: 1. solche mit ovalem Gesichte, mit fein gebauter, scharf von der breiten Stirne abgesetzter Nase und mit kleinen dichtstehenden Zähnen; diese sind am weitesten in Algerien verbreitet und lassen vielleicht auf eine sehr alte dortige Urbevölkerung schließen. 2. Individuen mit ovalem Gesichte, breiter Stirn, die fast ohne Einschnitt in die breitrückige Nase übergeht, und mit feinen Augenbrauen. Sie finden sich am häufigsten in einsamen marabutischen Dörfern und bei den westlichen Araberstämmen; sie gehören zum edlen arabischen Typus. 3. Individuen mit Adlernase, mit wenig breiter runder zurückfallender Stirn und unterer zurückgenommener Gesichtshälfte. Dies ist die semitische Gesichtsform; das ganze Gesicht scheint Nase zu sein, wie Faidherbe sich äußerte. Bei dem vierten Typus begegnen uns breite, aber doch ovale Gesichter, kurze stumpfe Nasen mit breiten Nasenflügeln; solche Individuen sind selten unter den Arabern, am häufigsten aber in der großen Kabylie. Ihm schließt sich der fünfte Typus an mit rundem vollen Gesicht, spitzem Unterkiefer und vorspringenden Backenknochen. Um die Blonden unter den Berbern zu erklären, ließen Ch. Tissot, W. Kobelt und Cam. Sabatier die Berber aus der Mischung



Gebirgslandschaft in der Sahara.

zweier Raſſen entſtehen, von denen die dunkelfarbige, die Verfertigerin der nordafrikaniſchen Steinwaffen, von Süden her, die blonde und hellfarbige aber aus Europa über Gibraltar eingewandert ſein ſollte. Ihren Wohnſitzen nach ſchieden ſich ſchon frühzeitig die Berber in zwei Abthei-

Araber-Frau und Mädchen.

lungen, und zwar in ſeßhafte Ackerbauer, die an Sprache und Sitten feſthielten, und in Nomaden, die ſich ſpäter arabiſirten. Den Schutz ihres Volksthums fanden die Berber beſſer und nachhaltiger in Bergdörfern und Burgen, als in Städten. Sie bewohnen große und kleine Ortſchaften, die aus Häuſern und Hütten beſtehen, und nur ein kleiner Theil wohnt

in Zelten. Im Innern des Hauſes iſt rechts der Raum für die Familie, links der Stall; umgeben iſt das Haus von einem Garten oder einem kleinen Getreidefelde. Den Winter verbringt man in kellerartigen Gruben unter den Häuſern. Der Berber iſt arbeitſam, ein gewiſſer Kirchthurmgeiſt, die Liebe zu ſeiner perſönlichen Unabhängigkeit und zur Gemeindefreiheit ſind ſtark in ihm entwickelt. Den Glauben mag er vielleicht zehn Mal gewechſelt haben; gegenwärtig iſt er, jedoch ohne Ueberzeugung, Muhamedaner. Mit Gerechtigkeit kommt man bei ihm am weiteſten. Sein Geſichtsausdruck iſt offen und zuthulich.

Kabylenweib.

Die urſprüngliche Tracht war wollenes, von den Frauen gewebtes Zeug, und zwar bei den Männern ein bis zu den Knieen reichendes Kleid, bei den Frauen ein längeres Hemde. Im Winter kam noch ein altes vererbtes Familienſtück hinzu, nämlich ein durchlöcherter und verfranſter Burnus.

Die Induſtrie iſt eine ſehr mannigfache. Sie bearbeiten Eiſen-, Blei- und Kupferbergwerke, ſchmelzen und ſchmieden Metalle, haben Preſſen für Oliven und Mahlmühlen, brennen Ziegel und Kalk, machen Töpferarbeit, ſchnitzen Holz, weben, ſticken u. ſ. w. In den bekannten Silberfiligranarbeiten bewähren ſie ihren Kunſtſinn.

Die Grundlage des politiſchen Aufbaues der Berber bildet die Gemeinde,

welche eine kleine souveräne Republik für sich ist. Für die Selbstständigkeit dieser politischen Einheit treten sie leidenschaftlich ein. Das Dorf ist dem Berber der Staat. Die Versammlung aller für reif erklärten Männer des Dorfes bildet die Regierung, Verwaltung, Rechtsprechung, Gesetzgebung, Steuererhebung; sie erklärt Krieg und Frieden, und der Amika, eine Art Bürgermeister, führt die Beschlüsse aus, die jedoch durch religiöse Einsprache, durch alte Sitten und Gebräuche gewissermaßen Beschränkungen erfahren.

Die hervorragende Stellung der Frau in der Familie datirt jedenfalls aus vormuhamedanischen Zeiten. Wenn auch auf ihren Schultern die härtere Arbeit ruht, so spricht sie doch in öffentlichen Versammlungen mit, ist erbfolgeberechtigt, und weibliche Heilige sind dort so häufig wie in Christenlanden. Bis jetzt haben die Berberfrauen die Polygamie stets ferngehalten und zeigen in den Kämpfen der Männer sich den Frauen der alten Cimbern und Teutonen ebenbürtig. Der Araber schwärmt für fette Frauen, der Berber dagegen für „Gazellenaugen" und „Gazellenwuchs." Verweigern bei den marokkanischen Berbern die Angehörigen der Braut diese einem Freier, so bleibt ihm noch ein Weg, um in ihren Besitz zu gelangen; denn gelingt es ihm, unbemerkt auf deren Schwelle eine junge Ziege zu opfern, so ist sie unwiderruflich mit ihm verlobt. Unfruchtbarkeit ist ein Grund zur Scheidung. In den Oasen der Sahara trennt sich in eigenthümlicher Weise das Eigenthum an Grund und Boden und dasjenige an den darauf wachsenden Bäumen, wahrscheinlich weil der Grundbesitz sich nach Mutterrecht vererbt. Es kann deshalb sehr leicht vorkommen, daß die Bäume, besonders die Dattelpalmen, anderen Personen durch Kauf gehören, vielfach auch der Geistlichkeit. Wenn Araber und Berber untereinander heirathen, so folgen die Kinder dem Vater, das Grundeigenthum fällt aber an die Berberfamilie der Mutter. Uneheliche Geburten und Ehebruch kommen höchst selten vor. Sehr ungebunden aber leben jene Wittwen, bei denen die Hoffnung auf Wiederverheirathung vorbei ist, die also ihrer „Sittlichkeit" keinerlei Schranken aufzuerlegen haben. Fr. v. Hellwald äußert, daß „alle semitischen Frauen an einer unanständigen Allüre (Gebahren) Gefallen zu haben scheinen" und deshalb von allen Araberfrauen die Frau des Berbers die unanständige Gangart sich angenommen habe. Bei manchen Stämmen ist in der Erbfolge nicht der älteste Sohn, sondern der Sohn der ältesten Tochter oder Schwester erbberechtigt; bisweilen darf sogar die Frau herrschen.

Im Handelsverkehr der Wüste ist das Salz die Triebfeder der ganzen großartigen Handelsbewegung. Die Salzlager finden sich in den unfruchtbarsten, vegetationslosen Gegenden vor, in den fruchtbaren fehlen sie dagegen völlig. Das in Platten von 1 m Länge und 25 cm Breite

Kabyle.

geschnittene Steinsalz ist in jenen Salzgegenden die Münzeinheit; für vier Platten erhält man ein Quentchen Gold.

Daß die Berber sich niemals gutwillig und vollständig fremdem Joche beugten, ist ein Beweis für diese kriegerische Rasse. Nach der Eroberung Algeriens warfen die Franzosen zuerst die Türken, dann die Araber nieder, und erst bedeutend später beugte sich der unabhängige Rest der Berber (Kabylen).

Wenngleich äußerlich in großer Mehrzahl Muhamedaner, sind sie in manchen Gebräuchen, die der Araber sehr hoch hält, recht nachlässig. Mit den vorgeschriebenen Waschungen und Fasten nehmen sie es wenig genau, essen Wildschweine, trinken Feigenbranntwein u. s. w.

Die Mauren.

Das „Kaiserthum" Marokko, das nordwestlichste Land Afrikas, besteht aus drei Reichen, aus Marrokesch (Marokko), Fas (Fez) und Tafilet. Das herrschende Element in Marokko sind die eigentlichen Mauren, ein aus Arabern und Berbern hervorgegangenes Mischvolk; die Mauren sind auch die Städtebewohner Marokkos, während die Araber das nomadisirende, die Berber das ackerbautreibende Element bilden.

„Was waren die Mauren, als sie Spanien über sieben Jahrhunderte bewohnten und beherrschten, es mit den schönsten Blüthen einer höheren Kultur schmückten, während ein großer Theil Europas noch unter dem Joche der durch die Völkerwanderung hereingedrungenen Barbarei schmachtete! Damals waren die Mauren ein frisches, lebenskräftiges Volk voll Thatkraft und energischem Drang nach den höchsten Zielen, die sich die Menschheit zu stecken vermag. Damals blühten Künste und Wissenschaften unter ihnen und drangen von ihnen aus wie leuchtende Strahlen eines lebenspendenden Gestirns zu den übrigen Völkern Europas. Damals entfaltete sich hier die Blume der Ritterlichkeit, der feinen Sitte, der Begeisterung für das Schöne und Gute, der Poesie im herrlichsten Farbenglanze. Von allen Seiten strömten Wißbegierige aller Nationen, aller Religionen herbei, um sich an diesen geistigen Flammen zu erwärmen, um einen Strahl davon in die ferne, kalte Heimath zu tragen."

Und was ist aus diesem mächtigen, hochgebildeten Volke geworden? Man gehe nach Marokko und mit dem ersten Schritte hat man die Antwort deutlich vor sich liegen. Ueberall dieselben Gestalten und Gesichtszüge, aber in den Gestalten zeigt sich kein stolzes Selbstbewußtsein und in den Gesichtszügen liest man nur Erschlaffung und erbärmliche Leidenschaft.

Wer in unseren Tagen den einstigen maurischen Genius bewundern will, der wird dessen Spuren in Marokko nirgends begegnen.

Das Kaiserthum Marokko erstreckt sich vom Kap Nun bis zum Spartel in einer Ausdehnung von 107 Meilen und vom Kap Cantin bis Fesghelmes in einer Ausdehnung von ungefähr 180 Meilen; es wird im Norden begrenzt von dem Mittelmeer, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Osten von Algier und im Süden von der Wüste Sahara. Das große und das kleine Atlasgebirge durchziehen es in zwei ungeheuren Reihen.

Das Verhältniß zwischen den Mauren und Berbern ist das denkbar schlechteste. Heirathen zwischen den beiden Völkern kommen fast garnicht vor und der allgemeine Verkehr ist auf das Nothwendigste eingeschränkt. Die Ursache liegt auf der Hand. Die Machthaber, die Mauren, gehören nicht zur Berberrasse und bilden auch nur einen Bruchtheil der Bevölkerung, während die reinblütigen Berber mindestens zwei Drittel der Gesammtbevölkerung des Kaiserreiches ausmachen. Räumlich haben die Berber sogar fast vier Fünftel des ganzen Reiches im Besitz, da sie die eigentliche Landbevölkerung bilden.

Rif-Berber.

„Der marokkanische Berber ist von durchschnittlich kleiner Gestalt, sehr mager, sehnig und gelenkig wie eine Katze; seine Hautfarbe geht durch alle Schattirungen von Dunkelgelb bis zum Schwarzbraun." Sein Charakter ist wild und grausam, und es giebt unter diesen Leuten Physiognomien, die so scheußlich sind, daß Derjenige, der sie nur einmal gesehen, sie nie wieder aus der Erinnerung verliert.

„Besonders erwähnt zu werden verdienen die Berber des Rif-Gebirges. Sie sind die Repräsentanten der ältesten, unverfälschten berberischen Rasse. Roh und wild, haben sie sich bis jetzt mit der marokkanischen Regierung nicht verständigen können, und diese läßt sie unbelästigt in ihren ungastlichen Schlupfwinkeln schalten." Die Rif-Berber hausen an der marokkanischen Mittelmeerküste in einem öden, mit einem kargen Bodenerträgniß bedachten Lande und trachten demgemäß, sich durch Freibeuterei eine entsprechende Entschädigung zu beschaffen. Auch sie verkehren ungern mit den Mauren

und werden von diesen gefürchtet. Das Leben der Landbevölkerung konzentrirt sich im Duar (Dorf). Gewöhnlich besteht es aus zehn bis zwanzig Familien, welche durch Verwandtschaftsbande aneinander gekettet sind, doch hat jede Familie ihr eigenes Zelt. Die Zelte eines Duars sind selten höher als $2^1/_2$ m und durchschnittlich 10 m lang. Eine Art Vorhang von Binsengeflecht trennt die beiden Abtheilungen des Zeltes voneinander, von denen die eine den Eltern, die andere den Kindern zum Schlafgemach dienen. Die Einrichtung der Zelte ist die denkbar einfachste, doch fehlt selten der Spiegel. Ein Toilettenunterschied zwischen den beiden Geschlechtern besteht kaum. Es ist immer das einfache baumwollene Hemd oder Haik, dessen weiße Grundfarbe aber errathen werden muß, da das Kleidungsstück nur ein- oder zweimal im Jahre gewaschen wird. Auf Körperreinlichkeit wird gehalten dank den koranischen Vorschriften der täglichen Waschungen.

Marokkanerin mit Kind.

Dem Landarbeiter geht es wie überall so auch hier schlecht. Aus dem geringen Bodenertrag muß er dem Scheich des Duars, dann dem Provinzchef und endlich auch dem Sultan einen wesentlichen Theil opfern. Wird das Volk durch fortgesetzte Bedrückungen und Aussaugungen zur Verzweiflung getrieben, und greift es zu den Waffen, dann ist das Resultat einer solchen Revolte allemal noch ein weit traurigeres, als der frühere Zustand von Jammer und Elend. Der Sultan schickt einige Regimenter nach der insurgirten Provinz und die Reiterei stampft ihre Brüder nieder und stellt die „Autorität" auf blutgetränktem Boden wieder her.

Als eine weitere Landplage gelten die Gaukler und Tänzer, die wie Ungeziefer durch das Land schleichen und im Betrügen und Stehlen es

Schule in Marokko.

mit den Zigeunern des Abendlandes zum mindesten aufnehmen. Die Marokkaner haben auch einen Papst. Zu Tunsan im nordwestlichen Marokko residirt der Ordensgeneral Muley Taieb, Sohn eines Heiligen und selbst

Marokkanische Tänzer und Gaukler.

als solcher verehrt. Wenn dieser Scherif seinen Raubzug durch das Land hält, so strömt Alles hinzu, um dem wundervermögenden Mann durch kostbare Geschenke seine Verehrung zu beweisen. (Nach Schweiger-Lerchenfeld.)

Aus den großen Gruppen der Berber wollen wir noch zwei in der Wüste Sahara lebende hervorheben: die Tibbu und die Tuaregs.

Die Tibbu.

Die Wohnsitze der Tibbu oder Tubu liegen heute wie früher in kleinen Ortschaften der zentralen Sahara; es ist ein wanderlustiges Volk, das die Hälfte seines Lebens in der Wüste, den Steppen oder Wäldern verbringt. Nach Gustav Nachtigal sind sie mittelgroß, wohlgestaltet, dunkelbraun bis kupferroth, und zierlich, elastisch, beweglich, enthaltsam, ausdauernd.

Zwei Tibbu (Sahara), sich begrüßend.

Der Ausdruck ihres Gesichtes ist ein finsterer, argwöhnischer und falscher. Sie können ohne Schlaf, ohne Nahrung, ohne Wasser tagelang ausharren, ohne von ihrer Thatkraft etwas einzubüßen. Nach vielstündiger Nahrungslosigkeit pulvern sie etwas von den gebleichten Knochen der Wüste, entnehmen einer Ader am Kopf des Kameels einige Tropfen Blut und genießen den zusammengerührten Teig; auch den Lederring an ihrem langen Messer, oder die Sandalen klopfen sie in Stunden argen Hungers, zerschneiden, kochen und essen sie. In der Tracht ist besonders die auch bei den Tuaregs übliche Verhüllung des Gesichtes auffallend. Die Begrüßungsweise zweier sich Begegnenden durch ruhiges, halbstundenlanges Sitzen mit aufrecht

gehaltener Lanze ist eine aus den Gefühlen des Mißtrauens entsprungene Sitte. Die Lanze und das Wurfeisen sind ihre Hauptwaffen. Feuergewehre sind jetzt schon ziemlich verbreitet. Sie sind sehr sorgfältige Pferde- und Kameelwärter, gehören zu den besten Kameelreitern, und ihre Handelsreisen gehen oft nach weitentlegenen Ländern; denn, wo es so wenig zu leben giebt, muß man sich bewegen, um solch Leben zu ertragen.

Von allen Wüstenbewohnern sind die Tibbu die einzigen, welche eine, wenn auch sehr beschränkte und äußerlich glanzlose, monarchische Regierungs-

Oase in der Sahara.

form haben: sie bildet nach Gerh. Rohlfs gleichsam den Uebergang zu den Despotien der großen Negerreiche nördlich vom Aequator. Die Königswürde ist in gewissen Familien erblich, doch geht sie nicht auf den jedesmaligen Sohn, sondern auf das älteste männliche Glied der ganzen Familie über. Heere und festgegliederte Einrichtungen der Staatsverwaltung fehlen, desgleichen jene Schranzen, die sonst Königshöfe zieren. Im salzberühmten Tibbulande Kawar haben die Einwohner, um ihre Fürsten nicht zu mächtig werden zu lassen, es so eingerichtet, daß beim Tode des Sultans aus der einen Herrscherfamilie das älteste Mitglied aus der zweiten folgt. Solcher Sultan ist nicht Herrscher über Leben oder Tod, sondern nur höchster

Timbuktu.

Schiedsrichter bei Streitigkeiten und Anführer gegen äußere Feinde. Sonderbarerweise werden die Eisen- und Silberschmiede bei allen Tibbu wie eine ausgestoßene Kaste betrachtet. Niemand darf die Tochter eines Schmiedes ehelichen; einen Schmied zu beleidigen gilt für Feigheit.

Die Tuareg.

Die Tuareg (sprich: Tuáredsch, Einzahl: Targi) oder richtiger die Imoscharh bewohnen die eigentliche zentrale Sahara bis zu der Karawanenstraße zwischen Tafilet und Timbuktu, also ein Gebiet, das fünfmal größer als Deutschland ist. Die Tuareg werden als die reinsten Berberstämme bezeichnet, bei denen dunkelfarbige Menschen seltener vorkommen, während einzelne so weiß wie wir sind; die unvermischteste von ihnen blieb wohl die nördliche Gruppe, deren Hautfarbe ein Röthlichgelb ist, wie es nicht selten bei Südeuropäern auftritt. Auch in Körperbau und Gesichtsbildung kommen sie diesen sehr nahe. Helle Augen sind selten. Mit Strenge wird bei den Tuareg darauf gehalten, den ganzen Körper vollständig und dauernd zu bekleiden; man vermeidet dadurch bei dem trockenen Klima die zu starken Ausscheidungen aus der Haut. Eine Tätowirung des Gesichts durch drei bis vier lange Schnittwunden, wie bei den Tibbu, findet sich bei dem Targi nicht; Schmucksachen werden wohl nur von Frauen getragen. Wie nie ohne Kleidung, so erscheint der Mann auch nie ohne Waffen (Schwert, Speer, Dolch, Wurfholz); Flinten sind jetzt sehr verbreitet; Bogen und Pfeile führen die Gebirgsstämme von Haggar; der steinerne Ring am rechten Oberarm soll zum Pariren dienen.

Die Tuareg zerfallen in eine große Menge von Clans, die ihre Zusammengehörigkeit durch die Sprache zeigen. Bei Allen beschränkt sich die Erbfolge der weiblichen Linie nicht auf die Fürsten, sondern greift tief in das ganze Leben der Bevölkerung ein; so sind z. B. in Ghat die Frauen und nicht die Männer die erblichen Besitzer. Nach Targi-Sitte erbt der älteste Sohn der ältesten Schwester, und diese Sitte soll die Fortpflanzung und Reinerhaltung des Familienblutes gegen jede Zufälligkeit schützen. Die Targifrau wacht ebenso streng über ihre Pflichten als über ihre großen Rechte.

Die Tuareg treiben nur in den Oasen etwas Ackerbau; sie ziehen am liebsten auf ihren Kameelen von Markt zu Markt. In der Gerberei, als Sattler, Korbflechter, in der Thongeschirrfabrikation leisten sie Vorzügliches; von allen Handwerkern sind hier die Schmiede die geachtetsten.

Wir können diesen Volksstamm nicht verlassen, ohne einige Worte über das „märchenhafte Timbuktu“ zu sagen.

Schweiger-Lerchenfeld berichtet darüber das Folgende: „Ende des 16. Jahrhunderts eroberten die Marokkaner Timbuktu, deren Reich nun vom Mittelmeer bis zum Niger reichte. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden die Fremden vertrieben, und Timbuktu blieb fortan der Zankapfel in den langwierigen Fehden, welche die Tuaregs und Fulbe um die „Königin der Wüste“ ausfochten und auch in Zukunft noch auszufechten haben werden.

„Die Zahl der Europäer, welche Timbuktu besucht haben, ist sehr gering. Einige abenteuernde Matrosen, der Franzose René Caillié, der

Ahaggar-Tuareg.

Engländer Gordon Laing, der Deutsche Dr. Heinrich Barth, das sind alle Europäer, welche bis zum 1. Juli 1880 nach der Hauptstadt des Sudans gelangt waren. An diesem Tage betrat die Stadt der unerschrockene österreichische Reisende Dr. Oskar Lenz.

„Timbuktu liegt in einer Ebene, von Sandhügeln umgeben, in geringer Entfernung vom Südrande der großen Wüste. Die Stadt ist sonach sowohl eine Pforte nach dieser letzteren, wie nach den Ländern des Sudans. Die Straßen und Gassen sind meistens so eng, daß zwei Reiter nur mit Mühe einander ausweichen können, doch macht das Ganze

den Eindruck der Wohlhabenheit. Der größte Theil der Stadt besteht aus einstöckigen, würfelförmigen Lehmhäusern, zwischen welchen Rohrhütten zerstreut liegen. Nur die Wohnungen der Vornehmen und Reichen besitzen zwei Stockwerke und die Fronten dieser Gebäude zeigen mitunter sogar schwache Anläufe von architektonischem Aufputz. Dagegen kontrastiren auffällig die bienenkorbartigen Mattenhütten, wie sie unter dem Songhaivolke allenthalben üblich sind.

Beduine.

„Die Einwohnerzahl, welche ältere Schriftsteller auf 80 000 bis 100 000 bezifferten, beträgt dermalen zirka 13 000, mit Ausschluß der zahlreichen Fremden, welche in der Zeit vom November bis Januar nicht unter 10 000 anzuschlagen sind, da ja die Stadt wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend lediglich auf den Handel mit den Nachbargebieten angewiesen ist.

„Drei große Handelsstraßen münden in Timbuktu. Auf der Wasserstraße von Südwesten her wird das Gold der Senegalländer in Form

von massiven Ringen nach der Stadt gebracht. Dorthin kommen auch Guronüsse. Auf der Karawanenstraße von Marokko her kommt das im ganzen Sudan schmerzlich vermißte Salz; auf der östlichen, über Rhadames ziehenden Karawanenroute finden europäische Waaren — englische Baumwollzeuge, Thee, und die weitberühmten Solinger Fabrikate — ihren Weg nach Timbuktu. Der eigentliche große Verkehr hat sich nach Kano, dem „sudanesischen London", gezogen."

Die Beduinen.

Unter der Bevölkerung Nordafrikas ist das arabische Element gegenwärtig von großer Bedeutung. Mit den ersten Eroberungszügen der

Beduinenzelt.

Araber am Ende des siebenten Jahrhunderts kamen nur Krieger und einzelne Familien nach Nordafrika, die sich hier und da in Städten niederließen. Um die Mitte des elften Jahrhunderts kam eine neue mächtige Einwanderung, welche nur aus wenig gesitteten Nomaden bestand und den Untergang der nordafrikanischen Zivilisation hervorrief.

In Nordafrika ist der Araber Hirt und mehr oder weniger Nomade, Beduine, er wohnt im Zelte, ist geborener Reiter. Nach Topinard ist er

von Charakter ſchwer beweglich, gleichgültig, zur Betrachtung geneigt, träge, ſein Blick nicht offen, ſeine Haltung gerade und unbeweglich, theatraliſch; er weiß mit Würde zu lächeln, vergißt ſich niemals, unterwirft ſich der Gewalt, aber nur ſoweit es dringend nöthig. Zu einer Seßhaftigkeit bringt man ihn aber nicht. F. Hugounet erzählt, daß die Franzoſen in Algerien, um die Araber ſeßhaft zu machen, deren Häuptlingen feſte Wohnhäuſer erbauten. Sie meinten, daß in der großen Verehrung vor der „Autorität dieſer Häuptlinge“ die Araber deren Beiſpiel dann nachahmen würden. Was geſchah? Aus Ehrerbietung vor der „franzöſiſchen Autorität“ ließ ſich der Häuptling den Hausbau gefallen und war „ganz

Beduinen-Scheich.

entzückt“ vom fertiggeſtellten Hauſe. Etwas ſpäter fragte der Ingenieur, ob er damit zufrieden, ob er ſich dort häuslich eingerichtet, und erhielt die Antwort: „Die Franzoſen ſind ganz außerordentliche Leute. Seitdem das Haus vollendet, habe ich kein einziges Schaf mehr verloren. Ich laſſe ſie jeden Abend in das Haus ſperren, und in der Frühe fehlt nie ein Stück.“ „Wie denn,“ fragte der Offizier, „wo bleibſt denn Du?“ „Ich, der Mann von Geblüt,“ antwortete der Scheich mit einer Miene ariſtokratiſcher Ueberlegenheit, „kann nur unter einem Kameelhaarzelte wohnen.“

Die arabische Auffassung der ungleichen Stellung der beiden Geschlechter hat auch hier dahin geführt, daß der Mann sich als einen Halbgott fühlt, die Frau aber als Sache behandelt. Im Koran heißt es ja: Die Frau ist ein unvollkommenes Geschöpf, welches nur für sein Aeußeres und seinen Schmuck lebt.

Hiermit wollen wir die Berberstämme verlassen und uns wieder dem afrikanischen Osten zuwenden, nach Abessinien, das in der Neuzeit ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch genommen hat.

Die Abessinier.

Das Hochland Abessinien, das von einigen Reisenden die „afrikanische Schweiz" genannt wurde, von anderen „eine Felsenburg wie der Königstein in Sachsen, aber so groß wie der preußische Staat," trägt in vielen Theilen den Charakter der Hochalpen Europas. Fügen wir diesem Bilde dann noch blaue große Gebirgsseen in 2500 m Höhe hinzu und eine üppige tropische Pflanzenwelt in den Thälern und Tiefländern, dann sehen wir ein Land vor uns, dem wenige der Erde an Größe und Schönheit zu vergleichen sind, und das wohl mit Recht Fr. Ratzel „das schönste Land von Afrika" nannte.

Stehen nun mit dieser großartigen schönen Natur die Menschen im Einklang, oder schaffen sie in ihrer Lebensweise, in Sitten und Gebräuchen einen Gegensatz, der hier besonders schroff von der Umgebung sich abheben wird? Mehr als zwanzig größere oder kleinere Völkerstämme lebten hier seit Reihen von Jahrhunderten; seit altersher bestand hier ein Reich, das aber nie vermocht hat, aus allen diesen Stämmen ein Volk zu schmieden. Wie die Gegenwart uns innere Fehden und Kriege gegen äußere Feinde zeigt, so wogte auch in der Vergangenheit hier und dort kriegerisches Getümmel, und Raubzüge verwüsteten, was an leidlichem Wohlstand der kurze Frieden geschaffen. Von den verschiedenen Völkerstämmen sind drei besonders wichtig für die körperlichen Merkmale der Abessinier. Die Nordabessinier haben einen langen schmalen Schädel, lange gebogene Nase, wenig dicke Lippen, vorstehende Backenknochen, dünnen Hals, wolliges Haar und sind wohlgestaltet, tapfer, geschickt und gewandt. Aus einer zweiten Kulturperiode stammen die Bewohner Lastas, d. h. des östlichen Berglandes in Mittelabessinien. Nach v. Hellwald sind sie bemerkbar durch die Kleinheit des Schädels, griechische Stirn, offene Gesichtszüge, kleine Gliedmaßen und zierlichen Körperbau. Sie haben verhältnißmäßig sehr helle Haut, sind intelligent, lebhaft, heftig, wenig zuverlässig. Obwohl in einem sehr hohen Berglande wohnend, gehören sie zu den besten Reitern

und Kriegern des Landes. Der dritte Hauptstamm in Amhara, Gurague und Schoa zeigt am meisten die Merkmale einer Mischlingsrasse: breite Schädel, schönes großes Auge, vorstehende Wangenknochen, gekräuseltes Haar, wohlgestalteten Körper mit dunkelolivenbrauner Haut. Sie sind gastfrei, heiter, gefällig, eitel, aber träge und gewaltige Aufschneider; auf den Schultern der Frauen ruht dagegen alle Arbeit.

Ein Gebirgsland ladet mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau ein; das Rind ist in Abessinien das verbreitetste Hausthier. Stiere und Ochsen pflügen, tragen auch wohl Lasten, die Kühe liefern Milch und Fleisch. Die Pferde sind arabischer Abstammung, Maulthiere und Esel sind groß, werden aber nicht geritten. Man hält Kameele, verschmäht aber die Schweine aus religiösem Aberglauben, desgleichen Hasen. Ziegen und feinwollige Schafe weiden besonders in den höheren Landschaften, bewacht von großen Hunden. Der Ackerbau ist eingeschränkt durch Trägheit und Faulheit, weil Jeder nur baut, was für den Unterhalt der Familie nöthig, und dem etwaigen Fleißigen würde der Ueberschuß von den Ortsvorständen und Soldaten weggenommen werden.

Bei den Christen ist rohes Kuhfleisch sehr beliebt, bei den Muhamedanern nur zubereitetes, bei ärmeren der letzteren auch Heuschrecken. Eine frisch geschlachtete Kuh wird vom ganzen Dorfe auf einmal roh verzehrt, und bei großen Schmausereien, z. B. während des Weihnachtsfestes, werden große Mengen des nationalen Gerstensaftes dazu getrunken. Nächst der Fleischnahrung steht der Genuß zusammengerollter Brotkuchen aus Teff, Weizen oder Bohnen; man ißt am späten Nachmittage, hat also in der Regel nur eine einzige Mahlzeit und bedient sich dabei gegenseitig. Standespersonen und geehrte Gäste dürfen ihre Hände nicht rühren, die Diener oder Nachbarn stopfen ihnen den Mund voll. Während des Essens wird nicht getrunken. Da es zur Höflichkeit gehört, daß nichts übrig gelassen werde, so nehmen nach den Herren die Diener deren Stelle ein und vertilgen Alles. Beide Geschlechter, jung und alt, sind starke Trinker und verbringen Tage und Nächte bei Gelagen.

Wenn auch Stein und Mörtel zum Hüttenbau verwendet wird, so zeigen die Wohnungen doch wenig Sorgfalt, Geschmack und Kunst, und die Form wechselt mit den verschiedenen Völkerschaften. Der Fußboden wird mit Binsenstroh bedeckt und wimmelt von Ungeziefer. Einen Palast beschrieb Rüppell als eine 30 m lange, 10 m breite und ebenso hohe Scheune mit einer Flügelthür und ohne Fenster. Das ganze Mobiliar bestand aus einigen Matten und einer hölzernen Ruhebank, von welcher aus der Fürst Audienz zu ertheilen pflegte; ein darangebautes achteckiges Zimmer mit drei Fensterchen war das Ruhegemach, von dem ein Gang

zu der Hütte der Lieblingsfrau führte. Größere Städte mit mehr als 6000 Menſchen giebt es in dieſem Gebirgslande wohl kaum.

Die Kleidung beſteht aus anliegenden Beinkleidern, die mit einer 10 m langen Binde zuſammengehalten werden, und einem großen Umſchlagetuche. Die Frauen tragen das letztere über einem langen Hemde, Bein-

Johannes, Negus von Abeſſinien †.

kleider aber nur während des Reitens. In hohen Gebirgen wirft man über das Tuch noch ein Schaffell. Mit Schmuckſachen zieren ſich beſonders die Frauen; ſehr beliebt ſind ſilberne Ringe über den Beinknöcheln mit Glöckchen verziert.

Es iſt von Reiſenden wiederholt hervorgehoben worden, daß die in Abeſſinien lebenden Muhamedaner und jüdiſchen Falaſcha in ſittlicher

Beziehung hoch über den Christen stehen, bei denen Selbstbewußtsein und prahlerisches Wesen eitel hervorstechen. Ein Abessinier verzweifelt nie. Selbstmord ist bei Männern unerhört, kommt aber bei Frauen vor, die ihren Mann nicht überleben wollen. Straßenraub und Ueberfall sind, wie in Europa in früheren Jahrhunderten, Heldentugenden. Versprechen werden stets gehalten, anvertrautes Gut nie angetastet, Gastfreundschaft ist unverletzlich.

Die Industrie stand früher auf einer viel höheren Stufe; durch Trägheit, dieses nationale Uebel, und durch die unsicheren politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse ist sie nach und nach auf fremde Handwerker übergegangen, und die bedeutenderen Kaufleute sind auch Ausländer. Die Mädchen beschäftigen sich zuweilen noch mit Flechten von Matten und Körben, die Gold- und Silberschmiedekunst ist sichtlich im Rückgange, die Verarbeitung der Baumwolle aber Hauptgewerbe der Muhamedaner. Wegen Brandschatzungen legt kein Händler größere Vorräthe an; der Kredit ist stark gesunken.

Der Herrscher in Abessinien führt den Titel Negus. Er hat seine Rathgeber und damit seine Schranken, aber das Volk erwartet von ihm Alles und duldet Alles. Unter ihm, als oberstem Lehns- und Kriegsherrn, stehen Statthalter, deren frühere Selbstständigkeit jetzt sehr herabgedrückt ist. Die Staatseinkünfte bestehen in Zolleinnahmen, deren Erhebung meist verpachtet ist, in Gebühren, Lieferungen und Abgaben von den Bodenerzeugnissen. Da nach v. Hellwald die Regierung ihre Aufgabe hauptsächlich darin sieht, vom Volke Steuern zu erpressen, sich aber um alle übrigen Angelegenheiten nicht viel kümmert, so ist Selbstschutz nicht nur berechtigt, sondern unerläßlich.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind sonderbarerweise von der Religion wenig tief berührt; die aus dem Volke hervorgehende Priesterschaft hebt sich durch Halbkultur, Unwissenheit, Armuth und Druck nur wenig von der übrigen Bevölkerung ab, in welcher Soldat, Kaufmann, Grundbesitzer und Ackersmann gleich geachtet und so ziemlich auch gleich rechtlos sind. Es besteht auch die vom Gesetz gebilligte Sitte der Blutrache, und das Blutrecht unterscheidet ganzes und halbes Blut. Der ganzen Blutschuld verfällt eine Familie, deren eines Mitglied das einer anderen getödtet hat, der halben dagegen, wer Jemanden verwundet, wer seine Braut getödtet, und solcher Blutpreis besteht in 72 vierjährigen Kühen. Frei von aller Blutverantwortlichkeit ist nur der Negus; deshalb heißt es im Gesetze: Nur Gott und der Negus haben kein Blut. Wöchentlich einmal finden im Palaste des Negus jedem Bürger zugängliche Audienzen statt, in denen der Herrscher Recht spricht; nur in verwickelten Fällen wendet er sich an

das Gesetzbuch Oheta Neguſt, d. h. Richtschnur der Herrscher. Die Grundzüge des Erbrechts beruhen darauf, daß ohne Testament die Erbschaft vom Familienvater auf die Familie übergeht. Wer todt ist, ist auch rechtlich todt, darf also keine Verfügungen nach seinem Tode treffen. Frauen und Mädchen erben nicht, den Hauptantheil an der Erbschaft erhält der älteste Sohn mit der Verpflichtung, die Schwestern zu erhalten und auszustatten, die Wittwe erbt der Bruder oder Bruderſohn und muß sie heirathen. Die Sklaverei beschränkt sich auf die von außen eingeführten Schwarzen und auf jene Abessinier, die durch den Krieg in Gefangenschaft gerathen sind; die Behandlung der Sklaven ist viel milder, als die der Diener der freigeborenen Klasse.

Der Soldat unterscheidet sich nur dadurch vom Zivilisten, daß er um die Schultern ein Ziegen- oder Schaffell mit 50 cm langen Fransen hat und an der rechten Seite einen langen, krummen Säbel. Er erhält nie Sold, der Offizier nie Zahlung. Er arbeitet nie, selbst der geringste Soldat rührt nichts an, um seinen Unterhalt zu erwerben. Dafür ist der Bauer da. Der Krieg muß ihn ernähren durch Plünderungen, desgleichen seine ihn begleitende Frau und Kinder.

Schon im vierten Jahrhundert kam das Christenthum von Alexandrien nach Abessinien. Das Land hat eine große Zahl von Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten, die nach v. Hellwald „im Allgemeinen eben nicht sehr im Geruche der Heiligkeit stehen, sondern vielmehr durch Sittenlosigkeit hervorleuchten. Der Beruf der Mönche ist, zu faullenzen, sich zu nähren von den reichlichen Kirchengütern, von Ablaßkrämerei, schmutzigem Bettel und Betrug. Die ganze Religion besteht in der Befolgung leerer, völlig unverstandener Zeremonien.“ Die eingehegten Plätze um die Kirchen werden als Friedhöfe benutzt, doch fehlen alle Grabdenkmäler. Gebeine, die 50 Jahre in der Erde gelegen, kommen dann in die Kirche in bemalte Holzsärge.

Auch in Abessinien gilt der Grundsatz: Der Mann ist das Haupt der Familie, darum muß er thun, was die Frau will. In der Jugend erfreut sich das weibliche Geschlecht der ausgesuchtesten Huldigungen, im hilflosen Alter sorgen Kinder und Verwandte für sie. Die Verlobung erfolgt häufig schon am Tage der Geburt. Stirbt solche Braut, so tritt die nächste Schwester an ihrer Stelle in die Eheverlobung ein; stirbt der Bräutigam, so wird sie dessen Bruder verlobt, vielleicht sogar dessen Vater. Die Sitte, daß der Gatte der Frau seine Schwiegermutter fliehen, ihr überall ausweichen muß, sie nie ansehen, anreden darf, wurde schon früher erwähnt. Die Ehe wird nicht immer kirchlich geschlossen. Die Hausfrau hat die Kinder zu erziehen und die Aufsicht über das Gesinde,

und „die Kinder erfreuen sich großer Nachsicht. Man quält sie weder mit Volksschulen noch mit Gymnasien. Das ganze Erziehungsprinzip für Kinder gipfelt darin, sie muthig und unbändig zu machen. Knaben und Mädchen wachsen zusammen auf.“ Der Ehebrecher hat dem Ehemanne die Strafe „Circoarba“ zu zahlen, nämlich vierzig Kühe, vierzig Pferde, vierzig Kleider u. s. w. Im Unvermögensfalle wird er Sklave des Ehemannes. Die Ehebrecherin verliert all ihr Gut und muß ärmlich bekleidet das Haus des Mannes auf immer verlassen. Sie erhält lediglich eine Nadel, um sich ihren Unterhalt zu erwerben; auch kann der Mann ihr den Kopf rasiren. Zwischen ehelichen und unehelichen Kindern wird kein Unterschied gemacht; auch die Nachfolgefähigkeit in der Herrscherwürde ist durch eheliche Geburt nicht bedingt. Vielweiberei wird geduldet; sie kann sich aber nur der vermögende Mann gestatten; der Priester darf nur eine einzige Frau haben. Vom Frauenraub ist hier noch die Sitte geblieben, daß gegen das Ende der Hochzeitsgelage der Bräutigam mit einigen Freunden die Braut dem Scheine nach gewaltsam aus dem elterlichen Hause in das seinige bringt, und daß dessen Freunde dabei ein Scheingefecht führen.

Die Galla.

Südlich von den Abessiniern leben die zahlreichen Stämme der Galla oder Orma, kräftige Menschen, welche mit den Negern nur die dunkle Hautfarbe gemein haben. Ihre Kleidung besteht aus einem doppelten baumwollenen Schurztuche, an dessen Stelle bisweilen ein Paar Leder- oder Pelzstücke treten. Die von ihnen gezüchteten Rinder gehören zu der schlankeren Zeburasse mit riesigen Hörnern. Die herrlichen weitästigen Sykomorenbäume erfreuen sich als schattenspendende Patriarchen einer ganz besonderen Pflege. Rohes Fleisch mit oder ohne Pfefferbrühe ergötzt sie ebenso wie die Abessinier; beide lieben auch den aus Rinderhorn geschnitzten Methbecher, der dem altdeutschen vom Urgehörn verfertigten ähnelt. Der aus Nashornhaut geschnittene und künstlich gepreßte Schild deckt eigentlich nur die Faust; die Lanzen, besonders der südlichen Stämme, sind breitblattig; in gewaltigem Choc und mit wildem Geschrei werfen die Krieger sich auf den Feind. Am Daumen und Zeigefinger der rechten Hand werden eiserne Schlagringe getragen, und ein wohlgezielter Faustschlag im Handgemenge ist fast immer tödtlich. Der früher in Abessinien übliche, vom Negus Theodorus aber streng verbotene Gebrauch, alle männlichen Kriegsgefangenen zu entmannen, findet sich jetzt noch bei den Galla.

Bei den nomadisirenden Galla stehen dem obersten Häuptlinge, „Heiitsch", die Familienväter zur Seite; er führt mit einem Elfenbeinstabe in den Versammlungen den Vorsitz. Bei anderen Galla haben je sieben Stämme zwei Häuptlinge, die nach je sieben Jahren an andere ihre Stelle abtreten. Ein öffentlicher Sprecher, den die Häuptlinge vorher unterweisen, führt in den öffentlichen Versammlungen hier den Vorsitz. Der Heiitsch ist außerdem der einzige Kaufmann des Stammes, mit welchem allein die Fremden unterhandeln. Tödtet ein Galla einen Mann seines Stammes, so muß er als Blutgeld 100 Ochsen zahlen, für eine getödtete Frau aber nur 50.

Auf Sittenreinheit vor der Verheirathung wird streng gehalten. Nur den Häuptlingen wird gestattet, mehrere Frauen zu haben. Die Stellung der Frau ist geachtet und frei; sie hat zwar die Lasten des Haushaltes, führt aber in ihm das gebietende Wort. Für die Tochter wird dem zukünftigen Schwiegervater eine Entschädigung an Rindern gegeben und die Ehe vor dem Kriegsobersten eines oder mehrerer Dörfer geschlossen. Wenn ein Mann seinen Pflichten in Beschaffung der nöthigen Vorräthe nicht nachkommt, darf die Frau ihn unter Hohnreden, an denen die ganze weibliche Nachbarschaft eifrig theilnimmt, für einige Zeit verbannen; der schimpflich Ausgestoßene lebt dann bei den Junggesellen oder in Waldeseinsamkeit und hat Muße, über seine Pflichtvergessenheit nachzudenken.

Die Masai.

Große, schlanke Statur, helle Hautfarbe, schlichtes nicht wolliges Haar kennzeichnen die Leute der Masaistämme. Die aus den Umgebungen des Kilimandscharo und Pangani bis tief in das Herz Afrikas schweifenden Hirtenvölker der Masai und Wakuafi, wahrscheinlich auch der Wahuma u. a. sind bestimmte geographisch abgegrenzte Theile der Galla, gerade so wie die Somal. Ihre Grenze finden die Masai erst in Ugogo, die Wakuafi sitzen um den Baringo und Naiwascha. Die Grundlage der Ernährung dieser rinderzüchtenden Stämme ist Milch und zu Gunsten dieser, des Fettes und Fleisches verschmähen sie jede vegetabilische Speise. Was mit Milch und Melken zusammenhängt, wird wie ein Heiligthum betrachtet.

Bei den Masai hausen die Geschlechter in der Regel in verschiedenen Kraals und zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Stämme besteht nicht der leiseste Zusammenhang. Wie wir in anderen Erdtheilen beobachten können, daß sich gleichaltrige Personen eines Stammes zu bestimmten Klassen zusammenschließen, so finden wir diesen Gebrauch, um dann nach bestimmten Sitten und Satzungen zu leben, auch in Afrika,

und gerade Masai und Wakuafi geben uns ein recht deutliches Beispiel. Die Berichte, welche wir hierüber durch Krapf, v. d. Decken und Hildebrandt erhielten, weichen in Manchem etwas voneinander ab; ich gebe im Folgenden die Mittheilungen Hildebrandts. Alle etwa zehnjährigen Knaben eines Distriktes verlassen die Obhut der Mutter und treten als il **Barnód** (Topflecker) in den Dienst der Krieger, die sie auf ihren Zügen begleiten. Mit ungefähr 14 Jahren werden sie in den Verband der ru **Muran** (Krieger) aufgenommen. Im 24. oder 25. Jahre haben sie ihrer Wehrpflicht Genüge geleistet und genug errungen, um ein Weib zu erwerben und zu ernähren. Sie liefern alsdann ihre Waffen an die bis dahin aufgewachsenen Barnód ab, welche nun Muran werden, und gründen als Muru einen Hausstand. Die Mädchen des Distriktes sind in parallele Alterstufen getheilt. Die Genossen einer Altersklasse stehen im engsten Verbande, und auch nach der Verheirathung leben die Mitglieder noch in einer Art Vermögensgemeinschaft.

Im Frieden ruht die höchste Gewalt eines Kraals bei dem Aeltesten oder dem Stammvater. In Zeiten der Noth, der häufigen Kriege, wählt man einen Anführer, Häuptling, welcher zugleich die Stelle eines Zauberers vertritt und als solcher im Kriege auch mit seiner Zauberkunst die Feinde zu vernichten sucht. Die Wahl geschieht nach der Tüchtigkeit; er muß sich auszeichnen durch Weisheit, Beredtsamkeit und Reichthum an Vieh. Er trägt keine Waffen, sein Abzeichen ist ein Stock. Hat er dreimal eine Schlacht verloren, wird er abgesetzt und getödtet. Als Abgaben erhält er bei Hochzeiten die Brust und den rechten Hinterfuß der geschlachteten Rinder.

Die Mädchen heirathen nicht vor dem zwanzigsten Jahre. Der Freier zahlt als Brautgeld an die Eltern oder Anverwandten eine Anzahl Rinder. Wie häufig in Afrika, dauert auch bei den Masai die Säugezeit der Frau lange. Da es nun Sitte ist, daß während dieser Zeit der Mann sich getrennt von der Frau halten muß, so nimmt dieser häufig zwei Frauen, um in allen Verhältnissen wenigstens eine zu haben. Durch die Kaufehe ist die Frau zwar Eigenthum des Mannes geworden, aber ihr früherer Besitz und ihre Mitgift von den Eltern wird ihr nicht genommen; sie behält ihre eigene Heerde für sich und lebt vom Ertrag derselben, jedoch so, daß beim Schlachten eines Rindes der Mann den besten Theil, sie nur Füße, Hals und Kopf erhält. Nieren und Leber werden an alte Leute vertheilt, die deshalb auch Nieren- und Lebereſſer heißen. Etwaige Mißgeburten tödten die Masai nicht. Die Beschneidung hat auch rechtliche Wirkungen, denn ein unbeschnittener Sohn darf seinen Vater nicht beerben. Bei dem Tode des Vaters erben die Söhne 50 Prozent mehr als die Töchter, der älteste Sohn außerdem die Waffen des Verstorbenen.

Die Somal.

Das Land der Somal (Einheit: Somali) ist vorwiegend eine Hochebene und ein heerdenreiches Hügelland mit rothem Lehmboden, welcher die Wellen des bedeutenden Flusses, des Wobi, blutroth färbt. Am Wobi tritt zuerst der Charakterbaum Mittelafrikas, der Affenbrotbaum, auf; man findet an seinen Ufern auch verwilderte Weinreben, Limonen, Mandeln, Feigen u. s. w., Reste eines einst blühenderen Gartenbaues. In den Gebirgen wachsen drei Arten von Weihrauchbäumen.

Das in viele Stämme zerfallende Volk der Somal ist nicht ein unvermischtes. Aus der ursprünglichen Einheit mit den Galla haben sie sich losgetrennt, eigenartig entwickelt und sehr stark mit arabischen Elementen versetzt. Der Küstensomali des Nordens zeigt nach Burton einen mehr langen als runden Kopf, eine große wohlgebildete Stirn, große schöne Augen und Augenbrauen, vorstehende Backenknochen und Unterkiefer, dicke Lippen, vorstehendes Kinn, geringen Bartwuchs und hartes, schlicht geringeltes Haar. Ebenso schildert Révoil die Medschertin, welche er für die reinsten der Somal hält. Die Gudabursi sind so hell wie Milchkaffee, die Isa schwarz und häßlich. Wenn der Charakter der Somal sehr verschiedenartig beurtheilt wird, so hat das seinen Grund darin, daß die Reisenden bald diesen, bald jenen Stamm genauer kennen lernten. Nach Kapitän Miles sollen sie freundlich, ruhig, arbeitsam, jedoch in Armuth versunken sein. F. L. James schildert sie leidenschaftlich aufbrausend, aber Gründen zugänglich, Andere nennen sie raubgierig, mordlustig, treulos, und halten sie fast ausschließlich für Nomaden.

Die Haartracht beider Geschlechter wechselt mannigfach nach den einzelnen Stämmen. Die Hütten sind rund, mit Dornhürden für die Schafe und Ziegen versehen, aus Zweigen geflochten, mit Fellen bedeckt und mit Matten tapeziert; die Möbel bilden Bett, Matten und Strohgefäße.

Zwei muhamedanische Somalstämme sollen so glücklich sein, von einem Ugas (Sultan) „regiert" zu werden. Solch ein Ugas trägt einen rothen Mantel und als Krone eine strahlenförmig gefurchte, in der Mitte spitz zulaufende gelbe Lederkappe, die, mit Goldknopf und Tresse an der Spitze versehen, von einem Turban umwunden wird.

Durch den steten Verkehr mit den Arabern sind die Waffen, ohne welche der Somali nie ausgeht, sehr mannigfach. Er trägt an der rechten Seite ein großes Dolchmesser, auf der linken Schulter zwei Speere, am Arme einen runden Schild aus Nashorn- oder Büffelhaut. Wenn in den häufigen Kriegen der Stämme gegeneinander auf jeder Seite einige Leute gefallen sind, so wird Friede geschlossen und das Mehr an Todten dem

betreffenden Stamme durch Geld oder Geldeswerth erſetzt. Da bei einem Morde nicht allein die Verwandtſchaft, ſondern der ganze Stamm dem Mörder Schutz angedeihen läßt, ſo halten andererſeits die Rächer es für ihre Pflicht, ſo viele Männer als möglich von dem Stamme des Mörders umzubringen. Häufig aber kann ſich ein Somali vom Todtſchlag durch Zahlung des Blutgeldes loskaufen.

Der Somali heirathet ſelten ein Mädchen ſeines Stammes. Geſchwiſterkinder dürfen nie einander ehelichen, weil die Baſe als Schweſter angeſehen wird. Bei manchen tiefſtehenden Völkerſchaften in Afrika herrſcht der

Somali.

Gebrauch, nach dem Tode eines Familienmitgliedes die Hütte abzubrechen, die Anſiedelung aufzuheben und entfernt von jenem Orte ſich niederzulaſſen; ſo iſt es noch bei Kaffern und Wakikuyu. Als Ueberbleibſel dieſer Sitte zerwirft bei den Somal die Wittwe alle Töpfe des Hausſtandes. Wenn ein Somali ſeine Frau tödtet, ſo muß er an deren Familie den Betrag des Hochzeitsgeſchenkes bezahlen. Der Familienvater iſt nur Herr ſeiner weiblichen Angehörigen, nicht aber der erwachſenen Söhne.

Stammesabzeichen, Tätowierung, Zahnverſtümmelung u. dergl. ſind bei den Somal nicht üblich, wohl aber wird zwiſchen dem achten und

zehnten Jahre bei Knaben und Mädchen die Beschneidung vorgenommen und bei letzteren außerdem noch die Infibulation, welche bei verschiedenen Stämmen südlich von den Nilkatarakten üblich ist und darin besteht, die Wundränder der etwas beschnittenen Nymphen bis auf eine kleine Oeffnung zusammenzunähen und heilen zu lassen. Durch solche Operation wird bis

Somaliweib (Wasserträgerin).

zur Heirath die Keuschheit der Mädchen sicher gestellt und kurz vor der Heirath die entsprechende Gegenoperation gemacht.

Die Danakil.

Die Wohnsitze dieses Volkes, das aus vielleicht 150 Stämmen besteht, liegen im Küstenrande östlich von Abessinien. Sie leben ohne ein gesetzliches Band in kleinen Familien und ohne politisches Oberhaupt, sind Nomaden, die mit ihren Kameelen, Rindern, Ziegen und Schafen nach Weide suchend umherziehen; für die einzelnen Stämme aber sind die Weidegründe durch Verträge scharf abgegrenzt.

Der Dankali (dies ist die Form der Einheit) besitzt eine schöne kräftige Gestalt, dunkle Farbe, langes schlichtes Haar und scharfe Gesichtszüge.

Die Frauen haben edlen Wuchs, schöne Formen, verwelken und altern schnell. Alle bekennen sich zum Islam, sind jedoch zu arm, um Moscheen zu besitzen. Daß die mannigfachen Stämme öfter widersprechende Charakterzüge zeigen, ist wohl natürlich. Manche Reisende schildern sie als faul, feig und diebisch, andere als tapfer und entschlossen, wieder andere nennen sie leutselig, edelmüthig, liebenswürdig, daneben auch Windbeutel und eitle Prahler, deren Empfindlichkeit wachzurufen man sich hüten muß. Bei allen aber soll ein gegebenes Wort, ein Eid unverbrüchlich sein, z B. der Eid bei der heiligen Sykomore oder bei der Liebe zur Ehefrau. Bei dem letzteren Eide muß aber der Reisende sehr vorsichtig sein. Die Frauen sind züchtig, treu, thätig und gute Mütter; aber wie überall, kommen auch dort Ausnahmen von der Regel vor. Da nun bei ihnen die Sitte ist, daß, wer den Eid „bei der Liebe zu seiner Frau" bricht, sich zur Strafe von ihr zu trennen hat, so kann ein gewissenloser Dankali, dem die Frau nicht mehr zusagt, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen; er bricht den Eid und ist dadurch zugleich von seinem Ehegesponst befreit. Die sogenannten Wohnungen der Danakil sind sehr verschieden; manche Stämme besitzen nur Hütten aus Baumzweigen, die mit Matten oder Fellen bedeckt sind. Zu den eifrig nachgestellten Jagdthieren gehört auch hier der Strauß; man jagt das Thier zu Fuß, lockt es durch Schalmeienmusik heran und erlegt es mit vergifteten Pfeilen. Den Tournieren der waffenfähigen Männer gelten gleich hochgeschätzt die Redetourniere. Ein dortiges Sprichwort lautet: Für Kinder ziemt sich Munterkeit und fröhliches Spiel, für die erwachsene Jugend Muth und Thatkraft, für Greise kluge Erfahrung und belehrendes Wort. Die Redetourniere werden nur von den Greisen abgehalten; sie gelten als die erfahrenen Lehrmeister des Volkes, ihnen hört die Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit zu,

Dankali.

und wer goldene Lebensregeln durch Gleichnisse, Märchen, praktische Anwendungen u. dergl. am besten vorgetragen hat, der ist Sieger. Nahe verwandt mit diesem Volke sind die Saho, Schooho oder Schiho im Gebirgslande südwestlich von Massaua.

Die Bedscha.

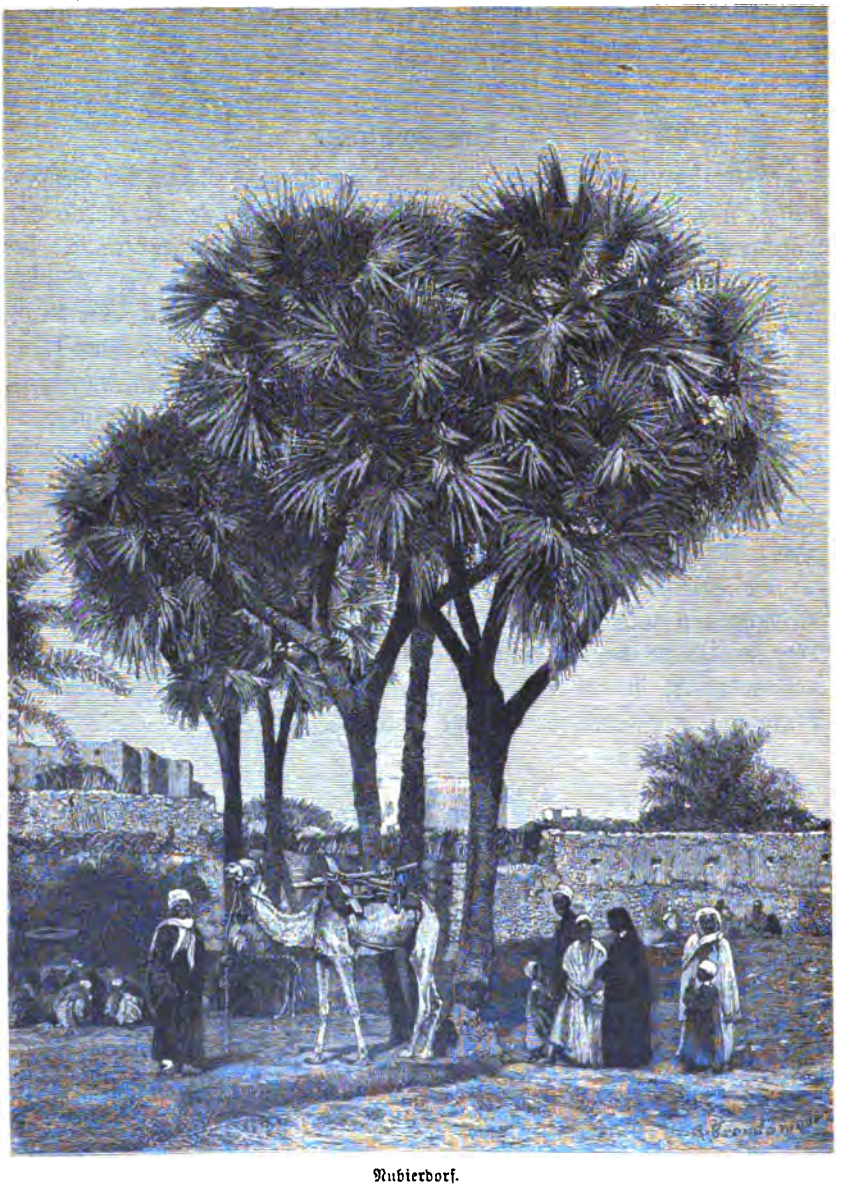
Nördlich von Abessinien und östlich von Nubien wohnen die Bedscha, welche in zahlreiche Stämme zerfallen. Lepsius hielt sie für die direkten Nachkommen des alten Kulturstaates Meroe, Quatremères für die der alten Blemmyer, D. A. Cameron für die Ureinwohner des östlichen Sudan und durchaus verschieden von den nördlichen Beduinen, aber durchsetzt mit aufgesogenen arabischen Elementen, die jedoch ohne Einwirkung auf die Rasse blieben. Der Körper der Männer ist kräftig entwickelt, die Hautfarbe dunkel, die schwarzen halb lockigen Haare fallen in zahlreiche Zöpfchen geflochten auf die Schultern und werden mit übergroßen Mengen von Hammeltalg eingeschmiert. Die Bedscha-Frauen sind jung nicht unschön, aber ihr zierlicher Leib mit festen gut entwickelten Brüsten altert früh, weil sie schon zwischen 12 und 15 Jahren sich verheirathen. Charakteristisch für die Bedscha ist die Dürftigkeit der Wohnungen, die „Ferdah" als Kleidungsstück und der zugespitzte, im Feuer gehärtete Stock als Waffe. Die Hausthiere bringt man Nachts in Einfriedigungen unter. Das Nationalgericht ist ein Durrabrei mit zerlassener Butter, Zwiebeln und Pfeffer. Die Sklaven werden gut behandelt.

Die Nubier.

Nubien war seit langer Zeit ein Grenzland zwischen Negern, Aegyptern und Arabern; deshalb gingen dort die buntesten Mischungen vor sich und kann von reinen Rassen hier keine Rede sein. Der Begriff Nuba war aus diesem Grunde mehr ein sozialer und verbunden mit der Vorstellung von niedriger Abkunft und sklavischer Abhängigkeit, weshalb sich die Nubier lieber Barabra nannten (die in Aegypten wohnenden Europäer heißen sie Berberiner).

In früher Zeit war in Nubien das Mutterrecht heimisch, denn in der Thronfolge ging noch später der Schwestersohn dem eigenen Sohne vor. Daß auch bei den Bedscha das Mutterrecht früher herrschte, erkennen wir daraus, daß die Genealogien nicht durch Männer, sondern durch Frauen gezählt wurden. Vielweiberei ist außer bei den Häuptlingen im Allgemeinen nicht gebräuchlich. Die Höhe des Brautkaufes hängt von

der Jugend, der Schönheit und anderen guten Eigenschaften der Braut ab. Der für ein Ababde-Mädchen dem Vater bezahlte Preis von sechs



Nubierdorf.

Kameelen wird zur Hälfte der Tochter zurückgegeben, und diese drei Kameele sind dann gemeinschaftliches Eigenthum der Ehegatten; wird er aber in

einer bestimmten Anzahl von Kühen, Schafen und Ziegen entrichtet, so bleiben diese alle persönliches Eigenthum der Braut. Dies Eigenthum und Alles, was sie sonst vom Manne erhielt, bleibt ihr auch dann, wenn sie aus irgend einem Grunde von ihm verstoßen wird. Jede Wunde, welche einem Nubier beigebracht wird, hat ihren bestimmten Preis in

Nubisches Wohnhaus.

Schafen und Durra, und die Höhe richtet sich nach den Theilen des verwundeten Körpers. Aehnliches finden wir auch bei den Somal, wo jedoch meistens Faust- und Waffenhiebe mit gleicher Münze zurückbezahlt werden. Entflieht ein Mann, welcher eine Zahlung zu leisten hat, so werden dessen Frau und Kinder so lange eingekerkert, bis er zurückkommt.

Die Wohnungen bestehen in kleinen, aus rohen lufttrockenen Ziegeln errichteten und mit Maisstengeln gedeckten Hütten. Vor jeder Hütte befindet sich ein aus Nilschlamm errichteter hohler Zylinder als Vorrathsraum zum Schutz gegen Mäuse, Vögel, Ungeziefer u. a.

Die Völker des Sudan.

Mit dem Namen Sudan bezeichnet man eine Reihe miteinander abwechselnder Hoch- und Tieflandschaften jenseits des Südrandes der Sahara. Die Hochländer gruppiren sich erstens um die Kong-Gruppe westlich vom Niger, zweitens um das Sokotogebirge zwischen Niger und Tsadsee, drittens um das Hochland von Dar For zwischen Tsadsee und Nil. Die Einsenkungen des Niger, Tsadsee und Nil trennen sie also. Im Sudan, wo die Wüste durch den naturgemäßen Uebergang der Steppe sich mit der reicheren Pflanzenwelt des mittleren Afrikas vermittelt, haben wir den breiten Prairiegürtel dieses Erdtheiles, ein Land weiter Savannen vor uns. Die Hochgräser Senegambiens reichen über Manneshöhe hinaus, über den Halmen Sennars strecken die Giraffen nur den Kopf und einen kleinen Theil des Oberhalses hervor.

Die Menschen, welche diesen weiten Raum bewohnen, gehören verschiedenen Stämmen an. An den Landgrenzen blieben natürlich mannigfache Mischungen mit anderen nicht aus, so z. B. an der Nord- und Ostseite mit manchen der vorhererwähnten Völker. Den Hauptstock aber bilden die eigentlichen Neger und im Westen die Fulah oder Fulbe. Untersuchungen haben ergeben, daß zu der Zeit, als die jetzigen südafrikanischen Stämme ihre Wanderung vom nordöstlichen Afrika nach Süden begannen, die Neger schon im Sudan heimisch waren.

Seiner Gestalt nach ist der Neger, wie ihn Fr. Müller beschreibt, im Ganzen stark und muskulös gebaut. Sein Hals ist dick, kurz und kräftig, die Wirbelsäule aber weniger biegsam. Unterarm und Finger treten bei ihm mehr als bei anderen Rassen hervor, Oberschenkel und Wade jedoch sind schwächer entwickelt. Die dunkle Haut fühlt sich stets sammtartig und kühl an. Der Schädel ist schwer, dick und hart. Die Oberfläche der kleinen Stirn erscheint uneben, das enggeschlitzte Auge schwarz, die Nase mit breiter Basis dick, flach und mit breiten Löchern ausgestattet. Aus dem breiten weiten Munde blicken hellweiße, schiefsitzende Zähne hervor. Die Lippen sind wulstig, das schwarze Haar kraus und kurz.

Seinem Charakter nach ähnelt der Neger dem unentwickelten Kinde. Er ist im Ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Aus solcher Phantasie entspringen Putzsucht, Eitelkeit, Neigung zu lärmenden

Schaustellungen und Tänzen; sie läßt ihn auch leicht Sorgen und Leiden vergessen; er lebt „in den Tag hinein". Bald ist er gutmüthig, sanft, hat stets offene Hand in der Erwartung, daß der Empfangende sie gleichfalls habe, bald rücksichtslos, grausam, doch nie in solchem Grade wie Malaien und Indianer. Im Allgemeinen sind die Geistesgaben, die zur Nachahmung erforderlich sind, mehr entwickelt als jene für selbstständiges Denken. Daher ist das Negerkind in den ersten Jahren, wo es auf das Aufnehmen von Kenntnissen ankommt, dem weißen Kinde überlegen; in der Zeit der Reife aber bleibt es hinter letzterem zurück.

Wir wollen zuerst die Neger Senegambiens in den Kreis unserer Betrachtung ziehen und aus den vielen Stämmen die nachstehenden auswählen.

Die Jolof.

Die Jolof (auch Dscholof, Wolof genannt) wohnen zwischen dem Senegal und Niger. Sie sollen der schönste aller Negerstämme sein, mit tiefdunkler Hautfarbe, größer und schlanker als die übrigen westafrikanischen. Ihre Gesichtsbildung wäre angenehm mit regelmäßigen hübschen Zügen, das Auge heiter, offen, lebhaft, die nicht platte Nase länglich, die Lippen voll, doch nicht wulstig, der Frauenbusen birnenförmig. Manche Reisende waren erfreut über deren einnehmendes und gewinnendes Betragen, andere fanden sie stolz, träge, arbeitsscheu, boshaft, unverschämt, gefräßig und trunksüchtig.

Von Hausthieren besitzen die Jolof Rinder und Pferde. Wer eine Familie gründen will, richtet zuerst einen Platz her und umgiebt ihn mit einem Strohzaun, innerhalb dessen die viereckige Hütte für den Mann, die runden für die Frauen und die Ställe für das Vieh sich befinden; auch die etwaigen Sklaven haben Hütten innerhalb des Zaunes. Grund und Boden sind Gemeingut der Dorfbewohner; erst in neuerer Zeit kam es vor, daß hier oder dort ein Mann Privatgrundbesitz erwarb.

Daß anfänglich bei den Jolof das Mutterrecht bestand, erkennen wir noch daraus, daß die Brüder des Herrschers vor dessen jeweiligen Kindern in der Thronfolge den Vorrang hatten. Jetzt scheiden sich die Bewohner in Mitglieder der Herrscherfamilie, die Freien, welche in Adelige und Bürgerliche zerfallen, und in Sklaven. Die adeligen Freien nennen sich „die Guten" und heirathen nur innerhalb ihrer Kaste. Die Bürgerlichen trennen sich in vier Kasten: 1. Schmiede, 2. Gerber und Sandalenmacher, 3. Fischer, 4. Musiker und Sänger. An der Spitze eines jeden Dorfes steht ein Häuptling, dessen Einfluß sich oft danach richtet, ob er mehr oder weniger freigebig ist. Ueber eine Anklage entscheidet im Rath der Greise

Stimmenmehrheit, die Zuerkennung einer Strafe steht nur dem Dorf-Oberhaupte zu, das auch allein das Recht über Leben und Tod hat. Hat Einer den Anderen geprügelt, so zahlt er 10—50 Körbe Datteln. Wer stiehlt, wird Sklave, desgleichen der zahlungsunfähige Schuldner.

Jolof-Frau von Saint-Louis (Senegambien).

Als Moslim darf ein Jolof vier Frauen haben, dann ist eine die Oberfrau, besitzt eine hervorragende Stellung im Haushalte, die beste Hütte und hat die erste Wahl bei Geschenken, welche dem Manne gemacht werden; außerdem darf sie des Mannes Gesellschaft öfter als die anderen beanspruchen. Da die Frau gekauft wird, ist für die Eltern die Tochter ein Spekulationsartikel; eine Aussteuer wird ihr nicht mitgegeben, Hochzeitszeremonien finden nicht statt. Um die Frau trauert der Mann acht Tage. Natürlich können nur reiche Leute sich den Luxus mehrerer Frauen erlauben, die armen, und die bilden auch hier die Mehrzahl, haben nur eine. Stirbt nun der Familienvater, so wird sein Nachlaß in acht gleiche Theile getheilt, von denen sieben seine Kinder, einen seine Wittwe erhält; war er dagegen kinderlos, so macht man vier Theile, nämlich drei für die Seitenverwandten und einen für die Wittwe.

Die Sererer

oder Sarrar, südwestlich von den Jolof, sind die größten Neger Senegambiens, tiefschwarz mit harten Gesichtszügen, aber sanft, fleißig, ehrlich, gastfreundlich, höflich und freigiebig. Da ältere Reisende berichteten, daß ihnen jeglicher Begriff eines übernatürlichen Wesens fehle, so meinten die Missionäre, hier würde sich ihnen ein ergiebiges Wirkungsfeld ergeben. Doch hatten sie sich geirrt. Das Priesterthum ist hier in gewissen Familien erblich, und diese verstehen es ausgezeichnet, sich große Einnahmequellen

zu verschaffen. Der Priester ermittelt alle Diebstähle, der Feuer- und Giftprobe werden von ihm die Zauberer unterworfen, die meisten Geschenke erwirbt er sich aber durch das „Bante", das die Eigenschaft besitzt, Beleidigungen zu sühnen. Wer nämlich an einem Feinde sich rächen will, sucht den „Fitaure", nämlich das geistliche und politische Oberhaupt des Dorfes auf, und besticht ihn durch Geschenke, das Bante zu veranlassen. Unter den Geschenken befindet sich auch ein großes Gefäß aus rothem Thon; wenn in dieses die Seele des Feindes vom Priester hineingebracht wird, so stirbt gewöhnlich der Feind, auch wohl dessen ganze Familie bald darauf — weil nämlich der Priester heimlich diese vergiftet. Da der Priester nun sein Vorhaben erzählt, so begreift es sich leicht, warum er von beiden Seiten mit Geschenken überhäuft wird, um das Bante zu verhindern. Man macht alle möglichen Konzessionen, durch die der Priester das Meiste erlangt.

Die Julup

oder Felup leben als heerdenreiches und ackerbautreibendes Volk am unteren Kasamanza. Sie sind schwarz, mittelgroß, haben flaches Gesicht, eingedrückte Nase, und entfernen als unschön die Schneidezähne des Oberkiefers. Von Bekleidung und Familienbanden ist bei ihnen wenig die Rede. Die Priester, welche auch hier Oberhäupter der Dörfer sind, gewinnen Besitz und Reichthum durch ähnlichen Betrug, wie jene bei den Sererern; durch Eins aber zeichnen sie sich vor diesen aus: sie sind auch Bauchredner.

Die Serrakolet,

Serechule, Soninke, nordöstlich von den Jolof, sind ein überaus alter Völkerstamm, der später in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zu den Mandingo trat. Von allen Stämmen Senegambiens sollen sie die klügsten und anstelligsten sein und einzeln als Händler oft weite Gebiete durchstreifen. Sie kommen auch jung z. B. nach Saint Louis, werden Maulthiertreiber, Agenten, Händler oder nehmen als „Laptots", d. h. Soldaten, französische Dienste und kehren, wenn sie etwas bei Seite gelegt haben, nach der Heimath zurück. Nicht mit Unrecht werden diese Leute die „Juden des Sudans" genannt.

Die Mandingo

ſtammen aus den öſtlichen Quellarmen des Senegal und dem am oberen Niger gelegenen Berglande Manding. Sie ſind der volkreichſte Stamm in Weſtafrika, und beſonders der muhamedaniſche Theil der Mandingo hat ſich eine gewiſſe Ziviliſation angeeignet, während der heidniſche Theil in ſeiner Urſprünglichkeit verblieben iſt. Ihre Geſammtzahl wird von Barth auf ſechs bis acht Millionen geſchätzt. Ihre Geſichtsbildung iſt regelmäßig, der Wuchs hoch und wohl proportionirt, ihr Haar wollig, Lippen dick und die Naſe platt. Sie werden als der mäßigſte, arbeitſamſte Theil der Weſtafrikaner bezeichnet, Induſtrie und Handel bilden ihre Hauptbeſchäftigung, die Europäer an der Küſte verkehren gerne mit ihnen.

Bambara-Negerin mit Kind.

Die Mandingoſtämme theilen ſich in monarchiſche und republikaniſche Staaten. Außer dem im äußerſten Oſten liegenden Bambara zählen ſie an Staatengebilden noch Manding, mit der volkreichen Stadt Bangaſſi; Kaarta, weiter im Nordoſten El-Hodh und das große Gebiet der Aſſuanek, auch Serrakolets genannt.

In der Republik Liberia ſehen wir einen nach europäiſchem Muſter zugeſchnittenen Staat vor uns, und es verlohnt ſich wirklich der Mühe, zu erkennen, was hier zuſammengebraut worden iſt. Wohlmeinende Amerikaner hatten eine Geſellſchaft gegründet, welche freigelaſſene Neger Amerikas dorthin ſchaffte, um mit deren Hilfe nach und nach den afrikaniſchen Urſtamm zu veredeln. Nach einer Zeit mannigfacher Geldverlegenheiten machte man Liberia zum Freiſtaat und gab ihm eine von einem amerikaniſchen Profeſſor ausgearbeitete Muſterverfaſſung mit einem Präſidenten, Geheimrath, Senat, Abgeordnetenhaus, Generalpoſtmeiſter u. ſ. w. Nur Arbeit ſchafft Nutzen. Arbeiten aber wollte Keiner, weder die

Negerverſammlung in Weſtafrika.

freigelaſſenen Sklaven, noch die Eingeborenen, noch die wilden Schößlinge ſeiner Kultur, welche Europa in dieſes weſtafrikaniſche Völkerleben verpflanzte. Unter ſolchem Unkraut mußte jedweder edle Keim erſterben. Die Moral ſank tiefer und tiefer. Um einige Tabakblätter verkaufte der Mann ſeine Frau, der Vater ſeine jugendliche Tochter. Sklaverei entmenſchlicht den Neger, der nach Oberguinea eingeführte Branntwein verſteht es noch beſſer.

Wenden wir uns von hier öſtlich an der Küſte entlang, ſo erreichen wir jene Gebiete, in welchen die Einverleibungsbeſtrebungen der letzten Jahre beſonders thätig waren.

Kruneger.

Die Kru

ſind ſehr kräftige, große, dunkelbraune Neger, deren Naſe mit hohem und ſcharfem Rücken deutlich hervortritt. Alle Kru ſind durch einen ſchwarzen Streifen erkenntlich, der ſich von den Stirnhaaren bis zur Naſenwurzel, öfter auch noch weiter hinzieht. Der Sage nach ſollen ſie früher im Innern gelebt haben, vor faſt dreihundert Jahren aber von Mandingo und Fulah vertrieben worden ſein. Bei dem Kru iſt die erſte Bewerbung um die Tochter bei der Mutter anzubringen, und ihre Einwilligung ſucht man durch kleine Geſchenke (Perlen, Teller, getrocknete Fiſche, Tabaksblätter und dergleichen) zu erreichen. Der Preis der Braut beträgt gewöhnlich drei Rinder, eine Ziege oder Schaf, einige Töpferwaaren, Alles vielleicht im Werth von 80 Mark. So lange nicht der ganze Preis bezahlt iſt,

bleibt das Mädchen bei der Mutter; ist er bezahlt, wird es ohne Weiteres heimgeführt und unter die Obhut des bevorzugten Weibes gestellt, denn hier herrscht Vielweiberei. Wer seine Frau ungerecht oder grausam behandelt, kann in Strafe genommen werden. Stirbt einem Gatten die Frau, so beschuldigen deren Verwandte ihn häufig, ihren Tod durch Zauberei bewirkt zu haben; sie erheben Anklage, und es geht dann selten ohne ansehnliche Bußezahlung ab. Wegen der Besorgniß vor solcher Buße werden die Frauen gut behandelt. Entläuft eine Frau dem Gatten, so hat deren Familie das Doppelte des Brautkaufes zu zahlen.

In den Palawern (Versammlungen) erscheinen die drei ersten Bevölkerungsklassen. Die Rangordnung und der Platz ist Jedem genau vorgeschrieben, denn Jeder hat den mitgebrachten Stuhl an die ihm gebührende Stelle zu setzen. Der Sprecher eröffnet die Versammlung, und nun sprechen zuerst die Krieger und dann die alten Leute; die dritte Klasse jedoch, die jungen Leute, gelangen höchst selten zum Wort. Steuern und Abgaben kennt man nicht, die Regierungen sind ohne Einkünfte; öffentliche Arbeiten werden von allen Betheiligten ausgeführt. Geschenke erhalten die Häuptlinge nur von den Schiffskapitänen, welche landen, um Handel zu treiben. Der Priesterhäuptling aber erhält von jedem geschlachteten Thiere das beste Stück.

Die Aschanti

an der Goldküste sind tiefschwarz und wohlgebildet; ihr Gesicht oval, Ohren klein, Nase nicht sehr breit, Mund und Lippen mäßig. Man rühmt ihre leichte Auffassung und ihr gutes Gedächtniß. Ackerbauer, Fischer, Weber, Töpfer, Gerber, Eisen- und besonders Goldarbeiter leisten Treffliches. Der Reichthum befördert krasse Gegensätze. Vornehme erfreuen sich goldener Prunkgefäße, ruhen auf Divanen und theuren Teppichen hinter Tischen mit feinstem Leinenzeug, das Volk haust in Lehmhütten mit Grasdecke. An der Spitze des monarchisch-aristokratischen Reiches steht der König mit vollständigem Hofstaate und völlig unumschränkter Gewalt, durch die er ungeheure Reichthümer den „Unterthanen" nimmt und verschwenderisch verbraucht. Das Gesetz ist so streng, daß selbst leichte Vergehen mit dem Tode bestraft werden. Ein arges Verbrechen ist es, in den Straßen von Kumassi zu pfeifen, ein Ei fallen zu lassen, einen Tropfen Palmöl zu vergießen. Mörder werden auf's Gräßlichste gemartert. Mehr als tausend Frauen hat der Landesvater, der seinen vielen Ehehälften nur bei Nachtzeit zu spazieren gestattet; Verschnittene mit Peitschen und Ketten begleiten sie. Einem solchen Reiche fehlt natürlich ausgedehnte Sklaverei nicht. Mit 1000 Gardisten, genannt „Königsseelen", umgiebt sich der Herrscher. Stirbt er, so werden sie getödtet, um seine Eskorte im Schattenlande zu bilden.

Die Fanti

sind den Vorigen verwandt. Die Art und Weise, wie hier Jemand zu seinem Namen kommt, ist höchst sonderbar; es giebt nämlich nur sieben für Knaben und sieben für Mädchen; wer nun z. B. am Dienstag geboren, erhält den für diesen Wochentag bestimmten Knaben- oder Mädchennamen. Eine eigenthümliche Unsitte ist das Menschenverpfänden; Eltern verpfänden die Kinder, Männer die Frauen, Frauen die Männer mit derselben Seelenruhe, wie der Student seine Uhr. Das Pfandstück ist der Willkür und den Lüsten des Pfandinhabers preisgegeben. Stirbt solches Pfandstück, so hängt man es hoch an die Zweige eines Baumes, und nun eilen die Verwandten herbei und suchen den verpfändeten Leichnam auszulösen, weil dessen Seele nicht eher in die ewigen Regionen gelangen kann, als bis der Körper beerdigt ist.

Die Dahome-Neger

leben in einem wahren Musterreiche des Despotismus, denn mit vollster Willkür verfügt der König über Leben und Tod, Vermögen und Land jedes seiner vielgeliebten Landeskinder; er gebraucht aber auch viel Geld für seine männlichen und weiblichen Soldaten, für glänzende Feste und königliche Geschenke.

Die Schilderungen, welche wir aus diesem für Ausländer meist verschlossenen Lande erhielten, stammen aus neuester Zeit von Burton und Skertchey, P. Bouche und H. Zöller. Je krasser der Despotismus, um so sinnloser das verwickelte Zeremoniell.

Angesehene Fremde werden wegen der schauderhaften Wege auf den Schultern von einem Dorf zum anderen getragen. Langt nun endlich der Durchgerüttelte am Ruheplatz an, so giebt es noch lange keine Ruhe für ihn, seiner wartet eine noch anstrengendere Begrüßungszeremonie mit dem Gouverneur; man reicht ihm Rum oder Branntwein, und zum Schlusse folgt ein Tanz, der von Beiden auszuführen ist. Eine Unterlassung des Tanzes wäre ein arger Verstoß gegen die „guten" Sitten. Auch mit dem König hat schließlich der Fremde zu tanzen. Es tanzt aber auch, wie weiland König David vor der Bundeslade, bei Festlichkeiten der König vor versammeltem Volke und hält sich sicher ebenso wie Kaiser Nero für einen großen Künstler. Erreicht das Fest seinen Höhepunkt, tanzt Alles, dann werden zahlreiche Schlachtopfer herbeigeschleppt, die hohen Würdenträger des Reiches säbeln ihnen die Köpfe ab, während der König einen Extratanz ausführt. Für hier gilt in der That der Ausspruch des

heiligen Auguſtin: Der Tanz iſt ein Kreis und der Teufel ſein Mittelpunkt. Rohheit und Grauſamkeit erreichen in Dahome vielleicht ihren Höhepunkt, und als Gegenſatz dazu finden wir eine hohe Achtung vor den Frauen. Die Herrſcher halten ſich eine kleine Armee von Amazonen, d. h. weiblichen Kriegern, die an Tapferkeit die Männer übertreffen. Die Einwohner Dahomes ſind trotzdem von guter Gemüthsart. Man darf nicht glauben, daß die furchtbaren Menſchenopfer, derenthalben Dahome unter allen Negerreichen das berüchtigtſte iſt, aus Hang zur Grauſamkeit gebracht werden. Es handelt ſich hier vielmehr um einen ererbten Volksgebrauch, der in religiöſen Wahnvorſtellungen wurzelt.

Die Yarriba

unterſcheiden ſich von den Nachbarn durch hellere Hautfarbe, weniger wulſtige Lippen und mehr hervortretende etwas gekrümmte Naſe. Ihre ſogenannten Häuſer bilden ein langgeſtrecktes Oblongum, in welchem kaſernenartig viele Familien beiſammen wohnen. Die Städtebewohner betreiben verſchiedene Gewerbe (Gerber, Töpfer, Holzſchnitzer u. ſ. w.); man ißt alles Erreichbare: Fröſche, Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Raupen, Mäuſe, Ungeziefer u. a.

Bei den Egba in Yarriba giebt es drei große Volksklaſſen: reiche Freie, arme Freie und Sklaven. Das Königreich beſteht aus einer Anzahl ziemlich unabhängiger Kantone mit Clanverfaſſung. Befindet der Bräutigam die Braut nicht als Jungfrau, ſo ſchickt er ſie der Mutter zurück, andernfalls aber erhält die Mutter für ihre Wachſamkeit beſondere Geſchenke. In der Hauptſtadt Katunga am Niger führt drei Tage nach geſchloſſenem Brautkauf der Bräutigam nebſt ſeinen Freunden die Frau in das neue Heim, und zur Feier wird Pitto (Bier) herumgereicht. Auf Ehebruch ſteht der Tod, desgleichen auf Mord, Verrath, Mordbrennerei und öfter auch auf Diebſtahl, der aber gewöhnlich durch Prügel oder Verſtümmelungen geahndet wird.

Die Fulah

oder Fulbe nehmen in Weſtſudan ein Gebiet ein, größer als die Hälfte der Oberfläche Europas; es finden ſich Fulah vom unteren Senegal bis öſtlich nach Dar For und von Timbuktu bis Adamaua, doch nicht als alleinige Bevölkerung, ſondern zerſtreut als erobernde Eindringlinge oder vermiſcht mit den unterworfenen Stämmen. Wenngleich viele Mühe darauf verwendet wurde, aus den engverſchlungenen Wurzeln dieſes großen und ſo merkwürdigen Völkerbaumes die Pfahlwurzel bis an's Ende zu ver-

folgen, ſo iſt die Auffindung bisher nur theilweiſe gelungen; aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der Ausgangspunkt im Norden und im Weſten dieſer Länder zuvörderſt zu ſuchen. Im erſten Auftreten waren ſie nomadiſche Hirtenvölker ohne Zuſammenhang mit halbbarbariſchen Sitten, auf dem Gipfel ihrer Macht dagegen eine Minderheit inmitten unterworfener und mit ihnen, in engſte Verwandtſchaftsbeziehungen getretener Stämme. In den von ihnen unterworfenen Songhaivölkern (die Songhaiſprache wird gegenwärtig von Timbuktu bis Agades geſprochen) wurden die Fulah der Sauerteig, der eine höhere körperliche und geiſtige Entwicklung langſam aber ſtetig beförderte. Die urſprünglich viehzüchtenden Fulah lernten Ackerbau erſt in ihren heutigen Wohnſitzen, wurden aber bald aus Schülern Lehrmeiſter. Sind nun ihrem körperlichen Weſen nach die Fulah jetzt ein Miſchvolk, ſo läßt ſich doch dort, wo ihre Stämme dem räthſelhaften Urſprunge näher ſind, erkennen, daß ſie den Negern fernſtehen, und zugleich, daß es dunkle und helle Fulbe giebt.

Fulbe.

G. A. Krauſe behauptet ſogar, unter ihnen zwei ſcharf getrennte Klaſſen unterſcheiden zu können, nämlich die braunen oder rothen und die ſchwarzen; die erſten hatten ſchmächtige Glieder, mehr als 170 cm Körpergröße, helle Haut und ein den Europäern ähnliches Geſicht. Sie waren ernſt, verträglich, rechtlich und von ſcharfer Urtheilskraft; die ſchwarzen Fulah dagegen viel fleiſchiger, lebhaft und mehr den „Freuden dieſer Welt“ zugewandt. Gerh. Rohlfs ſah Fulbe-Mädchen mit regelmäßigen Geſichtszügen, ſchönen Körperformen und bronzener Hautfarbe; aber die Schönheit bleibt nur kurze Zeit, ſie verblüht ſchnell.

Nach dem Urtheil des ruhig beobachtenden Heinrich Barth sind die Fulah die klügsten und gebildetsten aller afrikanischen Stämme; die Arbeit, die sich im Betrieb der Viehzucht, des Ackerbaues und einzelner Handwerke kundgiebt, erfreut sich ihrer besonderen Werthschätzung. Sie sind eifrige Anhänger und Verbreiter des Islams. Bei ihnen besteht eine ganz ungewöhnliche Sicherheit des Eigenthums, und rühmend wird von Allen die dort herrschende Ehrlichkeit hervorgehoben. Obgleich Gastfreundschaft nicht vorgeschrieben ist, sind sie doch hilfreich und gefällig gegen Fremde, sorgen nicht allein für die eigenen Altersschwachen und Kranken, sondern helfen in der Hungersnoth auch den leichtlebigen Negern. Sie sind sanftmüthig und doch tapfer. Die Kleidung der Männer besteht in einem weißen, oben reich gefalteten Kattunhemde mit langen weiten Aermeln, die Frauen winden ein langes Stück Baumwollenzeug um die Hüften, sodaß der Körper oberhalb des Nabels unbedeckt bleibt, junge Leute tragen nur einen kleinen Schurz.

Wohlhabendere wohnen in einstöckigen, aus selbstgefertigten Luftsteinen erbauten Häusern mit flachem Dache, die aber nur zwei Gemächer enthalten, nämlich die Vorrathskammer und das Wohn- und zugleich Schlafzimmer. Aermere leben in Hütten von Thonwänden mit bienenkorbförmigem Strohdache. Ueberall, in den Hütten und auf den Straßen der Städte, herrscht wohlthuende Sauberkeit.

Während in Bornu und Baghirmi der Fürst wie eine Art überirdisches Wesen betrachtet wird, sich aber ebenso wie anderwärts wohl nie als solches benimmt und handelt, ist bei den Fulah die Stellung des Herrschers eine freiere, verantwortungsvollere und deshalb einflußreichere. Hier steht es Jedem frei, in den Audienzstunden zum Sultan zu gehen und seine Angelegenheit selbst vorzutragen. Die Statthalter der verschiedenen Provinzen werden auf unbestimmte Zeit angestellt; sobald sie sich ungehörig benehmen, werden sie abgesetzt. Ihr Eigenthum fällt, damit sie sich nicht ungerecht bereichern, wenn sie sterben oder ihre Stelle verlieren, dem Sultan zu, da sie meist Verwandte desselben sind. Wie diese, werden auch alle anderen Beamtenstellen meistbietend vergeben. Den Statthaltern, die zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt sind, steht ein Rath aus den Aeltesten zur Seite, welcher über Steuern, Krieg und Frieden entscheidet; der Statthalter kann aber auch eine Volksabstimmung herbeiführen.

Im Westen gewinnt man die Hauptnahrung aus der Rindviehzucht, die mit einer Umsicht und Sorgfalt betrieben wird, wie man sie nur bei Europäern vermuthen sollte, im Osten dagegen ist Landbau vorherrschend, die Rinderzucht läßt nach und hört im Süden ganz auf. Die Fulah

bereiten Butter und Käse, züchten Pferde, Schafe, Ziegen, Esel; sie bauen Reis, Mais, Hirse, Guineakorn, Gartengewächse und pflegen den Obstbau. Die Handwerker treten in kastenartigen Verbänden auf und leisten Vorzügliches. Mit 50—60 000 Kauri (Muscheln, die in Afrika allgemein als Münze gelten und wovon 10 000 Stück einen Werth von drei bis vier Mark haben) soll eine Familie das Jahr hindurch sehr gemächlich leben können. Da Thätigkeit den Wohlstand begründet, soll die Bevölkerung dieser Gegenden eine der wenigen glücklichen Afrikas sein. Die Strafbarkeit des Diebstahls pflegt sich zu steigern mit dem Werthe des gestohlenen Gegenstandes. Wer eine Heerde stiehlt, wird erdrosselt.

Die Fulahstaaten verlieren gleich anderen in der Ruhe des Friedens den Kriegergeist und halten sich dennoch aufrecht. Heinrich Barth fand „fast in keiner anderen Stadt des Sudan so wenig wirklich kriegerischen Geist wie in der Fulahstadt Wurno." Die Reiterei, den Ausschlag gebenden Kern aller sudanesischen Armeen, schätzt Barth in diesen großen Reichen auf 22—23 000 Mann.

Daß bei den Fulah früher das Mutterrecht herrschte, ersieht man daraus, daß die Krone sich auf den Bruder, eventuell auf den Schwestersohn vererbt. Die Beschneidung macht den Knaben zum Manne; durch sie erhält er das Recht, Beinkleider zu tragen, in den Krieg zu ziehen und zu heirathen. In der Zeit zwischen Beschneidung und Heilung dürfen sie essen, was ihnen beliebt, auch stehlen, ohne daß ihnen daraus ein Verbrechen gemacht wird. Der Brautpreis für eine Freie beträgt gewöhnlich zehn Sklaven, für eine Sklavin nur zwei. Auch wenn nur ein geringer Theil dieses Preises angezahlt ist, wird doch die Braut dem Manne übergeben. Jede Frau besitzt ihre eigenen Ländereien, ihre Sklaven, ihre Ernte, um damit erforderlichen Falles ihren Ehemann oder ihren Kele zu unterstützen. Kele ist nämlich der Geliebte der Frau. Sie wählt ihn unter den jungen Leuten des Dorfes aus, die mit ihr erzogen wurden, die sie von klein an kannte. Der Kele ist dem Manne wohlbekannt; die Zusammenkünfte mit der Frau beruhen nicht auf unreinen Verhältnissen, sondern auf dem freundschaftlichen Einklange Beider. Stirbt eine Frau, so theilen Kinder oder Seitenverwandte mit dem Ehemanne zur Hälfte. Eine Scheidung darf die Frau verlangen wegen schlechter Behandlung, Nichterfüllung der ehelichen Pflichten, wegen drückenden Mangels und Nahrungslosigkeit und endlich wegen Untreue.

Die Sklaven sind entweder im Hause geboren oder rekrutiren sich aus Kriegsgefangenen; die Letzteren können verkauft werden, die Ersteren jedoch nur, wenn sie ein Verbrechen begangen oder nach wiederholter Züchtigung unverbesserlich geblieben sind. Den zum Ackerbau verwandten Sklaven giebt

der Herr eine Sklavin zur Frau, eine Hütte und ein Stück Land, das sie an zwei freien Wochentagen (meist Donnerstag und Freitag) bearbeiten dürfen. Die Sklaven können auch Besitz erwerben, und manche sind ebenso reich wie ihre Herren. In einigen Gegenden arbeiten die Sklaven für den Herrn nur von Tagesanbruch bis Mittag.

Haussa-Mann.

Die Haussa.

Der Sudan war von jeher ein offenes Land, in welchem viel mehr als Völkerniederschläge stattfanden, die kurze Frist geschichtlicher Aufzeichnungen bisher erkennen läßt. Verbindungen zwischen der östlichen Nigerlandschaft und Aegypten bestanden schon seit dem elften Jahrhundert n. Chr. „Die Völkerstämme, welche gegenwärtig das Land zwischen dem Tsadsee, Schari, Benue und Niger bewohnen," schreibt G. Rohlfs, „sind unstreitig die körperlich und geistig am meisten entwickelten von Zentralafrika und sicher hat die Vielgestaltung des Bodens, der Wechsel von Berg und Thal, von Land und Wasser, sowie die Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt günstig auf ihre Entwicklung eingewirkt. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Haussa inne, jener Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der eigentliche Negertypus sich am reinsten erhielt; selbst wo Vermischung mit Berbern oder hellfarbigen Fulah stattgefunden, hat das schwarze Element als das stärkere den Sieg behauptet. Geistig stehen sie allen anderen Negern voran." Trotz ausgeprägter Negerphysiognomie sind manche Mädchen wirklich hübsch und werden für die Harems in Marokko theuer verkauft; sie färben sich oft Haar, Hände, Lenden, Füße, auch die Augenbrauen blau, und Männer wie Frauen ganz allgemein Lippen und Zähne. Alle sind Muhamedaner und beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Handel und verschiedenen Gewerben.

Die Schmiede ſind bei ihnen wie bei den Fulah ſehr angeſehen, und der Obermeiſter nimmt ſogar eine der höchſten Stellen am Hofe der Herrſcher ein.

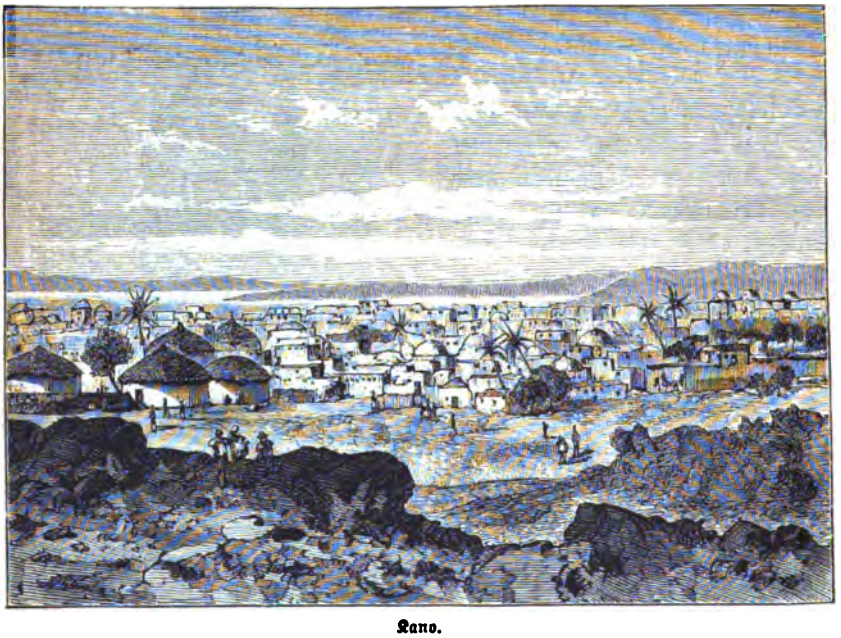
Eine der bedeutendſten Städte der Hauſſa iſt Kano, das Timbuktu bei Weitem überflügelt hat. Die Städtebewohner tragen leichte Kleidung, die Landbewohner meiſt nur einen Schurz oder ein Tuch um die Hüften. In Hauſſa haftet bei Räubereien der Diſtriktshäuptling, wenn der Thäter nicht aufgefunden wird. Der älteſte Sohn wird gewöhnlich Nachfolger des Königs. Es giebt hier eine Art freiwilliger Gerichtsbarkeit durch eine beſondere Klaſſe von Menſchen, welche alle Landſtreitigkeiten begleichen und auch bei Landverkäufen mitwirken. E. Harterts und P. Staudingers Arbeiten über die Hauſſa gaben uns in jüngſter Zeit lehrreiche Aufſchlüſſe über das Leben und Treiben dieſes Volkes, über die ſozialen und Rechtsverhältniſſe, über Bildung, Handel, Handwerk und Induſtrie.

Hauſſa-Frau.

Die Völker Bornus.

Der Staat Bornu im Weſten des Tſadſees iſt eine der wenigen feſten beſtimmten politiſchen Einheiten Afrikas und deſſen Hauptſtadt Kuka, die Reſidenz des Sultans, die größte Handelsſtadt Flachſudans. Heinrich Barth und Guſtav Nachtigal verdanken wir ganz beſonders die wichtigſten Nachrichten über dieſes Volk; wenn aber der Erſtere ſchreibt: „Ich bin überzeugt, daß der Name Bornu für den Leſer einen ganz anderen Klang erhalten wird, wenn er ſieht, wie dieſes Land im großen geſchichtlichen Zuſammenhange mit anderen entwickelten Ländern ſteht und einſt eine wahrhaft großartige Rolle ſpielte," ſo dürfen wir an dieſer Stelle doch nicht auf die Geſchichte dieſes Reiches eingehen, ſondern als Ergebniß nur feſtſtellen, daß hier unter Negern ſich geordnete Staaten und blühende Gewerbe entwickelten. Hier ſind die Neger

durch eigene geistige Kraft derartig aufgestiegen in der Gesittung, daß sie selbst einem so gründlichen Kenner Nordafrikas wie Gerh. Rohlfs mehr Hoffnungen als Berber oder Araber erweckten. Wer also den Negern Entwicklungsfähigkeit abstreitet, der vergißt oder will aus Eigensinn oder anderen Gründen die Zivilisation im Sudan nicht anerkennen. Nach unseren europäischen Anschauungen muß heute ein Reich von politischer Bedeutung feste Grenzen besitzen; bei Bornu kann aber wegen seiner geographischen Lage von solchen Grenzen keine Rede sein. In diesem Reiche haben wir nicht eine einzige Negerrasse vor uns, sondern, wie wir das schon so



Kano.

häufig sahen, eine Mischbevölkerung vieler noch heute nicht überall ganz verschmolzener Elemente, von denen das wichtigste die Kanuri sind, welche wahrscheinlich aus dem nördlich vom Tsad gelegenen Lande Kanem in die heutigen Wohnsitze einrückten. „Es giebt wohl ein Mischvolk Kanuri," sagt G. Nachtigal, „aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens," denn die im 13. und 14. Jahrhundert in Bornu eingedrungenen Kanemleute waren selber ein Gemisch verschiedenartiger Abstammung. Allmälig entstand in Bornu ein neues Geschlecht, das zwar in einzelnen Individuen oft an die besonderen Kennzeichen der ursprünglichen Bestandtheile erinnert, aber im Ganzen diesen wenig ähnlich ist. Körperlich sind die

Kanuri ein häßliches Volk, dem Charakter nach gutmüthig, furchtsam, wenig reinlich; sie lieben nicht den wirklichen Krieg, wohl aber kriegerische Aufzüge; sie sind sehr rührig, unternehmend, rastlos im Handel, können Fremdes sich sehr geschickt aneignen und sind fleißige Ackerbauer. Unter einem weiten weißen oder indigofarbenen Gewande („Tobe") tragen sie weite Beinkleider und wirkliche Lederschuhe, auf dem Lande dagegen meist nur ein Schurzfell um die Hüften. In Handarbeiten, geschmackvollen Stickereien und dergleichen sind die Bornufrauen sehr erfahren. Ein Theil des Kopfhaares wird abgeschoren, der andere in viele Zöpfe geflochten. Viele Häuser bestehen aus Erde, welche in der Trockenheit Risse und

Gesticktes Hemdchen der Bornu-Frauen.

Spalten erhält und von einem heftigen Regenguss oftmals fortgespült wird. Deshalb befindet sich die bewegliche Habe in Kisten oder Ledersäcken. In den Städten giebt es neben solchen Erdhäusern natürlich auch festere mit Thonwänden und auf dem Lande Hütten von Stroh und Rohr.

Zwischen dem vorwaltenden Steppencharakter Ostsudans und dem reichlicher bewässerten Westsudan nimmt Bornu eine Mittelstellung für den Ackerbau ein. Kuka mit 50 bis 60 000 Seelen entwickelt ein Leben von solcher Mannigfaltigkeit und Großartigkeit, wie sie ein Europäer von einer Negerstadt sich kaum vorzustellen vermag. Die Handwerker arbeiten in offenen Buden, Barbiere rasiren den Kopf auf der Straße mit steiermärkischem Messer, Milchfrauen, Pferdehändler preisen ihre Waaren an,

und wer nicht arbeitet oder ſpazieren reitet, der ſitzt mit Anderen plaudernd unter den ſchattigen Bäumen der Straßen. Traurig iſt der Anblick der vielen Blinden, welche im Gänſemarſch die Straßen durchziehen oder am Wege hocken, und ſeltſam der Aufzug der vielen Bettelſtudenten, welche

Panzerreiter in Worms.

in der Hauptſtadt ſich Gelehrſamkeit erwerben wollen und bei den gutmüthigen Städtern ihr täglich Brot erbetteln. Der Montagsmarkt mit ſeinem Gedränge von Menſch und Vieh trägt wirklich großſtädtiſchen Charakter.

Die heutige Verfassung des Bornureiches ist ein Erzeugniß der alten aristokratischen Einrichtung der von Norden gekommenen Staatengründer durch die Einflüsse des dem Despotismus und der Haremswirthschaft günstigen Islams und der Sklaverei. Der Sultan herrscht über eine Gesammtbevölkerung von vielleicht fünf Millionen, von denen etwa 1½ Millionen Kanuri sind; er besitzt zahlreiche mächtige Beamte, aber, und das ist bezeichnend für den Gang der Entwicklung der Dinge in Bornu, von allen Beamten wußten die Eunuchen ihre wichtige Stellung am besten zu bewahren, ihre großen Einnahmen sich ungeschmälert zu erhalten. An ihren Einfluß beim Herrscher knüpft sich auch der seiner Frauen, die sogar häufig eine hervorragende politische Rolle spielen.

Von der Armee schildert uns H. Barth die schwere Kavallerie in dick wattirten Röcken oder Panzerhemden und Kettenpanzern mit Helmen, die leichte auf hageren Pferden mit nur wenigen Wurfspießen bewaffnet, die eingebildeten fürstlichen Sklaven in seidenen Toben, die halbnackten Speerleute mit Schild, Speer und berberischer Kopftracht, Züge von Kameelen und Lastochsen u. s. w. Seit 1866 begann man auch Kanonen zu gießen. Der Handel erfreut sich großer Freiheit, denn kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waaren gehen zollfrei ein.

Die Baghirmi.

Das zu Wadai in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehende Reich Baghirmi liegt südlich vom Tsadsee um die Flußläufe des Schari. Die Bevölkerung setzt sich zu drei Vierteln aus einer bunten, schwer bestimmbaren Völkermischung zusammen, und den Rest bilden Araber, Bornuleute, Fulbe u. a. Die Baghirmi sind also kein einheitlicher Volksstamm, dessen Anzahl Barth auf 1½ Millionen geschätzt hatte, die jedoch in Folge des Krieges mit Wadai nach G. Nachtigal sich um ein Drittel verringert hatten.

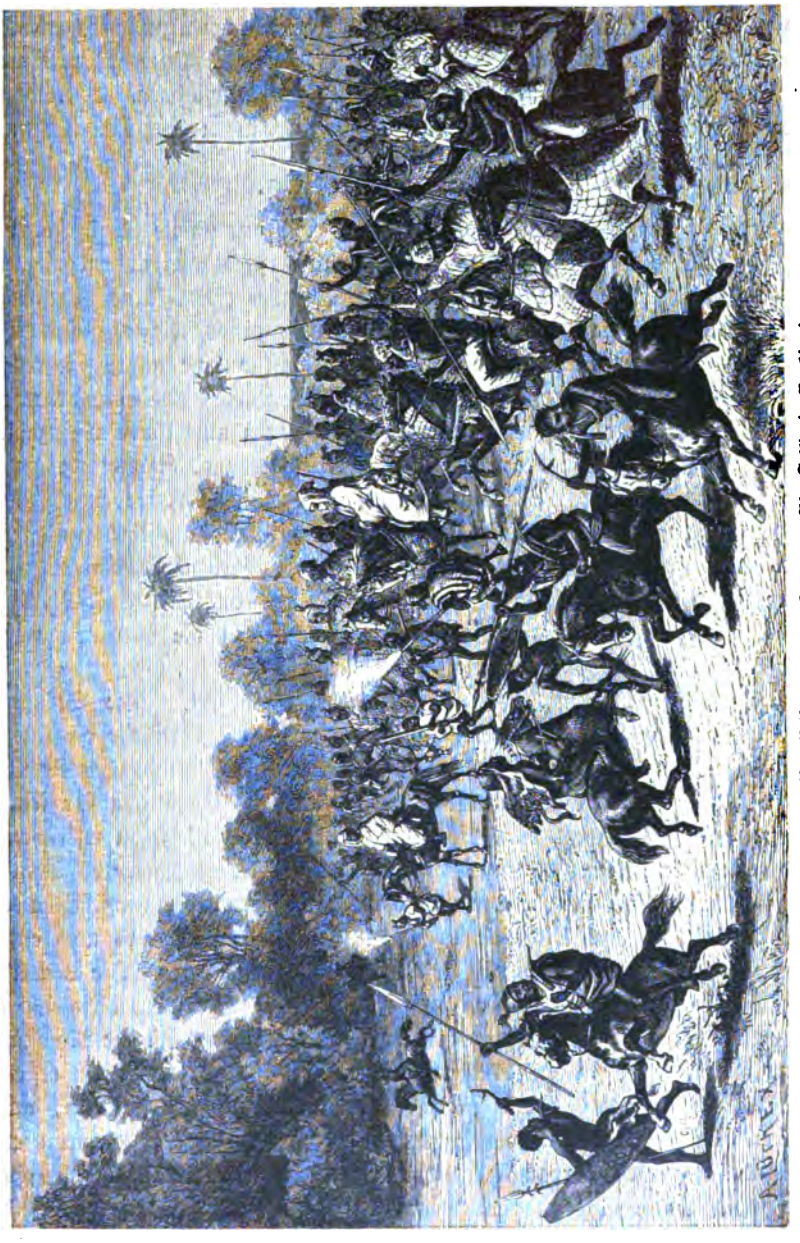
Haartracht der Baghirmi-Frauen.

Die Leute zeigen den echten Negertypus, doch schöneren Wuchs und gefälligere Züge als die Nachbarn im Westen; die Männer sind größer und stärker, die glänzend schwarzen Frauen Baghirmis mit den großen, schönen, dunklen Augen werden im ganzen Sudan als die schönsten gepriesen.

Auch unserem Schönheitssinne entsprechen deren weiße Zähne mehr als die braunroth gefärbten der Bornufrauen.

Ueber die Baghirmi herrschen sogenannte Könige mit völliger Machtvollkommenheit, wenigstens der Theorie nach. Der Glanz ihrer Hoheit muß wohl stark die Augen blenden, denn wenn die „Großen des Landes" mit solcher schwarzen Majestät sprechen, wenden sie ihr den Rücken zu und müssen ihr außerdem mit entblößtem Oberkörper nahen. Die Brüder des Thronfolgers werden auf einem Auge geblendet, damit sie nicht durch Verschwörungen mit einem Anhange auf den Thron gelangen. Die oberen Frauen des Königs werden mit bestimmten Verwaltungsbezirken belehnt. Von den Prinzessinnen hat nur eine, gewöhnlich eine Schwester oder Tochter des Königs, eine offizielle Stellung, indem sie das Oberhaupt aller Frauen und Mädchen aus königlichem Blute ist. Eunuchen mit hohen Stellungen und Einnahmen giebt es auch hier in Menge. Der Oberhenker, eine vielbeschäftigte Persönlichkeit, besitzt ein Anrecht auf die Kleider der von ihm hingerichteten Menschen. Die muhamedanischen Bewohner zahlen dem Herrscher eine Getreideauflage und eine Abgabe in Baumwollenstreifen, viele Ortschaften eine Steuer in Butter. Die bedeutendste Einnahme des Königs besteht aber in Sklaven, welche die zinspflichtigen heidnischen Gemarkungen zu zahlen haben. Als gangbare Münze finden sich Baumwollenstreifen (Farda) von Handbreite aber verschiedener Länge und Güte; eine größere Münze ist das Hemd im Werth von 70—150 Farda. In einigen tributpflichtigen Heidenstaaten Baghirmis gewinnt die gekaufte Frau durch die Geburt des fünften Knaben ihre Freiheit wieder und kann, wenn sie es wünscht, in das elterliche Haus zurückkehren, bekommt sie keine Kinder, so wird sie entweder verkauft, oder kehrt nach Rückgabe des Kaufpreises zu den Eltern zurück.

Die Sklavenjagden Baghirmis sind uns genauer bekannt geworden durch die Schilderungen Gust. Nachtigals. Ich gebe im Folgenden nur den Schlußakt eines solchen Trauerspiels. „Schon am ersten Tage der Rückreise der großen Sklavenkarawane," schreibt Nachtigal, „sanken Viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich durch Stock- und Peitschenhiebe gezüchtigt waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimath vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die Uebrigen abschlachten würde. Ich konnte und wollte es anfänglich nicht glauben, daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte, wie ein Huhn oder eine Ziege. Und doch war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr etwas zurück, zog



Einzug eines reichen Reisenden in das Lager von Abu Settin in Baghirmi.

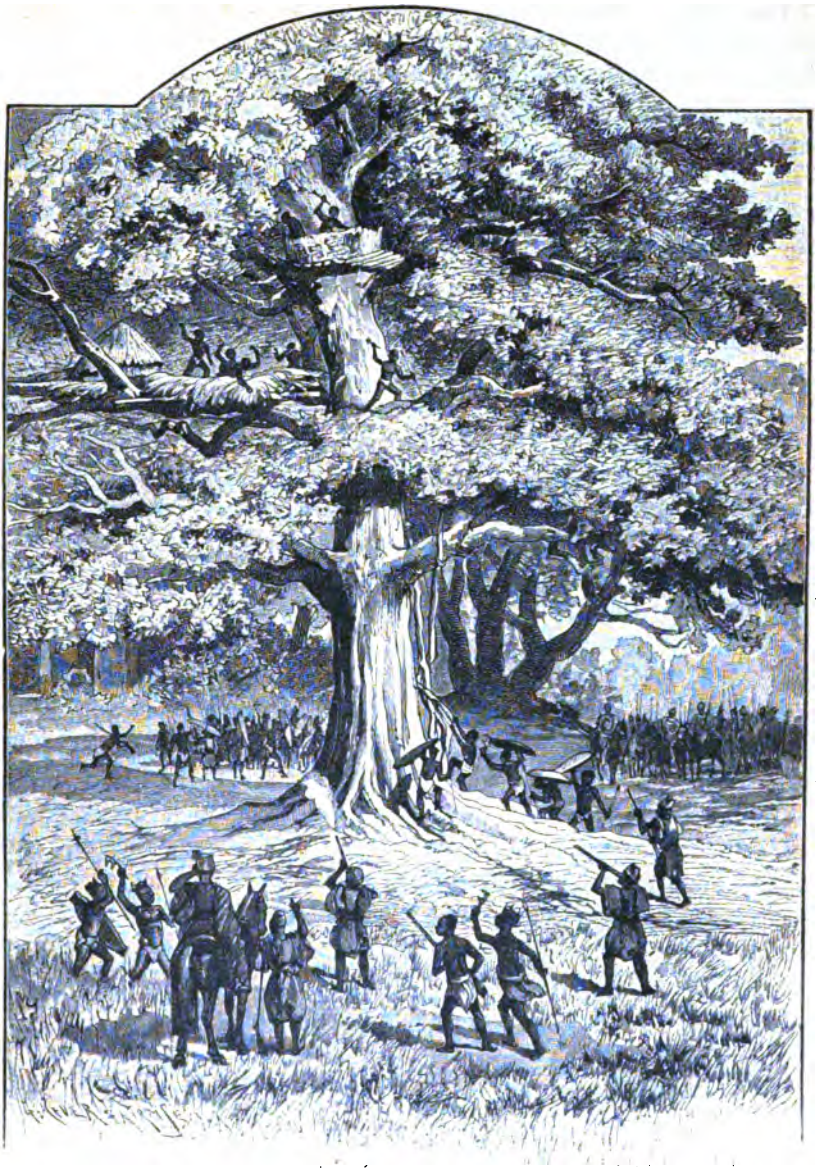
resignirt sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich später täglich mit ansehen, und es ist die Gemüthsstrapaze, dieser Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende."

Vielfach verbarrikadiren sich die Neger in großen Bäumen, von wo sie die Angriffe der Sklavenjäger öfters erfolgreich abwehren. Es kommt aber auch vor, daß sie wie das Wild von den Bäumen geschossen werden.

Die Völker Wadais.

Oestlich von Baghirmi liegt das am besten organisirte Reich Inner-Afrikas, Wadai, das mit dem Fittrigebiete und verschiedenen unterworfenen Stämmen vielleicht gegen fünf Millionen Einwohner zählt. Aus vier noch erkennbaren Hauptstämmen scheint die Bevölkerung dieses Reiches zusammengewachsen zu sein, nämlich erstens aus ursprünglich hier ansässigen recht mannigfachen Negervölkern, zweitens aus zugewanderten Arabern, drittens aus zugewanderten Fulah und viertens aus Teda in unbestimmter Anzahl. Aus allen diesen hat der heutige Kern der Bevölkerung, die Völkergruppe der Maba, Bestandtheile in sich aufgenommen. Diese Gruppe enthält die „ehrlichsten, nüchternsten, einfachsten, tapfersten, aber auch eigensinnigsten und hartköpfigsten aller Wadawa; es sind bronzefarbene Menschen, mit mancherlei helleren Abstufungen, zwischen denen auch dunklere (z. B. Mimi) wohnen. In Gesittung, Kunst und Industrie stehen die Wadawa weit hinter den Bornu- und Baghirmileuten zurück.

Das Steuersystem in Wadai ist sehr komplizirt. Die Steuern werden bemessen nach dem Reichthum und den Erzeugnissen der einzelnen Bezirke. Im Allgemeinen hat jeder Einwohner einer Stadt des eigentlichen Wadai neben außerordentlichen Beisteuern und Geschenken für seine Person zwei Mudd (ein 21 Handvoll Korn haltendes Maß) zu entrichten und gemeinschaftlich mit anderen Einwohnern derselben Stadt eine bestimmte Anzahl Kameele zu liefern, während bei den Arabern jeder Familienvater alle drei Jahre zwei Stück zu stellen hat. Außerdem giebt es noch eine Menge besonderer Auflagen für einzelne Bevölkerungsklassen. Die Steuerschraube ist also recht thätig und preßt gehörig aus, damit der himmelhoch über Allen thronende Sultan gehörig verschwenden kann. Ist die Majestät so gnädig, Jemandem eine Audienz zu gewähren, so hat dieser am ersten Thore sein Schuhzeug, am zweiten seinen Turban zurückzulassen, am dritten sein Gewand von der rechten Schulter zu ziehen, und wenn er schließlich vor jenen Vorhang gelangt, hinter welchem die Allerhöchste Person verborgen bleibt, ist er nur noch vom Nabel bis zu den Knieen bekleidet; hier hat er niederzuknieen, die Handflächen aneinander zu schlagen und zu warten, bis durch den Vorhang die Allerhöchste Stimme vernehmbar wird.



Ein Eriodendron, in welchem Neger ſich Hütten gebaut haben, um ſich gegen die mit Flinten bewaffneten Sklavenjäger (Araber)zu vertheidigen.

Um etwaige Schulden einzuziehen, hat man ein recht empfehlenswerthes Mittel. Weigert sich nämlich der Schuldner hartnäckig, so zieht der Gläubiger einen Kreis um ihn mit folgenden Worten: Ich fordere Dich auf im Namen Gottes, des Propheten, des Sultans, der Mutter des Sultans und der Oberrichter des Staates, aus diesem Kreise nicht herauszutreten, bis Du Deine Schuld bezahlt hast. Den Kreis darf dann der Schuldner erst nach Tilgung der Schuld verlassen oder er verfällt außerdem noch in schwere Strafe. Dieses Kreisziehen um Schuldner findet sich auch in Indien.

Die For.

Im Osten von Wadai liegt das von allen Sudanländern mit einer ganz eigenartigen Natur ausgestattete Dar For, das im Osten den Steppencharakter mit Kordofan theilt, im Innern gebirgig erscheint und im Westen dem regenreichen Theile des Sudan sich anschließt. Die Bevölkerung scheidet sich in zwei ziemlich gleiche Hälften; der Mittelpunkt der einen ist der gebirgige und dichtbevölkerte Theil des Landes mit dem feuchten Süden, das Schwergewicht der anderen ruht besonders in den Steppengebieten des Nordens und Ostens. Die For, das mächtigste Volk dieser Gegenden, sind Neger, wenn auch ihr Haar lang und straff, die Nase ziemlich erhaben, die Lippen dünn und das kluge Gesicht oval sind. Ihre lichtere Färbung ist mehr bräunlich als schwarz. Die For werden als fleißige und reinliche Leute geschildert, auf welche der Islam einen günstigeren Einfluß als auf die westlicheren Sudanvölker ausgeübt hat. Sie lassen sogar ihre Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten, und ihre Kunstfertigkeit in den Handwerken ist so groß, daß eigentlich nur für den Sultan fremde Waaren eingeführt werden. Umgeben von einem Dornenzaun, sind die runden Hütten aus Hirsehalmen erbaut. Reichere Leute tragen baumwollene Kleider, einen Mantel und eine fezähnliche rothe Kappe, ärmere bekleiden nur den Oberleib. Von den Dar For-Negern, welche Karl Hagenbeck nach Europa kommen ließ, gab R. Virchow vor sechs Jahren eine anthropologische Schilderung.

Die Bewohner Kordofans.

Oestlich von Dar For liegt in den großen Savannen bis nach den Nilufern hin die einstige ägyptische Provinz Kordofan, welche hauptsächlich von Nubastämmen bewohnt wird, aber auch zahlreiche reine Negerelemente enthält. Nach E. Marno ist die Körpergestalt der Bewohner eher mager und sehnig als fett, das Haar kraus, der Schädel langköpfig, die Schief-

zähnigkeit wenig entwickelt, die Hautfarbe wechselnd zwischen chokoladebraun und schwarz. Ackerbau wird ziemlich fleißig betrieben. Früher galten hier als Werthmesser ein gewisses Getreidemaß und im Lande verfertigte, geringe Baumwollzeuge, später drei Zoll große Eisenstücke von einer bestimmten Gestalt. Eine Art von Zweikampf, wie er ähnlich auch auf den Kurilen vorkommt, gehört besonders unter jungen Leuten, welche Liebeshändel haben, nicht zu den Seltenheiten. Die Waffe, mit der gekämpft wird, ist die aus Nilpferdhaut geschnittene Peitsche. Zunächst giebt der Erste dem Gegner einen Hieb auf den entblößten Körper (nie auf den Kopf), dann schlägt der Andere gleichfalls einmal und nun abwechselnd Hieb auf Hieb, bis Einer vor Schmerz oder Müdigkeit die Peitsche fortwirft. Dasselbe thut dann auch sofort der Gegner, Beide reichen sich die Hände, leeren einen Krug Merissa, und Friede und Freundschaft sind geschlossen."

Die Schilluk.

Haartrachten.

Ist der Reisende bei einer Fahrt auf dem weißen Nil ungefähr bis zum 12. Grad n. Br. gekommen, so erblickt er aus der Ferne am westlichen Ufer fast ohne Unterbrechung Haufen von wuchernden riesigen Hutpilzen. Es sind das mit großer Regelmäßigkeit erbaute Hüttenkomplexe von Dörfern, die fast ohne erhebliche Abgrenzung ineinander übergehen. Jedes Dorf hat seinen Aufseher und 50 bis 100 einen Oberaufseher. Hausthiere sind bei ihnen Rinder, Schafe, Ziegen und eine Art kleinen Windspiels. Angebaut wird außer Tabak afrikanisches Korn, Bohnen, Sesam u. a. Fische werden mit dem Speere harpunirt. Die gondelförmigen Kanus für den Fischfang sind so leicht, daß ein Mann drei Stück auf seinen Schultern tragen kann, und so geräumig, daß drei Mann in einem über Wasser gehalten werden. Dem Kopfhaar läßt man eine übertriebene künstliche Behandlung angedeihen, und beide Geschlechter theilen mit allen ihren Nachbarstämmen die Sitte, die unteren Schneidezähne als unschön auszubrechen. Bis zur Ehe gehen „Männlein wie Fräulein" völlig nackt, dann erst bindet sich die züchtige Hausfrau eine gegerbte Kalbfellschürze vorne und hinten vor und behängt den unteren Rand mit Eisenringen und Glöckchen, damit der Wind nicht allzu frei mit dem Schürzchen spiele.

Die Nuer.

Die Wohnstätten der kriegerischen Nuer liegen am oberen Nil zwischen Bahr el Ghasal und Sobat, deshalb ziemlich entfernt vom Flußufer, um keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein. Die Leute sind reich, d. h. ihr Reichthum besteht in herrlichen Rinderheerden, an denen sie mit größerer Zärtlichkeit hängen als an Frau und Kind. Bei den Nuern beginnt nach Süden hin die Lippendurchbohrung; als Waffen tragen sie Pfeil und Bogen. Die Haare werden durch Asche und Kuhmist roth gefärbt, und die Frisur wird nicht selten durch rothe Baumwollfäden vergrößert. Sie sind von hoher, schlanker Gestalt, welche durch die schmale Brust und die langen Beine noch größer erscheint. Die Männer gehen stets nackt. Alle schlafen auf einem Haufen Kuhmistasche, der, wie Schweinfurth äußert, „wärmer und besser als ein Moskitonetz ist."

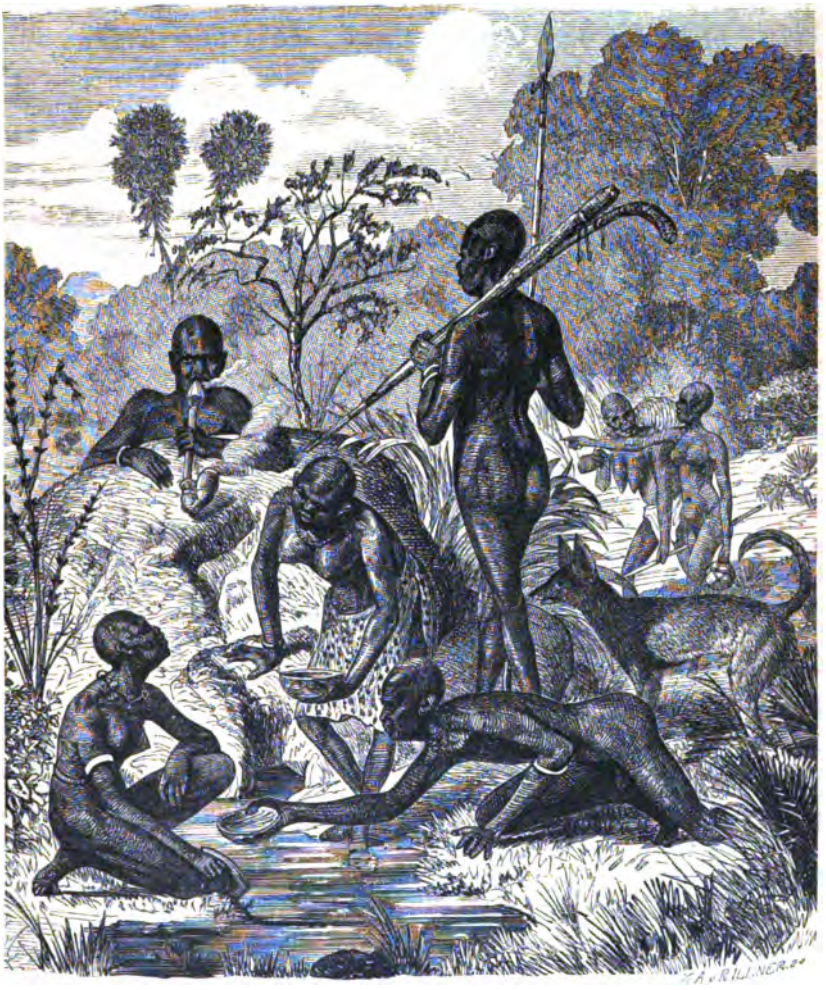
Haartrachten.

Sie haben recht sonderbare Gebräuche. Ein Häuptling schenkte dem Reisenden Petherick eine Ziege und erbat als bescheidene Gegenleistung, daß er seinem Sohne in die Hand spucken solle, damit er dermaleinst um so kräftiger den Speer werfen könne. Als Petherick diese Zauberei vollzogen, beglückwünschten den Jüngling die Seinigen. Manche Stämme grüßen dadurch, daß Jeder in die eigene Hand spuckt, und der Häuptling speit dem, welchem er eine Gunst erweisen will, in die Hand oder in das Gesicht.

Die Dinka.

Die Dinka mit verschiedenen Zweigstämmen bewohnen in großer Zahl das weit ausgedehnte Ländergebiet auf dem rechten Ufer des weißen Nils bis zur Mündung des Gazellenflusses. Nach G. Schweinfurth kennzeichnen sie sich durch Langschüssigkeit der Gliedmaßen, verkürzten Oberkörper, knochige und sehnige Körperlinien, horizontal gestellte und eckig abfallende Schultern. Die tiefschwarze Haut läßt einen braunen Ton erkennen, sobald die Asche von ihr abgewaschen ist. Die Männer sind wohlgestalteter als die Frauen; einnehmende Gesichtszüge zeigen sich jedoch selten, um so häufiger aber

unausſprechlich häßliche Fratzen. Der Gebrauch des Urins der Kühe und des Zähneausbrechens iſt allgemein. Wer es gerade abpaſſen kann, nimmt Morgens ein erfriſchendes Sturzbad niedergekauert am Hintertheil einer Kuh. Um Rinderbeſitz und Rindererwerb dreht ſich all ihr Dichten und Trachten.



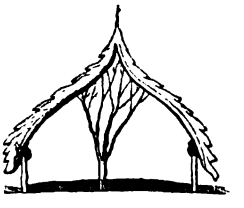
Dinka-Neger.

Mehr als Weib und Kind gilt auch ihnen das Rind. Sie haſſen alles Fremde, und ſchrankenlos iſt ihre Freiheitsliebe; grauſam und unerbittlich im Kriege, kennen ſie keinen Pardon und führen wilde Tänze um die Leichen der Gefallenen auf. Sie leben in Vielweiberei, kaufen um Rinder auch die Frauen. Die ſüdlichen Dinka ſind arme Schlucker und elend lebende Sumpfbewohner.

Die Bari.

Das verdorbenſte Volk am weißen Nil ſind die falſchen, gehäſſigen, zankſüchtigen Bari, die ſtets ihre Unabhängigkeit energiſch vertheidigen und im Stehlen große Virtuoſität erreichen. Völlig negerhaft iſt ihr Körper nicht. Sie gehen vorwiegend nackt. Schon kleine Knaben wiſſen Pfeil und Bogen zu handhaben. Lieblingsſtellung der Männer iſt, ſich auf den Speer zu ſtützen und auf einem Fuße zu ſtehen, den anderen aber in das Kniegelenk des erſteren zu ſtemmen und ausruhen zu laſſen. Wie die Waffen, ſo begleitet auch ein kleiner Schemel jeden Mann. Die Frauen werden vererbt auf die Söhne des Mannes, welche mit Ausnahme der eigenen Mutter dieſe ehelichen. Je mehr Frauen Jemand beſitzt, um ſo größer iſt ſein Anſehen. Da Unbemittelte keine Rinder für das Brautgeld beſitzen, ſo werden von ſolchen meiſtentheils nach der Ernte Mädchen

Hütte der Dinka-Neger.



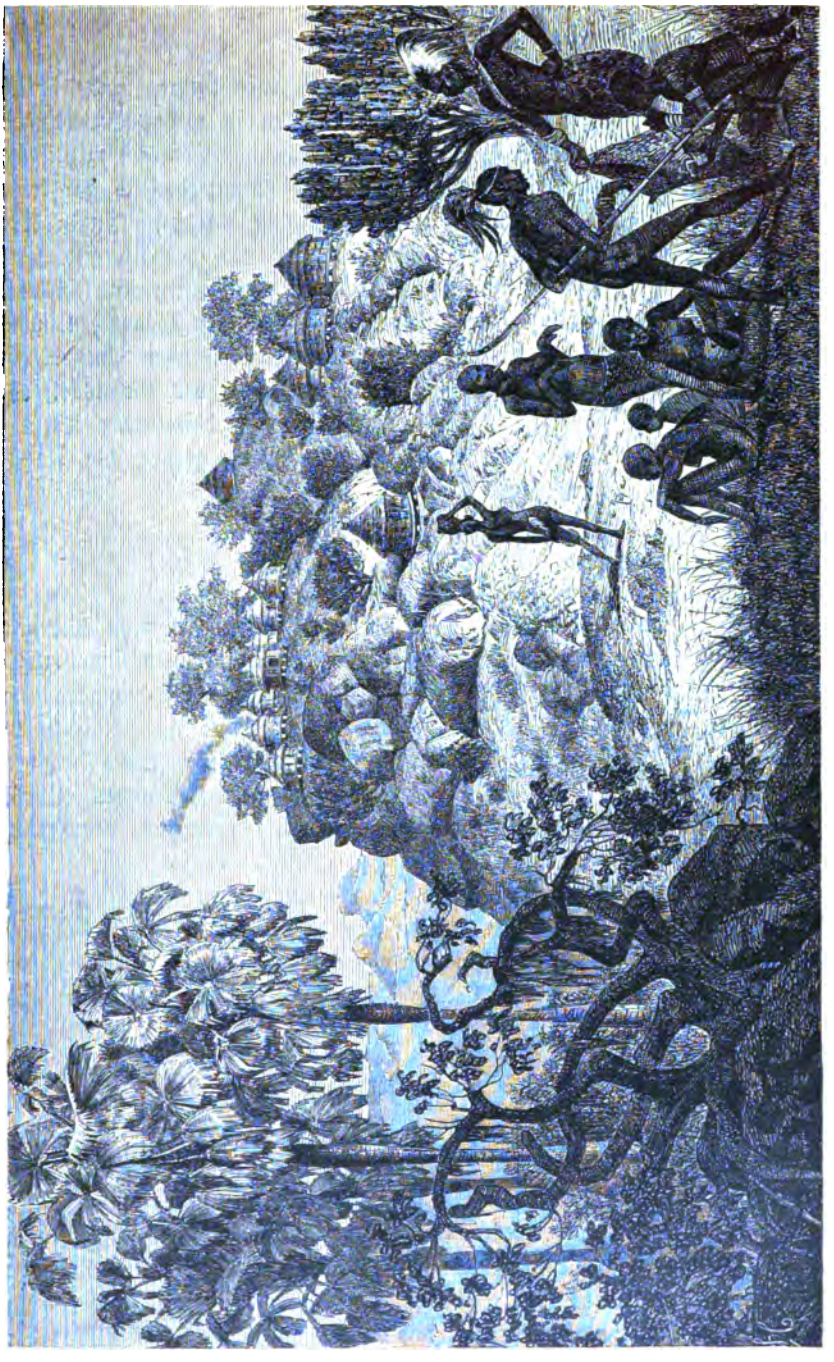
Durchſchnitt einer Hütte der Dinka-Neger.

entführt. Die Bari ſind leidenſchaftliche Tänzer. Ihre wilden, doch ſchauerlich ſchönen Kriegstänze bei Fackeln von brennendem Stroh ſchildert höchſt anſchaulich A. Kaufmann.

Madi und Schuli.

Die ſüdlich von den Vorigen wohnenden Madi unterſcheiden ſich von Jenen durch die gänzlich verſchiedene Sprache, gedrungenen Körperbau und hellere Hautfarbe; in Eiſen- und Thonbereitung ſtehen ſie den Bari nach.

Die Schuli ſchildert Buchta als gelehrig, zuthunlich und zutraulich wie artige Kinder. Sie beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Ackerbau und bequemten ſich am raſcheſten der ägyptiſchen Verwaltung an. Ihre Haut iſt ſo hell wie die der Madi, Beide ſind auch gleich groß und ſtark gebaut. Der Mann trägt ein Leoparden- oder Ziegenfell, die verheirathete Frau einen Gürtel aus weichem Leder mit einer Art von kurzen Frackſchößen hinten und vorne, der unverheiratheten Frau genügt als Bekleidung ein Perlenſchmuck.



Radi- oder Schuli-Dorf

Die Lattuka

leben umſchloſſen von den Schuli im wunderſchönen Gebirgslande öſtlich von Lado und weichen von den Vorhergenannten in vielen Beziehungen völlig ab. Aus einem von S. W. Baker mitgetheilten Geſpräch mit ihnen geht hervor, daß ſie zu der Annahme eines Lebens im Jenſeits gar keine Veranlaſſung finden. Einmal äußerte der Bruder des Häuptlings: Die guten Menſchen ſind alle Schwächlinge; ſie ſind nur deshalb gut, weil ſie nicht ſtark genug ſind, um ſchlecht zu ſein; die Meiſten ſind ſchlecht, und wenn ſie ſtark genug ſind, ſo nehmen ſie von den Schwachen, was ſie wollen. Wenn auch in anderen, mehr verſchleiernden Ausdrücken finden wir dieſe Lattuka-Moral weit verbreitet unter den Kulturvölkern. Aus zwanzig Meſſungen fand Emin Paſcha eine durchſchnittliche Körpergröße von 1,70 bis 1,75 m; Stirn und Naſe ſind gerade, die Augen groß, der Wuchs ſchlank, faſt elegant.

Die Dſchur.

Am Mittellaufe des Bahr Dſchur wohnen auf der unteren Terraſſe des inneren Hochlandes die Dſchur in verſchiedenen Stämmen, ſchwärzlichbraune Leute, welche ſich nie tätowieren, hartnäckig jede Schambedeckung verweigern, aber ſehr ſorgſam mit einer kleinen Fellſchürze den Sitztheil ihres Körpers bedecken. Sie bilden ein ſüdwärts verſprengtes Glied der Schilluk; die Männer jagen und fiſchen, die Frauen beſtellen den Boden. Ein ſtets gefüllter Hühnerhof und der Freund des Menſchen, der Hund, ſind jeder Familie unentbehrlich.

Aus der ſtarken Zuſammenwürfelung mannigfacher Völkerſtämme in den Gegenden des oberen Nils und ſeiner vielen Nebenflüſſe haben wir im Vorſtehenden einige in Kürze hervorgehoben. Wir übergehen die anderen, um noch Raum zu gewinnen für zwei, für die Niamniam und die Monbuttu.

Die Niamniam,

welche ſich ſelber Sandeh nennen, aber auch Babungera, Makaraka, Kakaraka heißen, leben, mit den von ihnen unterworfenen Stämmen vielleicht einige Millionen ſtark, nördlich von dem Monbuttu und vom Uellefluß, dem viel umſtrittenen, in ziemlich vielen Stämmen. Als die Aegypter in ihnen vortreffliche Soldaten erkannt hatten, kam ein Theil in die Baracken am Nil, und dort entſtehen vielleicht neue Kolonien heller Neger, denn nicht ſchwarz iſt ihre Hautfarbe, ſondern ſie hat den matten Glanz der

Tafelchokolade. Die größte Körperhöhe beträgt nach Schweinfurth 1,80 m, die Frauen werden oft sehr dick. Sie haben Kurzköpfe, welche breiter sind als die der östlicher wohnenden Neger; der Haarwuchs, ein fein gekräuseltes Vließ, ist sehr stark, die mandelförmigen, etwas schräg und weit voneinander gestellten Augen sind sehr groß und werden von dicken Augenbrauen beschattet, die Lippen sind sehr breit. Bei aller naturwüchsigen Wildheit besitzen sie ein erregbares Gemüth, finden viel Freude an der Musik und sind nach Wilh. Junker in jeder Beziehung den östlichen Stämmen des Nilthales überlegen, aber verlogen. Als Stammesmerkmale tragen Alle drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen; sodann noch eine x förmige Figur über dem Nabel; individuelle Erkennungsmerkmale wechseln in Strichen, Punkten u. s. w. Die Schneidezähne werden spitz zugefeilt. Die sehr behütete Haarfrisur umgiebt den Kopf als strahlenartiges Gebilde, ähnlich dem Nimbus eines Heiligenbildes; werden vor dem Schlafengehen die Drahtstäbe herausgezogen, so kann der Mann den ganzen Strahlenkranz zurückschlagen. Manche Stämme gestatten sich den Luxus, täglich ein neues Kleid anzulegen, das die gütige Natur umsonst liefert. Jeden Morgen holen sie sich aus dem

Medizinmann der Niamniam.

Walde eine frische Garderobe, einen Zweig oder ein Bündel Gras, das sie vorne und hinten im Lendenschurz befestigen; alle anderen Körpertheile bleiben unbedeckt. Ihre Nahrung entnehmen sie größtentheils dem Ackerbau, denn die Zucht von Ziegen, Schafen, Hunden, Hühnern und etlichen Rindern ist ihnen Nebensache. Dem Biergenusse huldigen sie gern und viel und sind auch starke Raucher aus kurzen Thonpfeifen von eigenthümlicher Gestalt und ohne Rohr. Menschenfresserei üben sie nach Art der Monbuttu. Das Trinken gegenseitigen Blutes hat die Folge, daß Blutsbrüder sich gegenseitig im Frieden beistehen und im Kriege schonen. Die Waffen bestehen aus Lanze, Wurfeisen und Dolchmesser, Bogen und Pfeile sind selten. Die Leichen werden festlich geschmückt, gesalbt, und das Gesicht des Mannes nach Osten, das der Frau nach Westen gewendet. Die durch Pfähle geschützte Grabkammer nimmt den Körper bald auf einem Stuhle sitzend, bald liegend in einem sargartigen Baumstamme auf.

Bei Hochzeiten wird die Braut durch einen Brautzug unter Anführung des Dorfhäuptlings und begleitet von Musikern, Spaßmachern und Sängern in das Haus des zukünftigen Herrn geführt. Eine Kaufehe kennt man hier nicht, sondern der Heirathslustige wendet sich an den Häuptling, welcher ihm eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Die Frauen speisen für sich allein in ihren Hütten; ihre Untreue wird sofort mit dem Tode bestraft.

Die Niamniam theilen sich in Freie und Adelige, welche die herrschende Klasse sind, und in Sklaven, nämlich die von ihnen unterworfenen anderen Negerstämme. Da es keine Dörfer und Städte bei ihnen giebt, sondern die armseligen Hütten nur in Weilern zusammenstehen, so besteht auch der Hof eines Häuptlings nur aus mehreren Hütten, die von ihm und seinen Weibern bewohnt werden. Die Häuptlingswürde geht erblich vom Vater auf den Sohn über, bringt aber keine anderen Vortheile mit sich, als daß ihrem Inhaber der Ertrag der Jagd an Elfenbein und die Hälfte des Elephantenfleisches zufällt. Seine Macht besteht darin, die waffenfähigen Männer zu Jagd- und Kriegszügen zusammenzurufen und sodann eigenhändig die Hinrichtung der Verurtheilten zu vollstrecken, aber jede Art von Auszeichnung oder äußerem Prunk ist dem Häuptlinge fremd. Zum Schluß will ich noch hervorheben, daß alle Niamniam sehr geschickt im Holzschnitzen sind. Sie schnitzen hübsche Löffel, an den Hälsen ihrer einfachen Harfen Thier- und Menschenköpfe.

Die Monbuttu.

Zwiſchen dem 3. und 4. Grad nördlicher Breite, ſüdlich von den Niamniam und jenſeits der Uelle, leben auf einem Flächenraum von vielleicht 200 geographiſchen Quadratmeilen die Monbuttu oder, wie Wilh. Junker ſie nennt, Mangbattu. Georg Schweinfurth ſchätzte ihre Zahl auf ungefähr eine Million und bezeichnete als das äußerlich hervortretendſte körperliche Merkmal die hellere Färbung der Haut, „heller als die der meiſten anderen bekannten Völker Afrikas“, im Grundtone von

Sklavenkarawane in Oſtafrika.

der Farbe gemahlenen Kaffees. Der Bartwuchs iſt entwickelter als bei den Niamniam, Stärke und Biegung der Naſe verleiht ihnen ein ſemitiſches Ausſehen. Unter den Monbuttu fand dieſer Reiſende mindeſtens fünf Prozent hellhaariger Menſchen, „ihr Haar war immer von der dickwolligen Beſchaffenheit des Negerhaares und kam ſtets zuſammen mit den lichteſten Hautfarben, die ich geſehen, ſeit ich Unteregypten verlaſſen“. Das Haar beſaß eine Miſchfarbe mit Grau, die den Vergleich mit Hanf nahelegte.

Wie der Körper, ſo iſt auch deſſen Bekleidung völlig abweichend von der anderer Völkerſtämme. Da ihnen das Weben ganz unbekannt iſt, ſo

fertigen sie sich Bekleidungsstücke aus der Rinde eines Feigenbaumes und verwandeln deren graue Farbe durch Färben mit einer Holzfarbe in eine rothbraune. Die Frauen tragen davon ein handgroßes Stück oder ein Bananenblatt an der Lendenschnur, bemalen aber mit einem schwarzen Pflanzensafte den ganzen Körper mit den verschiedensten Figuren. Da diese Figuren ungefähr zwei Tage sich halten, so wird dann die alte Farbe sorgsam abgewischt und durch eine neue ersetzt. Eine Frau kann somit binnen einer Woche erscheinen als bedeckt mit Sternen, Kreuzen, Blumen, Bienen, oder zebraartig gestreift, oder wie mit einem Leopardenfell bekleidet. Die Männer salben den ganzen Körper mit einem Gemisch von pulverisirtem Rothholz und Fett. Die Haartracht ist höchst eigenthümlich, dem weit nach hinten hinausragenden Chignon wird oft fremdes Menschenhaar noch hinzugefügt.

Die Waffen bestehen in Schild und Speer, Pfeil und Bogen und in verschiedenartig gebogenen Messern und Dolchen, aber die Wurfmesser der Niamniam fehlen ihnen. In der Holzschnitzerei leisten sie Vorzügliches, desgleichen in der Töpferei, und zwar ohne Drehscheibe, und deshalb ist es bei so hohem Stande des Handwerks auffallend, daß nicht allein der Ackerbau sehr vernachlässigt wird, sondern auch von Hausthieren eigentlich nur Hunde und Hühner nennenswerth sind.

Ihr Gebiet ist ein welliges, hügeliges Hochland, in welchem Höhen mit breiteingeschnittenen Thälern abwechseln; es ist reich an Quellen, Wassernetzen und einer üppigen Vegetation, welche zahlreichen Thierarten (u. a. Elephanten, Büffeln, Wildschweinen, Antilopen, Affen) überreiche Nahrung darbietet. Durch die Jagd erhalten sie also reichliche Fleischnahrung und sind außerdem Menschenfresser. Nach der von W. Junker entworfenen Schilderung kommt kein Leichnam zur Bestattung, sondern wird, weil Verwandte nicht Verwandte speisen, an Fernerstehende verschachert. Bei jedem Todesfall befragt man das Orakel, wer den Tod verursacht hat, und der oder die Personen werden dann gleichfalls verzehrt, desgleichen die Kriegsgefangenen. Als Zukost zum Menschenfleisch dient eine Mehlspeise.

In der kürzlich erschienenen Sammlung von Reisebriefen und Berichten Emin Paschas finden wir hochwichtige Beobachtungen zusammengestellt über das äußere Leben der Monbuttu, deren Familiengebräuche, Erbrecht u. a. Die Monbuttu haben einen Oberhäuptling, König. Seine Majestät geruht stets allein zu essen. Niemand darf den Inhalt seiner Schüssel zu sehen bekommen, und Alles, was er übrig läßt, wird in eine eigens dazu bestimmte Grube geschüttet. Alles, was die Allerhöchste Person berührt hat, gilt als unantastbares Heiligthum; nicht einmal von dem Feuer, welches

vor seinem Sitze brennt, dürfen die Gäste zum Anzünden der Pfeife eine Kohle nehmen. Solch ein Versuch gilt als Majestätsbeleidigung und wird sofort mit dem Tode bestraft. Niemand redet mit dem Könige direkt, sondern nur durch einen Dolmetscher, der einer der höchsten Reichsräthe ist. Des Königs Brüder sind Unterhäuptlinge, von denen jeder über eine Anzahl Unterhäuptlinge zweiten Ranges (d. h. Verwalter einzelner Distrikte) gebietet. Auf die Brüder folgen im Range die fünf höchsten Reichsräthe, nämlich der Intendant über die Waffen, der über Ceremonien und Feste, der Speisemeister des Allerhöchsten Hofhalts, der Hausmeister über alle königlichen Frauen und endlich der Dolmetsch. Das Elfenbein ist Monopol des Königs. Die Abgaben von Bodenprodukten werden regelrecht erhoben. Der König besitzt hunderte von Frauen, und zwar außer den eigenen Frauen erster und zweiter Klasse auch noch die vom Vater oder gestorbenen Bruder ererbten.

Trotz aller Menschenfresserei und größter Unsicherheit der Person hebt Emin Pascha als grundverschieden von allen anderen Negern das rühmend hervor, daß die Monbuttu fest unter sich zusammenhalten und ihr Vaterland wirklich lieb haben. Eben so wie das Niamniam-Land hat sich das der Monbuttu unter dem zersetzenden Einfluß der Araber und ihres abscheulichen Sklavenhandels zerklüftet. Das Reich zerfällt mit Riesenschritten. Wir werden an Uhland's Gedicht „Des Sängers Fluch" erinnert, wenn uns Schweinfurth König Munsas Pracht und Größe schildert und schon 1880 Junker an der Stelle, wo des Königs Palast gestanden, „ein Grasmeer an dem Gehänge des sanft ansteigenden Hügels wogen sah". Des Siegers Kugel streckte Munsas Majestät nieder, das menschenreiche Land wurde ein blutiges Erntefeld des Sklavenhandels.

Die Akka.

Zwei Tagereisen südlich von Monbuttu beginnt das Gebiet des Zwergvolkes der Akka. Sie haben gekräuseltes, glänzend schwarzes, kurzes Haar, braune Augen, dünne Lippen, oft gut entwickelte Muskeln und eine chokoladebraune Haut. Die mittlere Höhe eines Mannes beträgt vielleicht 1,46 m. Auffallend an ihnen ist der auf dünnem Halse schaukelnde große Kopf und die stark ausgeprägte Schiefzähnigkeit. Die Akka bilden nach Emin Pascha kein geschlossenes Volk, es giebt auch kein eigentliches Akkaland, sondern wo es gut zu essen giebt, da stellen sich diese Jäger ein und erhalten gegen bestimmte Jagdabgaben an die Monbuttu oder Momru von den Häuptlingen Bier, Getreide u. s. w., denn es wäre höchst gefährlich, diesen tüchtigen, mit Giftpfeilen überall

im Walde verſteckten Leuten etwas zu verweigern. Miſchlinge von ihnen und den Nachbarſtämmen ſind nicht ſelten und nicht häßlicher als die Neger. Auch die Weiber beſitzen ſtarkes Körperhaar. Nach der Unterſuchung zweier Skelette kommt H. Flower zu dem Reſultate, daß ſie die kleinſte Menſchenraſſe der Welt, den Buſchmännern aber körperlich keineswegs näher verwandt ſind.

Die Bantu-Völker.

Nachdem Sprachforſcher genauere Einſicht in den Bau der afrikaniſchen Sprachen gewonnen hatten, ließ ſich eine gewiſſe Sprachverwandtſchaft durch ganz Südafrika bis über den Aequator hinaus verfolgen. Bleek faßte alle dieſe Sprachen unter dem Namen der Bantu-Sprachen zuſammen, und Friedr. Müller gab ſein Urtheil dahin ab, daß alle dieſe Sprachen untereinander auf's Innigſte zuſammenhängen, „etwa ſo wie die indogermaniſchen untereinander; alle ſeien als Abkömmlinge einer jetzt nicht mehr exiſtirenden Urſprache zu betrachten. . . . Sie hängen als ſolche mit keinem Sprachſtamme, weder Afrikas noch Aſiens zuſammen, obgleich ſich gewiſſe Anklänge an die hamitiſchen Sprachen nicht verkennen laſſen.“ Bei vielen dieſer Stämme (ich folge hierin der Darſtellung R. Virchow's) haben ſich Sagen erhalten, welche auf eine weiter nördlich oder nordöſtlich gelegene Heimath ſchließen laſſen. Ja, bei den eigentlichen Kaffern läßt ſich ſogar hiſtoriſch darthun, daß ſie als ein eroberndes Volk von Norden her in ihr jetziges Land eingebrochen ſind und weithin die Urbewohner verdrängt oder vernichtet haben. Wo dieſe frühere Heimath gelegen, iſt bisher nicht ſicher aufgefunden, indeß ſcheinen alle Thatſachen auf das Gebiet um die großen Seen hinzudeuten. Von hier aus ſtrahlen nach Oſten, Süden und Weſten die Bantu-Völker aus. Sie erreichen nicht nur längs des Kongo die Weſtküſte, ſondern, wenn wir den Sprachforſchern folgen, gehören zu ihnen auch noch weiter hinauf am Gabun die Mpongwe und Bakele, die Dualla am Kamerun und die Stämme von Fernando Po. Aber ihre hauptſächlichſten Vertreter an der Weſtküſte ſind die Damara in der Gegend der Walfiſchbai, insbeſondere die Ovaherero, an welche ſich im Innern die zahlreichen Betſchuana-Stämme anſchließen. An der Oſtküſte nennen wir hier nur die Makua am Zambeſi und dann die Kaffern.

Die Dualla und die Bakwiri.

Ueber das Kamerungebiet haben uns die letzten fünf Jahre viel Neues sowohl geographisch wie ethnologisch gebracht. Das Wort Kamerun ist bei uns so eingebürgert, daß sogar in Grohn-Vegesack bei Bremen eine Straße mit Arbeiterwohnungen „Kamerunstraße" heißt.

Die Hautfarbe der Dualla gleicht gebranntem Kaffee, die Männer sind durchschnittlich groß, kräftig und mit normaler Wadenentwicklung, die Frauen viel kleiner und auch schon durch das kurz abgeschnittene Haar viel häßlicher. Bis auf einen bunten Zeugstreifen um die Hüften gehen beide Geschlechter nackt, tätowieren Gesicht und Brust und reißen sich, „weil sie das scharfe Sehen verhindern," die Wimpern aus. Handel zu treiben und „Vermögen zu erwerben" ist ihr eifrigstes Bestreben, und daraus entsprang, meint Zintgraff, ihr Drängen nach der Küste. Sie wollten mit dem weißen Manne unmittelbar, nicht durch Zwischenhändler verkehren. Weil die englischen Missionäre bei ihnen nur geringe Fortschritte machten, wollte man den Dualla besondere geistige Fähigkeiten absprechen. Feldarbeiten zu verrichten hält der freie Mann für unter seiner Würde, das ist Sache der Frauen und Sklaven, und in der That ernten sie kaum so viel Yams und Bananen, als sie zur Nahrung gebrauchen. Die Mädchen werden vom Vater durchschnittlich für 900 bis 1200 Mark verkauft, oft aber, zumal wenn die Väter angesehene Leute sind, ist der Preis viel höher. Sofort nach der Zahlung hat der Mann freie Verfügung über die Frau; sie ist sein freies Eigenthum, das verschenkt, verliehen oder verkauft werden kann. Bekommt die Frau keine Kinder, so darf der Mann die bezahlte Kaufsumme zurückfordern. Kinderreichthum gilt hier nämlich als großes Glück, wenngleich eine Frau selten mehr als zwei Kinder hat. Wegen Ehebruchs kann die Frau getödtet werden, doch geschieht es wegen des gezahlten Kaufpreises wohl nur selten; der Ehebrecher aber muß zahlen oder dienen. Bei den beliebten Ringkämpfen erscheinen die Zuschauer möglichst bunt geschmückt; man kämpft nach allen Regeln der Kunst, und die Kampfrichter springen sofort ein, wenn gegen die Vorschriften ein Kämpfer verstößt. „Einst," so erzählt Reinh. Buchholz, „benahm sich ein Besiegter recht charakteristisch. Er drohte seiner Mutter im heftigsten Zorne mit Schlägen und beschimpfte sie laut, weil — sie ihn nicht stärker geboren habe."

Der von ihnen abgegrenzte Stamm der Bakwiri ist nach Buchholz ein harmloser, ehrlicher Menschenschlag. Man kann nur wünschen, daß die Zivilisation nicht zu viele Fortschritte unter ihnen mache, sonst wird Heuchelei und Falschheit unter ihnen bald ebenso zunehmen, als unter der Bevölkerung des mit solcherlei Lastern überreich gesegneten Viktoria.

Die Fan und Mpongwe.

Weit verbreitet vom Kamerungebirge an nach Süden und noch in beständiger Bewegung ist der aus dem Innern nach der Küste vorgerückte Stamm der Fan, welche Oskar Lenz und Marquis de Compiègne nach ihren Waffen, Geräthschaften und Gebräuchen mit den oben erwähnten Niamniam in Verbindung setzen wollten. Verschwinden auch mit jedem Jahre mehr die weißen Flächen auf den Karten Afrikas, so ist doch das Gebiet zwischen diesem Theil der atlantischen Küste und den menschenfressenden Niamniam und Monbuttu noch immer unerforscht. Nach Lenz unterscheiden sich die Fan von den anderen Völkerstämmen auffallend durch die lichtere, manchmal in's Gelbliche spielende Hautfarbe, den starken Haar- und Bartwuchs und durch die Starrheit ihres wilden Blickes. Der Urwald enthält ihre Dörfer, deren kleine Häuser in Reihen dicht nebeneinander stehen. Ein Stück Zeug aus Baumrinde bedeckt die Lendengegend der Männer, die Frauen dagegen tragen ein Affenfell am Gesäß und ein Grasbüschel vorne. Der Kopfputz erfordert viel Sorgfalt, die Vorderzähne werden spitz gefeilt, Brust, Rücken und Arme mit Sternen oder Kränzen tätowiert. Große Schilde, Speere, Schwerter, vergiftete Pfeile und jetzt Feuersteingewehre bilden ihre Bewaffnung. Den Frauen fällt auch hier der Feldbau anheim und das Lasttragen. Die im Kampf erschlagenen Feinde werden vielfach verzehrt.

Die Exogamie tritt nur noch vereinzelt oder in Spuren auf, schafft aber immer noch Beziehungen engerer Art zwischen zwei Stämmen. So geben die Häuptlinge der Mpongwe am Gabun ihre Töchter nur den Orungu am Kap Lopez. Bei ihnen sind aber auch Adel und Volk zwei so strenge unterschiedene Klassen, daß sie nicht untereinander heirathen. Jedes Dorf, das gleichsam eine kleine Republik bildet, besitzt doch einen Häuptling mit erblicher Gewalt in gerader Linie. Die kleinen Gemeinden betrachten sich aber nicht als verbunden oder als gegenseitig verpflichtet, sondern vereinigen sich nur zuweilen, um einen mächtigen Feind zurückzuweisen. Das Vermögen des Erblassers geht der Hauptsache nach auf den ältesten Sohn über, während die väterliche Gewalt über die Familie (also das Geschlechtshäuptlingsthum) innerhalb der Generation des Erblassers dem Alter folgt, und nach dem Aussterben der älteren Generation von den verschiedenen jüngeren Generationen wieder die ältere den Vorzug hat. Der Begriff eines Eigenthums an beweglichen Sachen, wie wir ihn bei uns kennen, scheint dem einheimisch-afrikanischen Rechte fremd zu sein. Denn entreißt oder stiehlt bei den Mpongwe z. B. ein Fremder einem Anderen einen Theil seiner Habe, und

Häuptling der Fan.

gelangt durch Kauf dieſe in dritte Hand, ſo iſt damit das Eigenthum des Beſtohlenen in der Regel verloren. Er hat kein Recht auf deſſen Rückgabe. Entläuft einem Manne das gekaufte Weib, ſo kann er von deſſen Familie Rückgabe des Kaufpreiſes verlangen. Weigert ſich dieſe jedoch, ſo hat er das Recht, irgend einen Dorfgenoſſen jener Familie, wo er deſſen habhaft werden kann, zu ergreifen, des Eigenthums zu berauben oder zu züchtigen, und die ganze Verantwortung fällt auf die

Hütte in Baraka.

Familie des entlaufenen Weibes. Solche Repreſſalien kann der Mann ſo lange fortſetzen, bis ihm Erſatz geleiſtet oder das Weib zurückgekehrt iſt. Es herrſcht hier die Sitte, ſich gegenſeitig die Frauen zu leihen. Weigert ſich nun Jemand, ſolch Verſprechen zu erfüllen, ſo muß er einen anſehnlichen Schadenerſatz leiſten. Wird aber der Antrag abgewieſen, ein Liebeshandel mit der Frau des Anderen aber dennoch angefangen und entdeckt, ſo fallen alle Güter des Liebhabers dem Ehemann anheim;

übergiebt der Verführer sie nicht sofort, so kann er getödtet und sein Haus verbrannt werden. Ein Bestohlener hat das Recht, den auf der That ertappten Dieb zu tödten oder zu seinem Leibeigenen zu machen und ihn zeitlebens im Blocke arbeiten zu lassen; für gewöhnlich pflegt man aber den Dieb nur dann zu tödten, wenn er der Hörige eines armen Familienvaters ist, oder wenn man nicht Lust hat, ihn als Hörigen zu behalten. Bei den Mpongwe herrscht natürlich auch Vielweiberei, denn erstlich bekommt der Mann durch die größere Anzahl der Frauen mehr Macht und Ansehen, erhält mehr Einfluß durch die Verwandten der Frauen, und zweitens haben die Frauen, denen die ganze Arbeit des Hauswesens obliegt, je größer ihre Zahl, um so weniger zu thun. Der Begriff der Ehe deckt sich also bei diesen Völkern mit unserem Begriffe Proletariat. Wenn in den Gabunländern sich bei dem Oberhaupt einer Familie oder einer Ortschaft ein Weißer, z. B. als Kaufmann, niederläßt, so ist jenes Oberhaupt der Majordomus dieses Weißen, oder mit anderen Worten, der Weiße ist ein Hausthier seines Majordomus. Wie wir ein Lieblingsthier in unserem Interesse hegen, pflegen und aus ihm Nutzen ziehen, wie manche Ameisen besondere Blattlausarten hegen und behüten, um aus ihnen Zuckerstoff zu erhalten, so steht der schwarze Mann hier zum Weißen. Der Weiße ist unbestrittener Eigenthümer seines eigenen Hauses, Etablissements u. s. w., der schwarze Mann hat nur ein Anrecht auf dessen Person, der Weiße soll überall als „sein weißer Mann" angesehen werden. Dadurch steigt der Eingeborene gleichsam in der öffentlichen Meinung. Was der Weiße thut, gewinnt u. s. w., steigert den Ruhm des Anderen. Da nun der Majordomus meist auch der Haupthändler für den Weißen ist, so entstehen daraus wiederum nicht unerhebliche Vortheile für den Eingeborenen.

Nicht ohne Absicht habe ich gerade an dieser Stelle einige afrikanische Rechtsanschauungen wenn auch nur gestreift. Wer sich besonders für solche interessirt, findet Ausführliches in Hübbe-Schleidens „Ethiopien".

Die Ivango-Völker.

Die Bafioten sind von stattlicher Gestalt, ohne die bekannte widerliche Hautausdünstung, besitzen kleine Füße und leidlich starke Waden. Die Hautfarbe ist braun und derartig zart, daß Erröthen und Erbleichen auf ihr sichtbar wird. Die meist schwarzbraunen, intelligenten Mawumbu werden wegen eines charakteristischen Zuges in ihrem Gesichte von den Portugiesen „schwarze Juden" genannt. Die mißtrauischen, schweigsamen Bajombe zeigen häufig eine beinahe europäisch gebildete Nase

und faſt gar keine Schiefzähnigkeit. Unter dieſen wie unter anderen Stämmen, die ich hier übergehe, kommen, wenn auch ſelten, Albinos vor,

Zauberer und Arzt von der Loangoküſte.

die vielfach von den Fürſten, zumal an der Küſte, als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetiſch gehalten werden. Solche Albinos

haben überall das Recht, ſich anzueignen, was ihnen beliebt, und der Eigenthümer „fühlt ſich," wie Baſtian bemerkt, „dadurch ebenſo geehrt, wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwas Ochs auf dem Markt von Benares den Inhalt ſeiner Körbe auffrißt."

Die Eingeborenen treiben Fiſcherei und Landbau, welch' letzterer auch hier meiſt den Frauen überlaſſen wird, aber die größere Sicherheit, welche ſo der Einzelne für ſeinen Lebensunterhalt bekommt, wird dadurch häufig beſchränkt, daß ihm ſchon bei ſeiner Geburt von den Eltern gewiſſe Enthaltſamkeitsgelübde auferlegt werden, durch welche der Fetiſch, der die Rolle des Schutzheiligen für das Kind übernimmt, günſtig für daſſelbe geſtimmt werden ſoll. So kommt es, daß der Eine nie das Fleiſch der Ziege, ein Anderer nie das des Huhnes u. ſ. w. genießen darf.

Eine ſchwarze Majeſtät.

Die Eingeborenen Loangos erfreuen ſich der Herrſchaft von Königen, und damit Alle begreifen, welches Loos ihrer bei Ungehorſam harre, wird ein Menſch getödtet und deſſen fein zerſtückelter Körper vor das Volk geworfen. Nach der Krönung darf der König ſeine Wohnung nicht mehr verlaſſen; er hat ein beſonderes Haus zum Eſſen, ein anderes zum Trinken, und während dieſer Leibesſtärkung der Majeſtät werden die Thüren verſchloſſen. Der Menſch, ſogar das Thier ſelbſt, das ihn zufällig eſſen oder trinken ſieht, wird ſofort getödtet. Früher mußte auch der ſterben, welcher einer Prinzeſſin begegnete. Bei aller Willkür über Tod und Leben der geliebten

Unterthanen iſt der Landesvater aber doch abhängig vom Volke; denn, wenn Ernten oder Fiſchfang nicht ergiebig ausfallen, beſchuldigt man ihn eines ſchlechten landesväterlichen Herzens und bringt auf ſeine Abſetzung. Stirbt der König, ſo werden alle Anpflanzungen und auch das Dorf ſelbſt völlig zerſtört, eine Regentſchaft aus zweien von ihm vorher ernannten Fürſten und vier anderen Perſonen wird gebildet, bis der neue König gewählt iſt. An einem Prinzen darf kein Todesurtheil vollſtreckt werden;

Haarfriſur bei den Loangovölkern.

er hat das Recht des Abkaufes. Legt ein Prinz einem Mädchen, das ihm gefällt, einen Elfenbeinring an, ſo darf ſie von keinem Anderen berührt werden und tritt volljährig in deſſen Hausſtand ein; er hat auch das Recht, die Frau jedes anderen gewöhnlichen Menſchen für ſich zu verlangen, und deshalb ſchließen ſich, ſobald ein Prinz ein Dorf berührt, alle Häuſer und die Bewohner entfliehen einſtweilen. Prinzen und Prinzeſſinnen können auch Jeden, der nicht Prinz von Geblüt iſt, feſtnehmen und verkaufen. Dieſe Prinzen und Prinzeſſinnen, unter denen urſprünglich

jedes Dorf stand, stammten von jenem Erobererkönig Loangos ab, der nach einheimischer Ueberlieferung überall im Lande seine Brüder und Schwestern als Unterherrscher vertheilte. Daß aber in noch früherer Zeit hier das Frauenrecht volle Geltung besaß, erkennen wir daraus, daß einst dem Könige durch das Oberhaupt der Regierung „eine Mutter" (Makonda) zugeordnet wurde, nämlich die Aelteste aus dem ganzen Geschlechte, welcher der König mehr Gehorsam zu leisten hatte, als der leiblichen Mutter. Sie durfte auch die in Ungnade gefallenen „Edelleute und Gemeine" befreien, ihren Rath hatte der König zu hören und konnte sogar von ihr getödtet werden, wenn er nicht mit ihr in Frieden und Eintracht leben wollte. Der König hält sich Minister, z. B. einen der auswärtigen Angelegenheiten, welcher auch die Fremden bei Hofe einzuführen hat, einen anderen als Oberaufseher des Handels, welcher u. a. auch die Marktpolizei ausübt. Steuern und ganz willkürliche Kontributionen auf Luxusgegenstände und Vermögen legt der König „seinem" Volke auf, so viel ihm beliebt. Wer auch nur durch ein Wort einen Prinzen oder Minister beleidigt, verfällt in Sklaverei.

Dem Adel, d. h. den Prinzen und Prinzessinnen, waren Elfenbeinschmuck, Schulterkleider, feine Matten und Mützen als Vorrecht vorbehalten.

Die Küstenvölker zwischen dem Kongo und Kunene.

Die Eingeborenen der portugiesischen Kolonien Angola, Benguela und Mossamedes gehören verschiedenen Völkern an, von welchen wir die Biheno und Ganguella hervorheben.

Das altberühmte Gebiet von Bihe ist ein gut angebautes und fruchtbares Land, dessen Bevölkerung dadurch, daß hier lange Zeit der bedeutendste Mittelpunkt des Sklavenhandels war, mit Elementen vieler innerafrikanischen Völker versetzt ist, und auch die sogenannten Vornehmen sind durch ihre zahllosen Liebeshändel mit Fremden völlig entartet. Das Mutterrecht ist hier noch nicht verschwunden, denn für die Thronfolge gilt das Schwesterfohnserbrecht, und bei Ehen zwischen einem Sklaven und einer Freien folgt das Kind der Mutter im Stande.

Dem Niesen, Spucken und Husten auch der afrikanischen Könige ist stets von der Hofgesellschaft hohe Aufmerksamkeit zugewendet worden. Spuckt der König der Aschanti aus, so wischen den Auswurf Knaben mit den bereitgehaltenen Elephantenschwänzen ab und streuen Sand darauf; niest Seine Majestät, so legen Alle die zwei ersten Finger an Stirn und Brust. In der Begleitung des Königs von Bihe befinden sich stets drei Personen, die bei Audienzertheilungen auf dem Erdboden rund

um ihn sitzen, sorgfältig den Allerhöchsten Speichel auffammeln und aus der Thür werfen. Wenn ein neuer König den Thron besteigt, so wird ein Sklave aus jedem der ihm unterworfenen Stämme geopfert, dessen Fleisch mit dem von Thieren zusammengekocht und an den neuen Herrscher und die Edelsten des Volkes als Delikatesse vertheilt. Als Geld gilt hier wie auch sonst im Innern Südafrikas weißes und blaues Baumwollenzeug von geringer Qualität.

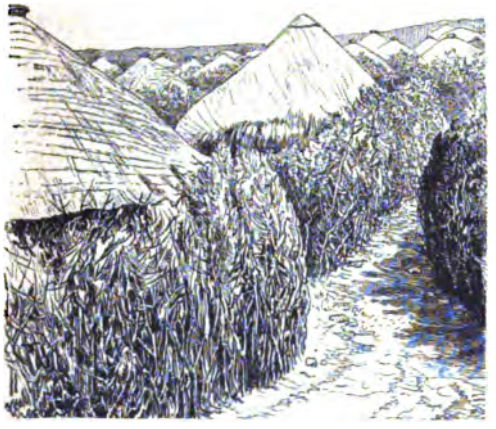
Die Ganguella leben in einer Anzahl von Stämmen südlich und östlich von Bihe. Im Osten sind alle Ueberfahrtsstellen des Quanza in ihrer Gewalt, nach Westen schieben sie sich bis in das Gebiet des oberen Cubango vor. Ihr Hauptgebiet liegt südlich von Bihe, wo sie nach Serpa Pinto ein „ungeheueres Gebiet" bewohnen. Die Stämme sind dem Ackerbau ergeben, treiben wenig Viehzucht, sind aber geschickte Eisenarbeiter und Kaufleute. Stirbt eine Frau im Wochenbette, so muß der Mann sie allein beerdigen und ihren Verwandten den „Werth ihres Lebens" bezahlen. Fehlen ihm dazu die Mittel, so wird er Sklave. Ist eine Frau schwanger, so begiebt sich ein bald heirathsfähiger junger Mann zum Gatten und verlangt die Tochter, die vielleicht geboren wird, zur Frau. Wird nun der Antrag angenommen, so ist der Verlobte gezwungen, sie zu unterhalten, d. h. ihr Kleidungsstücke und den Bedarf an Toilettegegenständen zu kaufen. Nach der Geburt solcher Tochter verdoppelt der zukünftige Eidam die Geschenke an die Mutter und hat bis zum Alter der Reife für die Kleidung der Tochter zu sorgen. Wird aber ein Sohn geboren, so muß er dennoch Mutter und Sohn bis zu dessen Großjährigkeit kleiden. Wer hierbei nicht vom „Glücke" begünstigt wird, kann Viele zu bekleiden haben und bekommt doch keine Frau.

Die Ovambo.

Südlich vom Kunene erscheint die Landschaft als ein endloses Feld gelben Getreides, übersäet mit zahlreichen friedlichen Hütten und gebadet im warmen Lichte der Tropensonne. Dazu erheben sich hier und dort riesenhafte, breitästige, dunkellaubige Schatten- und Fruchtbäume, während zahlreiche Fächerpalmen, einzeln oder in Gruppen stehend, das Bild vervollständigen. So schildert Andersson das Land der Ovambo. Es ist ein Steppenland mit kurzer, aber für das Getreide hinreichender Regenzeit, und die Ovambo sind unter den ackerbauenden Völkern Afrikas eines der thätigsten und friedlichsten. Viehzucht und Ackerbau, Armuth und Wohlstand, Ansässigkeit und fahrendes Leben, Hunger und Sättigung, Krieg und Frieden, sie alle grenzen aneinander. Häßliche, knochige

Menſchen mit ſtarken Zügen und ausgearbeitetem Muskelbau leben hier meiſt von dickem Hirſebrei mit Salz und Milch, trinken Hirſebier und rauchen nach der Mahlzeit. Auf den Feldern bauen ſie zwei Hirſearten und ſehr viel Tabak, weil er als Geld kurſirt und auch als Steuer an den Herrſcher gezahlt wird. Ihre Hausthiere ſind Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Hühner, beſonders aber Rinder.

Bei den Ovambo herrſcht das Vaterrecht, denn dem Könige folgt der Sohn der Oberfrau. Die Vielweiberei iſt unbeſchränkt, König Nangoro brachte es auf 106 Frauen. Die Braut wird mit Rindern erkauft, der arme Mann zahlt zwei Ochſen und eine Kuh, der Begüterte mindeſtens drei Ochſen und zwei Kühe, der Häuptling aber gar nichts, weil Häuptlingsfrau zu ſein für eine Ehre gehalten wird.



Ovamba-Hütte.

Die Damara

oder, wie ſie ſich ſelber nennen, Ova-herero (d. h. fröhliches Volk) wohnen ſüdlich von den Vorigen und ſind ein derbes, kräftiges Hirtenvolk ohne feſte Anſiedelungen, das den Schmutz liebt und den Krieg, für den es mit Pfeil und Bogen ſich bewaffnet. Den Kopf zeichnet aus ein großer Mund mit dicken Lippen, ein rundliches Kinn und dunkle Augen, und herab hängen von ihm die gefilzten Haare in Strähnen und Zöpfen. Alle tragen einen Schurz und bei ſchlechtem Wetter den Pelzmantel. Um die Lenden ſchlingen ſie eine Menge feiner Riemen und behängen Hals und Arme mit allerlei Tand.

Auf ihre ſozialen Verhältniſſe üben die Heerden, beſonders die der Rinder, einen mächtigen, geradezu zwingenden Einfluß aus. Sie leben faſt nur von Milch und ſchlachten höchſtens bei feſtlichen Gelegenheiten oder in der äußerſten Noth ſolch wie ein Abgott verehrtes Thier. Nur Männer dürfen das Vieh hüten, und es iſt Ehrenſache für den Häuptling, eine Zeit lang Hirte geweſen zu ſein. Iſt ein Häuptling der Bürde ſeines Amtes müde, ſo kehrt er wieder zu den geliebten Heerden als Hirte zurück. Wie der Eltern, ſo iſt auch der Kinder Phantaſie ſtets mit der Heerde beſchäftigt; am Wege ſitzend, bilden die Kleinen aus Erde Thiergeſtalten

nach, kommt aber die Heerde des Weges daher, dann versenken sie sich ganz in den Anblick derselben. Zählen und Rechnen ist die schwache Seite dieses Volkes, und doch merkt der Herr, selbst wenn seine größte Heerde an ihm vorüberzieht, ob ein Stück aus dieser etwa fehlt; er „vermißt ein bekanntes Gesicht."

Noch jetzt gilt bei diesen Stämmen, die einst aus dem fernen Nordosten hierher nach mannigfachen Kriegen gekommen sind, das Mutterrecht; die Angehörigkeit zur Kaste wird nach der Mutter bestimmt, und der Schwestersohn wird in der Regel als der Haupterbe angesehen. Bisweilen findet sich noch eine Art Verbrüderung zwischen Personen desselben Geschlechtes, welche die Folge hat, daß die Männer ihre Frauen gemeinsam besitzen, also in einer Art von Vielmännerei leben. Wenn arme Frauen sterben und unerwachsene Kinder hinterlassen, so begräbt man diese nicht selten zugleich mit der Mutter. Wie bei den Eskimo, so finden auch hier Kranke kein Mitleid; von den Verwandten werden sie aus der Hütte verstoßen, und solch Aermster thut dann Alles, seinen Tod zu beschleunigen. Liegt er dann endlich im Sterben, so häufen die Verwandten Ochsenhäute auf ihn, um ihn zu ersticken.

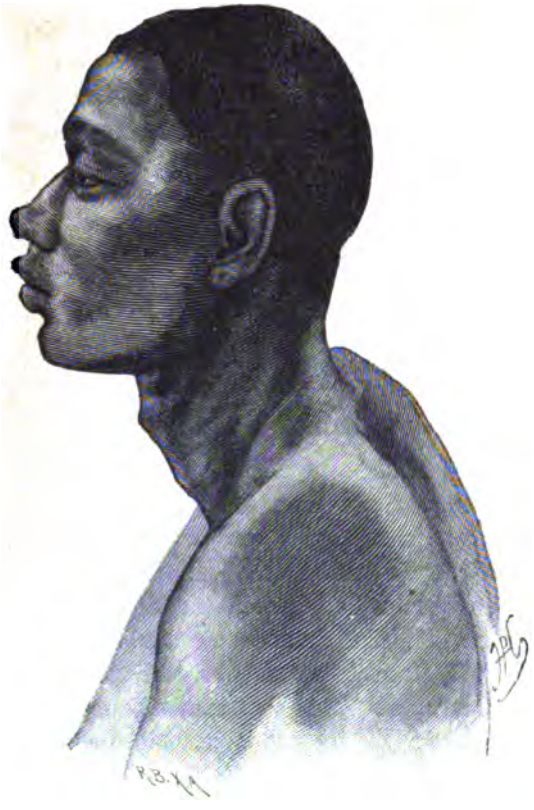
Reich und Volk des Muata Jamvo.

Ungefähr von der Größe Deutschlands liegt östlich von Angola, ohne fest bestimmte Grenzen und vielleicht mit einer Bevölkerung von zwei Millionen, das Reich des Muata Jamvo, dessen verbreitetstes Volk das jetzt herrschende der Kalunda oder Balunda ist. Paul Pogge, welcher von der Westküste hierher kam, erschienen sie heller als die Küstenbewohner und bedeutend größer. Sie haben „feine Stumpfnasen und wenig aufgeworfene Lippen, sind gutmüthig, leutselig und friedliebend, aber in der Nähe der großen Karawanenstraßen und unter dem demoralisirenden Einfluß der Händler bettlerisch, lügnerisch, diebisch und mißtrauisch geworden."

Die zwei mittleren oberen Schneidezähne der Frauen werden rund gefeilt, die entsprechenden zwei unteren ausgebrochen. Die Tätowierung erstreckt sich auf Bauch, Brust und Arm, und außerdem bemalen sich Alle den ganzen Körper mit meist viereckigen Figuren in weißer Farbe. In der Verschiedenartigkeit der Haartrachten leistet ihre Phantasie Großes. Aermere binden um die Hüften ein Stück Fell oder eine Art Geflecht oder Buschwerk, Wohlhabende dagegen aus dem von der Küste eingeführten Baumwollenstoff eine Umhüllung von den Hüften bis zu den Waden, die aber bei Frauen oft so kurz erscheint, daß die Kleidung gleich Null ist. Sehr reiche Modedamen binden derartig einen langen Kalikostreifen um

die Taille, daß noch ein langes Stück übrig bleibt, zwiſchen den Beinen hindurch auf der Erde noch einen Meter nachſchleppt und mitunter als Schleppe von einer Sklavin fein ſäuberlich getragen wird. Die flachrunden Dächer der backofenförmigen Hütten aus Holzgerüſt und Gras reichen faſt bis auf den Boden; arme Leute beſitzen nur eine, reiche dagegen ſehr viele Hütten, umgeben von einem gemeinſamen, viereckigen Zaune.

Lundas Bewohner ſind meiſtens Ackerbauer, die aber nur wenig Feldfrüchte aufſpeichern, ſondern dieſe meiſt ſofort verzehren. Ziegen, Hunde und Hühner finden ſich in Menge, Schafe und Schweine ſelten, Rinder fehlen. Da nun ein vornehmer Mann doch ſelbſtverſtändlich reiten muß, die anderswo üblichen Reitochſen hier fehlen, ſo reitet die Ariſtokratie, Allen voran natürlich der Herrſcher und häufig auch deſſen Damen, doch ohne beſonderes Reitkoſtüm, auf den breiten Schultern kräftiger Sklaven. Fiſche, Ratten, Mäuſe, Raupen und Heuſchrecken werden als Nahrung nicht verachtet. Hirſebier und Palmwein ſind beliebte Getränke.

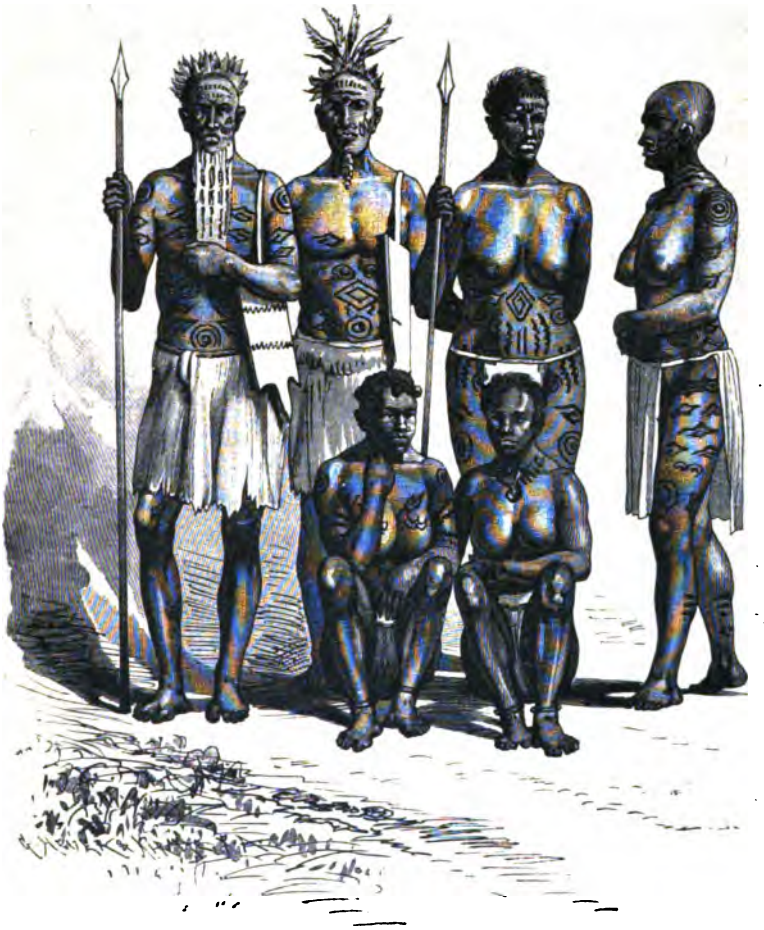


Sklave in Lunda.

Geräthe, Matten, Thontöpfe, Ackerwerkzeuge werden nicht beſonders geſchickt angefertigt, das Schmiedehandwerk befindet ſich vielfach in den Händen eingewanderter Kiokoſchmiede. Als Waffen ſind im Beſitz reicher Leute eingeführte Musketen, für den Krieg in den Händen der Soldaten lange eiſerne Lanzen, leichte hölzerne Wurfſpeere, Bogen und Pfeile, Schwerter und Meſſer.

An der Spitze des Staates ſtehen der Herrſcher, Muata Jamvo, und die Lukokeſcha, ein unverheirathetes Weib. Sie beſitzt bei der Neuwahl

eines Muata Jamvo die entſcheidende Stimme, hält ihren beſonderen Hofſtaat und herrſcht über gewiſſe Bezirke, welche nur an ſie Tribut zahlen. Beide müſſen von einem der beiden Hauptweiber des vorigen Muata Jamvo geboren ſein, Beide werden von den vier oberſten Räthen des Staates gewählt, und wie die Wahl des Muata Jamvo von der



Baluba-Neger.

Lukokeſcha zu beſtätigen iſt, ſo muß ſie auch von ihm beſtätigt werden. Wir haben hier alſo, wie Max Buchner es treffend bezeichnet, die förmliche Verflechtung zweier Staaten und Staatsgewalten in einem Lande, was jedenfalls mit der Entſtehung des Lundareiches eng zuſammenhängt. Aus Sagen und Berichten folgert Buchner, daß hier in früherer Zeit vielleicht

eine Weiberherrschaft (Gynäkokratie) bestanden habe. Ein Königssohn ohne Titel und Würde kam aus Osten hierher als Jäger, die Herrscherin reichte ihm ihre Hand und verlieh ihm ihres Vaters Namen, dem nach vielen glücklichen Kriegen das Wort Muata (großer Vater) vorgesetzt wurde. Je nach der Ueberlegenheit der einen oder anderen Hälfte des herrschenden Paares war dann später bald Gynäkokratie, bald Androkratie (Männerherrschaft) vorherrschend, und daraus entstand der jetzige Zwitterzustand. Den Hofstaat dieser zwei Herrscher bilden zuerst die vier Hauptwürdenträger, welche die Herrscher wählen, und dann die Kilolo, eine Art Aristokratie, die verschiedenen Hebel in der Staatsmaschine. Ein wirksames Stück in dieser ist aber auch die Volksversammlung, in der Jeder seine Ansicht frei äußern darf, und die von den meisten Herrschern respektirt wird, da Popularität ein Faktor ist, der selbst ihnen nicht ganz werthlos scheint. Da nun der Tanz auch in diesem Lande eine Art von höherer politischer Bedeutung hat, so treten zeitweilig der Muata Jamvo und ebenso die Lukokescha tanzend vor ihrem Volke auf, d. h. sie drehen sich im Kreise, hüpfen vorwärts und zurück, und das Volk äußert seine Ehren- und Beifallsbezeugungen nicht durch „Hurrah"schreien, sondern durch Pfeifen, Heulen und Händeklatschen.

Baschilange-Neger.

Von anderen Völkern des Innern westlich vom Tanganjikasee sind dank den erfolgreichen Forschungen im Kongogebiete hier vielleicht noch folgende in Kürze namhaft zu machen.

Die Baluba, welche den eigenthümlichen Brauch des von L. Wolf so anziehend geschilderten Hanfraucherkultus angenommen haben, zerfallen in drei Stämme. Ihre geschlechtliche Entwicklung erfolgt ziemlich spät, die durchschnittliche Körperlänge beträgt nach genauen Messungen an ungefähr fünfzig Individuen 1,65 bis 1,70 m. Sehr beachtenswerth ist der Wechsel der Hautfarbe, die bei Furcht und Schmerz fahlgrau, im Zorn dunkler als gewöhnlich wird und auch infolge klimatischer Einflüsse sich ändert. Sie sind sehr reinlich. Das Spitzfeilen der Zähne ist noch im Gebrauch, das Tätowieren aber in Abnahme. Die Leichenbestatter

sind hier stets die Frauen. Nach Wißmann sind die feinknochigen, langgliederigen Baschilange jetzt mit den robusten Baluba gemischt. Der Balubatypus ist in dem der Baschilange untergegangen, und für solche Mischung spreche die Ueberlieferung, die Sprache, die große Mannigfaltigkeit des Typus und auch die Bewaffnung, denn sie führen Speer und Bogen, die ursprünglich nie vereint bei einem Volke vorkommen.

Die Bena-Luntu, einer der vier reich gegliederten Stämme der Baschilange, enthalten das meiste Balubablut, haben sich aber dem Hanfraucherkultus nicht angeschlossen. Diejenigen Baschilange, welche Maskentänze aufführen, sind nach Paul Pogge auch die Vollzieher der Beschneidung.

Die Bakuba sind ziemlich gleichmäßig gefärbt, brechen nur die oberen Schneidezähne aus und beerdigen die Leichen erst nach langer Todtenfeier. Sie halten zähe am Alten, stehen höher als die Baluba und sind zivilisatorisch ohne Zweifel hoch befähigt.

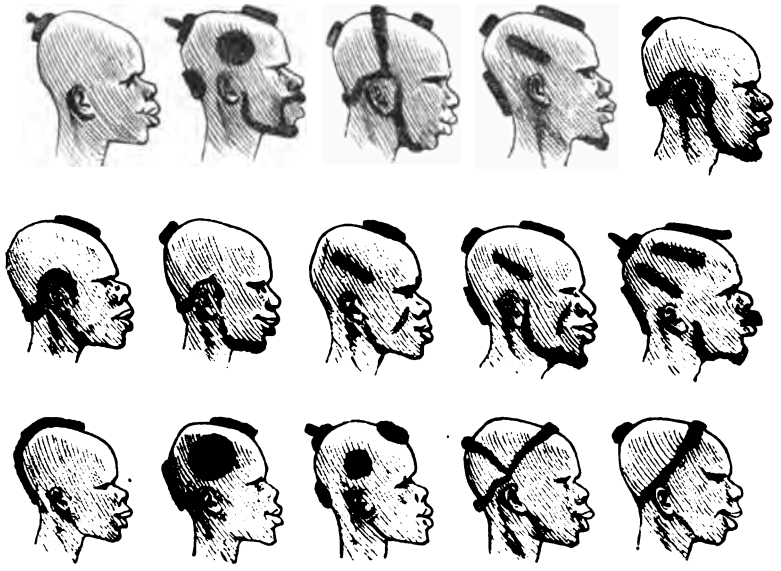
Balubamädchen.

Bei den Batua beträgt die mittlere Größe 1,40 m. Nach L. Wolf leben sie im Walde als Jäger und verkaufen gegen pflanzliche Produkte ihre Jagdbeute. H. H. Johnston meint in seinem Werke über den Kongo, daß möglicherweise diese Zwerge nur verkümmerte Bantustämme seien. Es sind kleine, häßlich gewachsene, magere, schmutzig und wild aussehende Leute, die vom Lubi bis an den Tanganjika und vom Lualaba bis zu den Kalunda in einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern und in kleinen, liederlich elenden Strohhütten hausen. Sie halten von Hausthieren nur Hühner, besitzen aber zweckdienliche windspielartige Jagdhunde. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen. Die Nachrichten über „die Zwergvölker Afrikas" sammelte in einem besonderen Abschnitte Friedr. Ratzel im ersten Bande seiner Völkerkunde.

In dem Völkergemisch am Stanleypool bezeichnet Mense die Wambunda als Ureinwohner, während die einander verwandten Bateke und

Mabari einer Volksgruppe des Innern angehören. Im Gegenſatze zu Virchow kommt er nach umfaſſenden Maßtabellen zu dem Reſultat, daß nach der Küſte zu das langköpfige Element vorherrſche, nach Oſten hin aber das kurzköpfige. Die Bateke flechten ihr Haar in einen Zopf, der ſteif gemacht und nach vorne gebogen einem Horn nicht unähnlich ſieht.

Die Bangala lernten wir u. a. auch durch Schütt und C. v. François kennen als eine Art Handelsraſſe, Leute von „ſchneidigem“ Auftreten, aber nicht unhöflich. „Ich ſah,“ ſchreibt Schütt, „manch intereſſantes, trotz der eingedrückten Naſe feſſelndes Geſicht unter ihnen, dem die leuchtenden Augen etwas Wildes gaben. Den Körper beſchmieren ſie ſich



Haartrachten (Kopfraſuren) der Bangala-Neger.

mit der rothen Abkochung einer Farbwurzel, die ein häßliches Karmin auf den dunkeln Häuten hervorbringt.“ Ihre meiſt zwei Meter hohen Hütten ſind viereckig und tragen ein Satteldach. Das Baumaterial bilden Papyrushalme. Die Hauptthätigkeit dieſes unverfrorenen Handelsvolkes beſteht darin, Salz in den nahen Salinen der Hotto einzukaufen und nach dem Innern zu verſchachern, die Lieblingsbeſchäftigung dagegen in der Beraubung der ihr Land durchziehenden Karawanen. Ueber ihre eigenthümlichen Haartrachten giebt unſere Illuſtration einen intereſſanten Beitrag.

Völker östlich vom Tanganjika.

Beginnen muß ich hier mit einer sprachlichen Bemerkung. Wird vor einen Eigennamen ein U oder Wa oder M gesetzt, so bezeichnet man mit dem ersten das Land, mit dem zweiten das Volk, mit dem dritten eine einzelne Person jenes Landes oder Volkes. Es bedeutet Udschidschi das Land, Oertlichkeit an der Ostseite des Tanganjikasees, Wadschidschi die Bewohner und Mdschidschi eine einzelne dortige Person; mit Uganda und Uniamwesi wird das Land, mit Waganda und Waniamwesi das Volk bezeichnet u. s. w. Wenn nun auch dieses afrikanische Gebiet durch die europäischen Kolonisationsbestrebungen in letzter Zeit sehr in den Vordergrund getreten ist, so müssen wir dennoch im Rahmen des Ganzen auf eine ausführlichere Aufzählung und Beschreibung dieser Stämme verzichten; wir können nur die wichtigsten hervorheben.

Die Waganda und Wanyoro.

Die Völker um die großen innerafrikanischen Seen haben bedeutende Veränderungen und Mischungen erfahren durch die von Norden her drängenden Nomaden, welche raubend und zerstörend sich zwischen schwächere seßhafte Stämme einschoben, und zweitens durch die zum Menschenraub und Sklavenhandel sie verführenden Araber, welche der größte Fluch dieser Gebiete wurden.

In Uganda, westlich vom Victoria-Njanza, hat sich die Völkervermischung am stärksten entwickelt. Die Waganda tätowieren sich nie, sind überaus reinlich, nehmen häufig Waschungen des Körpers vor und beschmieren nie ihren Körper mit Fett. Die Haare werden dicht am Kopfe abgeschoren, das Barthaar ist ziemlich reichlich. Sie und die Wanyoro kleiden sich vollständig vom Kopf bis zum Fuß. Ein lose, bis auf die Füße herabwallendes Gewand aus Rindenstoff knüpfen die Männer auf der Schulter derartig zusammen, daß beide Arme frei bleiben, bei den Frauen dagegen wird es unter den Armen dicht um den Körper befestigt. Der phantastische Kopfputz besteht aus Baumwollstoffen, die Sandalen aus Büffelleder. Ueber dem langen Gewande hängt bei Häuptlingen häufig noch ein schön gegerbtes Fellkleid. Als Hausthiere leben in Uganda Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen. Die Jagd auf die wilden Thiere wird hier und in Unyoro eifrig betrieben, desgleichen von den Ufer- und Inselbewohnern der Fischfang. Die ärmeren Leute der Waganda nähren sich besonders von Pflanzen und zwar sind in Dampf gekochte Bananen und süße Kartoffeln deren Hauptnahrungsmittel. Auch

Kaffee wird viel kultivirt. Während der Mahlzeit wird nie, nach derselben aber reichlich Wasser oder Pisangwein getrunken. Die kegelförmigen Hütten erbauen sie mit Sorgfalt und schaffen darin oft große Räume mit breiter Thür. Ebenso sorgfältig sind sie in der Herstellung der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, Töpfe 2c., welche sogar eine gewisse Geschmacksrichtung erkennen lassen. Die Flechtkunst erreicht bei den Waganda und Wanyoro eine hohe Vollendung, die Perlenarbeiten zeigen guten Geschmack, die Herstellung der Rindenstoffe und des Leders ist vorzüglich, und in den Metallarbeiten stehen diese beiden Völker weit über ihren Nachbarn. Von den Waffen zeigen die Speere zierlich saubere Arbeit, geflochtene oder aus Haut verfertigte Schilde mannigfache Formen, die Bogen sind schwer biegsam, die mit furchtbaren Widerhaken versehenen Giftpfeile erreichen Meterlänge. Auf dem Victoria-Njanza besitzen die Waganda eine Flotte von Kriegskanu, die zu Landungszwecken bis 20 000 Mann beherbergen können.

Politisch zerfallen die Waganda in vier Stände: Sklaven, Bauern, Häuptlinge zweiten und Häuptlinge ersten Ranges; die wichtigste von ihnen, den Grundstock der Bevölkerung, bilden natürlich die Bauern oder Wakopi, aus denen auch das Heer gebildet wird. Die Regierung der Wanyoro und Waganda ist das reine Feudalsystem. Der Theorie nach beherrscht der König das ganze Land, verfügt frei über Tod und Leben, in Wahrheit aber herrscht eine Oligokratie, und den drei obersten Hauptleuten gehört das Land.

Weit verbreitet in Uganda ist die Vielweiberei; hat sich der ärmste Mkopi genug Mittel zusammengescharrt, so hält er sich wenigstens zwei Frauen; der König soll eine sehr große Zahl von Frauen halten, aber nur die zuerst geheirathete ist die Oberfrau. Auf Diebstahl steht der Verlust der Hände, Nase, Ohren. Wer sich auf der Straße nicht anständig gekleidet zeigt, wird, ob Mann oder Frau, getödtet. In Unyoro essen die Frauen getrennt von den Männern, und zwar nach ihnen. Unverheirathete Mädchen dürfen Nachts ungestraft in die Hütte des Liebhabers gehen, wird aber in ihrer Hütte der Liebhaber betroffen, so erhält er so lange Prügel, bis er sich durch Zahlung eines Rindes ausgelöst hat. Kommt ein solches Mädchen in andere Umstände und stirbt bei der Geburt, so ist auch der Liebhaber dem Tode verfallen; bleibt sie jedoch gesund, so nimmt der Vater die Tochter und deren Kind zu sich, übergiebt Beide dem Verführer aber nur nach Zahlung von sechs Ochsen und vier Schafen. Ein Ehebrecher zahlt hier als Buße vier Rinder oder wird getödtet, die Ehebrecherin erhält Prügel oder wird verstoßen, und von einem zerschnittenen Stück Rindenstoff schickt der Ehemann die eine Hälfte dem

Vater seiner Frau; sobald dieser dann die Stoffhälfte zurückschickt und den früher erhaltenen Kaufpreis, verbrennt der Ehemann beide Hälften. Zwillinge werden hier für besonders glückbringend erachtet, nicht nur für die Eltern, sondern auch für das ganze Dorf. Stirbt die Mutter bei der Geburt eines Kindes, so wird auch das Kind getödtet.

Die Waniamwesi,

südlich vom Victoria-Njanza und nördlich vom 5. Grad s. Br., Leute von großer Stärke und Ausdauer, gutartig und gelehrig bei guter Behandlung, tüchtig und gewandt als Krieger, haben wir durch eine ausführliche Schilderung Paul Reichards gründlich kennen gelernt.

Ein großer Theil von Uniamwesi liegt auf einem 1000—1200 m hohen Tafellande; in ihm kreuzen sich die nach dem Tanganjika und Victoria-Njanza führenden Karawanenstraßen und machen es zum belebtesten und wichtigsten Handelslande im Innern Ostafrikas. Die Waniamwesi sind dunkler als ihre Nachbarn, sie verstehen es nicht, sich so gut zu kleiden und so starke Waffen zu führen wie jene. Beide Geschlechter schlagen die unteren Schneidezähne aus, rauchen und trinken stark, sind aber fleißige Arbeiter, die ihr Land gut bebauen. Mais ist weit verbreitet, sie weben Baumwolle, schmelzen und schmieden Eisen und sind zwischen Sansibar und Udschidschi überall als Träger anzutreffen.

Während in Usukuma noch das Mutterrecht gilt, ist in Uniamwesi der Vater Eigenthümer seiner Kinder, aber nur in Nothfällen darf er seine Frau verkaufen. Die schon oben erwähnte Wahlbrüderschaft durch Bluttrinken ist in Ostafrika allgemein; es wird durch sie ein festes Band geschaffen, dessen Bruch Tod oder Sklaverei nach sich ziehen würde. Wir finden sie außer hier noch besonders bei Wazaromo, Wazegura und Wasagara, und es ist bekannt, daß besonders Häuptlinge sich mit ihren Köchen und näheren Dienern durch Blutsbrüderschaft verbinden, um gegen Vergiftung und sonstige Treulosigkeit sich zu sichern. In jedem Dorfe finden sich zwei Versammlungshäuser, je eins für jedes Geschlecht. Bei der Wahl eines Häuptlings wird nur auf persönliche Tüchtigkeit Rücksicht genommen, aber der Erwählte muß aus königlichem Blute und gleichen Stammes sein und vor dem Regierungsantritte an die benachbarten größeren Häuptlinge einen Tribut in Elfenbein, Sklaven, Feldfrüchten und Vieh entrichten; solche Tribute beruhen aber auf Gegenseitigkeit. Stirbt ein Häuptling, so begräbt man, damit er sich die Schrecken der Einsamkeit vertreibe, drei Sklavinnen lebendig mit ihm.

Wenn wir hier, und früher schon wiederholt, ein Dorfoberhaupt finden und ihm zur Seite Aelteste als Räthe, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Clanverfassung die allgemeine Grundverfassung Afrikas ist, aus der alle anderen Verfassungsformen sich entwickelt haben und auf welche wieder zurückzukommen bei Allen starke Neigung vorhanden ist. Die Clanverfassung erwuchs aus der Geschlechterverfassung, und es giebt hier und dort Stämme, bei denen keine weitere Organisation als das Geschlecht mit seinem Oberhaupte vorkommt. Die Ansiedelung eines isolirten Geschlechtes ist dann naturgemäß das ursprüngliche Dorf, von dem aus später eine Clanverfassung auf verschiedenen Wegen herauswächst.

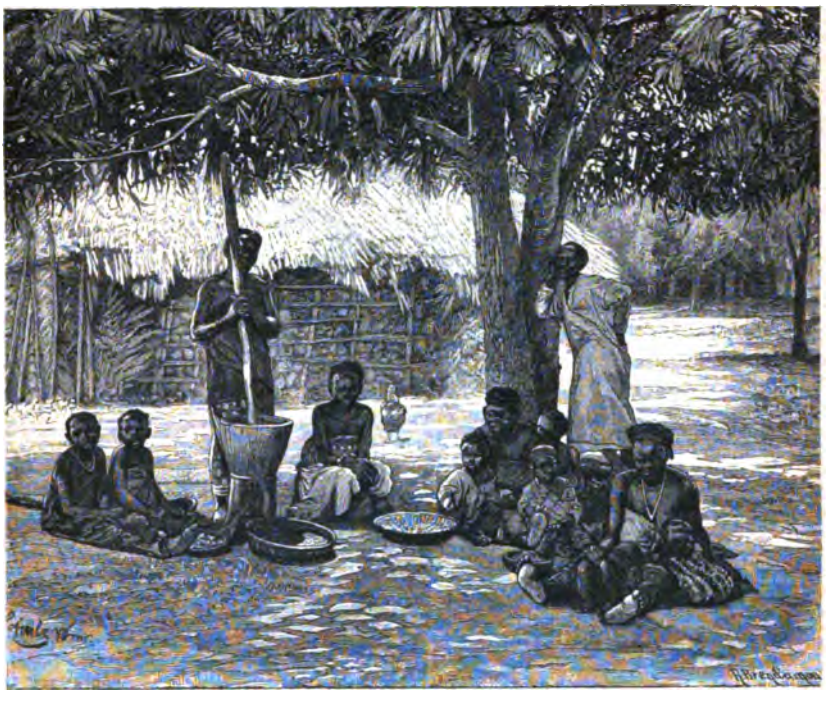
Araber von Sansibar.

Die Wasuahili

an der Sansibarküste haben sich so innig mit den Arabern vermischt, daß man sie im Innern häufig auch mit diesem Namen benennt. Als ein überaus eifriges Handelsvolk durchziehen sie in Karawanen weite Strecken des Innern, bisweilen sogar den Erdtheil durchquerend, und verbreiten als überzeugungsvolle Muhamedaner den Islam, wo immer sie vordringen. Ihre Sprache, das Suahili, ist deshalb in einem großen Theile des südlichen Afrikas in täglichem Gebrauche, desgleichen an der Ostküste bis nach Arabien und wird verstanden sogar in Persien und Indien.

Wie bei den Südarabern und Somal, so erhalten auch bei den Wasuahili nach dem Tode einer Frau deren Kinder, und wenn solche nicht vorhanden sind, ihre Geschwister das Erbe; so will es nämlich muhamedanisches Recht. Statt eines Eides zerwerfen sie in der Moschee eine Kokosnuß mit den Worten: Wenn ich lüge, möge ich zerschellen wie diese Nuß; und wer solchen Eid bricht, wird härter bestraft, als wenn

es ein auf den Koran geſchworener geweſen wäre, denn nicht allein der Meineidige, ſondern auch ſeine ganze Familie wird aus der Gemeinde ausgeſtoßen. Ein derartiges Zerbrechen eines Gegenſtandes beim Eide finden wir auch anderswo. Die Wakamba werfen einen Topf auf den Boden und ſprechen: Wenn wir die Freundſchaft brechen, mögen wir zerbrechen wie dieſer Topf hier. Bei den Wakikuyu uriniren die Betheiligten



Eine Waſuahili-Familie an der Sanſibarküſte.

in ſolch Gefäß gemeinſchaftlich und zerbrechen es dann, oder ſie erwürgen ein Opferlamm, deſſen Schickſal ſie für den Fall des Treubruches auf ſich herabbeſchwören.

Die Makonda.

Aus der Unzahl von Stämmen, welche ſüdlich vom Lufidſchi-Fluſſe und weſtlich und öſtlich vom Nyaſſa-See hauſen, können hier nur wenige Erwähnung finden. Die Makonda, nördlich vom unteren Rovuma, gehören zu den bedeutendſten. Die oft wiederholten Ueberfälle der Sklavenräuber haben ſie ſcheu und furchtſam gemacht. Thomſon nannte ſie „das häßlichſte Volk in Oſtafrika.“ Und mit Recht, denn ihre natürliche

Unſchönheit ſteigern ſie noch durch Hauteinſchnitte und durch den die Unterlippe abwärts zerrenden „Pelele“, einen Lippen„ſchmuck.“ Man durchſticht ſchon kleinen Mädchen mit einer Nadel die Oberlippe dicht unter der Naſe, nimmt, wenn die Wunde verharſcht iſt, ſie heraus und ſteckt eine dickere hinein und ſo fort und fort Jahre hindurch, bis das Loch in der Lippe ſich ſo erweitert hat, daß ein Ring von 5 cm Durchmeſſer hineingeſteckt werden kann. Stets, nur nicht während der Trauer,

Makondamädchen.

wird dieſer „Schmuck“ getragen. Wenn nun ſolch grundhäßliches afrikaniſches Geſicht lacht, dann ſchiebt ſich das Pelele bis nach den Augenbrauen hin, die Naſe „ſchaut“ durch den Ring und aus dem noch größer gewordenen Munde die ſpitz gefeilten Zähne. Früher waren die Makonda in ihren Sitten ſtreng, aber der einträgliche Handel in Kopal und Kautſchuk hat Viele wohlhabend, übermüthig und zu Säufern gemacht.

Die Makua und Wayao.

Westlich von der Küste Mozambique (sprich Mossambik) leben auf einem Raume, größer als England, in vier Hauptgruppen, die sich durch besondere Tätowierungen unterscheiden, die Makua, ein nach H. E. O'Neill

Makua.

gut veranlagtes, wahrheitsliebendes Volk von starkem Familiensinn und hohem Gefühle für die Ehre ihrer Frauen und Töchter. Die Leute sind fleißig, aber etwas schwerfällig und zu sehr an der Scholle klebend, nebenbei gesagt auch große Verehrer von Rattenbraten. Ein Häuptling regiert in Verbindung mit den Aeltesten das Dorf.

In diese Stämme drängten sich vor einigen Jahrzehnten die Wayao

hinein. Zuerſt kamen nur einige Familien, ſpäter größere Züge, und durch Schlauheit und Unverſchämtheit brachten ſie es bald dahin, ſich aus der blos geduldeten Stellung faſt zur herrſchenden aufzuſchwingen. Die Frauen betrachten ſie faſt wie gemeines Eigenthum. Durch ihre Regierung geht ein Zug von Deſpotie. Da nun aber Deſpoten ein Volk nicht ſittlich heben, ſo ſind durch einzelne deſpotiſche Wayao die Makua

Wayao-Häuptling.

ſchon derartig geſunken, daß ſie faſt ausſchließlich die Sprache der unverſchämten Eindringlinge ſprechen. Die Makua beſitzen eine wahre Leidenſchaft, öffentlich als Redner aufzutreten. Weil nun aber gut ſprechen nicht Jedermanns Sache iſt, wohl aber Viele in der Rede ſtocken und ſich zu verhaspeln pflegen, ſo begleitet den Redner eine Art von Redebeiſtand, der in hohem Falſett zuerſt um Aufmerkſamkeit bittet und bei

jeder Kunſtpauſe des Redners mit irgend welchen Redensarten dazwiſchenfährt. Es wird ſo mancherlei Unnützes aus der Fremde eingeführt, wie wäre es, wenn bei uns für angehende Redner ein ſolcher Aſſiſtent-Redner Einführung fände?

Die Morawi.

Aus den Millionen dunkelfarbiger Menſchen weſtlich vom Nyaſſa betrachten wir die im Südweſten dieſes Sees hauſenden Morawi (Mangonja, Wanyaſſa, Matumboka, Matſchewa) etwas genauer. Von ihnen ſind die im Hochlande lebenden heller, zeigen minder negerhafte Geſichtszüge und weniger Schiefzähnigkeit, die im Tieflande dagegen ſind dunkler gefärbt. Alle, wohlgebaut in Körper und Gliedmaßen, haben kleine Hände und Füße. Wie alle entſchieden ackerbauenden Völker Afrikas ſind ſie höflich, fleißig, geſchickt in Gewerben und nicht beſonders kriegeriſch. Unter dem Druck und den Verheerungen einfallender fremder Völker haben ſie an Muth und Selbſtſtändigkeit Vieles eingebüßt.

Die Bezahnung dieſer Stämme iſt ſo kräftig, daß, trotz des Abfeilens und Auskerbens der Zähne mittels Kieſelſteine, um ein krokodilzahnähnliches Gebiß zu erhalten, bis ins Alter die Zähne geſund bleiben. Tätowierungsnarben über Naſe, Stirn, Wangen, um Brüſte und Nabel ſollen die Schönheit befördern. Statt des vorhin erwähnten Lippenringes „Pelele“ ſetzt man hier häufig in die mehr als 6 cm wagerecht hervorſtehende Oberlippe eine zinnerne, ſchüſſelartige Scheibe hinein. Der vielgekünſtelten Friſur des Haares liegen beliebte Motive zu Grunde, als da ſind Büffelhörner, Strahlen, Mützen, ſchneckenartige Windungen und dergleichen mehr. Ein um die Hüften geſchlungenes Ziegenfell bildet die Bekleidung des Mannes, ein von der Bruſt tief herabwallendes Baumwollenzeug die der Frau.

Im Ackerbau ſind ſie weit vorgeſchritten, und daher konnte der Biſchof Mackenzie mit vollem Rechte äußern: „In England gab ich an, daß ich unter Anderem dieſe Leute in der Landwirthſchaft zu unterrichten gedächte; aber jetzt ſehe ich, daß ſie weit mehr davon verſtehen als ich.“ Die Zucht von Buckelrindern war früher viel verbreiteter; jetzt hält man beſonders ſchwarzhaarige Fettſchwanzſchafe und eine prachtvolle Ziegenraſſe, ſodann Tauben und Hühner, doch werden Eier ſo wenig wie Milch genoſſen, umſomehr aber Bier und in der „Saiſon“ Palmwein. Fiſche ſind ſehr beliebt, und in Hungerjahren ißt der arme Mann Mäuſe.

Umgeben von hohen Zäunen aus ſäulenartigen Wolfsmilcharten ſind die Dörfer mit kleinen kreisrunden Hütten aus der Ferne kaum wahr-

nehmbar. Am Ufer des Nyassa sah Young sogar großartige Pfahldörfer. Hier badet man häufig, im Hochlande dagegen starrt die Sammthaut von Schmutz. In Flechtwerken aller Art sind sie überaus geschickt, verfertigen auch aus freier Hand große Thongefäße, weben und spinnen Baumwolle und sind weithin bekannt durch ihre Eisenarbeiten; „sie leben völlig im eisernen Zeitalter", schreibt Livingstone. Daß hier die Schmiedekunst hoch geachtet wird, läßt sich auch daraus ersehen, daß Schmiede öfters Dorfhäuptlinge sind.

Gewöhnlich besitzt jedes Dorf einen Ortsvorsteher, doch kann ein solcher auch Oberherr mehrerer angrenzenden Dörfer sein. Die Dorfbewohner betrachtet er als seine Kinder. Alle diese kleinen Häuptlinge eines größeren Landstriches leisten einem Oberhäuptling eine Art Lehnspflicht und bezahlen einen kleinen jährlichen Tribut. Im oberen Schirethal fand Livingstone die Oberhäuptlingsschaft in den Händen einer Frau.

Das Marutse-Mambundareich.

In der Mitte Afrikas, ungefähr um den 17. Grad s. Br., fand in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre Livingstone das Reich der Makololo. Wo aber ein Reich an die Person *eines* Herrschers geknüpft ist, da ersteht, sinkt und zerfällt es nur zu häufig mit ihm. Die Makololo wurden von den Marutse und anderen Völkern überfallen, alle Männer getödtet, alle Frauen unter die Sieger vertheilt, nur die Sprache des vernichteten Volkes, das Lesuto, erhielt sich durch die Frauen und vererbte sich nach und nach auf die Sieger. In dem neu entstandenen Marutse-Mambundareiche befinden sich 18 größere Stämme in 83 Zweig- und Nebenstämmen auf einem Flächenraume von 5000 Quadratmeilen. Der wichtigste und jetzt herrschende Stamm sind die *Marutse*; den schönsten Menschenschlag jener Gegenden liefern die *Mambunda* und der nächstbedeutendste sind vielleicht die *Masupia*.

Die Kleidung der männlichen Marutse besteht meist in Lederschürzen, verheirathete Frauen tragen ein bis an die Kniee reichendes Röckchen aus Rinderfell mit der Fleischseite nach außen. Als Schmuck dienen in großer Zahl an Armen und Beinen übereinander getragene Ringe aus Eisen oder Messing, bisweilen auch aus Kupfer. Im Hüttenbau leisten die Stämme mit festen Wohnsitzen wirklich Hervorragendes. Der Ackerbau bildet im sehr fruchtbaren Tieflande des mittleren Sambesi, das Livingstone mit dem Nildelta vergleicht, die Hauptbeschäftigung, und Frauen sind die Hauptarbeiterinnen. Viehzucht ist in einem großen Theile des Landes wegen der gefährlichen Tsetsefliege nicht möglich.

Fische werden in Körben, auch durch Speere und Haken gefangen, getrocknet und bilden die Würze ihrer Nahrung. Die Jagd ist eine der „noblen Passionen" der Häuptlinge. Mannigfache Flechtarbeiten, Thon- und Holzgefäße machen den Herstellern alle Ehre. Die Bewaffnung besteht in Beilen, Keulen, Messern, Bogen und Pfeilen, die Hauptwaffe aber ist die Assagaie (Speer).

Die Regierung ist despotisch, doch stützt sich der Despotismus nicht auf ein Volk in Waffen, auf gestählte und gedrillte Soldaten, sondern auf die Feigheit und Unterwürfigkeit der Stämme, über welche ein Oberhäuptling die Peitsche und das Beil der Willkürherrschaft schwingt. Dem Könige, der auch eine weibliche Person sein kann, fließen als scheinbar unumschränktem Beherrscher und Besitzer des Landes und der Bewohner alle Einnahmequellen zu, die er sich eröffnen will. Er ist nicht allein der erste, sondern der einzige Kaufmann des ganzen Landes, von welchem Alles, was in großen Wagenladungen aus dem Süden durch weiße Händler ihm zugeführt ist, an das Volk verliehen oder verkauft wird. Er ist umgeben von Höflingen und Beamten verschiedenen Ranges, die er da schalten und walten läßt, wo kein besonderes Interesse ihn fesselt. Die Grausamkeit solcher despotischen Willkür zeigt sich deutlich auch in dem Eingreifen in die Rechtsprechung. Schuld oder Unschuld offenbart eine mit Gift gefüllte Schale. Wird das Gift ausgebrochen, so ist Jemand unschuldig, fällt Jemand aber besinnungslos zur Erde, so wird er, womöglich noch halb lebend, mit dem Vorderkörper in's Feuer gesteckt und verbrannt. Hat der König ein pekuniäres Interesse am Tode eines Reichen, so ist diesem mit der Giftschale leicht beizukommen. Mit solcher „Rechtspflege" innig verbunden sind Geheimmittel und Hexenkünste, und davon besitzt als erster Hexenkünstler und Medizinmann dieser Herrscher ganze Häuser voll. Der krasseste Aberglauben wird vom Königshause und vom Herrscher geflissentlich unter den Unterthanen verbreitet und gefördert. Zur Erhaltung und Sicherheit seiner geheiligten, unverletzlichen Persönlichkeit verlangt der König, daß das, was er für seinen Glauben ausgiebt, das Volk unbedingt fest glaube. Läßt ein Unterthan nur leise merken, daß sich bei ihm das Nachdenken über solche blöde Zauberei rege, so wird er durch die überall umherschnüffelnden Spione leicht herausgefunden, des Hochverrathes angeklagt und aus dem Wege geräumt.

Die Betſchuanen.

Südlich von dem Mambundareich und in der Mitte Südafrikas leben die von allen Bantuvölkern am weiteſten ausgebreiteten Stämme der Betſchuanen, von welchen zwölf im Oſten und elf im Weſten wohnen und häufig zu ihrer Bezeichnung, gerade wie in Nordamerika, den Namen eines beſtimmten Thieres wählten; daher bedeutet z. B. Batau das Löwenvolk, Baphiring Wolfsvolk, Bahlapi Fiſchvolk, Bakwena Krokodilvolk u. ſ. w. Vielleicht beträgt die Geſammtzahl aller Betſchuanen 350 000, die auf

Betſchuane an der Quelle.

einem Gebiet von mindeſtens 5000 Quadratmeilen im waſſerarmen, ſteppenhaften, wenig für den Ackerbau paſſenden Binnenlande Südafrikas eine nur dünne Bevölkerung bilden.

Der Körper der Betſchuanen iſt ſchlank, die Haltung oft etwas gebeugt, die Muskulatur nur mäßig, in Haut und Haar gleichen ſie dem Kaffer. Neben vielen regelmäßigen Geſichtern giebt es eine große Anzahl der verſchiedenſten Typen vom plumpeſten, negerhafteſten, bis zum verfeinerten abeſſiniſchen oder nubiſchen Geſichtsſchnitte, welcher beſonders an Kinderköpfen deutlich hervortritt.

Beide Geſchlechter reiben den Körper mit einer metallglänzenden Salbe ein (Fett und Staub von Titaneiſen, Glimmer), Manche bemalen das Geſicht mit Ocker, doch findet nie Tätowierung ſtatt. Sie tragen eine Menge von Ringen aus Metall, Elfenbein, Leder oder Haaren.

Die Hauptnahrung bilden, und zwar meiſt ohne den Zuſatz von Salz, Getreide, Kaffernhirſe und Milch; man ißt den dicken Brei aus

Betſchuanenmädchen.

ſauberen Holzſchüſſeln, hält drei Mahlzeiten, von denen die des Abends die wichtigſte iſt, denn „je voller man ſich gegeſſen, um ſo ſüßer ſchläft man.“ Bier wird fleißig getrunken.

Viehzucht iſt die Grundlage des Lebens und der Ernährung aller dieſer Stämme, und die Rinder, die „behaarten Perlen“, das Hauptbeſitzthum. Hirte zu ſein iſt ein edler Männerberuf, den auch die Söhne

des Häuptlings zu erfüllen haben. Der Ackerbau wird weniger geachtet und gewöhnlich von beiden Geschlechtern gleichmäßig betrieben. Tabak wird viel gepflanzt, weil die Schnupftabaksdose Jedem unentbehrlich ist. Die Blätter werden zwischen Steinen zerrieben, mit Holzasche vermischt, und dann das Pulver in ganz kleinen Mengen mit einem Löffelchen so lange in die Nase gebracht, bis dicke Thränen, der höchste Grad des Genusses, über die Backen laufen.

Alle Betschuanen sind von größerer Weichheit des Charakters als die Kaffern, besitzen geringere Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse und sind deshalb wohl folgsame Schüler der Missionäre, die jedoch selten

Betschuanenhaus.

den hoch gespannten Erwartungen entsprechen. Sie arbeiten auch um Lohn, was die Zulu fast nie thun. Fröhlichkeit und Geselligkeit sind der Hauptzug ihres Charakters; sie können stundenlang beieinander sitzen und scherzen und lachen. Ihr Ortssinn ist, weil viel geübt, überraschend entwickelt. In dem von ihnen geschaffenen Hausgeräth offenbart sich ein großer Formenreichthum und Liebe zu feinen Arbeiten; in der Herstellung ihrer Waffen sind sie bewunderungswürdiger als in der Führung derselben. Jagd ist die Lieblingsbeschäftigung, Tanz die Hauptvolksbelustigung, zumal im Mondenscheine. Das graziöse, ausgelassene und doch so züchtige Ballet wird von fröhlichem Gesange und Händeklatschen begleitet.

Die Gründung der Familie beginnt mit dem Kaufe der Frau.

Petschauerdorf.

Vielweiberei ist allgemein und tief eingewurzelt. Nahe Verwandtschaft, wie zwischen Brüdern und Schwestern, Oheim und Nichte, Tante und Neffe, bildet ein Ehehinderniß. Wird ein Kind mit den Füßen zuerst geboren, so dreht man ihm einfach das Genick um, Zwillinge und Kinder, welche die Oberzähne zuerst bekommen, werden getödtet. Die Aerzte schicken hier keine Jahresrechnung, denn sie sind Familienärzte, behandeln Alle umsonst, bis das letzte Kind verheirathet ist, dann erst erhalten sie oder ihre Erben eine Kuh. Natürlich heilt solch Betschuanenarzt meist nur mit Amuletten, und die Zauberei mit ihren Künsten und ihrer raffinirten Schlauheit greift hier gleichfalls auch in die Rechtspflege und in die Politik hindernd und jeden geistigen Fortschritt hemmend ein.

Die Kaffern.

Wie ein riesiger Garten mit drei großen Terrassen erstreckt sich in Südafrika zwischen dem Hochlande des Innern und dem Indischen Ozean, und von Nord nach Süd zwischen dem Limpopo und dem großen Fischflusse das Kaffernland. Die Kaffern zerfallen in verschiedene Stämme, unter welchen die Ama-Kosa, die Ama-Tebele (gewöhnlich Matabele genannt) und die Ama-Zulu die wichtigsten sein mögen.

Die westwärts umherziehenden Hottentotten und Buschmänner sind durch den längeren Aufenthalt in ihrer jetzigen Heimath völlig in jene Naturverhältnisse hineingewachsen, die Kaffern jedoch machen den Eindruck, noch nicht lange genug in ihren gemäßigten Ländern gelebt zu haben. Von Norden her eingewandert, behielten sie noch immer ihre ungenügende Kleidung, ihre geringen Kenntnisse in Fischerei, Schifffahrt und Ackerbau. Da die Familien- und Rechtsverhältnisse der Kaffern uns viel vollständiger bekannt geworden sind, als die vieler anderer afrikanischer Stämme, so wollen wir uns im Folgenden gerade sie etwas genauer betrachten.

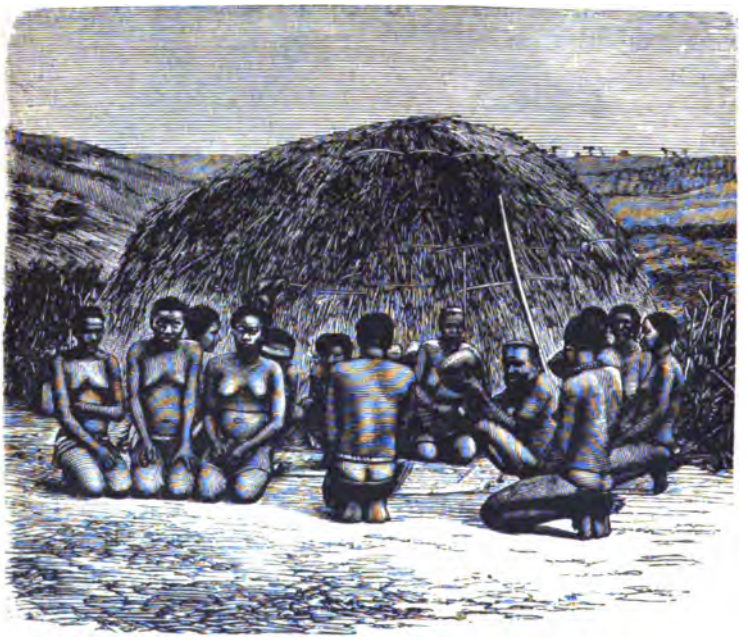
Ebenso wichtig wie der Stammvater sind bei geschlechtsgenossenschaftlicher Organisation die Stammbäume, und diese halten die Kaffern in hohen Ehren; in Natal lassen sie sich oft bis zum zehnten oder zwölften Gliede zurückführen. In der Unzahl der kleinen Dörfer, als einem elementaren Bestandtheile, erhält sich die Geschlechtsgenossenschaft. Das Mutterrecht gilt nicht mehr, das Vaterrecht wurde herrschend. Frauen und Mädchen stehen außerhalb des Rechtes, sind Eigenthum des Mannes, für den allein die Gesetze vorhanden sind. Vielweiberei ist allgemein verbreitet, doch nur die Häuptlinge pflegen mehr als eine Frau zu besitzen, den Meisten fehlt das Geld dazu. Bei mehreren Frauen eines Mannes ist nur eine „die große Frau". Es ist üblich, einem Häuptling, je reicher

er wird, deſto vornehmere Mädchen zuzuſenden, welche er nicht zurückſchicken darf, und da er die vornehmere Frau nicht unter die früheren weniger vornehmen ſtellen darf, kann es vorkommen, daß die jüngſte „die große Frau“ wird. Jede Frau bewohnt mit ihren Kindern eine beſondere Hütte, beſitzt einen eigenen Garten und erhält beſtimmte Kühe zugetheilt. Nach einem mit dem Vater abgeſchloſſenen Kontrakte wird die Braut durch eine beſtimmte Anzahl Vieh gekauft, der gewöhnliche Preis von einem Ochſen oder zwei Kühen kann aber bei Vornehmen ſteigen bis auf 30 und, wenn die Mädchen hübſch ſind, noch höher. Iſt das Mädchen vaterlos, ſo verkauft ſie der Vormund oder der älteſte erwachſene Bruder. Gelingt es der Frau, während der Hochzeitstage Abends in das väterliche Haus zu entfliehen, ſo hat ihr Mann noch ein Rind mehr zu zahlen. Von den Söhnen muß ſtets der älteſte früher als die jüngeren verheirathet werden. Ehen zwiſchen Oheim und Nichten und zwiſchen Geſchwiſterkindern ſind nicht geſtattet. Wer eine Wittwe heirathet, zahlt für ſie weniger als ihr erſter Mann zahlte. Der Erbe erbt auch die Weiber des Erblaſſers, jedoch berührt der Sohn die Frau ſeines Vaters nicht, ſondern giebt ſie anderen Männern, aber die dann geborenen Kinder gehören ihm. Dem Schwiegervater darf die Schwiegertochter nur im Beiſein Anderer begegnen; trifft er ſie zufällig allein, ſo hat ſie zu entfliehen und darf ſich auch nie barhäuptig zeigen. Schwiegermutter und Schwiegerſohn haben daſſelbe zu beobachten. Todtkranke werden außerhalb des Kraals (Dorfes) gebracht, um Hungers zu ſterben oder von wilden Thieren zerriſſen zu werden; oft bleiben dort die nächſten Verwandten um ihn, bis der Tod eingetreten iſt. Nach ihrer Beſchneidung, die zur Zeit des Eintretens der Pubertät ſtattfindet, werden Knaben mit Ruthen auf dem Rücken blutig geſchlagen. Die Beſchneidungs-

Zulukaffer.

zeremonien dauern fünf Monate, und während dieſer ganzen Zeit gehen ſie völlig weiß mit Thon beſchmiert umher, bilden eine geſchloſſene Gemeinſchaft und wohnen in einer beſonderen Hütte abſeits vom Kraal. Nach ihrer Heilung haben ſie für eine gewiſſe Anzahl von Tagen das Recht, jede beliebige Frau von der Straße aufzugreifen und als ihr Eigenthum zu gebrauchen; ähnliches Recht beſitzen die Mädchen und wählen ſich für die Dauer dieſer Feſtzeit einen Liebhaber.

Obgleich der Häuptling unumſchränkte Gewalt beſitzt, kann man doch die Verfaſſung der Kaffern eine Clanverfaſſung nennen; es ſteht ihm



Zulus vor ihrer Hütte.

Recht über Leben und Tod zu, tödtet er jedoch Jemanden in der Hitze oder im Zorn, ſo jagt man ihn aus dem Lande. Selten wohnen mehr als 40 bis 50 Familien an einem Orte, und ſie bilden einen kleinen Staat für ſich, deſſen Regent einer der Hausväter, meiſtens der reichſte, iſt. Dieſe Kraalsoberhäupter ſind gleichſam die Vaſallen des Königs und bilden ſeinen Rath. Setzt ſich der König mit dem Volkswillen in Widerſpruch, ſo verlaſſen ihn ſeine Kraale. Im Allgemeinen richten ſich die Könige nach dem bei Kaffern altgewordenen Gewohnheitsrechte, und einige Willkür erträgt das Volk. Alle Gerichtsverhandlungen ſind öffentlich und

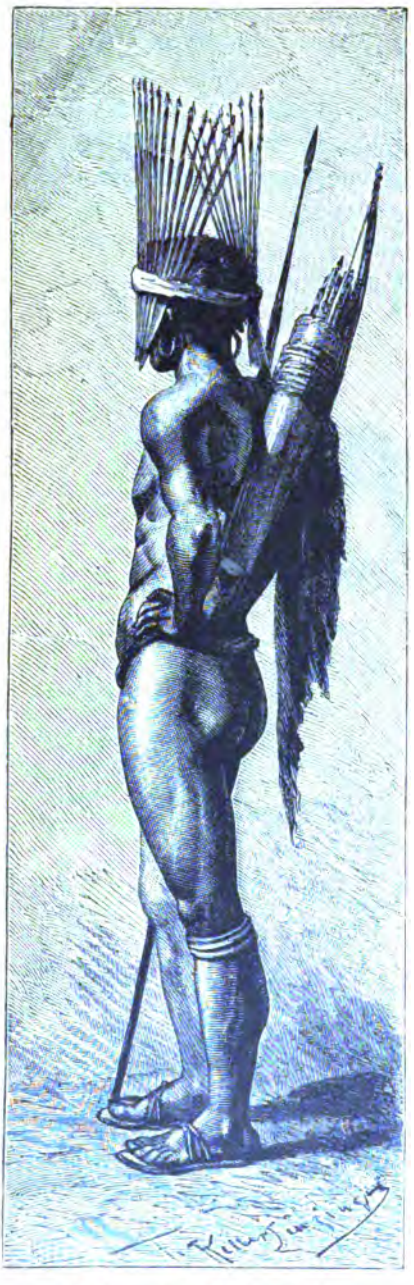
mündlich. Das Erbrecht an Rindern, Weibern und Töchtern geht auf den älteſten Sohn über, dem dann die Sorge für die Familienmitglieder obliegt. Falls kein männlicher Agnat vorhanden iſt, erbt der Häuptling. Solange die Kinder im elterlichen Hauſe ſind, dürfen ſie gezüchtigt, doch nicht getödtet werden. Für alle Miſſethaten ſeines Kindes hat der Vater die auferlegten Bußen zu zahlen und kann ſich dieſer Pflicht nur dadurch entziehen, daß er das Kind für vogelfrei erklären läßt. Beim Tode des Familienoberhauptes wird die Wohnſtätte anderswohin verlegt, die Frauen verbrennen, was ſie gemeinſchaftlich mit ihm gebraucht haben. Als Anwälte haben bei den Gerichtsverhandlungen Kläger und Beklagter ihre Verwandten bei ſich. Die Kaffern ſchwören bei ihrem Könige oder bei deſſen Vorfahren. Der bei einem Verſtorbenen geſchworene Eid gilt für unverbrüchlich. Bei den Zulu ſind Kapitalverbrechen: Raub, Ehebruch, Mord, Deſertion, Zauberei, Verrath, Feigheit und Spionage, ferner, wenn Jemand in einem Viehkraale ſeine Nothdurft verrichtet oder dadurch das Flußwaſſer verunreinigt. Kann der Verbrecher die auferlegte Buße nicht zahlen, ſo müſſen die nächſten männlichen Verwandten für ihn eintreten. Kommt in einem Landdiſtrikte Mord oder Diebſtahl vor, ſo muß der nächſtgelegene Kraal, auch wenn er ganz unſchuldig iſt, zahlen. Daher werden ſolche Verbrecher leicht entdeckt, denn die Kraale überwachen eiferſüchtig einander.

Zulukrieger mit Keule.

Die Hottentotten.

Wann und wie die Hottentotten und Buſchmänner, vielleicht die älteſten Bewohner Afrikas, die Länder bis nach dem Süden hin durchzogen haben, wiſſen wir nicht; aber davon ſind Spuren erhalten, daß beide einſt ſüdlich von den Flüſſen Kunene und Sambeſi weit verbreitet waren. Gegenwärtig finden ſich die eigentlichen Hottentotten im weſtlichen Theil der Südſpitze bis gegen den 19. Grad ſ. Br. als Raſſen- und Völkerruine.

Ihre Körpergröße ſchwankt zwiſchen 1,45 bis 1,60 m, die Hautfarbe gleicht häufig dem Teint der Spanier, die Haare ſind wollig und dicht,



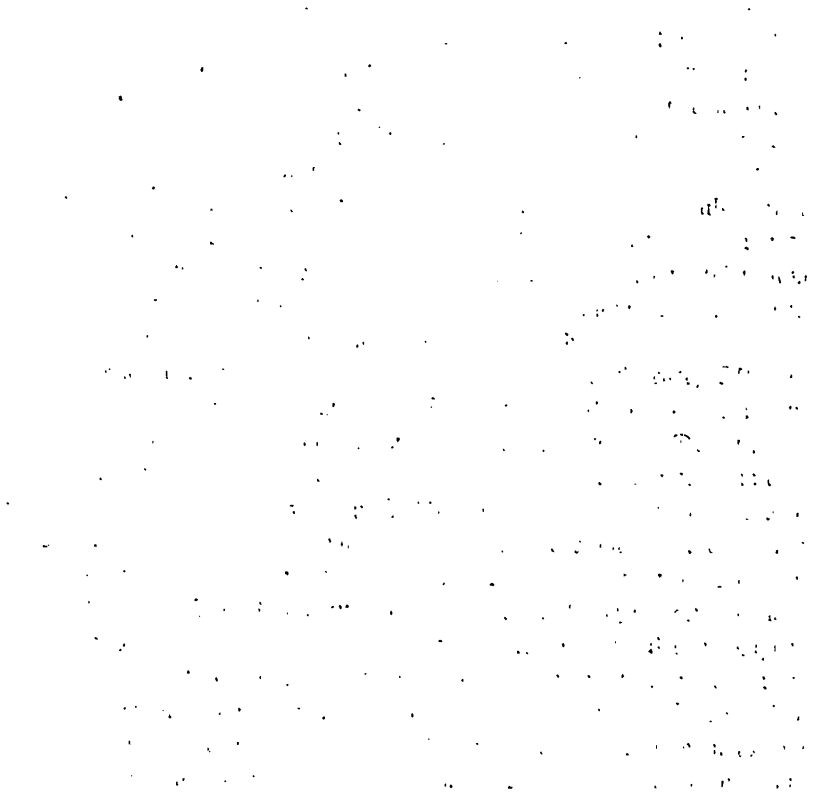
Buſchmann, zum Kampfe gerüſtet.

Alles, was von Seiten der Weißen und Schwarzen dieſen ſtarken Trieb einengen könnte, deshalb lebt er ſo jämmerlich in Einöden, wo jeder andere Menſch verhungern würde, deshalb hält er auch keine Hausthiere. Das einzige Handwerk, das dieſer Sohn der Natur, der Wildniß treibt, iſt Herſtellung der Waffen, um die Thiere zu tödten, durch die er ſein Leben friſtet, und die Menſchen, welche ihn fort und fort ſeiner Freiheit berauben wollen. Das Jägerleben übt ſeine Sinne vortrefflich, die Schärfe ſeiner Augen iſt außerordentlich, ſeine Spürkraft unübertrefflich. Von ihrem Muth erzählen glaubwürdige Reiſende wunderbare Geſchichten; ſo ſollen Knaben Raubthiere an der Zunge feſthalten und Jäger ohne Bewaffnung einen Löwen umſtellen und durch vorſichtige Beunruhigung nach einem gewünſchten Ziele hintreiben u. ſ. w. Der Buſchmann beſitzt ein erſtaunliches Wiſſen von der Natur, deren Gaben er alle bis auf die elendeſten durchprobirt hat und fürſorglich verwerthet. Die äußerſte Noth ſteigert ihre Findigkeit, Liſt, Verſtellung und Nachahmung (z. B. in ihrer berühmten Straußenjagd). Mit Stift und Farben zeichnen ſie an Höhlenwänden Figuren von Menſchen und Thieren, die uns einen hohen Begriff von ihrer Kunſtfertigkeit geben. Ihre muſikaliſchen Neigungen und Fähigkeiten ſind auch nicht gering zu veranſchlagen.

Eine Buſchmannhorde beſteht nur aus den Gliedern einer einzigen Familie; Keiner beſitzt vor dem Anderen ein höheres Anſehen, jeden Zwiſt entſcheidet körperliche Kraft. Wer ſich nicht mehr ernähren kann, mag verhungern, ſeinen Leichnam überläßt man den Schakalen als Beute. Ein Freier ſchickt ſeine Schweſter mit einer Lanze oder einem anderen unbedeutenden Gegenſtande nach dem Hauſe des zur Frau gewünſchten Mädchens. Werden nicht innerhalb drei oder vier Tage die Sachen zurückgeſchickt, ſo iſt die Werbung angenommen, der junge Mann veranſtaltet mit ſeinen Freunden eine Jagd und das erbeutete Wild übergiebt er dem Schwiegervater. Nicht die Eltern, nur das Mädchen wird hierbei um die Einwilligung gefragt. Der Brautkauf iſt jüngeren Datums. Der junge Ehemann lebt mit dem Schwiegervater zuſammen und erweiſt ihm die größte Hochachtung; dagegen meidet er die Schwiegermutter und ſpricht mit ihr ſein ganzes Leben hindurch nicht. Die gleiche Stellung hat die junge Frau ihrem Schwiegervater gegenüber. Auf die Sitte, daß der Schwiegerſohn die Schwiegermutter meidet, haben wir wiederholt hingewieſen; ſie findet ſich ja auch in Auſtralien und Aſien, und in Europa vermeidet der Montenegriner ſo lange als möglich, oft ein ganzes Jahr hindurch, mit ſeiner Schwiegermutter zuſammenzutreffen, wie Krauß in „Sitte und Brauch bei den Südſlawen“ es ſchildert. Im Buſchmanngebiete iſt die Ehe ein ſo lockeres Verhältniß, daß auch der Ehebruch des Weibes vom Manne nicht geahndet wird. Für Mädchen, Jungfrau, Weib giebt es in ihrer Sprache keine verſchiedenen Wörter.

Die Madagaſſen.

Die Inſel Madagaskar, ungefähr doppelt ſo groß wie das Königreich Italien und von ſolcher Ausdehnung, daß der Anfang des Sommers im nördlichen und ſüdlichen Theile um einen Monat auseinanderliegt, iſt vorwiegend ein Hochland mit Hochebenen und Gebirgen, deren einige ſich im Auguſt mit Schnee bedecken; das Küſtengebiet iſt ſehr fruchtbar, aber auch zugleich ſehr ungeſund. Sogenannte Halbaffen, Inſektenfreſſer und Fledermäuſe, groß und klein, bilden die einheimiſche Säugerwelt, während Hund, Schaf, Rind, Ziege, Huhn früher, in letzter Zeit aber erſt Pferd und Eſel eingeführt wurden. Die Pflanzenwelt hat viel Aehnlichkeit mit der den Breitengraden entſprechenden afrikaniſchen. Die Bevölkerung ſchätzt man auf 4 bis 5 Millionen. Sie läßt ſich in drei große Gruppen zerlegen, eine öſtliche, mittlere und weſtliche. Von dieſen ſind die Howa oder nördlichen Zentralſtämme und die Betſimiſaraka oder öſtlichen Küſtenſtämme die



DER MENSCH UND SEINE RASSEN. LITH. ANST. SAILE & MUNK, STUTTGART

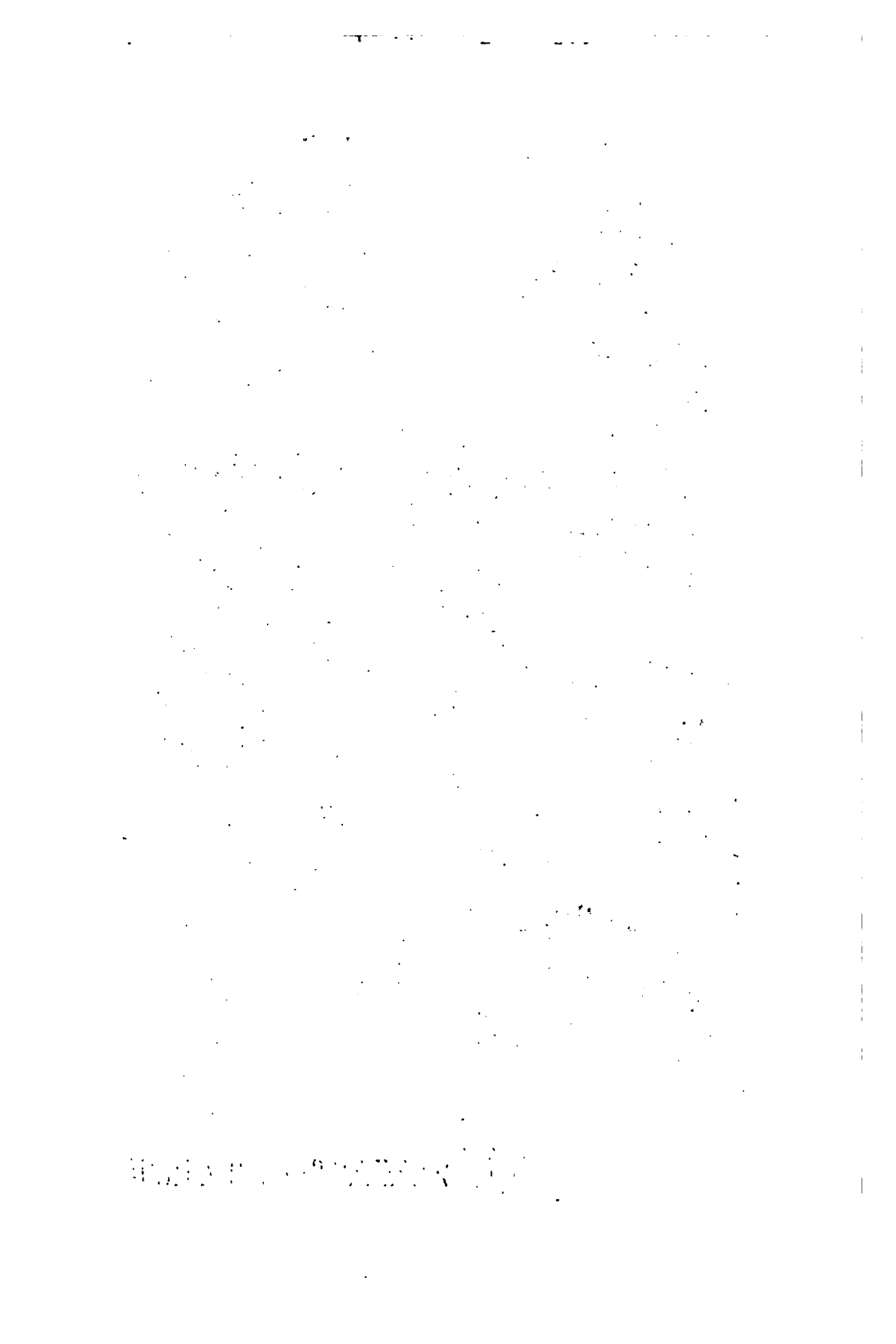
AUSTRALIER UND POLYNESIER.

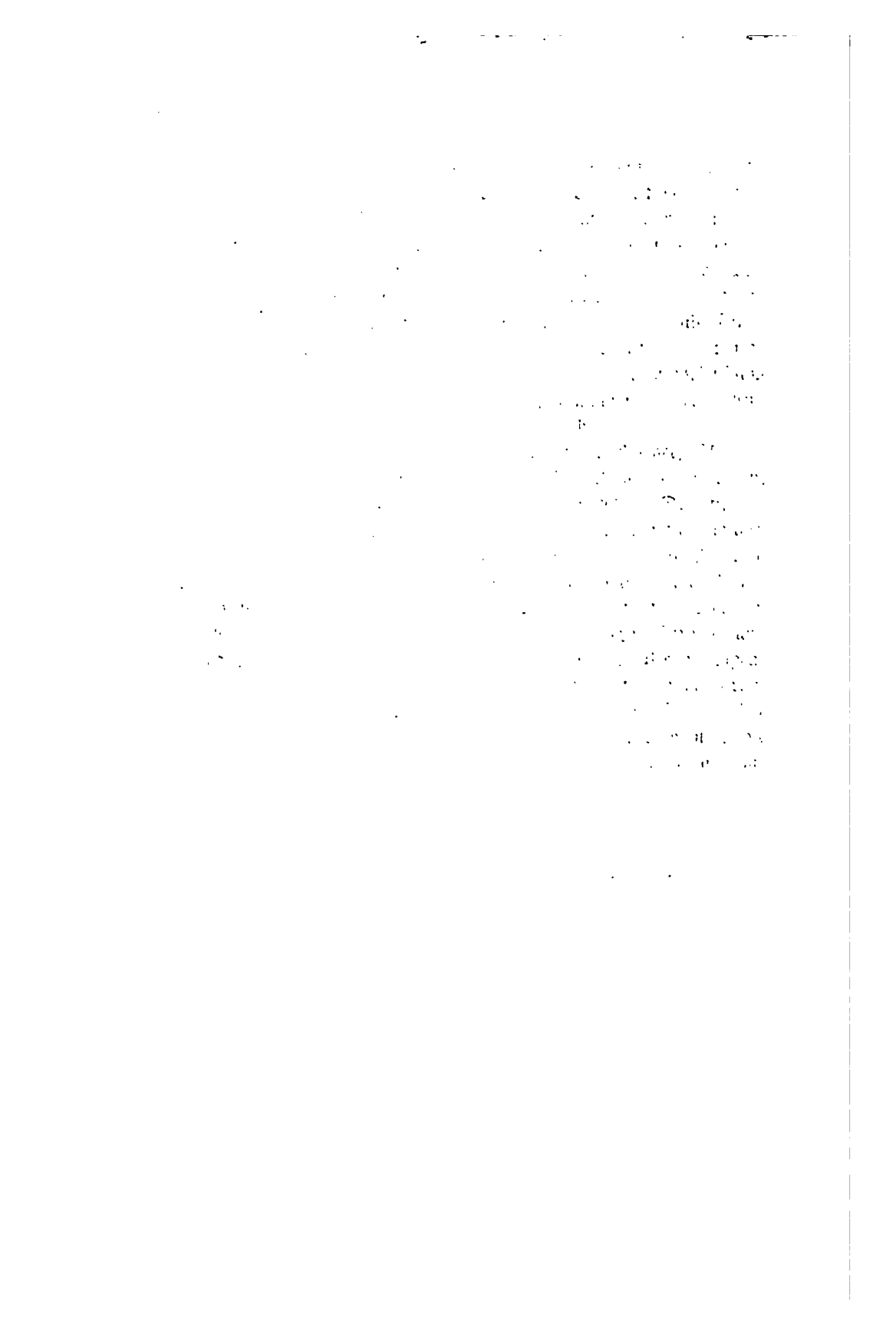
1 u. 3. Australier. 2. Australische Frau. 4. Tasmanierin. 5. Mann v. d. Neuhebriden. 6. Borneo (Dajak) 7. Mädchen v. d. Tonga-Inseln.

Mit Ausnahme jener Sachen, welche aus Eisen hergestellt werden, bildet das Weben, Flechten und die Töpferei die Thätigkeit der Frauen.

Da Knaben und Mädchen schon im jugendlichsten Alter von den beiderseitigen Eltern für einander bestimmt werden, so kann von gegenseitiger Liebe wohl nicht immer die Rede sein. Dies ist vielleicht auch ein Grund für die auf Madagaskar so häufige Vielweiberei, die sogar das Christenthum, freilich nur, um sich über Wasser zu halten, als seiner Lehre durchaus nicht widerstrebend unbeachtet läßt. Ungesetzlich ist jede Heirath, bei welcher nicht die Eltern durch Annahme des vom Bräutigam übersandten Schwanzstückes eines Rindes ihre Zustimmung gegeben haben. Der Wittwenstand ist auch hier nicht beneidenswerth.

Außer Herrschern giebt es hier drei Stände: Adel, Bürger, Sklaven. Bei den Howa bilden die Nachkommen früherer Häuptlinge den erblichen, doch nicht immer mit Reichthümern ausgestatteten Adel. Die Bürger theilen sich in zahlreiche Stämme, die gewöhnlich nicht untereinander heirathen, und zerfallen in zwei große Gruppen, die Kriegsdienstpflichtigen und die Zivilbürger. Sklave wird Jemand entweder durch seine Geburt oder durch Kriegsgefangenschaft, oder endlich als Strafe für Schulden oder Verbrechen. Der König ist die Quelle aller Gesetze, Strafen und Ehren und der allgemeine Eigenthümer, dem Alles gehört: Person, Eigenthum, Zeit, Arbeit, Geschick, Erfindung; er ist aber nicht, wie die Franzosen es öfter fälschlich hinstellen, unumschränkter Herrscher, sondern der hohe Adel, die sogenannten „rothen Augen", aus dem auch stets die Minister genommen werden, übt nicht minder großen Einfluß auf die Regierung aus wie er.





DER MENSCH UND SEINE RASSEN. LITH. ANST. SAILE & MUNK. STUTTGART

AUSTRALIER UND POLYNESIER.

1 u. 3. Australier. 2. Australische Frau. 4. Tasmanierin. 5. Mann v. d. Neuhebriden. 6. Borneo (Dajak) 7. Mädchen v. d. Tonga-Inseln.

Die Australier und die Inselbewohner des Großen Ozeans.

Das Innere des fast ungegliederten australischen Festlandes enthält weite, durchschnittlich 300 m hohe Ebenen, die sich nach der Küste hin erheben und höhere Gebirgsketten tragen. Weil nun jene Ebenen sehr unregelmäßig und selten Regen erhalten, bisweilen freilich in sehr bedeutender Menge, so führen die Flüsse nur zeitweise in ihrem ganzen Bette Wasser, sie enthalten sonst nur einzelne Wasserlachen. Zur Wüstenhaftigkeit weiter Strecken der Ebenen trägt die Durchsalzung des Bodens bei, daher werden manche Flußbecken je weiter nach unten um so salzreicher. Der große Salzreichthum beschränkt in manchen Gegenden die Pflanzenwelt so erheblich, daß man, obwohl tief im Innern, an öde Küsten sich versetzt glaubt. Wegen des häufigen Mangels an Wasser wird das von allen Eingeborenen ersehnte Naß als werthvollstes Eigenthum beansprucht, und nur die Gegend wird von ihnen gelobt, welche Wasser in Fülle enthält. Neben den Streitigkeiten über den Besitz der Weiber sind die über Besitz und Ausnutzung des Wassers die häufigsten. In Westaustralien sollen sich die Eingeborenen Brunnen gegraben haben. Als Ersatz des Wassers gilt für durststillend und abkühlend die Bedeckung des Bauches mit Erde, zumal auf langen Steppenwanderungen. An der Küste giebt es dichtere Waldungen, sonst nur parkartig lichte Bestände, besonders von Eukalypten, Bäume mit starrem, immergrünen Laube und undurchdringliche Gesträuchdickichte von Proteaceen mit gleichfalls starrem, immergrünen, glanzlosen Laube. Die Blätter der Wald- und Parkbäume sind öfter sehr schmal und lang oder richten ihre breite Fläche, nicht wie bei uns horizontal, sondern vertikal (von oben nach unten), geben also wenig Schatten, und deshalb findet sich, zumal im Südosten und Norden, als eine ebenso schöne wie nützliche Eigenthümlichkeit Australiens, auf dem Boden herrlicher Graswuchs, die Grundlage für die jetzt so ausgebreitete Viehzucht der Kolonisten. Da Australien sich bereits in jener früheren Erdzeit von Asien getrennt hatte, als sich auf den größeren Festlanden die kräftigeren

Säugerformen ausbildeten, so besaß es bis vor hundert Jahren wenig andere Vierfüßler als die Beutelthiere. Die Vogelwelt ist natürlich mannigfaltiger.

Aus den Schilderungen früherer, zumal englischer Reisenden mußte man schließen, daß die Eingeborenen auf der denkbar tiefsten Stufe ständen. Neuere urtheilen anders, und Deutschland sah ja selbst in den letzten Jahren Gruppen Australier bei sich. Die Körpergröße der einzelnen Stämme ist sehr verschieden; bei Männern läßt sich als durchschnittliches Maß wohl 1,60 bis 1,70 m annehmen, Lumholtz sah in Queensland sogar Individuen von 2,13 m Höhe; Frauen messen ungefähr 1,55 m. Bei allen sind die Beine lang, hager und gerade, die nicht durch Schuhwerk verdrückten Füße behalten die ursprüngliche Form, an manchen ist die erste, an anderen die zweite Zehe die längste. Die Arme sind gleichfalls lang und hager, erst bei stärkeren Bewegungen treten die Muskeln hervor. Die Hautfarbe wechselt von helleren zu dunkleren Tönen, von braun und braunroth bis zu schwarz, und häufig sind die der Luft ausgesetzten Körperstellen heller als die bedeckten. Das schwarze Haar ist nicht straff und glatt wie bei Mongolen und Malaien, ähnelt auch nicht dem Wollhaar der Neger und Negritos, sondern ist mehr schlicht mit entschiedener Neigung zu welliger Biegung, also nicht kraus, sondern kaum lockig. Es wächst bei beiden Geschlechtern gleich lang und wird, wenn es gekürzt werden soll, entweder mit einem Feuerbrand abgesengt, oder mit einer Steinaxt behackt, oder mit Glasscherben zugestutzt. Die Farbe der Augen ist braun, das Weiße im Auge durch bräunliche Färbung unrein. Die niedrige Stirn liegt zurück und trägt bei älteren Personen starke, knöcherne Augenbrauenwülste oder einen einzigen zusammenhängenden Stirnnasenwulst. Da die kurze und niedrige Nase sehr breite Flügel und weite Löcher hat, so entsteht daraus jene unangenehme Grundform, welche uns im australischen Gesichte anwidert. Die „römischen" Nasen im nördlichen Queensland mit schärferem konvexen Rücken verrathen Blutmischung mit Papuas. Trotzdem die Lippen dick sind, ist die Schiefzähnigkeit doch wenig ausgebildet, viel weniger als bei den afrikanischen Negern. Der Schädelform nach gehören die Australier zu den Langköpfen. Die Entwicklung der Kiefer und der Zähne ist stark; im höheren Alter aber werden die letzteren oft schadhaft, weil sie zum Abreißen dicker Baumzweige und zur Herstellung von Geräthen benutzt werden.

Die Körperstellungen, welche die Eingeborenen unter verschiedenen Verhältnissen einnehmen, die Bewegungen, welche sie machen, überraschen nach Rud. Virchows Urtheil im höchsten Maße durch die ungezwungene, natürliche, häufig geradezu schöne Form, in welcher sie ausgeführt werden.

Graziös tragen die Frauen den Kopf, ſie bewegen Rumpf und Glieder, als ob ſie durch die Schule der beſten europäiſchen Geſellſchaft gegangen wären. Der Familienvater, ſagt Virchow weiter, bietet gerade in vollkommener Nacktheit ein Bild ſelbſtbewußter männlicher Würde dar; er iſt keinen Augenblick im Zweifel, wie er ſich ſtellen, wie er Hände und Kopf halten ſoll. In Betreff ihrer geiſtigen Befähigung würde gewiß Niemand, der das Thun und Laſſen dieſer Leute eine Zeit lang beobachtet, zu dem Schluſſe kommen, daß ſie den Affen näher als uns ſtänden, im Gegentheil, trotz ihrer wenig anſprechenden Geſichtsbildung erſcheinen ſie in jedem Stücke als wahre Menſchen. Wenn dieſer Raſſe auch der erſte Schritt zur ſelbſtſtändigen Entwicklung verſagt geblieben wäre, die Fähigkeit dazu wäre ihr gewiß nicht abzuſprechen. Stokes, welcher von allen Reiſenden in dieſem Erdtheile wohl die ausgedehnteſten Erfahrungen ſammelte, meinte, daß dieſe Stämme ebenſo ſeltſam variiren wie ihr Boden; Zufälligkeiten wären dabei nicht im Spiele; ob aber der Grund in klimatiſchen oder anderen Verhältniſſen zu ſuchen oder geſchichtlich begründet ſei, das müſſe er Anderen zu beurtheilen überlaſſen. Da aber durch „Eingriffe“ der Engländer

Auſtralier, einen Baum erkletternd.

wohl schon manche Stämme das Zeitliche gesegnet haben, so werden wir nie völlig aufgeklärt werden. Wie bedeutend ist von Jahr zu Jahr ihre Zahl zurückgegangen! Die Geschichte hat so viele dunkle Punkte zu verzeichnen; wie aber hier aus Habsucht und mit gefalteten Händen von den gottesfürchtigen Engländern Alles genommen wurde, das bleibt einer der dunkelsten! Die Eingeborenen wurden aus ihrem Lande verjagt, ihr Wild und sie selber als Wild zum Vergnügen niedergeschossen, das Schilf, aus dem ihre Wohnungen gebaut, das Gras, auf dem sie schliefen, die Häute, welche Kleidung lieferten, die Rinde zum Bau ihrer Fahrzeuge, Alles wurde absichtlich vernichtet. Muthwillige Massenmorde, wahrhafte Menschenjagden waren beliebter Sport, und wenn dann später in „Old England" die Herren Sportsmänner bei den Fabrikarbeitern ein anderes Raubsystem kultivirten, so ist das nur die Kehrseite der Medaille. Der australische Kontinent umfaßt ca. 140 000 Quadratmeilen, die Anzahl der Eingeborenen ist derartig gesunken, daß die Einwohnerzahl einer mittelgroßen deutschen Stadt sie übertrifft, Engländer aber giebt es gegenwärtig dort mehr als $2^1/_5$ Millionen. Wenn die Regierung des Mutterlandes von 1821 bis 1842 zum Schutze und zur Hebung der Eingeborenen in Neusüdwales allein 1 600 000 Mark ausgab, so ist die Frage berechtigt, ob Geld die vernichteten Menschenleben ersetzen kann. Man gründet in Adelaide Schulen für die Eingeborenen, wie herrlich! Aber in wenigen Generationen wird der Stamm der Eingeborenen von Adelaide ausgestorben sein. Im Jahre 1875 kamen bei der eingeborenen Bevölkerung von Südaustralien auf 52 Geburten 140 Todesfälle (die Hälfte starb an der dort früher unbekannten Schwindsucht). Der Stamm der Narrinyeri zählte im Jahre 1842 noch 3200 Köpfe, 1875 war er auf 511 zurückgegangen.

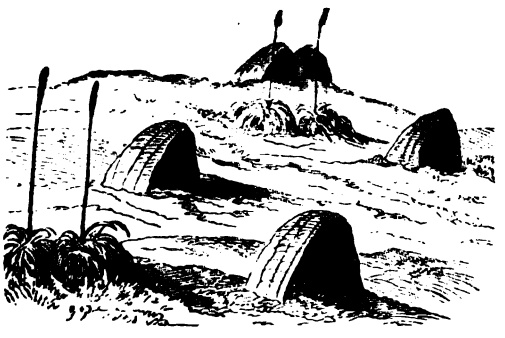
Die Wasserarmuth des Landes und die zum Theil aus dieser Armuth folgende, ungleiche Vertheilung der zur Nahrung dienlichen Pflanzen und Thiere zwingt die Eingeborenen zu einem hochgradigen Nomadismus, sie führen das armseligste Sammlerleben. Da ihnen die Kenntniß der Töpferei fehlt, ist der Zubereitung der Speisen eine enge Grenze gezogen. Als Töpfe dienen Muschelschalen, Menschenschädel, die mit Harz wasserdicht gemacht sind, Schildkrötenschalen, Flaschen aus den Häuten kleinerer Thiere; alle diese Geräthe gestatten nicht, sie an das Feuer zu setzen, um kochendes Wasser zu erhalten. Mit Ausnahme gewisser Fische, Muscheln und Pilze werden kleine Thiere und Eier, gleichgültig ob halb bebrütet oder frisch, meist roh gegessen, das Fleisch größerer Thiere wird entweder über Feuer oder auf Kohlen geröstet, oder in Erdgruben, welche durch heiße Steine erhitzt werden, gedämpft. Von Wurzeln wird nur eine Art

roh gegessen, alle anderen in Asche geröstet und dann geschält; auch unreife Früchte werden geröstet. Harze und Honig sind Lieblingsspeisen, letzterer wird auch in Wasser aufgelöst, um ein süßes Getränk zu erhalten. Im Jahre 1881 konnte Schomburgk, der Direktor des Botanischen Gartens in Adelaide, von einer Pflanze aus dem Innern berichten, deren Blätter im getrockneten Zustande von den Eingeborenen geraucht und gekaut würden, wobei die Wirkung ungefähr in der Mitte zwischen Opium und Tabak stände. Verschiedene Reisende haben uns von Getreidearten berichtet, die von den Eingeborenen zwischen Steinen zu Mehl zerrieben und dann gebacken werden; hierzu gehören der wilde Reis aus dem Sumpflande am Viktoria, eine hirsenähnliche Pflanze, eine Art Hafer im Nordwesten und eine unseren Wicken gleichende Hülsenpflanze. Solche Thatsachen bereichern uns um eine wichtige Erkenntniß, daß nämlich Mehlbereitung und Brotbacken älter sind als der Ackerbau. Ist es nun nicht ein deutlicher Beweis für die tiefe Stellung der Eingeborenen, daß sie diese Nutzpflanzen nicht aussäen, um später zu ernten? Warum kamen sie nicht auf den Gedanken, den Boden mit Saaten zu bestellen? Nun, uns Kulturmenschen hat die Gewohnheit gegen Vieles, das uns sehr natürlich, sehr einfach erscheint, völlig abgestumpft. Den alten Griechen, welche den ersten Regungen menschlicher Gesittung näher standen als wir, erschien ein planvolles Erdenken des Ackerbaues für menschliche Verstandeskräfte zu unerfaßlich, sie schoben es daher einer Gottheit zu, und die alten Aegypter häuften auf ihren Osiris auch noch den Ruhm, die Menschen zur Bestellung der Saaten angeleitet zu haben.

Hunger, Gaumenkitzel und der Wahn, mit dem genossenen Fleische zugleich auch die geistigen Eigenschaften des Thieres, des Menschen zu erlangen, führten häufig zur Menschenfresserei auch in Australien, doch wird von einzelnen Stämmen die Verabscheuung dieses Fleisches besonders hervorgehoben. Noch jetzt wird, so erzählt Lumholtz, in Nord-Queensland angebratenes Menschenfleisch einfach seines Wohlgeschmackes wegen sehr gern verzehrt, nur nicht der Kopf des Menschen, sondern am liebsten die Schenkel und das Nierenfett. Greffrath berichtet, daß in manchen Gegenden der sogenannte Bunga-Bungabaum wächst, der jedes dritte Jahr viele sehr mehlige und nährende Früchte trägt. Ist der Vorrath nun so groß, daß der dort wohnende Stamm ihn nicht überwältigen kann, so wird fremden Stämmen gestattet, solchen Ueberfluß beseitigen zu helfen. Wer aber eine Zeit lang ausschließlich von dieser vegetabilischen Nahrung gelebt hat, der empfindet ein unwiderstehliches Verlangen nach Fleisch. Da nun aber die Sitte nicht gestattet, im fremden Gebiete Wild zu erlegen, so seien die zu den Fruchtschmausereien eingeladenen Nachbarstämme gezwungen, einen

der Ihrigen zu schlachten, um Fleisch zu erhalten. Ein Rest aus der „guten alten Zeit" der Menschenfresserei zeigt sich noch bei manchen Bestattungsgebräuchen. Nach Beendigung des Todtengerichtes wird bei den Dieyerie im Grabe von einem Nichtverwandten alles Fett von den Muskeln des Gesichtes, der Arme, Beine und des Magens losgeschnitten und den Leidtragenden zum Verzehren dargereicht, um den Schmerz zu mildern und das Andenken an den Todten zu verwischen. Einen Fortschritt, wenn auch nur einen geringen, zu höherer Gesittung bekunden jene Stämme, welche zwar auch noch den Leichnam zerstückeln, jene Stücke aber nicht verzehren, sondern eingraben und in ihrem Schmerze sich tiefe Wunden mit der Steinaxt beibringen.

Nach Taplin leiden die Eingeborenen Australiens besonders an Krankheiten skrophulöser Natur, Drüsengeschwülste am Halse, Leberkrankheiten, ernste Verdauungsstörungen und epidemische Influenza; Masern jedoch und Scharlach belästigen sie wenig. Die Pocken richteten große Verheerungen unter ihnen an, noch größere aber die auch durch die Kolonisten eingeschleppten venerischen Krankheiten. Die Männer erreichen selten das fünfzigste Lebensjahr, die mit harter Dienstleistung geplagten Frauen sterben früher.

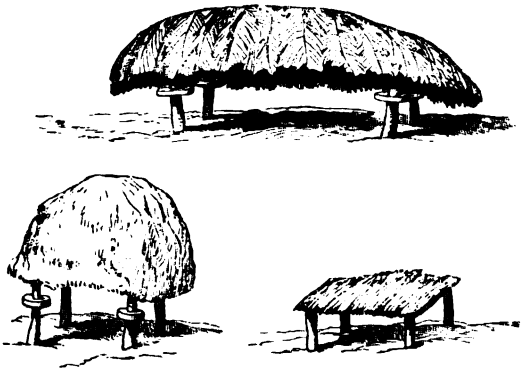


Hütten der Australier am König Georg-Sund.

Wegen ihres Sammlerlebens sind festere Behausungen eine große Seltenheit. An der Moretonbai sind bessere Hütten und größere Vereinigungen der Eingeborenen nur noch im Süden zu finden. In der Nähe des Spencerbusens steckt man im Sommer ein paar belaubte Zweige in die Erde als Schutz gegen den Wind, im Winter flicht man nischenförmige Hütten und bedeckt sie mit Baumrinde. Feuer brennt stets vor der Hütte, ihm strecken die Ruhenden die Füße entgegen, Feuer ist wichtiger als eine Hütte; die Südaustralier nennen es wurlie und bezeichnen dann im weiteren Sinne damit auch die Wohnstätte. Aehnlich gebrauchen wir das Wort Heerd. An der Roebuckbai gräbt man in die Erde ein Loch, groß genug für ein Menschenpaar, und legt schräg darüber einen Wetterschirm oder einen belaubten Zweig; dann sitzen die Zwei darin gemüthlich beisammen und — hungern. In Neusüdwales fanden die Europäer sehr viele Höhlenbewohner, andere hatten, ähnlich wie

jene in Queensland und am Carpentariabusen, die abgelöste Rinde eines starken Baumes halb aufgerollt auf den Boden gestellt als genügenden Wetterschutz. Die Holzhütten an der Coburg-Halbinsel und dem ebengenannten Meerbusen zeigen den günstigen Einfluß der Malaien und Papuas.

Wie in Südafrika, so weiß auch ein großer Theil der Küstenbewohner Australiens nichts von Schifffahrt; an der Nordwestküste bemerkte man Flöße von Mangrovezweigen, an der Botanybai Boote aus einem Stück Rinde, die an ihren beiden Enden zusammengeschnürt war; eingeklemmte Stöcke verhinderten das Zusammenrollen der Rinde, auf einer Art Thonheerd brannte Feuer, um die Fische rösten zu können, flache Holzstücke als Ruder oder lange Stangen bewegten solch ein Fahrzeug. Einbäume beobachtete man bei den Dampier-Inseln.



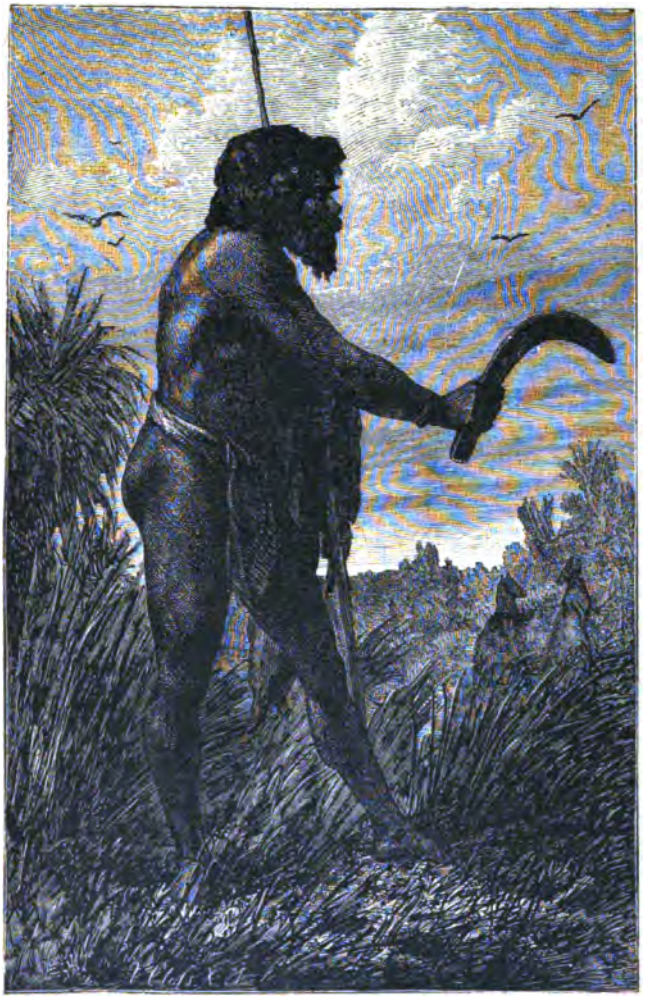
Schutzdächer der Austral-Indianer.

Das wechselreiche Klima hat nie die Eingeborenen dahin geführt, sich genügende Kleidung zu verschaffen; wer gesund auf die Welt gekommen und die ersten Jahre glücklich überstanden hat, dessen Körper ist gegen alle Witterungseinflüsse gestählt. Die Kleidung ist nur ein überflüssiger Schmuck, ein nothwendiger jedoch die Bemalung des Körpers und die Narben auf ihm. Allgemeinstes Bekleidungsstück der Männer ist ein auf dem Bauche getragener Gürtel, aus Thier- oder Menschenhaaren oder aus Gras oder Bast geflochten. Im südöstlichen Theil schnüren sich den aus eigenen Haaren verfertigten und mit Emu-Federn gezierten „Hungergürtel" die Eingeborenen fest und stramm um den Leib, wenn es nichts zu beißen giebt. Im Norden legen die Leute häufig ein Opossumfell um die Lenden, die Frauen führen in einem sackartig getragenen Mantel aus Känguruhaut die noch kleinen Kinder mit sich. Die Kleidung ist also auf das äußerste Maß beschränkt, die Bemalung des Körpers aber bietet viel mehr Abwechslung. Roth, Weiß, Schwarz, die deutschen Nationalfarben, sind in Australien die besonders bevorzugten auf Schilden, Gegenständen aller Art, im Gesicht, am Leibe und an den Gliedmaßen, bald in Punkten und Linien, bald in Figuren, Kreisen,

Vierecken, Kreuzen u. dergl. Wenn dann schließlich noch bunte Federn und Hundeschwänze als Zierrath verwendet werden und als Halsschmuck Perlmutterschalen, Krebsscheeren, Thierzähne, Rohrstengel u. s. w., dann ist der Staat des Stutzers und der Modedame vollendet. Die Tätowierung wird mit Glas- oder Muschelstücken vollzogen und zwar so oft, bis sich die Narben vollständig entwickelt haben. Nur das Gesicht bleibt verschont; am häufigsten sind die langen Quernarben auf der Brust, dann auf den Schultern und dem Rücken, seltener auf dem Leibe unterhalb des Gürtels.

Die Waffen sind größtentheils aus Holz hergestellt, solche aus Stein oder Knochen finden sich seltener, jedoch sind die ersteren bei Weitem nicht so sauber und zierlich, wie wir sie in zahlreichen Exemplaren aus der vorgeschichtlichen Zeit besitzen. Die allgemeine Schutzwaffe ist der Schild, unter den Angriffswaffen die bedeutendste der Speer als Wurfgeschoß. Dessen Spitze ist entweder im Feuer gehärtet (zur Jagd), oder mit Widerhaken versehen (für den Fischfang), oder mit Kieseln oder Muschelspitzen bewehrt zum Kampfe. Ein Theil der Speere wird mit dem Wurfbrett geschleudert, dessen Erfindung nicht geringen Scharfsinn erfordert. Dasselbe besteht aus einem Stücke harten, flachen Holzes von $^1/_2$ bis $^2/_3$ m Länge, ist an einem Ende mit einem Haken versehen und wird auf der Innenfläche der Hand befestigt oder mit den drei letzten Fingern festgehalten; am freien Ende ist es mit einem Querfalz zum Einlegen des Speeres versehen und vermehrt die Schleuderkraft des Armes um das Doppelte. Man denke sich, sagt Jukes, daß einer unserer Finger an Länge dem Wurfbrett gleichkäme, und daß, während wir mit dem Daumen oder dem Mittelfinger den Speer hielten, er sich mit dem äußersten Gliede um das Ende des Speeres krümmen könnte, so ist das Geheimniß erklärt, um wie viel durch das Wurfbrett die Anfangsgeschwindigkeit des Speeres beschleunigt werden kann. Bekannter als das Wurfbrett ist in Europa der meist aus dem Zweige einer Akazienart verfertigte Bumerang, welcher die erforderliche Krümmung im Feuer erhält. Er fliegt eine Strecke vorwärts und kehrt dann zum Schleudernden zurück; hat er jedoch das Ziel getroffen, so fällt er zu Boden. Man kann dieser Waffe jede beliebige Richtung geben und verstärkt die Kraft dadurch, daß man den Bumerang flach gegen den Erdboden schleudert, von dem er dann abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt. Wer Billard spielt, weiß, welches Augenmaß dazu gehört, daß ein Ball nach zwei- oder dreimaligem Abspringen von der Billardwand sicher den gewünschten Ball treffe. Mit dem Bumerang vermag nun der Eingeborene bis auf zweihundert Schritt Entfernung Vögel oder kleinere Säugethiere sicher zu treffen. Im Kampfe kann der, welcher diese Waffe in der Luft sieht, nie beurtheilen, welchen Weg sie nehmen

wird. Die in Europa auftretenden, hageren und scheinbar so wenig muskulösen Australier zeigten nach Rud. Virchows Beschreibung hierbei ein prachtvolles, gymnastisches Schauspiel. Mit wunderbarer Gewalt und erstaunlicher Sicherheit schleuderten sie die Bumerangs. War gleichzeitig



Australier, den Bumerang schleudernd.

eine Anzahl ausgeworfen, so flatterten sie in der Luft, als wenn ein ganzes Heer großer Fledermäuse aufgescheucht worden wäre. Die Holzkeulen, roh bearbeitete, dicke Knüppel, deren dickes Ende bald quadratisch abgeflacht, bald morgensternartig mit Zapfen besetzt ist, erinnern an die

südafrikanischen Kirris. Bei den Steinbeilen wird das seines Zweckes halber verschieden gestaltete Stück Quarz mit Harz, Bast oder Sehnen an einem Stocke befestigt. Mit dem Grabstocke, einem 1½ m langen, faustdicken Knüppel, dessen dickeres Ende zugeschärft und im Feuer gehärtet ist, werden von den Frauen, deren unzertrennlicher Begleiter er ist, Wurzeln ausgegraben. Pfeil und Bogen werden verhältnißmäßig nur wenig gebraucht.

Wie steht es nun um die geistigen Eigenschaften dieser Eingeborenen? Selbst wenn, wie Einige behaupten, sie weder Wurfbrett noch Bumerang erfunden haben, so bleibt doch das als Thatsache, daß sie mit größter Fertigkeit und Geschicklichkeit beide zu handhaben verstehen. Ihre Veranlagung ist also keine schlechte. Ihre Sinne sind scharf, denn sie haben den Dingen umher stete Aufmerksamkeit zuzuwenden; das geringste Anzeichen eines jagdbaren Thieres ist zu beachten; während der Wanderung muß alles Eß- und Brauchbare gesammelt werden. Ein höchst nützlicher Begleiter der Reisenden Hunt, Alexander Forrest und John Forrest war der Eingeborene Tommy Windich. Ueber ihn nun äußerte sich der Letztgenannte folgendermaßen: „Er war intelligent, besaß große Kenntnisse des Innern des Landes und war ohne Zweifel der tüchtigste Buschmann, den es je in der Kolonie gegeben. Sein Name hat in jedem Haushalt einen guten Klang, und ich betrauere in ihm einen alten erprobten Begleiter und Freund.“ Sicherlich bildete Windich eine große Ausnahme, aber er beweist doch die Bildungsfähigkeit dieser Rasse. In den Missionsschulen machten Manche gute Fortschritte und zeichneten sich besonders durch ein gutes Gedächtniß aus. J. Kollmann, welcher einige Australier in Basel beobachtete, fand, daß deren geistige Entwicklungsfähigkeit ebenso groß war, wie die der zugleich dort anwesenden Samojeden und wie die der Angehörigen nordamerikanischer Stämme. Noch im Jahre 1879 stellte Woods in seinem Buche über Südaustralien die Behauptung auf: „Diese Eingeborenen wissen nichts von Schrift auch nur in der rohesten Form, wohl aber kennen sie die sogenannten Botenstäbe, welche in Bilderschrift gar mannigfache Nachrichten geben. Solche Stäbe sind zolldick, rund oder flach und 20 bis 30 cm lang, enthalten eingeritzt Figuren von Pflanzen, Thieren und Menschen und außerdem besonders eingekerbte Zeichen, die mehr als Bilderschrift sind.“ Aehnliche Zeichen finden sich auch öfter auf der glatten Rinde mancher Bäume, kommen auch an vielen anderen Gegenständen vor, wie A. W. Howelt im Jahre 1889 in einer Londoner gelehrten Gesellschaft auseinandersetzte. Wie genau derartige Mittheilungen sind, erfahren wir durch John Moore Davis: „Einer meiner Freunde, der vom Edward-Fluß mit Heerden ausgezogen war, wurde bei der Rückkehr durch einen Eingeborenen ersucht, einen Brief mitzunehmen, ein Stück Holz, das mit

Kerben und Linien bedeckt war. Dessen Vater rief dann nach Empfang des Briefes alle eingeborenen Freunde zusammen und las zum größten Erstaunen der anwesenden Weißen vom Holzstücke alle Erlebnisse ab, welche der Zug vom Tage des Abmarsches an bis zur Ankunft an der neuen Station gehabt. Die Natur des durchreisten Gebietes, jedes Nachtquartier waren genau angegeben." Daß die Finger- und Geberdensprache auch bei diesen Stämmen hoch entwickelt ist, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben.

Besitzt ein Mann, was freilich in einem so armen Lande selten vorkommt, die Mittel, für mehrere Frauen und deren Sprößlinge Nahrung zu beschaffen, dann treibt er Vielweiberei; meist aber drückt die Last des Daseins so schwer, daß er sich mit einer „schöneren Hälfte" begnügt und auf sie möglichst viel von sich abwälzt. Nur in den seltensten Fällen erlangt der Mann sein Ehegesponst durch wirklichen Raub aus einem fremden Stamme, meist ist es nur ein fingirter, in welchem nach altem Brauch die Braut hin und her gezerrt wird und zur Belustigung eine Prügelei stattfindet; gewöhnlich aber erhält er die Frau durch Kauf, Tausch oder als Geschenk. Mr. Grey, welcher die australischen Verhältnisse genau kannte, behauptete wohl nicht mit Unrecht, daß die Eingeborenen immer von leidenschaftlicher Liebe für ihre Kinder erfüllt wären, und Taplin äußerte: „Ich habe Männer gekannt, die, wenn die Mutter abwesend oder krank war, ihren Kindern die Wärterin stundenlang und ausgezeichnet ersetzten. Einmal sah ich einen Mann in wilder Wuth Jeden niederschlagen, der in den Bereich seiner Waffe kam, weil er auf der Stirn seines kleinen Jungen einen leichten Blutfleck, durch einen zufällig erhaltenen Schlag verursacht, erblickt hatte. Ich erinnere mich eines Elternpaares, das der Tod des Kindes auf's Tiefste betrübte. Das Kind war geboren worden, ehe das nächstälteste laufen konnte, und sollte also nach der üblichen Sitte getödtet werden. Durch meinen Einfluß blieb sein Leben verschont, die Eltern gewannen es unaussprechlich lieb, und als es starb, legten sie einen Kummer an den Tag, wie ich ihn wohl nie wahrer und ergreifender gefunden habe." Nun dürfen wir freilich zu solchen Lichtseiten auch der Schattenseiten nicht vergessen. Es werden viele Kinder getödtet, nicht allein wenn die Noth, der Hunger es gebieten, sondern auch infolge der Wahnvorstellungen krassen Aberglaubens. Hätten die Engländer in jener Zeit, da sie den Eingeborenen das Land stahlen, sie niederschossen oder in Einöden verjagten, welche noch trostloser waren als die bisherigen, mit jener Nächstenliebe, die ihr sogenanntes Christenthum gebietet, die Eingeborenen zu sich herangezogen, so hätten diese bei den vorhandenen Anlagen schon nach wenigen Generationen eine höhere Kulturstufe erstiegen.

Nimmt das Aussterben der Australier aber in solchem Verhältnisse zu wie bisher, dann wird gewiß die Mitte des nächsten Jahrhunderts sie jenen Stämmen anreihen, welche europäische Selbst- und Habsucht von der Erde vertilgt hat. Zu solchen auf die roheste, unmenschlichste Art vom hochkirchlichen England vernichteten Völkerstämmen gehören

Die Tasmanier

auf Australiens südöstlicher Insel Tasmanien, welche früher Vandiemensland genannt wurde. Auf diesem gebirgigen, mit Regen reichlicher ver-

Lalla Rookh.

sehenen, fruchtbaren und von herrlichem Klima begünstigten Eilande lebte ein den Papuas verwandter Menschenschlag von vorwiegend heiterer, friedfertiger und harmloser Gesinnung, der geistig viel besser veranlagt war, als die absichtlich herabwürdigenden Darstellungen der Engländer ihn schilderten. Wurfbrett und Bumerang, Pfeil und Bogen waren den Tasmaniern unbekannt; sie bekämpften sich und die Jagdthiere mit langen hölzernen Lanzen, Steinäxten, Wurfstöcken, Steinmessern und hölzernen

Keulen. Ihre Behausung war entweder ein ausgebrannter hohler Baumstamm oder eine halbkugelförmige, aus Stämmen und Zweigen geflochtene Hütte, auch wohl ein aus Baumzweigen hergestellter und mit Gras bedeckter Windschirm, oder eine der australischen ähnliche Rindenhütte. Sie besaßen kahnartige Fahrzeuge aus Baumrinde oder Rohrstengeln oder ausgespannten Thierfellen, manche auch eine Art Ruder. Außer von höheren Thieren lebten sie vornämlich von Fischen und Austern; Menschenfresser gab es hier nicht. Die Photographien, welche von dem letzten

William Lanney.

Tasmanier, William Lanney, und der letzten Frau, Lalla Rookh, genommen wurden, zeigen uns deutlich, wie treffend die Schilderungen Cooks und seines Schiffsarztes Anderson waren. Sie wären vorwiegend schlank, ebenmäßig, von gewöhnlicher Statur, wollhaarig, aber weder mit platten Nasen noch dicken Lippen. „Ihre Züge waren weit entfernt davon, unangenehm zu sein.“ Die Kinder werden sogar als hübsch geschildert, und aus den entrüsteten Bemerkungen über die Bemühungen einiger „Gentlemen“ seines Schiffes, sich durch Geschenke und Zärtlichthun die

Gunst tasmanischer Frauen zu erwerben, darf man wohl schließen, daß diese nicht gerade abstoßend häßlich gewesen seien. Die Hautfarbe war gräulich-schwarz, die mittelgroßen Augen zeigten offenen und freien Ausdruck, der breite Mund erschien durch den mit Fett getränkten Bart noch breiter, die Zähne waren nicht so weiß wie bei anderen dunkelfarbigen Rassen. „Beide Geschlechter gehen ganz nackt und tragen keinen Schmuck, wenn man nicht etwa als solchen und als Beweis für ihre Neigung zum Zierrath einige große Punkturen oder Narben auf verschiedenen Theilen ihres Körpers ansehen will, von denen einige in geraden, andere in gebogenen Linien verliefen." Spätere Beobachter sahen manche Eingeborene mit Fellen um Rücken und Lenden, mit Fellstreifen und Schnüren um den Hals, mit Fellsandalen, wie sie die Australier nicht kennen, mit bemaltem Körper, roth gefärbtem Haar oder auch, wie bei manchen Frauen, mit einer Art Tonsur. Für die voreuropäische Zeit schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf 6 bis 8000, 1815 auf 5000, 1860 auf 16. „Um das Unrecht, welches man an ihnen begangen," schreibt Friedr. Ratzel, „an diesem letzten Reste zu sühnen, wurde diese kleine Schaar am Oyster Cove angesammelt und mit allen Lebensbedürfnissen von Seiten der Regierung versorgt. Aber Alle starben rasch dahin, und mit der obenerwähnten Lalla Rookh erlosch der Stamm der Tasmanier 1876. Im Jahre 1803 hatte England die Insel besetzt; der Todeskampf dieses merkwürdigen Volkes hat also nicht länger als die Dauer eines Menschenalters gewährt."

Die Inselbewohner des Großen Ozeans.

Von der malaiischen Inselwelt an der Südostseite Asiens und von Australien an findet sich nach Osten hin durch den Großen Ozean eine Menge von wenigen großen und sehr vielen kleinen Inseln, welche die Geographen zu mehreren Gruppen zusammengestellt haben.

Die erste Gruppe, die papuanische Inselreihe oder Melanesien (schwarze Inselwelt), reicht von Papua oder Neu-Guinea bis zu den Viti-Inseln.

Die zweite Gruppe, Mikronesien (kleine Inselwelt), umfaßt die östlich von den Philippinen liegenden Palau-Inseln, die Karolinen, Marianen oder Ladronen, die Gilbert- oder Kingsmill- und die Marshall-Inseln.

Zu der dritten Gruppe, Polynesien (viele Inseln), gehören die übrigen Inseln.

Schon vor mehreren tausend Jahren, so glaubt man aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen, haben sich auf diesen Inseln des Großen Ozeans Menschen angesiedelt; in welcher Richtung aber, unter welchen Umständen und Veranlassungen diese Ansiedelungen stattfanden, darüber sind wir noch völlig auf Muthmaßungen hingewiesen. Wir übergehen sie. Der Boden mancher Inseln ist vulkanisch, Lavaergüsse und Erdbeben sind auf ihnen nicht selten, auf anderen wirkt noch eigenartiger die Thätigkeit der Korallenthiere, deren unausgesetzte Arbeit im Großen Ozean für den Menschen von so hoher Bedeutung ist. Das durch das Meer überall gemilderte Klima ist selbst innerhalb der Tropen für den Europäer angenehm. So reich die Pflanzenwelt an Nähr- und Nutzpflanzen ist, so arm ist, was von uns hier besonders in Betracht zu ziehen ist, die Thierwelt an Säugern, und je mehr nach Osten, um so mehr nimmt diese Armuth zu. Von Kulturvölkern eingeführte Hausthiere haben sich manchen Orts gut eingewöhnt und gedeihen vortrefflich.

Betrachten wir nun die Bewohner der ersten Inselgruppe.

Die Melanester (Papuas).

Das malaiische Wort papuwah bedeutet kraushaarig, und mit ihm wurde die dunkle Bevölkerung Neu-Guineas und der anderen Inseln bezeichnet, doch nennen sie sich selbst nicht so, sondern jeder einzelne der vielen Stämme mit verschiedener Sprache führt einen besonderen Namen. Die Körpergröße dieser Rasse ist unbedeutend. Nach den bis jetzt vorliegenden genauen Messungen wird eine durchschnittliche Größe von 1,50 bis 1,60 m anzunehmen sein. Im westlichen Gebiet des Kaiser Wilhelmlandes traf Otto Finsch Papuas, deren stärkste Männer sogar 1,70 m maßen. Nach einem Materiale, wie es zuvor Niemandem zu Gebote stand, hat Rudolf Krause durch genaue Untersuchungen im früheren Museum Godefroy in Hamburg gefunden, daß die dunkle Rasse der Papuas dem Schädel nach zu den Langköpfen gehört, daß sie am reinsten und unvermischtesten auf Neu-Guinea, Neu-Vorpommern (Neu-Britannien), auf den Neuen Hebriden sich zeigt, auch auf der zu den Karolinen gezählten Insel Ponape und in Nordostaustralien, daß schließlich aller Wahrscheinlichkeit nach hierher auch die Bewohner der Salomo-Inseln und Neu-Kaledoniens zu rechnen sind. Als charakteristisch für sie ist der lange, schmale Kopf, das mehr zusammengedrückte vorspringende Gesicht, der hervorgewölbte, dicke, knöcherne Augenbrauenbogen, der große, mitunter schnauzenförmig

vorgetriebene Mund, die große, meiſt gebogene Naſe, deren Spitze nach unten gezogen, mit breiten Löchern und dickem Rücken. Ihr Körper iſt verhältnißmäßig kräftig, der Bartwuchs reichlich, die Hautfarbe tief dunkel, das Haupthaar ſchwarz. Durch die Naſe erhält der Geſichtsausdruck einen jüdiſchen Anſtrich, der keinem Beobachter bisher entgangen iſt. Noch jetzt vertreten manche Forſcher die Anſicht, daß mit den Papuas nahe verwandt

Papua.

ſind jene ſchwarzen Eingeborenen auf den Philippinen, welche die dortigen Spanier Negritos (kleine Neger), die Tagalen in ihrer malaiiſchen Mundart Ita oder Aeta (Schwarze) nennen. Ueber die Charaktereigenſchaften der Papuas gehen die Meinungen der Reiſenden weit auseinander. Georg Forſter entwirft eine ſehr liebenswürdige Schilderung von ihnen, während Andere nichts als „eine Beſtie, eine äußerſt begabte, intelligente, ſelbſt künſtleriſcher Leiſtungen fähige Beſtie“ in ihnen ſehen wollen

Van Hasselt brachte vor einiger Zeit ein Papua-Mädchen Namens Kandaze aus Neuguinea als Dienerin nach Berlin, welche Professor Rudolph Virchow genauer untersuchen konnte. Die Messungen ergaben, daß Kandazes Schädelverhältnisse völlig verschieden sind von denjenigen, welche die in dem Berliner Museum vorhandenen Negrito-Schädel von den Philippinen darbieten. Ihr Kopf ist lang und schmal, die Verhältnisse der einzelnen Theile der Gliedmaßen untereinander und zum Rumpfe zeigen durchaus nicht einen niederen Typus. Kandaze ist 1,576 m hoch

Papua im Kriegsschmuck.

und hat zierliche Hände und Füße. Die Nägel, besonders die der Füße, sind weiß, die große Zehe steht am meisten vor und ist wie die anderen, mit Ausnahme der gebogenen kleinen Zehe, gerade. Obgleich der Fuß seit längerer Zeit in Schuhen stak, konnte sie ihn als Hand gebrauchen, damit greifen und präsentiren. Da sie sich schon längere Zeit im nördlicheren Klima aufgehalten, ist ihre Körperfarbe erheblich verblaßt, besonders an den Theilen, welche der Luft ausgesetzt waren. Die Haarfarbe ist rein schwarz, das Haar selber ist nicht „wollig", sondern wellig, und die Windungen liegen in derselben Ebene; in kürzere Stücke zertheilt, legt es

sich in flache Bogen, nicht in enge Ringe, wie beim Negerhaare; im Querschnitte zeigt es ein von den Seiten zusammengedrücktes Oval, während der der Afrikaner oval, der der Europäer kreisrund ist. Die sehr schmale Stirn geht gerade in die Höhe, hat stark hervortretende Höcker und ist eher viereckig als dachförmig, wie die der Negritos. Das eigentliche Gesicht ist breit, die Nase sehr niedrig, die Kiefer stark hervortretend, die Lippen ziemlich stark. Kandaze ist höchst empfindlich, sehr schamhaft, sehr erregbar; man sieht in der Gesichtsfarbe das Wechseln der Gemüthsbewegungen, wie sie auf die Blutgefäße ihren Einfluß ausüben. In der Bildung der Brüste nähert sie sich mehr einer Europäerin. Ein ungefähr zwanzigjähriger Salomo-Insulaner, welchen der Kapitain A. Höpffner als Matrose nach Hamburg gebracht hatte, und der seinen Dienst mit Geschick und Verständniß erfüllte, erinnerte in der Gesammterscheinung nicht wenig an Kandaze.

Genährt sind die Papuas trotz aller Unregelmäßigkeit in ihrer Nahrungsweise im Allgemeinen nicht schlecht, denn auffallend magere Personen werden nicht beobachtet, aber auch nie fette. Nur unverheirathete Männer und Mädchen, welche allein auf die Pflege ihres Körpers etwas mehr zu geben scheinen, besitzen ein genügendes Fettpolster, um die Formen abgerundet erscheinen zu lassen. Kinder haben häufig, zum großen Theil infolge von Eingeweidewürmern, sehr dicke, sogenannte „Kartoffelbäuche". Die Zähne sind gut gebildet, perlenweiß, die Augen dunkel, lebhaft und offen und glänzen in der Erregung in unheimlichem Feuer. Soll der Papua unter fremdem Einfluß handeln, so zeigt das Auge Unruhe und Mangel an Selbstvertrauen, während bei Mittheilungen ihm faßlicher Begriffe es Erstaunen und Neugierde ausdrückt. Otto Finsch, welcher gründliche Forschungen in jenen Gegenden angestellt, giebt uns in seinen „Samoa-Fahrten" über die so häufig mißverstandene Hautfärbung der Papuas endgültige Erklärung. Die Bezeichnung der Haut als „schwarz" oder gar „bläulich schwarz" wäre völlig unrichtig. Man kann sich noch nicht daran gewöhnen, innerhalb einer Rasse so erhebliche Färbungsverschiedenheiten zu finden, die gerade bei der papuanischen mehr als bei anderen vorzukommen scheinen. Freilich herrscht eine dunkle Färbung vor, aber wie das vorzugsweise vorhandene satte Braun sich durch Tiefbraun bis zum Schwarz des echten Negers steigert, so geht es andererseits bis zu den lichten Tönen der Polynesier und selbst der Malaien herab. Man darf die frühere Auffassung von der Beständigkeit der Färbung nicht allzu starr festhalten, weil bei farbigen Völkern kleine Abweichungen in den Farbentönen sehr häufig rein individueller Natur, etwas ganz Gewöhnliches und Selbstverständliches sind. Auch hier kommt große

Verschiedenheit in den Gesichtszügen vor, echte jüdische Gesichter mit stark gebogenen Nasen waren nichts Seltenes, und an Beimischung dieser Rasse wird doch wohl Niemand denken wollen. Außer der Nase verleiht auch der Bart, welchen die meisten älteren Männer stehen lassen, dem Gesichte nicht selten einen echt semitischen Ausdruck. Es ist merkwürdig, daß von dunklen Eltern zuweilen ganz helle Kinder abstammen, während umgekehrt ein solcher Fall noch kaum bekannt sein dürfte. An der Südostküste Neuguineas lernte z. B. Otto Finsch eine Papuafamilie kennen, deren sehr dunkel gefärbte Eltern zwei dunkle und zwei helle Kinder, so weiß wie europäische, besaßen. Ein Mißtrauen, wie wir es in solchem Falle hegen würden, besitzen die dortigen Eingeborenen nicht. Bei den Leuten am Caprivi-Flusse lernte dieser Reisende sogar einen echten Albino kennen, dessen Haar blond war und dessen Augen die Sonne nicht vertragen konnten. Die Neukaledonier, welchen häufig, aber wohl irrthümlich, die polynesische Bezeichnung „Kanaken", d. h. Menschen, beigelegt wird, sind oft chokolade- oder sehr dunkel kupferbraun, ins russig Schwarze übergehend, mit krausem Haar, dicken Lippen, großem Mund und lebhaften, ausdrucksvollen Augen. Die Viti schilderte Max Buchner nach längerem Aufenthalte als schöne, schlanke, muskulöse Menschen, die gleichmäßig entwickelt sind, ohne die Extreme der bei uns vorkommenden Riesen und Zwerge, Dickwänste und Klapperskelete. Ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm, oft edel; die Nase breit, die Nüstern weit geöffnet, der Mund sinnlich voll, ohne unschön zu sein, die horizontal geschlitzten Augen dunkelblau, die Haut braun, chokolade- bis rothbraun, bald heller, bald dunkler. Der Bartwuchs ist reichlich, Greise haben weiße Haare und weißen Bart. Unter den jüngeren Weibern sah er hübsche Gestalten mit freundlichen Zügen. Ihre Formen sind zuweilen sehr üppig.

Früher wurde großes Gewicht gelegt auf das angeblich büschelartig wachsende Haar der Papuas; man wollte darin einen Unterschied von den afrikanischen Negern sehen, doch haben neuere, genaue Forschungen die Unhaltbarkeit dieser Ansicht gezeigt. Das Körperhaar wird stets sorgfältig entfernt, das schwarze Haupthaar wird dagegen mit Aetzkalk und Kohle einer eingehenden Behandlung unterzogen. Es umgiebt dann entweder den Kopf wie ein mächtiger turbanähnlicher Wulst, oder es hängt in der Form zahlreicher dünner Stränge und Büschel lang herab. Solche Kalk- oder Kohlenperrücke wird am meisten gepflegt auf den Viti-Inseln, die Bewohner der Salomo-Gruppe scheeren es sich dagegen, andere flechten es in Zöpfe, die sie mit Gummi zusammenkleben, auch wohl roth, schwarz, gelb oder weiß färben und mit Federn, Blumen, Muscheln oder kleinen Bambusstäben verzieren. Auf Malicollo erreichen

dieſe ſteifen Zöpfe nur die Dicke des Federkieles einer Taube, und deshalb kann man, wie G. Forſter meint, die Zöpfe, „wenn ſie kurz ſind, am beſten mit den Stacheln eines ſich ſträubenden Stachelſchweines vergleichen.“ Höher ſtehende Viti-Inſulaner halten ſich eigene Haarkräusler, welche jeden Tag ſtundenlang mit der Verſchönerung ihrer Perrücken ſich zu ſchaffen machen. Otto Finſch erzählt, daß an der Aſtrolabe-Bai ältere Weiber das Haar meiſt kurz abgeſchnitten und mit ſchwarzer Farbe eingeſchmiert tragen; bei jüngeren Weibern und bei Mädchen gelten dicht verfilzte Locken, die von Farbe, Schmutz und Fett ſtarren und an der Stirn oft bis über die Augen herabfallen, als beſonders elegant. Stutzer — und wo auf der Erde gäbe es keine! — verwenden auf ihre Friſur mehr Zeit, als bei uns eine Modedame. Das Haar wird mit einem Kamme ſo aufgezauſt, daß es eine weit abſtehende Wolke bildet, dann mit Farbe und Erde eingerieben und ſchließlich auch hier mit Blumen und Federn geſchmückt. Am Friedrich Wilhelms-Hafen lieben junge Leute ein glattes Geſicht und reißen daher die hervorſprießenden Barthaare ſorgfältig aus, desgleichen auch die Augenbrauen. Sie raſiren das Stirn- und Nackenhaar, damit recht viele, rothe Farbe das Geſicht zieren kann. Gewöhnlich genügt ein Längsſtrich über Stirn und Naſe und ein paar Querſtreifen über die Backen, zuweilen auch ein weißer Ring um das Auge. Wer aber recht viele, theure, rothe Farbe ſich verſchaffen kann, der malt das ganze Geſicht, den Rücken, auch Armbänder, Ohrringe, Pfeil- und Speerſpitzen roth an, weil das die Farbe der Freude iſt und nur ausnahmsweiſe Zeichen des Krieges. Auf der Teſte-Inſel, wo kein Halbblut exiſtirt, ſah O. Finſch auch ſchlichthaarige Individuen und nicht ſelten Kinder mit blondem Haar (natürlich ohne Einwirkung von Kalk); die Haartracht des männlichen und weiblichen Geſchlechts war die gleiche, nämlich dichtverfilzte Nackenſträhne. An der Nordküſte vereinigt man das Haar am Hinterkopf zu einem abſtehenden verfilzten Zopf, der häufig in einem zierlich geflochtenen kegelförmigen Körbchen ſteckt, und gewaltige Zwickelbärte zieren das Kinn. Das Körbchen ſchmücken Manche dann noch mit Binden aus Hundezähnen und Blättern, Andere mit Streifen des weiß und rothgelb gefleckten Felles einer Beutelthierart und tragen im Zwickelbart zwei der Länge nach geſpaltene und dünn geſchliffene Eberhauer. Ueber die Friſuren der Europäerinnen der verſchiedenen Jahrhunderte giebt es dickleibige Bücher; ein ſolches könnte man auch über die der Papuas ſchreiben. Manche laſſen ihre Friſur jahrelang unberührt und ſchonen ſie in der Nacht durch ein ſchmales, unter den Nacken geſchobenes Holzgeſtell, das ſich auch bei vielen anderen Völkerſtämmen findet. Um nun die bedächtig einherſchreitenden Kopfbewohner in dieſen Haarpaläſten

zu tödten, ohne das Gebäude zu ruiniren, begießt sich der Papua gern mit scharfriechenden Oelen, das dann in trüben Bächen am Rücken herabfließt. Waschen kennt der Eingeborene nicht, er badet auch selten. Wo jetzt auf den Viti-Inseln Missionäre gebieten, tragen beide Geschlechter das Haar kurz.

Ihre Mahlzeiten nehmen nach Fried. Ratzel die Papuas zweimal am Tage ein, die Hauptmahlzeit am Spätnachmittage oder am Abend. Wo sie die Speisen im Ofen bereiten, kochen sie nur einmal, wo aber in Töpfen, zweimal am Tage. Die Hauptnahrung besteht in Vegetabilien: Brotfrucht, Banane, Kokosnuß, Sago, Yam und Taro, ist also leicht verdaulich und einfach zubereitet. Von Thieren werden gegessen: Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Krebse, Schalthiere und als Delikatesse die Larve eines Borkenkäfers. Die Gewinnung des Feuers wird allgemein durch Reiben zweier Hölzer erreicht. Als geistiges Getränk ist die Kava oder Ava üblich, das meist durch Kauen der Wurzeln gewonnen wird; es wird aber nicht überall gleich stark getrunken, denn auf einigen Inseln trinken es die Häuptlinge wie wir den Kaffee, auf anderen nimmt man es überhaupt nur selten. Trunkenbolde sind eine Seltenheit. Von der Humboldtbai meldet van der Aa, daß dort auch die Sitte des Erdessens vorkomme. Wie im früheren, heidnischen Europa christliche Sendboten, wenn es ihnen nützlich erschien, alte heidnische Sitten theilweise nur ummodelten, so machten es in diesem Jahrhundert die Missionäre auf Viti. Um in Kokosnüssen ihren Zehnt von den Eingeborenen erheben zu können, bedienten sich die Engländer des heidnischen Gebotes, erklärten die Pflanzungen für „Tabu“ (unverletzlich) und steckten fast vor jedem Kokoshaine drei oder vier Stangen in die Erde, an deren Spitze Strohbüschel als Zeichen der Unverletzlichkeit hingen. Ein beliebtes Genußmittel ist der Tabak, der wahrscheinlich bei den Papuas schon lange heimisch ist, denn nach Maclay war er schon vor Ankunft der Weißen bekannt und wurde von O. Finsch an Plätzen vorgefunden, die er zuerst von allen Europäern berührte. Es ist der gewöhnliche Bauerntabak, dessen Erträge selbst einen Theil des Tauschhandels bilden. Als Rauchgeräth dient der „Baubau“ oder Kirä, den selbst die sonst überall beliebte Thonpfeife nicht verdrängen konnte; er besteht aus einem langen Stück Bambus mit einem Loche, in welches eine kleine mit Tabak gefüllte Blattdüte gesteckt wird. Ist diese angezündet, so wird das Rohr voll Rauch gesogen, die Düte herausgenommen und dem Nachbar gegeben. Aus dem kleinen Loche wird dann der Rauch eingesogen oder vielmehr verschluckt. Die Wirkung ist betäubend, aber schon kleine Kinder sind daran gewöhnt, und der „Baubau“ ist unzertrennlich mit dem Leben der Leute an der Südostküste Neuguineas verknüpft. Eine Art Zigarre erhält man aus

getrockneten Blättern, die man in ein grünes Baumblatt wickelt. Sie glimmt natürlich schlecht und bedarf stets glühender Kohlen, um sie in Brand zu halten. Auch von solcher Zigarre genügen einige Züge, um den Raucher zu betäuben. Die Leutchen nahmen O. Finsch ungenirt die europäische Zigarre von den Lippen, um einige Züge zu erhaschen. Später vertröstete er sie stets auf die Stummel, die bald ein gesuchter Artikel wurden.

Wie steht es nun um die Menschenfresserei bei den Papuas? A. B. Meyer berichtete Folgendes über die Karungare an der Ostküste der Geelvinksbai, welche die niedrigste Stufe einnehmen sollen. Sie gingen splitternackt, besäßen keine Häuser, lebten in ganz kleinen Schaaren ein wahres Nomadenleben; sie verspeisten ihre eigenen Todten und jeden Menschen aus der Nachbarschaft, der ihnen nahte. Aehnliche Menschenfresser sollten in den Bergen der kleinen Insel Jobi in derselben Bai hausen und vor einigen Jahren selbst noch in Doreh. Auf den Viti-Inseln waren nach Buchner die Adeligen und Vornehmen die schlimmsten Kannibalen der Erde. Indeß glaube ich nicht, daß man Alles für wahr zu halten braucht, was von den Missionären hierüber berichtet wird, denen daran gelegen sein mußte, die Heiden möglichst schwarz und damit den Glorienschein ihrer Bekehrung möglichst strahlend zu machen. Ich vermag auch durchaus nicht vor dem Kannibalismus ebenso entsetzt die Augen zu verdrehen, wie dies für Manche zum guten Ton zu gehören scheint, wenn ich an die Rechtsgebräuche unserer biederen Vorfahren denke. Dennoch kann Niemand leugnen, daß die Zustände der Viti in der vorchristlichen Zeit gräßlich genug waren. Es wird mit allem Anschein von Glaubwürdigkeit erzählt, daß ein Mann einmal seine Frau, mit der er in Eintracht lebte, lebendig in den Ofen schob, kochte und fraß, blos um in den Ruf eines fürchterlichen Menschen, eines verfluchten Kerls zu kommen. Oefter erblicken wir in manchen uns unverständlichen Gebräuchen vermuthliche Reste von Menschenfresserei. O. Finsch bot einst einer Frau für eine Art Haarschmuck einen sehr hohen Preis, aber vergeblich, da das Haar von ihrer verstorbenen Schwester herrührte. War das nicht ein schöner Beweis von Pietät gegen Verstorbene? Andere tragen als Armbänder Unterkiefer naher Anverwandten, welche Unkundige als Zeichen der Menschenfresserei ausgaben. Die Mission hat diese Armbänder abgeschafft. Auf den d'Entrecasteaux-Inseln sah Finsch fünfzehn Schädel, deren Hinterhaupt zertrümmert war, ganz so wie Kannibalen zu thun pflegen, um die größte Delikatesse, das Gehirn, zu erlangen.

Das hauptsächlichste Werkzeug für den Ackerbau ist ein Stock von der Länge unserer Heugabel, welcher an dem einen Ende schräg abgeschnitten ist

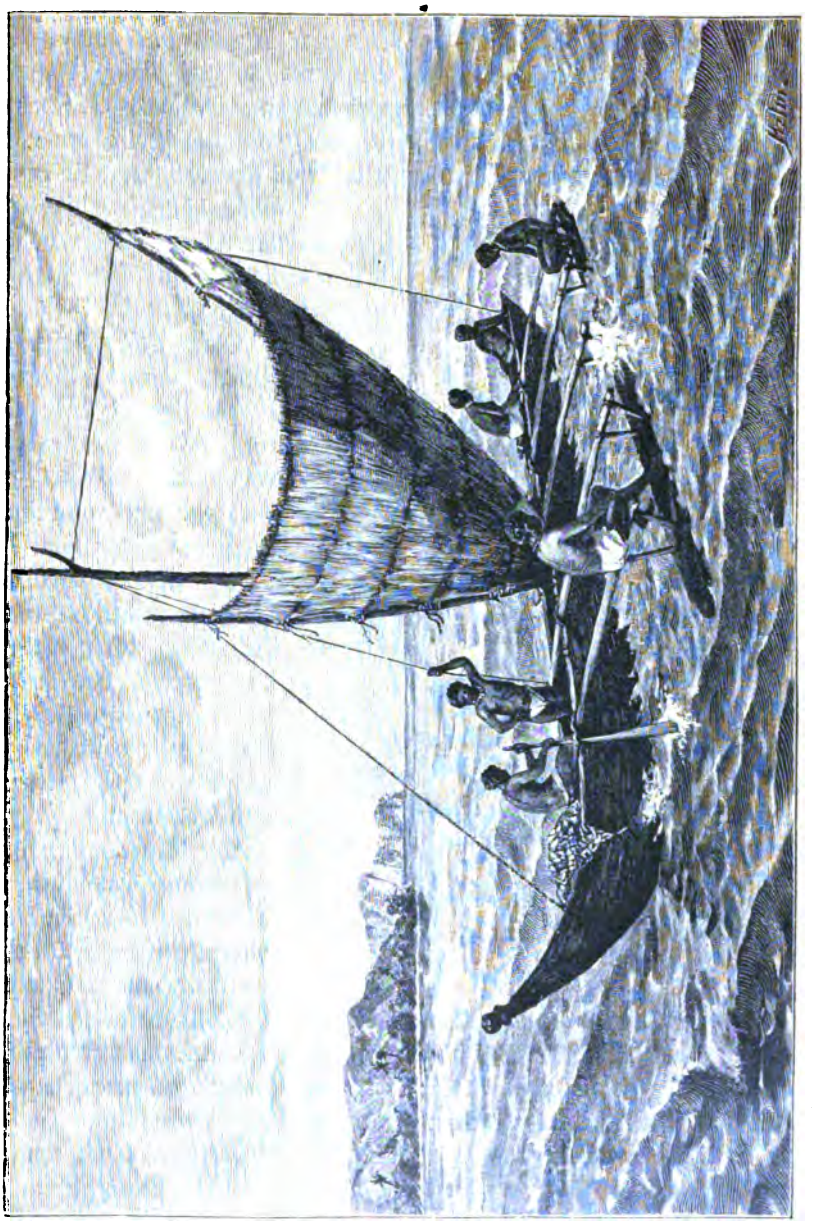
wie eine Schreibfeder. Mit ihm wird der Boden aufgebrochen, und die gelockerten Erdschollen nachher von Knaben zerbröckelt. Ackerbau findet sich bei dieser ganzen Gruppe, seine Entwicklung ist jedoch auf den verschiedenen Inseln sehr verschieden, sie steht am höchsten auf den Viti-Inseln. In ganz Melanesien liegen die Plantagen weit von den Dörfern entfernt, gewöhnlich an Bergabhängen oder mitten im Urwalde, und die Urbarmachung einer größeren Waldstrecke im Tropenlande ist für Leute, die noch in der Steinperiode leben, eine mühevolle und schwere Arbeit. Das Feuer in solchem Walde hilft nur wenig, mit Steinärten sollen die kleineren Bäume gefällt, die Aeste abgehackt, und später muß das Land eingezäunt werden. Die Bodenbearbeitung stellt diese ganze Rasse auf eine höhere Stufe der Gesittung, welche selbst der Kannibalismus mancher Stämme nicht abzuschwächen vermag. Die Viehzucht ist hier vorzugsweise auf Schweine beschränkt. Mit größter Zärtlichkeit werden diese Thiere behandelt, von Frauen sogar häufig genährt an der Brust. Neben Landbau wird an den Ufern und Gestaden überall Fischfang getrieben, wie die schönen Netze, die Haken und Speere jedem Reisenden zeigen.

Frauen in Humboldtbai.

Die Wasserfahrzeuge, die trefflichen Pirogues oder Kanus, bestehen gewöhnlich aus einem 20 bis 30 Fuß langen ausgehöhlten Baumstamme, dem jederseits ein bis zwei Bretter aufgelascht sind, um sie höher und tragfähiger zu machen; sie sind mit allerlei bunten Figuren bemalt. Das Auslegergerüst wird gebildet aus zwei langen Querhölzern und dem 14 Fuß

langen Auslegerbalken. In der Mitte des Kanu ist eine Plattform mit einem käfigartigen Aufbau, in welchem Waaren, Vorräthe und Waffen untergebracht werden. An einem, bisweilen an zwei Masten, hängt als Segel ein Mattengeflecht. Neben solchen Fahrzeugen in besserer oder minder guter Bauart giebt es auch recht einfache, kleinere oder größere Flöße und höchst sonderbare kleine Wasserkutschen, die nur aus zusammengebundenen Palmblattstielen bestehen, mit denen sich aber ein Knabe oder junger Mensch über eine Meile in das Meer hinauswagt und als Ruder nichts Anderes als einen Palmblattstiel mit sich führt.

Ein tief herabgehendes, kahnartiges Dach kennzeichnet die Häuser in diesem Theile der Erde, deren Größe und Gestalt mannigfach wechseln. Nach Fr. Ratzel hat das auf 5 bis 6 m hohen Pfählen stehende Haus in Neuguinea die Gestalt eines länglichen Vierecks von 4 bis 10 m Länge und 4 bis 7 m Breite, auf den Salomo-Inseln dagegen durchschnittlich 15 bis 22 m Länge und 12 m Breite. Das Dach ist mit Palmblättern oder Gras gedeckt, die 6 m hohen Seitenwände sind aus Bambus geflochten. Häufig sind an den Eingängen der Schmalseiten Veranden angebracht. Die Grundform eines anderen Hausstiles ist der Kreis oder das Oval mit Kegeldach, oft auch die Bienenkorbform. Da die Häuser auf Pfählen stehen, so ist es ziemlich nebensächlich, ob diese auf dem Festlande oder im Wasser (auch im Meere) eingelassen sind. Die Anlage und Gestalt der vorgeschichtlichen Pfahldörfer der Schweiz sind hier noch, wenn auch aus anderem Material erbaut, deutlich zu erkennen. Der Fußboden besteht aus dickeren Querbalken und dichten Lagen dünnerer Bambusstäbe, die dort, wo der Heerd ist, mit einer Erdschicht bedeckt sind, Fenster fehlen. Auf Isabel wohnen die Leute wegen der vielen Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen in sogenannten Baumdörfern. In einer Höhe von 25 bis 30 Fuß sind im dicken Geäst der Bäume die Hütten angebracht, und Leitern, die emporgezogen werden können, führen hinauf. Wie schnell, wenn viele Hände helfen, ein Holzhaus für Europäer hergestellt werden kann, erzählt uns Otto Finsch. Er hatte nach der Station Blumenthal nur Pfosten und Latten für Gestell und Dachstuhl, sowie Bretter zur Diele und Fensterladen mitgebracht. Die Eingeborenen erhielten alle den gleichen Tagelohn, nämlich einige kleine Stangen Tabak, gleichgültig ob einer viel oder wenig arbeitete, ob er noch Knabe oder gar der Häuptling selber war. Eine wahre Arbeitswuth bemächtigte sich Aller. Am ersten Tage: Bäume fällen, Klären des Platzes von 120 Fuß Breite und 170 Fuß Tiefe; Graben von 24 Löchern und Einrammen der Pfähle. Zweiter Tag: Dielen legen, Pfosten und Dachstuhl aufsetzen. Dritter Tag: Fenster und Thüren einsetzen, Dach decken.



Piroque der Papuas.

Vierter Tag: Dach vollendet, Innenwände gemacht. Fünfter Tag: Seitenwände aufgeführt — und fertig war das Haus. Geht das nicht schnell? „Wird wohl auch danach gewesen sein", höre ich Zweifler einwerfen. Ja, ein Palast war es nicht, aber ein Haus, das 40 Fuß lang, 14 Fuß breit und 16 Fuß hoch war und für jene Verhältnisse einen ausgezeichneten Bau repräsentirte. Zum Glück erlahmte der Eifer der Leute, der nie lange anhält, nicht; wer weiß, wie lange der Bau gedauert, wenn sie aufgehört hätten und Finsch mit nur zwei Europäern Alles hätte fertigstellen müssen.

Krieger von Finschhafen.

Oskar Peschel äußerte einmal, daß die Bekleidung in einem gewissen Verhältnisse zur Körperfarbe stände, indem sie von den dunkleren zu den helleren Menschen hin zunähme. Bei den dunklen Papuas und den helleren Polyneſiern trifft dieſer Ausſpruch zu. Auf Neuguinea iſt geringe Bekleidung Regel, vollſtändige Nacktheit dagegen eine ſeltene Ausnahme.

Die Tätowierung iſt weit verbreitet und beſteht in manchen Gegenden beſonders in Hautnarben, wie wir ſie bei den Auſtraliern finden, und auch hier und da beim weiblichen Geſchlechte. Finſch ſah kleine Mädchen, noch im Kindesalter, bei denen man mit dieſer, übrigens wenig ſchmerzhaften Körperverzierung bereits begonnen hatte. Zuerſt wird mit Ruß aus gebrannter Kokosnußſchale mittels eines Hölzchens die Figur aufgezeichnet. Die ſchwarze Farbe wird dann mit einem ſpitzen Inſtrumente (Dorn) in die Haut eingeſchlagen und die Zeichnung erſcheint, nachdem der leichte Schorf abgeheilt iſt, klar und deutlich.

Die Gewerbthätigkeit dieſer dunklen Raſſe ſteht auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe. Als Cook in Tonga die Erzeugniſſe des Handwerks

ſah, ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Meiſterhaft geſchnitzte Keulen und Speere, bunte Matten, Irdengefäße und einige andere Artikel, alle hatten einen Zug von Ueberlegenheit in der Ausführung.“ Waffen erreichen auf den Salomo-Inſeln ihre höchſte Entwicklung. Induſtrielle Arbeitstheilung findet ſich bei den Motu auf Neuguinea. Thongefäße von wirklicher Schönheit werden hier gefunden, obgleich es noch jetzt einige Theile giebt (Maclay-küſte, Neue Hebriden), wo Töpferei nicht vorgefunden wird. Neuguinea und die Viti-Inſeln ſind die äußerſten öſtlichen Punkte der Verbreitung der Thongefäße auf der Inſelwelt des Großen Ozeans. Man kennt hier die Drehſcheibe nicht, iſt aber ſehr geſchickt im Brennen der Gefäße. Die Kochgefäße zeigen eine elegante Urnenform, Töpfe mit verzierten Deckeln ſind nicht ſelten, ſeitliche Henkel aber fehlen ihnen. Töpferei iſt meiſt Sache der Frauen. Rindenzeug gewinnt man durch Weichklopfen des abgeſchälten Baſtes eines Gummibaumes. Das Flechten von Matten und anderem Flechtwerk wird viel geübt; aus Matten werden auch Taſchen und Körbe verfertigt. Treffliche Holzſchnitzereien zeigen die Waffen, Werkzeuge, Masken und beſonders die phantaſtiſchen Kahn- und Hausaufſätze. Die aufgetragenen Farben ſind roth, weiß und ſchwarz. Die Werkzeuge, mit welchen ſo kunſtvolle Arbeiten hergeſtellt werden, waren vor der jüngſten Einführung des Eiſens äußerſt einfach, nämlich die Steinart in verſchiedener Größe und Geſtalt, ſowie ſcharfe große und kleine Muſchelſchalen, in Holz eingeſetzte Rattenzähne, Seeigelſtacheln, glühende Stäbe, die Haut der Rochen und Bimsſtein. Ständige Handwerker giebt es dort

Aelterer Mann von Ruluana, im Norden Neu-Britanniens (Blanche-Bai).

nicht; Jeder übt ſich in Allem und, was die Hauptſache, er hat zu Allem ſehr viel Zeit übrig. Intereſſant iſt die Beobachtung, daß die Neukaledonier, welche ſeit Anfang der ſiebziger Jahre durch regere Berührung mit den Europäern eiſerne Beile erhielten, dieſe in Holz nachahmen und ſogar die Fabrikmarke genau wiedergeben. Während ſeines Aufenthaltes bei den Papuas bedauerte Otto Finſch aufrichtig, von den dortigen großen Kanus nicht ein Exemplar nach Deutſchland ſchicken zu können. Ein ſolches würde am beſten zeigen, was die unſcheinbare Steinaxt in der Hand des Eingeborenen zu leiſten vermag, denn Jedermann würde über die techniſch ausgezeichnete Bauart, die Eleganz und ſtilvolle Ausſchmückung erſtaunen. Wie lange wird es noch dauern, und kein ſolches mit Steinwerkzeugen hergeſtelltes Kunſtwerk wird mehr zu haben ſein. Solche Steinäxte, meiſt mit einer Klinge aus dioritiſchem Geſtein oder aus der Rieſenmuſchel verſehen, gleichen am Finſchhafen häufig denen aus der Hoodbai an der Südoſtküſte, welche ſich durch Drehbarkeit der Klinge auszeichnen. Sie geben ſie ungern fort, am leichteſten gegen Hobeleiſen, die jetzt überall ſehr geſucht ſind. Derſelbe Reiſende konnte auch auf der Teſte-Inſel die Herſtellung der Töpfe beobachten, die dort nicht wie in Bilibili oder Port Moresby aus einem Klumpen Lehm mittels eines Steines und Klopfers getrieben, ſondern mit der Hand geformt werden. Die Töpferin macht nämlich aus Thon eine wurſtförmige, etwa daumendicke Rolle, die ſie ſpiralig aufbaut und mit den Fingern und einer kleinen Muſchelſchale glatt ſtreicht. Das Verfahren iſt alſo genau daſſelbe, wie das bei unſeren

Eingeborener von Kuluana, im Norden Neu-Britanniens (Blanche-Bai).

pfahlbauenden Vorfahren. Hier wird solche vorgeschichtliche Töpferei noch von Lebenden gehandhabt, vom Kneten der weichen Masse an bis zum Brennen. Der obere senkrechte Rand der Näpfe und Schüsseln zeigte einfache Randmuster, durch gabelförmige Instrumente aus Bambus eingekratzt, die nicht als Ornament, sondern als Handelsmarke dienten, denn jede Frau hatte ihre eigene Marke. An manchen Orten ist Töpferei die Quelle des Wohlstandes und Reichthums, eine Ueberproduktion kommt natürlich nicht vor.

Im Allgemeinen aber läßt sich der Reichthum eines Stammes schon äußerlich erkennen an den Schmuckgegenständen, mit denen Einzelne sich behängen. Solche Schmucksachen kommen jedoch oft durch Tauschhandel

Masken aus Neu-Irland.

von weither und sie sind nicht immer ein Beweis, daß sie von den Stammesangehörigen des Trägers verfertigt wurden. Vergleichen wir die verschiedenen Altersklassen und Geschlechter, welche bei uns in Europa und dort im fernen Osten den meisten Schmuck tragen, so zeigt sich auf jener Inselwelt eine andere Reihenfolge. Mit dem schönsten und theuersten Schmuck prangen nämlich die Männer, die jungen Damen tragen erheblich weniger, die ehrbaren Matronen sind des Schmuckes völlig bar. Vor fünfzig Jahren trugen bei uns die Männer der deutschen Küstenbevölkerung aus abergläubischen Gesundheitsregeln in den durchbohrten Ohrläppchen häufig Ringe, gegenwärtig viel seltener; aber viele Mädchen und Frauen würden sich unglücklich fühlen, könnten sie nicht mit Ohrringen, und wären es auch unechte, sich schmücken. In Melanesien aber durchbohrt man nicht

allein die Ohrläppchen, sondern auch den Nasenknorpel und die Lippen und steckt alles nur Denkbare als Zierrath hinein. Sah doch Rietmann einst in Makira als Ohrschmuck einer jungen Frau einen jungen fliegenden Hund (Fledermausart) mit dem einen Fuß an das Ohrläppchen gefesselt. Schmucksachen anderer Art sind weiße dicke Armringe aus Muscheln, Kämme, Stirn- und Halsbänder aus Eberzähnen und Muscheln, Halsschnüre, Halsketten und daran öfter als Anhängsel die eigene Nabelschnur, endlich aus der Fremde eingeführte Fingerringe. Unbändige Ochsen und Stiere tragen bei uns einen Nasenring, Stutzer stecken dort durch den Nasenknorpel ein paar recht schöne, weiße Hundeeckzähne. An einer Schnur in Menge aufgereiht, werden sie oder auch die später noch öfter erwähnten Kaurimuscheln als Halsschmuck getragen. Die theuersten Armbänder bestehen aus Schildpatt. Nicht blos um das Fußgelenk, öfter sogar bis zur halben Wade trägt man ein mit rothem Stroh umflochtenes Band. Schnürleiber werden jetzt bei uns sehr häufig auch von eitlen Gecken getragen; die dortigen handeln aus Eitelkeit ebenso naturwidrig und tragen fest um die Taille geflochten einen Gurt, der als äußerst „fesch" gilt. In der Bentleybai sah Otto Finsch einen Mann, der im Nacken eine Zopfzottel trug, an der ein menschlicher Halswirbel als Zierrath befestigt war. Da der Mann nicht durch Geschenke zu bewegen war, sich von diesem Schmuck zu trennen, so schnitt ihn Finsch mit der Scheere ab. Nun aber begann dessen resolute Frau in allen Variationen zu schimpfen und beruhigte sich erst, als der Reisende ihr einen „echt goldenen" Ring im Werthe von zehn Pfennigen an den Finger steckte. Im jetzigen deutschen Schutzgebiet, an der Nordküste Neuguineas, balgt man die Haut des Paradiesvogels ab, zieht sie über eine Art Pflanzenmark und befestigt sie mit den Stacheln des Landschnabelthieres. Das giebt einen herrlichen Kopfschmuck.

In den folgenden Zeilen will ich einige Züge der Bewohner Melanesiens anführen, aus denen sich vielleicht deutlicher als aus einer allgemeinen Schilderung der Charakter dieser Leute erkennen läßt. Auch dort ist „Nehmen seliger als Geben". Selbst der König, der seine Gäste in seiner „Residenz" mit Kokosnüssen bewirthet, läßt sie sich recht gern bezahlen, und die Jungen, welche sie pflückten, bitten um ein „Trinkgeld". In der Ki-Bucht, so erzählt O. Finsch, kamen an den deutschen Dampfer „Samoa" in einigen Kanus Eingeborene, um Tauschhandel zu treiben. Singend paddelten sie heran, singend handelten sie, um sich Muth zu machen, denn sie zitterten vor Angst, und die Wenigsten hatten wohl je einen Weißen gesehen. Eisen schienen sie zu kennen, und für jede Kleinigkeit wollten sie womöglich Hobeleisen haben. Die braven, sogenannten „Wilden" sind nämlich sehr praktisch und im Handel nicht minder

gewandt; auch bei ihnen galt der Grundsatz, Viel für Wenig zu erhalten. Im Finschhafen sollte die deutsche Reichsflagge aufgehißt werden, viele Eingeborene standen dabei. Als aber der Hornist zum Kommando sein Instrument an den Mund setzte und „teterädä" ertönte, da waren alle Helden wie weggeblasen. Sogar wenn man ein Fernrohr auseinander zog, liefen sie eilig davon. Wo sich der Naturmensch dem gewaltsam eindringenden Kulturmenschen nicht unterordnen, sich nicht knechten lassen will, da räumt er oft, um nicht im Kriege vernichtet zu werden, freiwillig das Feld. So auch hier im Papualande. Als die neuen Eindringlinge den eigentlichen Besitzern lästig wurden, da hieß es: „auswandern"! Mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel ging's landeinwärts oder auf dem Kanu an der Küste weiter. Auch bei uns bleibt manchen bäuerlichen Besitzern, wenn die Gutsherren arrondiren wollen, nichts Anderes übrig als auszuwandern. Es wiederholt sich ja Alles auf Erden. Ein großes Uebel auf den Inseln der Südsee sind die Händler mit ihrem Schnaps. Zum Glück für die Melanesier können diese aber den Schnaps nicht leiden, der auf den Gilberts-Inseln so verheerende Wirkungen anrichtete. Die Geschichte der Missionsgründung zeigt ferner, daß es mit der so arg verschrieenen Wildheit der Papuas nicht so schlimm bestellt ist. Monate lang lebte ein einzelner Missionär unter ihnen. Ihr nüchterner, praktischer Verstand fand bald heraus, daß der Missionär ihnen bedeutende Vortheile brachte, eiserne Geräthe, Tabak, allerlei Tand u. s. w. Warum sollten sie also die Gans mit den goldenen Eiern umbringen? Man befreundete sich mit dem Missionär, erzählte von ihm und seinen nützlichen Geschenken. Auch die anderen Dörfer wollten nun solchen Mann besitzen. In Europa wird dies dann ausgelegt als ein „Schrei nach dem Evangelium". Wer wirkliche Glückseligkeit der Naturmenschen beobachten will, die ohne alle Zivilisation ein sorgenfreies, behagliches Dasein führen, der gehe nach Dallmannshafen, denn mit jedem Tage wird es schwieriger, auf dem weiten Erdenrunde ein Plätzchen zu finden, wo man wirklich unverdorbene Menschen sieht. Wer könnte diese Leute „Wilde" nennen wollen? Die Höflichkeit der Bewohner Rabuns, die in Finsch und seinen Gefährten zuerst Weiße sahen, war erstaunlich; die kleinen Spiegel machten ihnen vielen Spaß, desgleichen der Kreisel mit Musik und besonders die Mädchenpuppe, welche schreien konnte. Als Finsch abreiste, herrschte allgemeine Trauer. Man bot ihm an, was ihm nie im Leben wieder angeboten werden wird. „Ich sollte", schreibt er, „Kokosnußpalmen und Schweine, Haus, Hof, Land erhalten, sogar ein Mädchen. Als ich das ablehnte, und die Leute vermutheten, daß mir vielleicht eine Frau zu wenig, wurde mir gleich eine zweite, dritte bewilligt. Ja, ich brauchte nur zuzugreifen,

um Schwiegersohn der angesehensten Häuptlinge zu werden, vielleicht selber ein Fürst. Als ich auf Alles verzichtete und abreiste, hielten die Leute das gewiß nicht für Klugheit." Mit den Tönen einer Mundharmonika konnte Finsch jeden Sieg über die „Wilden" erringen. In dem 1889 erschienenen ersten Bande der „Forschungsreise der Gazelle" heißt es von den Eingeborenen des Mac Gluer-Golfes: „Der Gesichtsausdruck ist durchweg ein gutmüthiger. Ein Akt der Rohheit wurde nie bemerkt; obgleich ihnen absichtlich Gelegenheit zum Stehlen gegeben wurde, so ist doch nie ein Diebstahl vorgekommen. Geschenke theilten sie sich redlich. Gegen ihre Kinder waren sie sehr zärtlich. Sie sind entschieden intelligent und körperlich geschickt. Wollte man einem Jüngeren in Gegenwart eines Aelteren eine Zigarre geben, so bat er diesen erst um Erlaubniß, sie annehmen zu dürfen."

Die Sprachen der Melanesier sind bisher wenig genau untersucht. Man weiß, daß es sehr viele Mundarten giebt, daß häufig auf kaum 30 englische Meilen Entfernung die Eingeborenen nicht mehr einander verstehen. Außer mimischen Reihentänzen mit einem Vortänzer, welche den Krieg darstellen, haben die Leute auch Maskentänze. Sklaverei ist bei den Papuas Neuguineas noch nicht beobachtet worden. Aber die europäischen „Werbeschiffe" führen eine neue Art Sklaverei ein. Von Mioko wurden von 1883 bis 1884 700 angeworbene Arbeiter nach Samoa verschifft. Jeder Arbeiter erhält eine Prämie von ungefähr 20 Mark, macht ein Kreuzchen auf ein beschriebenes Stück Papier und hat sich damit auf drei Jahre verdungen. Will er dann nicht so viel arbeiten, wie die weißen „Herren" verlangen, so giebt es Handschellen u. s. w. Die Habsucht der Europäer schafft hier, wenn auch unter anderem Namen, die echte Sklaverei. Billige Arbeitskräfte, hoher Gewinn, ist auch hier die Parole der Ausbeuter.

Die Regierungsformen der Melanesier sind sehr verschieden; in manchen Gegenden giebt es Häuptlinge mit großer Machtvollkommenheit, in anderen haben sie wenig Einfluß. Auf einigen Inseln hat man besondere Versammlungshäuser, in denen die Aeltesten des Dorfes Recht sprechen. Das Eigenthum wird innerhalb eines Dorfes, einer Gemeinschaft stets geachtet. Der Verkehr von Stamm zu Stamm wird auf den Viti-Inseln Herolden übertragen, welche unverletzlich sind. Der Schein kriegerischen Wesens ist stärker als dieses selbst. Vor dem Kampfe findet zur Erhöhung der Kampflust eine Herausforderung statt, die nichts als eine in System gebrachte Großsprecherei ist. Wir kennen diese Art auch bei den alten Helden um Troja. Der Stand der geschlechtlichen Sittlichkeit im Papuagebiete ist ein ziemlich hoher, und deshalb konnte O. Finsch von Neu-Britannien sagen: „Die musterhafte Keuschheit und das anständige Betragen der Frauen und Mädchen fällt dem aus Mikronesien kommenden Reisenden

besonders wohlthuend auf und scheint sich kaum mit der allgemeinen Nacktheit zu vertragen." Die Gestaltung des Erbrechtes entspricht vollkommen der extremen Auffassung der Blutsverwandtschaft. Die Stellung der Frau ist nach Friedr. Ratzel die eines schwächeren, aber begehrten Wesens, das von dem, der es besitzt, gedrückt wird, um von dem, der es erwerben will, um so höher geschätzt zu werden. Von Einfluß sind aber besonders ältere Frauen, und deshalb ertheilt Finsch Reisenden den Rath, sich zunächst um die Gunst der alten Damen zu bewerben, denn diese könne von großer Wichtigkeit werden. Sie sind freilich keine Schönheiten mehr, auch nichts weniger als appetitlich, aber fremde Menschenrassen darf man nicht nach unseren Begriffen von Schönheit messen, wie das so häufig geschieht. In ganz Neuguinea zeigt sich überall die größte Moral und ein Anstand, in denen die Papuas vielen Kulturmenschen als leuchtende Beispiele dienen könnten. Der moralische Lebenswandel mancher Papuastämme (z. B. in der Astrolabe-Bai, in Friedrich Wilhelms-Hafen) zeigt sich auch darin, daß dort keine Vielweiberei herrscht; viele Männer stellten O. Finsch immer nur ihre eine „bessere Hälfte" vor. Das Anstandsgefühl der Frauen zeigt sich auch im Gegensatz zu manchen europäischen Ländern darin, daß, als sich einst einer von Finschs Leuten beim Baden unbekleidet zeigte, alle scheu ihre Gesichter verbargen. Sie besitzen viel Mutterstolz und freuen sich, wenn man ihre braunen Engelchen streichelt und lobt; diese sind auch wirklich viel artiger als bei uns, schreien nicht so viel und sind nicht eigensinnig. Was man sonst vom Sklaventhum der Frau hört, findet hier keine Anwendung. Die Papuafrau erfreut sich eines menschenwürdigen Daseins und spielt in ihrer Weise eine so wichtige Rolle wie bei uns. In Neuguinea giebt es sogar auch Königinnen. Die Frauen haben es dort im Allgemeinen besser, als bei uns die Arbeiterfrauen, auf denen nicht allein das Hauswesen, sondern auch die Kindererziehung lastet, und die noch oft in Fabriken oder Stellen außerhalb des Hauses tüchtig arbeiten müssen. Wer wirklich genau das Leben dort kennt, kann nur die europäischen Arbeiterfrauen, nicht die papuanischen bemitleiden. Der Tag dauert dort von sechs bis sechs Uhr. Wegen der Morgenfrische erscheinen Alle erst nach Sonnenaufgang, kommen aus der Hütte und lassen sich durchwärmen. Dann wird Feuer angezündet, Wasser geholt, die Hütte und der freie Platz vor ihr gefegt, etwas gegessen und dann geht es mit den Kindern, Schooßschweinchen und Hunden auf die Plantage, wo gegraben und gepflanzt wird. Solch angestrengtes Arbeiten wie bei uns kennt dort Niemand. Gegen drei Uhr wird der Rückweg angetreten, Holz zerkleinert und Essen gekocht. Jeder erhält seinen Theil auf einem Bananenblatt servirt, Männer und Frauen essen zusammen; als Getränk

giebt es nur Waſſer. Zwiſchen 5 und 6 Uhr begiebt man ſich zur Ruhe. Auch dem Manne, und Jeder iſt frei und unabhängig, ruft Niemand des Morgens zu: Stehe auf und arbeite. Möge dieſer Kommandoruf unſerer Ziviliſation dort niemals erſchallen! Die niedlichſten Geſichter, die hübſcheſten Frauen ganz Neuguineas ſah O. Finſch an der Humboldt-Bai. Wo Vielweiberei herrſcht, wie z. B. in Neukaledonien, giebt es keine „alte Jungfern"; gleichwohl ſind manche zur Eheloſigkeit verurtheilt, nämlich diejenigen, die in ihrer Jugend an Häuptlinge verlobt, von dieſen aber ſpäter verſchmäht wurden, und die daher Niemand zu ehelichen wagt. Da jene Verſchmähten aber keine Veſtalinnen ſind, ſo dienen ſie hauptſächlich für Ausſchweifungen, deren etwaige Folgen durch eine Bananenkur beſeitigt werden.

Wie in Europa ſtehen auch in Melaneſien die verſchiedenen Völkerſtämme einander feindlich gegenüber; auch dort erſchallt ſtets das kriegeriſche „Wer da?", aber Maſſenvertilgungen „ſkrophulöſen Geſindels" giebt es nicht. Die Waffen Melaneſiens gehören zu den vorzüglichſten Leiſtungen der Handfertigkeit, die Keulen aus hartem Holze ſind von großer Sauberkeit der Ausführung und Formenreichthum. Der Speer in verſchiedenartigen Abwandlungen iſt die geſchätzteſte Waffe. Die große Menge von Obſidianſteinen geſtattet eine bedeutende Steinwaffentechnik. Die Steinäxte ſind nicht durchbohrt; als Material für Klingen dienen auch Muſchelſchalen. Bogen und Pfeile ſind einfach, bisweilen vergiftet, dieſe aber nicht allgemein verbreitet. Schleuderſteine, Wurfkeulen beſitzen nur einige Stämme, ebenſo Schilder und Fußangeln aus Bambusſtäben. Die Kriegsführung der Papuas iſt keine grauſame, ſelten verlieren Viele dabei das Leben. „Durch Krieg wird aber auch bei den Papuas der Mann zum Helden, zum Krieger, und dieſer regiert die Welt", ſagt Otto Finſch ſehr richtig.

Wer im Papuagebiete von der Hütte aus zu ſeinen Vätern verſammelt wird, oder „auf dem Felde der Ehre" geſtorben iſt, deſſen Leichnam beſtattet man ſehr verſchieden. Er wird begraben oder in der Hütte in ſitzender Stellung völlig ausgetrocknet, oder in Bäumen zwiſchen den Aeſten befeſtigt, bis die weichen Theile ſich abgelöſt und dann das Skelet in Felshöhlen am Meeresufer neben den früher Verſtorbenen in Reihe und Glied gelegt werden kann. Kinderleichen hängt man in einem Korbe unter das Hüttendach. Weit verbreitet iſt die Sitte des Lebendigbegrabens. Bei Neugeborenen, die nicht leben ſollen, wird über dem Grabe ein Feuer angezündet, um die Seele zu erſticken. Betagte Leute, wenn ſie erkranken oder nach Anſicht der Erben lange genug gelebt haben, feiern das „Feſt der Greiſe". Das Familienoberhaupt beſtimmt, wann der Betreffende zur Beerdigung

reif ist, und lange vorher werden ihm noch alle etwaigen Wünsche erfüllt, selbst wenn sie gegen ihre heiligen Satzungen verstoßen. Am festgesetzten Tage legt Jener sich mit Fassung in die Grube und erliegt bald den Streichen seiner Todtengräber. Aus dem klassischen Alterthum sind uns ja ähnliche Gebräuche bekannt; ich erinnere nur an die Sechzigjährigen, welche in Rom von der Brücke in den Tiber geworfen wurden. Der Papua glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode; wie der Mensch das Diesseits verlasse, so lebe er im Jenseits weiter, und deshalb sei ein frühzeitiger Tod der gänzlichen Entkräftung vorzuziehen. Deshalb hängen sich in manchen Gegenden die Frauen oder die nächsten Angehörigen beim Tode des Mannes auf, um ihm zu folgen, deshalb tragen auf einer Insel die Frauen den Strick, mit dem sie, wenn ihr Gatte früher stirbt, erdrosselt werden, schon von der Vermählung an um den Hals.

Die Gemeindehäuser sind an den meisten Orten auch die eigentlichen Tempel, heilige Orte dagegen Gräber und Schädelstätten. In den Götzenbildern hat man wohl seltener Bilder der Götter als vielmehr Sinnbilder der Seelen zu verstehen. Ist ein Papua gestorben, so schnitzt sein Sohn aus Holz ein Bildniß und stellt es in seinem Hause auf, wo es die Stelle des Verstorbenen einnimmt und in wichtigen Lagen angerufen wird. Stirbt der Sohn, so verfertigt dessen Nachkomme wiederum vom Vater ein Bildniß, wirft aber den überflüssig gewordenen Großvater bei Seite. Aus solchen Seelenbildern, meint Friedr. Ratzel, gehen, am meisten wohl begünstigt durch die schematische Darstellung, erst Götzenbilder hervor.

Die Polynesier.

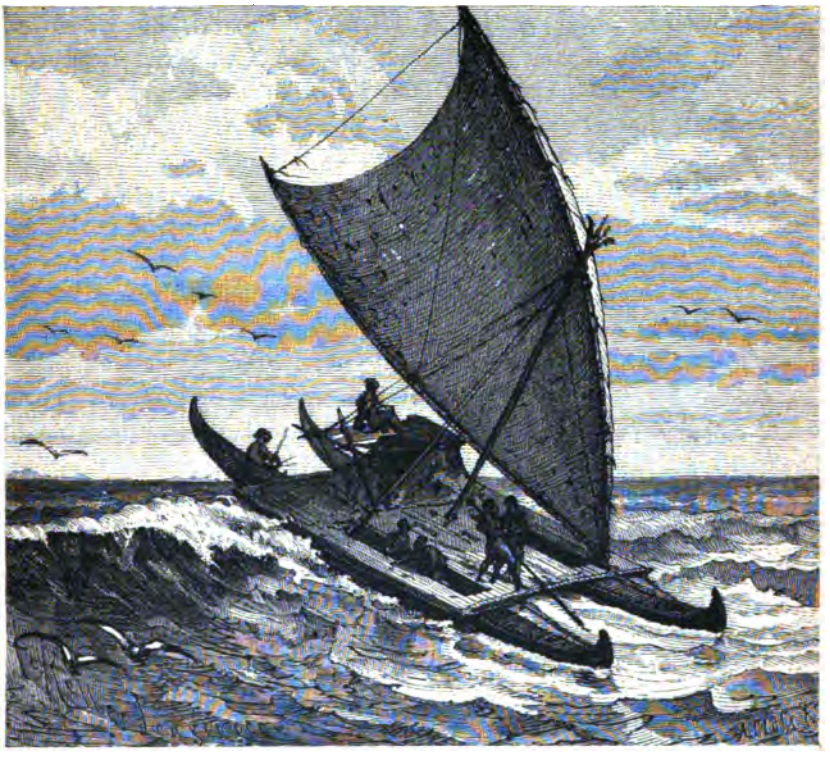
Die Körpergröße der Polynesier schwankt zwischen 1,52 und 1,79 m, je nachdem die Leute in verkümmernden Lebensumständen oder auf Inseln leben, die ihnen reichliche Nahrung darbieten. Da nun ihre Arbeit nicht besonders geeignet ist, ihren Körper gehörig durchzubilden, so sind die, welche sich genügend ernähren können, mehr fett- als muskelreich, und selbst solche, die am robustesten erscheinen, wie die Maori, besitzen noch lange nicht die Muskelkraft der Engländer. Wenn wir nun die Schädel der weithin durch den Großen Ozean verbreiteten polynesischen Rasse betrachten, so finden wir, daß diese Insulaner im Wesentlichen kurzköpfigen malaiischen oder vormalaiischen Einwanderern angehören, welche das Gebiet der vorhin besprochenen langköpfigen melanesischen Rasse in einem weiten Bogen umgrenzen und sich besonders in Grenzdistrikten beider mit dieser gemischt haben. Durch ein genaues Studium solcher Thiere, welche

Reihen von Generationen auf Inseln lebten, die vom Festlande weit entfernt waren und nicht eine Wanderung von hier nach dort gestatteten, haben die Thierkundigen werthvolle Entdeckungen gemacht, wie sich im Laufe der Jahre allmälig manche körperlich veränderten und eine andere Lebensweise annahmen. Wir kennen z. B. unter den niederen Thieren Insekten, welchen, weil sie wegen der andauernden heftigen Winde von ihren Flügeln keinen Gebrauch machen konnten und durften, diese Flugorgane verkümmerten, die nach und nach also aus Flugthieren zu Kriechthieren wurden. Auch bei höheren Thieren, den Säugern, hat man solche Veränderungen wahrgenommen, und deshalb ist wohl jene Annahme völlig gerechtfertigt, daß auch in den Polynesiern man nach fortgesetzten genauen Forschungen Veränderungen am Körper wahrnehmen und auffinden wird, die uns darüber aufklären werden, von woher ihre Vorfahren dorthin gekommen. Solchen Forschungen aber muß ein großes Material zu Grunde gelegt werden, eine große Reihe von Schädeln und sehr viele Messungen an Körpern. Da dies zum großen Theile noch fehlt, ist gewiß Vorsicht nach jeder Richtung hin geboten.

Eingeborener von Samoa.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Beschreibung der polynesischen Gruppe zurück. Ein vorzüglicher Kenner derselben, Dr. Krause, beschreibt sie folgendermaßen: Sie besitzt einen breiten Kopf, flaches breites Gesicht, ist geradzähnig mit etwas hervorstehenden Backenknochen, sie hat eine kurze, breite Nase, eine in verschiedenen Abstufungen gelbbraune Haut, glattes, grobes, schwarzes Haupthaar und geringen Bartwuchs. Das Auge, fügt Friedr. Müller hinzu, ist klein, schwarz, selten braun, und von besonderer Lebendigkeit. In Bezug auf die oft gerühmte Schönheit der Samoanerinnen berichtet Hugo Söller, daß sie

recht wohl mit einem hübschen Bauernmädchen verglichen werden können. Aus den Berichten von Reisenden geht hervor, daß die Schärfe der Sinne recht bedeutend ist. Forster äußert: In Tahiti war es nichts Neues, daß uns die Leute kleine Vögel in dicken Bäumen oder Enten und Wasserhühner im dichsten Schilf zeigten, wo Keiner von uns das Geringste bemerken konnte. Die Samoaner finden nach Gräffe mitten im dichtesten Walde Sachen, selbst wenn sie schon weit davon entfernt waren, und der



Doppelpirogue.

Gegenstand nur so klein wie ein Taschenmesser ist. Daß sie auch in anderen Beziehungen nicht geringe geistige Begabung besitzen, werden wir weiter unten häufig zu beobachten Gelegenheit haben. Schwatzhaftigkeit und Redseligkeit sind weit verbreitet in Polynesien, die schwatzhaftesten aber und zugleich die heitersten Aller sind die Bewohner der Marquesas-Inseln. Daher beobachtet auch jeder Reisende dort so viele Wortgefechte und sieht wenig ernstlichen Streit, denn selbst im Kriege spielen Wortgefechte eine Hauptrolle.

Die Art und Weise des früheren Verkehrs der Europäer mit den Inselbewohnern brachte es mit sich, daß die Ersteren meist nur die Oberflächenschicht der Bevölkerung kennen lernten und von ihr aus Schlüsse auf die Gesammtheit zogen. Nun hatten, und das ist ja nicht blos dort so, Leichtsinn und Müssiggang die geschlechtliche Zügellosigkeit in den oberen Gesellschaftsschichten ins Unglaubliche ausarten lassen, und von jenen „oberen Zehntausend" wurde auf alle Klassen geschlossen. Dieser Schluß ist aber überall unrichtig, also auch dort.

Die Nahrung der Polynesier besteht in Thieren und Pflanzen. Unter den Thieren nimmt das Schwein die erste Stelle ein; wenn auch die „gemeinen Leute" höchst selten solch Fleisch in den Magen bekommen. Daher konnte Forster auch mit vollem Rechte behaupten: „Dieses Vieh gehört zwar zu den wirklichen Reichthümern von Tahiti, doch darf man es deshalb nicht für einen Hauptartikel des Unterhaltes ansehen, denn es könnte diese ganze Thierart ausgerottet werden, ohne daß die Nation im Ganzen dabei verlöre, weil nämlich von den Großen des Landes allein und ausschließlich Schweine und Hunde gegessen werden dürfen." Wenn bei uns Fasanen und Schnepfen eingingen, völlig verschwänden, so würde das Volk im Allgemeinen diesen Ausfall an Fleisch gar nicht bemerken. Neben dem Schweine ist auf den größeren Inseln der Hund das zweitgrößte Thier. Er wird auf manchen Inselgruppen gemästet mit Pflanzenstoffen, durch Ersticken getödtet und in Gruben auf heißen Steinen so gebraten, daß selbst manche Europäer an diesem Fleische Wohlgefallen fanden. Wesen, die sich nur mästen, sind dumm und träge, daher sind es auch dort die Hunde. Das Huhn war schon zu Cooks Zeit weit verbreitet; es war, wenngleich sehr klein und verkümmert, das einzige Hausthier auf der Osterinsel. Künstliche Fischzucht blühte auf Hawaii. Die Landjagd beschränkt sich auf einige größere oder kleinere Vögel und Nagethiere, vornämlich Ratten, die aber gewöhnlich nur vom „gemeinen Volk" verspeist werden, auf Tahiti dagegen nur von Frauen. Die Jagd auf dem Meere aber, die Fischerei war und ist sehr bedeutend; mit Eifer und größter Sorgfalt wird sie betrieben, und die vollkommensten Fahr- und Werkzeuge dienen ihr. Aus dem Pflanzenreiche sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel die Brotfrucht, Taro, Yam und Batate. Die erstere wird theils gegohren, theils frisch gebacken verzehrt. Bricht man die Brotfrucht, um die Beschreibung Alfr. Kirchhoffs hier wiederzugeben, ehe sie vollreif geworden, von den Bäumen und backt das in Scheiben geschnittene Fruchtfleisch zwischen heißen Steinen, so hat man sich damit eine Speise vom Geschmack und der Nährkraft unseres Weißbrotes bereitet. Läßt man die Frucht ausreifen und das in Gruben geknetete Fruchtfleisch sodann

gähren, ſo erhält man einen bräunlichen Teig, von dem man nach Belieben einen Theil ausſticht, um ſich (wieder zwiſchen heißen Steinen) eine Art Schwarzbrot zu backen, das wie Pumpernickel ſchmeckt. Sechs Brotfruchtbäume genügen zum Unterhalt einer Familie, und man hat nicht

Häuptling von den Samoa-Inſeln.

die geringſte Arbeit mit ihnen, nur ſie zu pflanzen und die Früchte zu brechen.

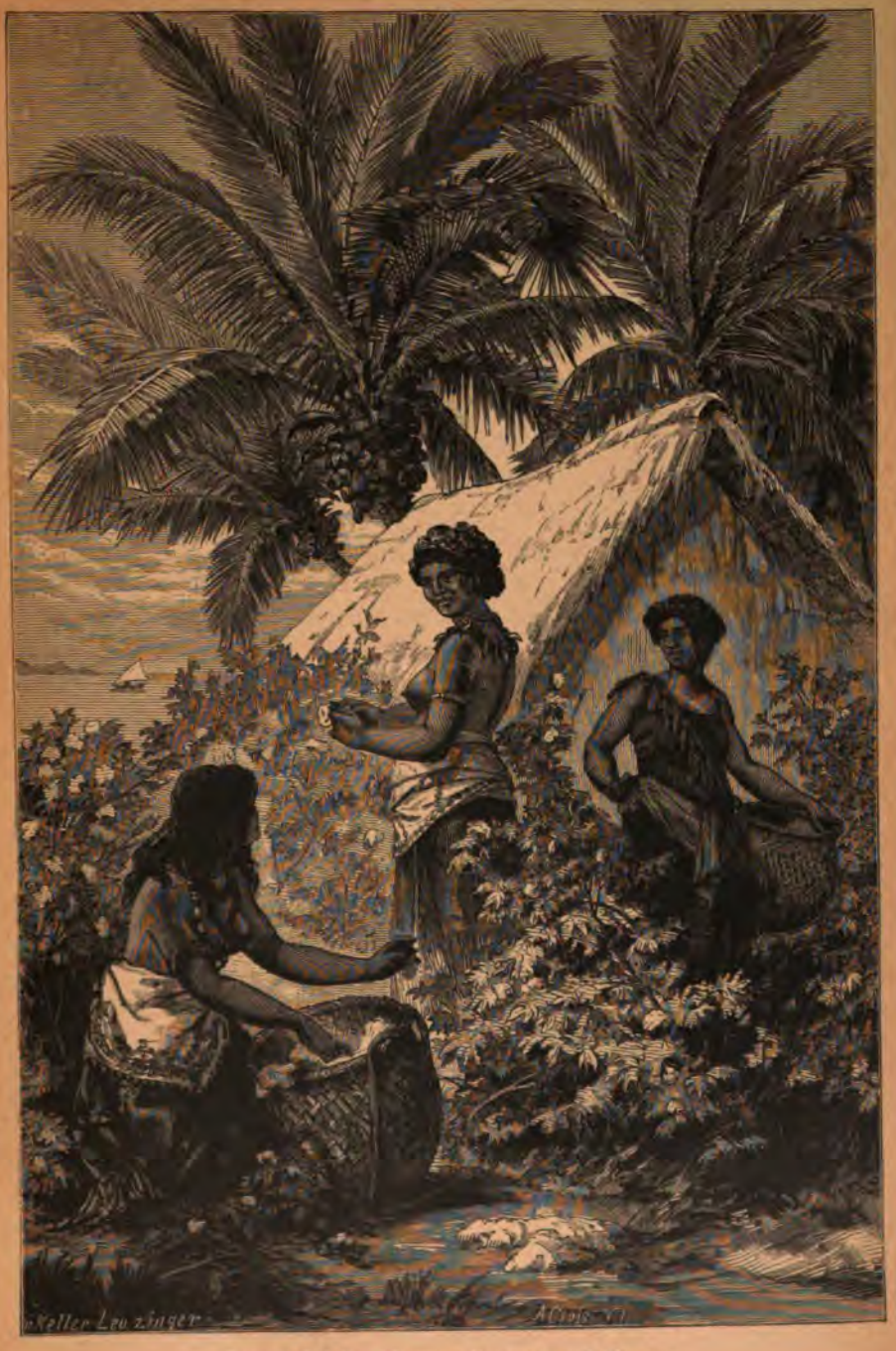
Das Poi, die breiartige ſäuerliche, ſich lange haltende Lieblingsnahrung der Polyneſier wird aus dem gekneteten Satzmehl des Taro gewonnen. Gebackene Yamswurzeln laſſen ſich ein Jahr aufbewahren.

Bataten essen manche Insulaner nur dann, wenn die Brotfrucht noch unreif ist. Kokos und Pandanus sind auf der pflanzenarmen, niedrigen Insel Hauptnahrung. Statt des Salzes bedient man sich des Seewassers zur Würze der Fleischspeisen. Wo Boden und Klima weniger günstig sind, wird der Ackerbau eifriger betrieben als auf jenen „glücklichen" Inseln, welche in reicher Fülle dem Menschen ihre Schätze darbieten.

Da die Inseln des Großen Ozeans nach Rich. Andrees Ausspruch „der klassische Boden der Menschenfresserei" sind, so müßten wir eigentlich die verschiedenen Sitten und Gebräuche bei derlei Mahlzeiten genauer betrachten. Der Gedankengang, welchen einst ein Maori zu einem Europäer äußerte: „Die großen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den anderen", wird wohl den meisten Insulanern gang und gäbe gewesen sein, doch sind sie in den letzten Jahren zum Theil von selber, zum Theil auf Veranlassung der Europäer, vom Kannibalismus zurückgekommen.

Die Bekleidung der Polynesier ist vollständiger als bei den vorher erwähnten Naturvölkern. Sie tragen Rinden- und Papierzeuge, bei Regenwetter einen Blätterschurz, feine und gröbere bunte Matten, große Lendentücher, Manche ein Tuch nach Poncho-Art, um durch ein Loch in der Mitte den Oberkörper hindurchzustecken; die Kriegskleidung besteht sogar aus drei kürzer werdenden Röcken, einem langen weißen, darüber einen rothen und endlich einen ganz kurzen braunen Rock. Da sie nun mit ihrer Kleidung sogar Luxus treiben und sie oft wechseln, so spricht sich schon darin eine höhere Kulturstufe aus. Sie baden aber auch viel und sind an ihrem Körper sehr reinlich, ziehen jedoch auf den größeren vulkanischen Inseln das süße Wasser dem des Meeres vor, um das Salz, das der Hautglätte schädlich sein soll, vom Körper zu entfernen. Nach dem Bade wird der Körper mit Kokosöl eingerieben. Selbst Wöchnerinnen mit dem neugeborenen Kinde und Schwerkranke verzichten nicht auf das tägliche Bad. Diese Gewohnheit, täglich ins Wasser zu gehen, hat später vielen Tausenden den Tod gebracht; denn als durch die Berührung mit den Europäern Hautkrankheiten, wie Pocken, Scharlach, Masern u. a. dorthin gekommen waren, sprangen die Kranken in der Fieberhitze zur Abkühlung in das Wasser.

Den reinlich gehaltenen Körper wollen die Polynesier aber nicht ausschließlich durch Drapirung mit Kleidungsstücken verschönern, sondern auch durch Tätowieren und Manche sogar durch Umformung des Schädels. Auf Hawaii, Samoa, Tahiti und öfter auf Paumotu plattet man den Schädel von hinten ab, spitzt ihn nach der Wirbelgegend hin zu, auf Mallicolo wird er flachgedrückt, auf Tahiti und bei den Yap-Insulanern wird die



Frauen bei der Baumwollenernte auf Samoa.

Nase plattgedrückt; in der durchbohrten Nasenscheidewand trägt man Federn und Blumen, in den Ohrläppchen desgleichen Steine, Menschen- und Haifischzähne, Holzpflöcke, Muscheln u. s. w. Auf einigen Inseln tätowieren sich beide Geschlechter, auf anderen vorzugsweise die Männer, wiederum auf anderen nur die Frauen; die Tätowierung läßt die Reichen und Vornehmen von den Armen genau unterscheiden; in einem Maori-Liede heißt es:

Jede Linie werde gezogen.
Am Körper des großen und reichen Mannes
Laß die Figuren sich hübsch gestalten.
Am Manne, der nichts zahlen kann,
Mache sie krumm, lasse sie offen!

Die Haare trägt man entweder lang oder verkürzt; die langen werden hinten zusammengebunden oder borstenartig aufwärts gekämmt, auch wohl mit Kalkpulver ganz oder nur an den Spitzen röthlich gefärbt. Auf manchen Inseln ist es Brauch, das Haupt zu rasiren, und deshalb fanden, weil diese Schneidewerkzeuge dort recht unvollkommen waren, europäische Rasirmesser reißenden Absatz. Auf den Gesellschaftsinseln wurde allen Frauen das Haar abgeschoren, damit man die ungeschorenen Mitglieder der königlichen Familie um so deutlicher erkennen könne.

Die Wohnungen der Polynesier sind große, häufig rechteckige Hütten von höchstens 10 m Höhe in der Mitte, die an den Seiten bis auf $1^1/_2$ m herabgehen. Das Gerüst besteht aus Pflöcken, das Dach aus Blättern, und wegen dieser leichten Bauart bleibt das Innere, das durch Flechtwerk oder Matten in mehrere Theile gesondert ist, stets kühl und luftig. Ein langer Querbalken trennt den ganzen Raum in zwei Theile, deren einer, mit wohlriechenden Kräutern und Matten bedeckt, allen Bewohnern als gemeinsames Schlafgemach dient. Thüren und Fenster sind natürlich unbekannte Dinge. Manchmal findet sich eine besondere Handwerkerzunft für den Häuserbau gegen Bezahlung, Frauen aber betheiligen sich nur an der Herbeischaffung und Bearbeitung einzelner Bestandtheile.

Als die Europäer nach Polynesien kamen, fanden sie die Leute im Steinzeitalter; bei Durchmusterung der vielerlei wahrhaft schönen Waffen und Geräthe in unseren Museen erregt es unsere Bewunderung, daß eine so hohe Fertigkeit ohne Eisen nur mit Stein, Knochen und Muschelschalen erreicht worden ist. Der Stein war das werthvollste Material für alle schwereren Geräthe, z. B. Hammer und Schlachtbeile. Die frühere Hauptwaffe war der Speer mit einer Spitze aus Steinklingen, Knochensplittern, Haifischzähnen, oder der obere Holztheil war nur durch Feuer gehärtet. Dem Speere zunächst stand die aus schwerem Eisenholze

verfertigte Keule, an welcher wir, zumal an der tonganiſchen, die charakteriſtiſche Verzierung, die hohe Kunſtfertigkeit nicht genug zu bewundern vermögen. Bogen und Pfeile waren nicht auf allen Inſeln im Gebrauch. Unter den kleinen Waffen ſind die bekannteſten jene mit Haifiſchzähnen

Ein tätowierter Häuptling.

beſetzten, die entweder zum Quälen und Zerfleiſchen der Gefangenen dienen oder in der Trauer, im Gram und Kummer den eigenen Körper verletzen. Zur Abwehr hüllt der Krieger Bruſt und Rücken in Rüſtungen, die entweder aus einem Panzer von hölzernen Stäben oder aus einem Netzwerk feiner Schnüre beſtehen, über welche auch das Feſtkleid gezogen

wird; denn nur mit dem Beſten angethan, mit wohlriechendem Oel geſalbt und mit Blumen geſchmückt zieht man in den Streit. Die Kopfbedeckung bildet entweder eine runde Kappe mit mehreren Zeuglagen und einer hochſtehenden Feder, oder ein quer aufgeſetzter Dreiſpitz, oder endlich ein aus leichtem Flechtwerk hergeſtellter Hut, der oben einen Büſchel langer Menſchenhaare trägt und die erſten Helden weithin kennzeichnet.

Maori-Häuptling.

Bemerkenswerth iſt die Thatſache, daß die meiſten Polyneſier weder irdene noch metallene Gefäße kennen. Sie erhitzen das Waſſer in hölzernen, oft herrlich geſchnitzten und ſauber geglätteten Schüſſeln durch heiße Steine, verwenden es aber nicht zum Kochen, ſondern nur, um darin die Muſchelſchale leichter öffnen zu können.

Ueber die Bereitung der Kleiderſtoffe giebt uns Mariner folgende Schilderung:

Mit einer Muſchel wird die Rinde des Papiermaulbeerbaumes kreisförmig eingeſchnitten, der Stamm abgebrochen und einige Tage an die

Sonne gelegt, worauf Rinde und Baſt von dem halbtrockenen Stamme leicht abzulöſen ſind. Nachdem dann die Rinde in Waſſer gelegt, der Baſt gereinigt und in Waſſer macerirt iſt, wird er, erweicht, mit dem gerippten Schlägel aus hartem Holze auf einem Holzblocke geſchlagen. Dieſes Klopfen belebt ein tonganiſches Dorf, wie das Geräuſch des Dreſchflegels ein deutſches. Man klopft gewöhnlich im Wechſeltakte und am frühen Morgen, wenn die Luft ſtill und ruhig iſt. Nach einer halben Stunde iſt aus dem urſprünglichen Streifen ein quadratiſches Stück geworden; durch einen Klebſtoff werden drei Lagen übereinander befeſtigt und die einzelnen Theile zu Stücken von zwei Ellen Breite und zirka fünfzig Ellen Länge aneinander gefügt. Auch im Matten- und Körbeflechten, beſonders aber in Federarbeiten, haben die Polyneſier es zu großer Fertigkeit gebracht. Die rothen Schwanzfedern des Tropikvogels ſind die geſuchteſten. Man klebt ſie auf Bananenblätter, die vor die Stirn gebunden werden, und ſogar auch auf die Kokosfaſerſchürzen der Tänzerinnen. Die höchſte Entwicklung dieſer kunſtvollen Arbeiten findet ſich auf den Hawaii-Inſeln zum Schmuck für die Vornehmſten und zur Herſtellung von Götterbildern. Außer Federn, Blumen und Ranken werden aber auch die verſchiedenſten Erzeugniſſe des Landes und des Meeres ganz beſonders zu Kunſt- und Schmuckſachen verarbeitet, z. B. Halsketten aus aufgereihten Menſchenzähnen oder Tauſendfüßen, Perlen aus Vogelknochen, Ohrenſchmuck aus Albatrosfell. Aus dem Zahn einer dortigen Walart ſchnitzen ſie Vögel, aus Pflanzenſtielen ſehr niedliche Kämme, Armbänder aus Eberzähnen; hawaiiſche Fußzierden ſind mit Bohnen, Hundezähnen und hübſchen Schneckengehäuſen beſetzt.

Wohl bei nur ſehr wenigen Völkern iſt derartig, wie bei den Polyneſiern, das ariſtokratiſche Prinzip auf die Spitze getrieben. Das Volk zerfällt in zwei Klaſſen, in ſolche, welche Antheil am Göttlichen haben, und dann in jene, die völlig davon ausgeſchloſſen ſind, die keine Seele beſitzen, mit dem Tode rettungslos untergehen, während alle Höheren, die Edelſten des Volkes alſo, im Jenſeits wieder aufleben, von dort zurückkehren und ſo den engen Zuſammenhang mit den Göttern ſtets wieder erneuern. Die Sklaven, durchweg Kriegsgefangene, zählen praktiſch hierbei gar nicht mit. Das Leben des gemeinen Mannes hat durchaus gar keinen Werth; er iſt nur beſtimmt und geſchaffen zur Verrichtung der niedrigſten Handarbeiten, die ſonſt den Frauen zufallen. Seine Weiber haben unweigerlich in allen Stücken den Adeligen zu gehorchen. Die zweite Klaſſe beſitzt zwar perſönliche Freiheit, aber keinen Grundbeſitz; ſie lebt auf den Gütern der Ariſtokraten auf Grund einer Art von Lehensverfaſſung. Das polyneſiſche Rechtsbewußtſein hat ſich noch niemals bis zur vollen Anerkennung

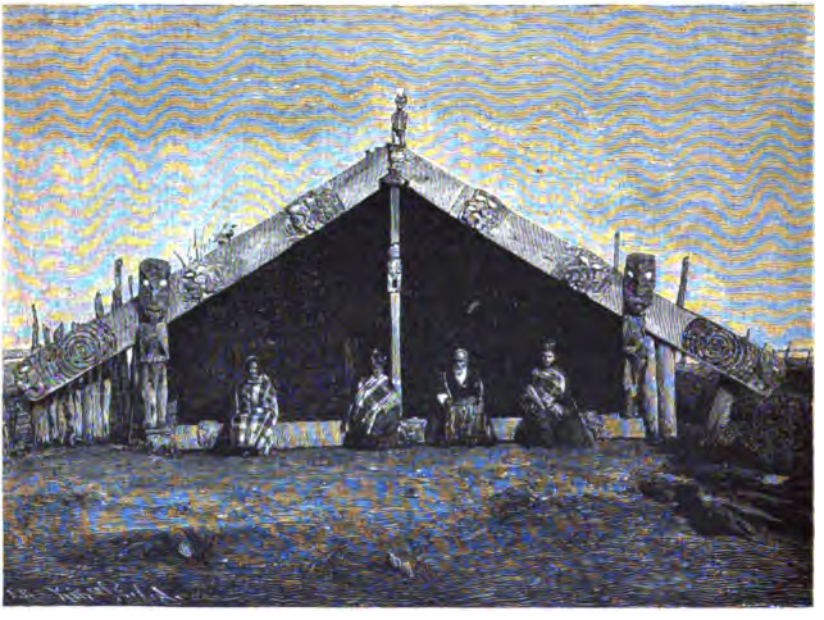
des persönlichen Eigenthums emporgeschwungen. In der Erziehung befolgt man jene Auffassung, das Kind, sobald es sich selber helfen kann, seinen eigenen Neigungen und Trieben frei zu überlassen, bis die Gesellschaft der Altersgenossen, und später der Stamm, es in seine erziehende Hand nimmt. Von den Meisten wird auf Kinderbesitz nur sehr geringer Werth gelegt; wenn aber ein Kind ungefähr eine halbe Stunde gelebt hat, dann darf es nicht mehr getödtet werden. Vor dieser Galgenfrist aber dürfen sie lebendig begraben, mit einem Bambussplitter erstochen oder erwürgt werden; auf Tahiti sollen derartig zwei Drittel aller Geborenen umgebracht sein.

Der Kindermord ist eigentlich der Ausfluß einer Rechtsanschauung, von der auch in Europa noch schwache Spuren vorkommen. Der Sohn eines Adeligen steht vielfach höher als der Vater, weil er mehr Ahnen als dieser hat. In Polynesien wird der erstgeborene Knabe bald nach der Geburt mit Namen und Würde des Vaters bekleidet, und steht von diesem Augenblicke an über demselben. Aus diesem Grunde wollen Viele keine Kinder, keine Söhne haben, um Niemanden über sich zu wissen.

Maori-Weib.

Das Band der Ehe ist eines der schwächsten im Leben der Polynesier; ganz unbedeutende Gründe genügen sehr oft, es zu lösen, und beide Theile nehmen es sehr leicht damit. Das Eigenthum ist aber nicht gemeinsam zwischen den Eheleuten, denn Keiner darf vom Anderen etwas nehmen. Nach dem Tode des Mannes behält die Frau, was er ihr geschenkt, Haus und Besitz erhält der Bruder des Verstorbenen. Die in mündlicher Ueberlieferung bewahrten Gesetze werden selten verletzt. Die Strafen bestehen in der Regel in Geldbußen, deren allgemeine Anwendung sich daraus erklärt, daß sie den größten Einnahmeposten des Königs und der Häuptlinge bilden. Nur Knaben und sehr alte Männer

werden als „dumme Menſchen“ höchſtens gerügt, nicht geſtraft. Einengungen der freien Bewegung auf allen Gebieten des Lebens kehren in ähnlicher Stärke, wie in Polyneſien, nur noch in dem Kaſtenweſen der indiſchen Völker wieder. Der Begriff des Tabu, des Unverletzlichen, kommt außer den Göttern auch den Menſchen zu, die göttlichen Geiſtes ſind, alſo den Ariſtokraten, und deshalb wird durch die Tabugeſetze die ganze dortige Menſchheit ſcharf in zwei Theile geſchieden. Es zerfällt Alles in zwei Theile, in moa (heilig) und noa (gemein); zum moa gehört Alles, was Eigenthum der Götter und der Ariſtokraten oder ihnen jederzeit vorbehalten iſt, zum noa aber dasjenige, was



Behauſung eines Maorikönigs.

von allen Menſchen benutzt werden darf. Zum Tabu, d. h. unverletzlich, unantaſtbar, können alle Gegenſtände, Häuſer, Bäume, gewiſſe Diſtrikte, für kürzere oder längere Zeit gemacht werden, z. B. zur Fruchtreife die Kokospalmen. Für das weibliche Geſchlecht wird dieſes Tabu dann noch bedeutend erweitert; für ſie ſind z. B. Tabu die Verſammlungshäuſer, manche Muſikinſtrumente, beſonders die großen Signaltrommeln, die nie von einem Weiberauge angeſehen werden dürfen, denn Jede glaubt, bei deren Anblick todt niederzufallen. Mit Götzenkultus, Heilighaltung und dergleichen hat aber dieſe Furcht durchaus nichts zu thun. Die Vornehmen haben die Tabugeſetze gegen die zweite Klaſſe, und alle Männer

gegen die Frauen ersonnen, um z. B. ungestört von Frauen und Kindern ihre Feste und Schmausereien feiern zu können. Die soziale Stellung der Priester zeigt in den verschiedenen Gruppen der Polynesier mannigfaltige Entwicklungen. Bei den Maori gab es Priesterkönige, die natürlich nicht in den Krieg zogen; der Platz, wo sie saßen, war Tabu, mußte also umgangen werden; in ihrem Kopfe wohnte der Gott Rauru, wer ihn berührte, mußte sterben. In Hawaii geht der Priester dem Fürsten voran.

Maorikrieger vor seiner Hütte.

Auf keine Religion paßt so sehr wie auf die polynesische das Wort Vielgötterei. Wo die „Edelsten des Volkes" als ganze oder halbe Götter in dumpfer Bewunderung angestaunt werden, wo die Seelen aller des Fortlebens würdigen Menschen nicht nur unsterblich sein, sondern auch mit der Welt in inniger Berührung bleiben sollen, wo jede Familie ihren eigenen Schutzgeist besitzt, da müssen Götter und Götzen sprießen und blühen.

Die Mikroneſier.

Die Bevölkerung des ſogenannten mikroneſiſchen Gebietes iſt aus einer Miſchung der ſchwarzen und gelben Stämme hervorgegangen. Eine

Eingeborener der Marſchall-Inſeln.

Unterſcheidung der Mikroneſier als eine beſondere Gruppe iſt alſo anthropologiſch nicht begründet, denn die trefflichen Unterſuchungen von Schmeltz und Krauſe thun uns zu deutlich dar, daß manche Geräthe, Waffen und Gebräuche nur auf die Papua, andere nur auf die Polyneſier beſchränkt ſind, und dort, wo papuaniſcher und polyneſiſcher Einfluß ſich vermiſchen,

auch Geräthe und Gebräuche beider Raſſen ſich mengen. O. Finſch kam nach ſeinen eingehenden Beobachtungen über die körperlichen Eigenſchaften der Völkerſchaften im Großen Ozean zu der Anſicht, daß die Mikroneſier von den eigentlichen Polyneſiern nicht mehr abweichen, als die Schwaben von den Norddeutſchen. Mit Ausnahme der weſtlichſten würden die Mikroneſier dem melaneſiſchen Typus wohl näher ſtehen als die Polyneſier, wenn auch der Unterſchied dadurch verwiſcht iſt, daß polyneſiſche Koloniſten in mikroneſiſches Gebiet eingewandert ſind, wie z. B. nach den mittleren Mortlockinſeln. Die Durchſchnittsmaße für Männer der Marſchall-Inſeln betragen 1,52 bis 1,72 m, für Frauen der Gilbert-Inſeln 1,43 bis 1,68 m. Der große Wechſel in der Körpergröße beruht wohl darin, daß die meiſten mikroneſiſchen Inſeln zu den niedrigen Koralleneilanden gehören und deshalb bei Weitem nicht die Fruchtbarkeit der polyneſiſchen beſitzen. Aus dieſem Grunde ſind die Bewohner der ſüdlichen Marſchallinſeln klein, ſchmächtig, ſchwach, früh alternd, und deren Frauen noch kleiner und verkümmerter. Sie beſchränken ſich meiſt auf pflanzliche Nahrung, weil ſie die Anſtrengungen beim Fiſchfang ſcheuen. Die alten Bewohner der Marianen oder Ladronen zeigen vornämlich in den adeligen Männern hohen, vollen Körperbau, ſtarke Gliedmaßen, langes, glattes, ſchwarzes Haar, wenig ſchiefſtehende Augen, mäßig hohe Naſen und etwas dicke Lippen. Ihre Hautfarbe iſt hellbraun oder olivenfarbig. Weil nun dieſe Bevölkerung unter der Zuchtruthe der Spanier ſchnell abnahm, ſo wurden im Jahre 1741 Tagalen dorthin gebracht, und von da an exiſtirt

Eingeborene der Marſchall-Inſeln.

dort eine gemiſchte Raſſe. Auf den Karolinen ſind die Leute auch gut gebaut, aber nur mittelgroß, und ihre Muskeln ſchlaff wegen Faulheit und vorwiegender Pflanzennahrung. Eine unangenehme Beigabe aller Mikroneſier iſt der eigenthümliche Geruch, welcher theils von der Hautausdünſtung herrührt, theils von dem ranzigen Oele, mit welchem der ganze Körper, beſonders aber das Kopfhaar eingerieben wird. Die Begrüßung beſteht hier, wie auf allen Inſeln des Großen Ozeans, in dem Aneinanderreiben der Naſen. In älteren Zeiten gab es dort nur wenige Krankheiten, jetzt ſind ſie faſt zu reichlich damit behaftet.

Eingeborene Frau von der Inſel Yab.

Die Speiſen werden von Alters her gekocht oder in heißer Aſche gebacken, das Salz wird auch hier durch Seewaſſer erſetzt. Sie genießen die Früchte des Pandanus, des Brotbaumes, der Kokospalme, die Knollen des Taro und der Pfeilwurzel, hier und da Bananen, Zuckerrohr u. a. Fleiſchnahrung nehmen ſie von Muſcheln, Krebſen, Schildkröten, Fiſchen, Vögeln, Ratten, Schweinen, Ziegen und beſonders gern von Hunden. Ungeziefer iſt, wie ſo oft, auch hier Delikateſſe. Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer und Kokosmilch. Im Ackerbau beſorgen die Männer Betel, Kurkuma und Tabak; für die Frauen aber, von der ärmſten bis einſchließlich der Königin, iſt es Ehrenſache, die Taropflanzen in einem trefflichen Zuſtande zu halten. Auf den Marianen wird das Beackern ſtark vernachläſſigt, weil durch die Europäer Viehzucht eingeführt iſt. Die Bekleidung der Mikroneſier iſt viel unvollſtändiger als in der

vorigen Gruppe, an manchen Orten freilich ſchon europäiſch. Ganz nackt gehen die Männer auf den Karolinen, beſonders auf Ruk, im nördlichen Palau, auf den Gilbert und den Ladronen, wo ſie höchſtens einen Gürtel tragen, an Feſttagen aber ſpaniſche Tracht anlegen. Die zum Chriſtenthum bekehrten Inſulanerinnen erſcheinen in ihren langen weiten Kleidern ebenſo unſchön wie unbeholfen, dagegen ſind die nicht bekehrten, gut geformten und ſchöngliedrigen Frauen und Mädchen in ihrer Landestracht, umhüllt von buntfarbigen Tüchern und mit Blumen geſchmückt, recht anmuthige Geſtalten, deren Geſammtbild nirgends den Schönheitsſinn und Anſtand beleidigt.

Die kunſtvollſten Wohnungen, die beſten aller Inſulaner im Großen Ozean, beſaßen einſt die alten Bewohner der Marianen, doch ſind ſie jetzt völlig außer Gebrauch; die neuen gleichen kleinen europäiſchen Holzhütten.

Junger Eingeborener von der Inſel Yab.

Die Leute der Marſchall-Inſeln wohnen in armſeligen Hütten, wenn man ein Dach aus Pandanusblättern, unter das man kriechen muß, ſo nennen darf. Die überaus verſchiedenen Behauſungen auf den Karolinen, welchen nur die viereckige Form gemeinſam iſt, ähneln den polyneſiſchen.

Trotz der Trägheit der Mikroneſier ſteht ihre Gewerbthätigkeit in mancher Beziehung höher als auf den anderen Inſeln; ſie ſind nicht allein gute Holzſchnitzer, ſie verſtehen auch die hölzernen Geräthe mit einheimiſchem Harze vortrefflich zu lackiren. Schüſſeln und Teller finden ſich überall. Durch Einführung europäiſcher Waaren bemerkt man aber in der Geſchicklichkeit jetzt einen erheblichen Rückgang. Früher beſaßen ſie nur ſteinerne Waffen und Inſtrumente. Mit den Beilen und Waffen aus Stein und Fiſchknochen haben die Europäer ihnen das einzige Mittel genommen, ſich des ſchädlichen Einfluſſes ihrer natürlichen Faulheit zu erwehren. Die Einführung ſchlechter europäiſcher Fabrikate läßt die Eingeborenen die Handhabung ihrer Werkzeuge verlernen. Die ſchönen Produkte ihrer Kunſtfertigkeit wandern nach und nach in europäiſche Sammlungen, die Völkerſtämme ſelber wird Europas Kultur auch allmälig aufſaugen.

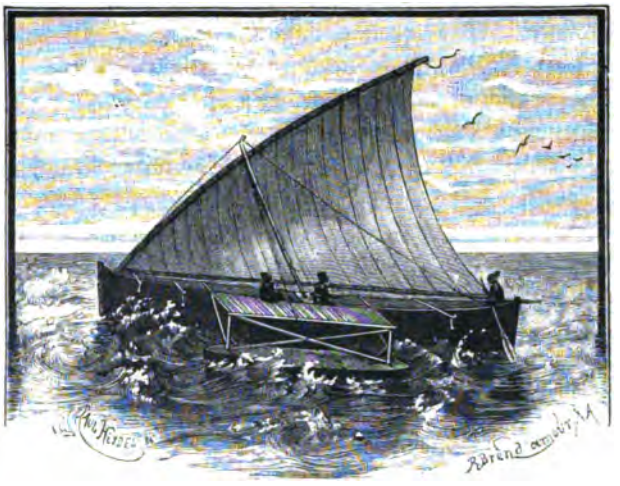
Von den verschiedenen Schmucksachen wollen wir an erster Stelle des Kopfschmuckes gedenken, der langen, schmalen, zehn- bis zwölfzähnigen Kämme aus Holz mit verzierten Griffen und besetzt mit zierlichen bunten Federn. Leider ist das Kopfhaar außerdem ein Tummelplatz von Ungeziefer. Die Gilbert-Insulaner tragen nach Schmeltz nicht blos Perrücken aus Menschenhaaren, die auf einem korbartigen Gestelle aus Holzstäben befestigt sind, sondern auch einen Kopfschmuck in Kronenform, bestehend in einem Kopfringe und halbkreisförmigen Bogen, Alles zierlich mit niedlichen Muscheln besetzt. Der hauptsächlichste Schmuck der Frauen besteht in Kränzen gelber und rother Blumen; auf einer Schnur von Menschenhaaren tragen Viele aufgereihte Muscheln um den Hals.

Als Geld verwenden die Mikronesier verschiedene Tauscheinheiten:

Haus der Eingeborenen auf der Insel Yab.

Steine, Glasscherben, Perlen, Email, Porzellanstücke. Von den sieben Geldarten, welche auf den Palau-Inseln vorkommen, sind drei nur gangbar zwischen den Häuptlingen des Landes. Als Maß des Besitzes kann man auch ein Ehrenzeichen betrachten, das von Semper in seinem Buche über die Philippinen recht passend „Knochenorden" genannt wurde. Es hat damit folgende Bewandtniß. Ein großes Wassersäugethier, eine Halicore-Art, kommt hier selten vor, und dessen Jagd kann der vielen Vorbereitungen halber nur von reichen Leuten betrieben werden. Der erste Halswirbel dieses Thieres wird nun vom Herrscher „ausgezeichneten Männern" als Armband verehrt. Wenn in Europa Orden an der Schulter und am Bein getragen werden, warum dort nicht der Knochenorden am Handgelenk? Das Schwierige ist nur die Anlegung des Armbandes, dessen Höhlung ausreichend weit für die Handwurzel, aber zu eng für die Hand ist, über

die es geſtreift werden muß. Das Anlegen des Ordens iſt alſo eine ſchmerzhafte Operation. Die Finger werden feſt zuſammengeſchnürt und dann von Männern mit einem Tau durchgezogen, während Andere den Dekorirten halten. Oft geht dabei der Daumen verloren. „Bei uns", ſagt Semper, „möchte ſolch ein Orden, der nie ohne große Schmerzen angelegt werden kann, wohl als Mittel gegen die zu große Zahl der Ehrendiener angewendet werden können." Auf den Karolinen giebt es ein Geldſtück, für das alle unſere Geldtaſchen zu klein, das ſogenannte Fe; es hat die Form von Mühlſteinen von ⅕ bis 2 m Durchmeſſer im Gewicht vieler Zentner und einen Werth von mehr als 4000 Mark. Das Rohmaterial findet ſich auf den Palau-Inſeln, und dort wird auch



Fahrzeug der Eingeborenen auf den Palau-Inſeln.

dies Geldſtück bearbeitet. Da der Transport zu Schiffe ſehr viele Koſten verurſacht und viele Hände dabei thätig ſein müſſen, iſt dieſe Münze meiſt nur Eigenthum ganzer Gemeinden. Für den Verkehr haben die Leute natürlich handlichere Münzen: Perlmuſcheln, Mattenrollen, geſchliffene Steine, abgedrehte Muſcheln u. a. Die Bedeutung dieſer Geldarten iſt nicht ausſchließlich eine wirthſchaftliche. „Ihr Alter," ſagt Friedr. Ratzel, „und ihre Seltenheit geben einigen einen faſt heiligen Werth, während andere durch die Schwierigkeit, ſie zu erlangen, und durch die Macht, welche ſie dem Beſitzer ertheilen, dieſem einen politiſchen Einfluß gewähren, der über den unſerer Geldariſtokraten hinausgeht."

Zu ihrer Unterhaltung zähmen ſich die eingeborenen Mädchen häufig die Jungen einer großen Fledermaus-Art, des fliegenden Hundes. Dieſe

Thiere werden so zahm, daß sie zutraulich am ganzen Körper ihrer schönen Besitzerinnen herumkriechen, aus der Hand Früchte nehmen und fressen und auf den Lockruf sogar vom Baume oder Dach herunterfliegen. Der Genuß des Fleisches der fliegenden Hunde war früher allen Männern untersagt. Auf Ponape beschäftigen sich Frauen öfter damit, junge Hunde zu mästen; sie kauen gebratene Brotfrucht, formen den weichen Teig zu Kastaniengröße und traktiren damit die Hündchen, wie man bei uns Gänse stopft. Hunde sind ein Hauptessen, und bei festlichen Gelegenheiten werden oft hundert und mehr geschlachtet.

Auch in Mikronesien kennt man verschiedene Stände: Adelige, Freie und Sklaven. Von den letzteren giebt es verhältnißmäßig nur wenige, am zahlreichsten sind die Freien; der Adel erhält seine Bedeutung durch hohe Staatsämter. Was Semper von den Palau-Inseln sagt, daß im Grunde ein jedes Dorf einen gegliederten Staat für sich bilde, das findet man ursprünglich auch in allen mikronesischen Staatsgebilden. Ein Herrscher braucht Geld, meist sehr viel Geld, auf den Karolinen kann er aber deshalb nicht verarmen, weil er die beiden einzigen Reichthumsquellen, Geldfabrikation und Handel, als Monopole zu wahren pflegt. Die Geldrollen macht der König mit eigener Hand. Er bohrt in ein Stück Schildkrötenschale Löcher, und fertig ist das Geldstück. Als Kubary, einer der gründlichsten Kenner jener Inselwelt, dort war, erlebte er, daß Aibatul, ein höchst habgieriger Fürst, durch eine unblutige Revolution beseitigt wurde. Die Vorstellungen, welche man dem Fürsten machte, weil er für Palau-Geld in einem fremden Distrikte Waffen gekauft, beantwortete er hochmüthig, nannte Alle „dak" (Dreck). Nun sprach man von Todtschlagen, und da ihm das nicht paßte, verließ er seine Residenz. Mehrmals forderte man ihn vergeblich zur Rückkehr auf. Endlich berathschlagte man zehn Tage, und am elften verkündete das Muschelhorn: Es giebt keinen König mehr. Da nun aber jeder Adelige herrschen, König sein und von den Europäern beschenkt werden wollte, wurde einige Wochen später ein neuer König gewählt. Der Kreislauf war beendet.

Der sozialen Gliederung der Männer entspricht in Mikronesien auch eine der Frauen. Der König ist nur Beherrscher der Männerwelt, seine Frau die Beherrscherin der Frauen, und die Frauenhäuptlinge, welche ihr zur Seite stehen, halten Ordnung unter allen Frauen, überwachen sie, halten Gericht und verurtheilen, ohne daß die Männer sich hineinmischen dürfen. Würde ein Mann seine Frau schlagen oder öffentlich beleidigen, so verfiele er einer hohen Geldstrafe und müßte, wenn er diese nicht erschwingen kann, landesflüchtig werden. Wie die Männer sich zu festgeschlossenen Korporationen vereinigt haben, zu gemeinsamem Wohnen, zur gemeinsamen

Theilnahme am Kriege und an der Arbeit, so haben ähnliche Vereinigungen die Frauen geschlossen und besitzen das Recht, gewisse Steuern zu erheben für Feste, Ausschmückung der Feste und der Tänze u. a.

Die Rangunterschiede im Leben werden auch noch nach dem Tode bei der Bestattung festgehalten. „Gewöhnliche" Leichen werfen die Radaker in das Meer, die der Häuptlinge werden in sitzender Stellung zusammengeschnürt in Steinumwallungen beigesetzt. Die Bergbewohner Yaps bestatten ihre Todten nur auf Berggipfeln. Kinder beerdigt man liegend, Erwachsene mit angezogenen Knieen. Auf Kusai findet zuerst Beerdigung statt, später werden die Gebeine herausgenommen, gereinigt, in ein Bündel zusammengebunden und ins Meer geworfen.

In den letzten fünfzig Jahren haben auf den zahlreichen großen und kleinen Inseln des Großen Ozeans bedeutende Veränderungen stattgefunden. Der Handel der Europäer, der zu fünf Sechsteln in Händen der Deutschen lag, konnte sich doch unmöglich die Ausbeutung dieser reichgesegneten tropischen Gefilde entgehen lassen. Anfänglich wurde gegen geringwerthige europäische Waaren das dort gewonnene Kokosöl umgetauscht. Da aber auf der langen Fahrt viel Oel, aus den Fässern sickernd, verloren ging, verschiffte man von dort den geschnittenen Kern, die Kopra; man konnte sie daheim besser auspressen und die Oelkuchen als nahrhaftes Viehfutter verwenden. Außerdem wurden auch Perlmuscheln, Schildpatt, Trepang, Sandelholz von den Eingeborenen gegen eine Kleinigkeit eingetauscht; alle diese Sachen brauchten die Leute nur nach geringer Sammelmühe den Kaufleuten zu überlassen. Die Sucht nach mehr Gewinn wuchs; man legte verschiedene Anpflanzungen an und wollte nun die Arbeitskraft der Eingeborenen für ein Geringes benutzen. Warum sollen aber die Eingeborenen arbeiten? Für sich selbst brauchen sie es nicht. Etwa aus purer Liebe zu den Eindringlingen? Die Arbeiterfrage ließ sich auch dort nach europäischem Muster lösen. Hier miethet man Italiener, Wasserpolacken u. A. und schafft sie per Eisenbahn auf das Arbeitsfeld. Dort wurden auf fremden Inseln Leute kontraktlich gemiethet und auf einer neuen Art von Sklavenschiffen fortgeführt. Hugo Zöller beschreibt das echt christliche Verfahren folgendermaßen: „Korn, Weizen, überhaupt europäische Getreidearten kommen auf Samoa nicht fort, zur Plantagenarbeit aber würde sich der deutsche Landmann nicht hergeben, abgesehen davon, daß eingeborene Arbeiter weit billiger zu beschaffen sind. Man sendet Schiffe aus, die

halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt, jedes etwa 50 bis 100 Arbeiter von den Salomo- und anderen Inseln herbeischaffen. Es werden Verträge mit diesen Leuten abgeschlossen, und so faul sie auch daheim sein mögen, so arbeiten sie doch nothgedrungen in der Fremde, bis sie nach ein paar Jahren wieder in die Heimath zurückgeschafft werden. Diese Leute schlafen Nachts auf einer Matte, ihre Nahrung bilden Reis und nur alle paar Wochen einmal ein Stück Fleisch. Ihr Lohn ist überaus geringfügig und wird von den Kirchenbedürfnissen, irgend einem Kleidungsstück, einem Gesangbuch u. dergl. m. fast vollständig aufgezehrt." In Amerika kostete früher ein Neger eine beträchtliche Summe, und deshalb lag es im Interesse des Herrn, ihn gut zu behandeln, da er um so länger ihn arbeiten lassen konnte. Die Eingeborenen des Großen Ozeans befinden sich in einer viel abscheulicheren Lage. Sie vermiethen sich auf zwei Jahre, und während dieser Zeit sucht man so viel Arbeit als möglich aus ihnen herauszupressen. Stirbt einer vor Ablauf der Frist, um so besser, dann spart man Mühe und Kosten, ihn zurück zu transportiren; man spart aber außerdem noch den ganzen Lohn, weil der erst nach zwei Jahren ausgezahlt zu werden braucht.

Auf manchen, wenig vom Schiffsverkehr berührten Inseln leben vereinzelt Weiße unter dem Schutze der Häuptlinge und werden als zum Stamm gehörig betrachtet und behandelt, so lange sie ihren Versprechungen und Verpflichtungen nachkommen. Es sind das der Mehrzahl nach Matrosen, welche von Schiffen desertirten, bisweilen Meuterer oder aus Strafkolonien entwichene Verbrecher. John Moresby, der Kommandant des „Basilisk", kam nach zahlreichen Erfahrungen zu der Ansicht, daß fast überall im Großen Ozean, selbst unter den so gern Missionäre verspeisenden Melanesiern, es den Weißen gelingt, wenn sie nur ernstlich wollen und keine Verstöße begehen, ein freundliches Entgegenkommen zu finden. Freundliche Blicke, zutrauliches Benehmen, ein sanfter Sprachton, große Geduld finden fast immer Eingang bei Denen, die noch nicht mit Europäern böse Erfahrungen gemacht haben. Die Südsee-Insulaner sind wahre Kinder und wollen als solche behandelt werden.

Die Völker Asiens.

In der Schilderung der Völker Asiens beginnen wir mit den Völkerschaften Sibiriens, wenden uns darauf Inneraſien und dem Osten und schließlich dem Westen zu.

Die Tschuktschen.

Wie andere polare Völker, so waren auch die Tschuktschen einst mehr oder weniger südlich ansässig. Das Hinausdrängen nach Norden fand hier wie in Nordamerika statt. Doch scheint der Mangel an Nahrungsmitteln ein Zurückfluthen der schwachen Völkerwelle wieder veranlaßt zu haben, denn in jetzt völlig menschenleeren Gegenden des höchsten asiatischen Nordens finden sich Spuren einer früheren Einwohnerschaft.

Die Tschuktschen theilen sich in nomadisirende, wandernde oder Rentiertschuktschen und in die meist seßhaften Küstentschuktschen.

Die letzteren sind viel ärmer als die ersteren; sie ernähren sich vom Fang der Füchse und großer oder kleinerer Meeresthiere, wohnten früher in unterirdischen Behausungen, von denen hier und da noch einige Ueberreste beobachtet wurden, jetzt aber in Zelten, und zwar häufig mehrere Familien in einem. Diese Zelte sind sehr künstlich aus Wal- und Walroßknochen erbaut und aneinander gefügt; man bedeckt sie mit Walroß- und Seehundsfellen oder auch mit eingehandelten Segeltuchstücken und erhält so einen Innenraum, der gegen Nässe und die wahrhaft grausige Kälte schützt. Die flachbodigen Kähne dieser Tschuktschen, Baidaren, sind meist 8 m lang, aus Treibholz hergestellt, mit Walroßfellen überzogen und bieten öfter neben der Ladung noch gegen 20 Personen Raum. Erhebt sich ein Sturm, so wirft der Besitzer nach und nach zuerst die Leute, schließlich die Ladung über Bord. Solche überhastete Beförderung in ihren Himmel lassen die Leute „mit dem größten Wohlgefallen“ über sich ergehen, ohne auch nur eine Miene des Widerstandes zu machen.

Das hängt, wie wir weiter unten sehen werden, mit ihrer ganzen Lebensanschauung zusammen.

Die Hauptnahrung der Renthiertschuktschen bildet das Ren. Sie sind zum Wandern gezwungen, weil die Weideplätze stets nur spärlichen Pflanzenwuchs den oft sehr zahlreichen Renheerden darbieten. Vom Ren wird Alles auf das Zweckdienlichste verwerthet, doch leben auch diese Tschuktschen nicht so ausschließlich von ihm, wie manche Reisenden versicherten, denn Kjellmann führt 23 Pflanzen auf, welche die Leute in der Nachbarschaft der Koljutschinbai zur Nahrung verwenden, darunter eine Alge, die auch im Winter gesammelt werden kann. Manche Pflanzentheile, z. B. Wurzeln, die sich bis in den Winter hinein frisch erhalten, werden, gemengt mit Seehundsspeckwürfeln, roh genossen, andere kocht man in Wasser mit Rensleisch zur Fleischsuppe, oder mit Blut, Wasser und Speck als Blutsuppe.

Mit demselben Farbstoff, den die Eskimo anwenden, mit Ruß und mit einem Faden, häufiger jedoch mit der Nadel, tätowieren sich hier gewöhnlich nur die Frauen. Eine Tschuktschin hält sich für eine Schönheit, wenn sie zwei Streifen auf der Nase, zehn bis zwölf senkrechte am Kinn, einige Streifen oder Figuren auf den Backen und am Unterarm trägt. Das Unterkleid der Frauen ist aus einem einzigen Fellstücke mit der Haarseite nach innen verfertigt und wird durch einen im Vordertheil der Jacke befindlichen Schlitz unmittelbar auf den nackten Körper gezogen; zuerst werden die Beine in den Hosentheil dieses Unterkleides, dann die Arme in die Aermel gesteckt und darauf der Schlitz vorne am Halse mittelst kleiner Riemen zugebunden. Die Kleidung der Männer ist ähnlich, nur enger anschließend. Bei kaltem Wetter trägt man über diesem Anzuge noch einen zweiten und lange Pelzstiefel, im feuchten Sommerwetter dagegen einen mit einer Kapuze versehenen Ueberwurf aus Seehundsdärmen, den Okonschek, der den besten Theermantel an Leichtigkeit und Wasserdichtigkeit bei Weitem übertrifft. Gegen die den Augen schädliche Einwirkung des blendenden Schnees wissen alle Völker sich passend zu schützen. Im Himalaya trägt man ein Haarnetz vor den Augen, die Eskimo besitzen Schneebrillen aus Glimmer, die Samojeden Messingbrillen mit enger Spalte, die Tschuktschen dagegen Augenschirme, welche oft reich mit Perlen und Silber verziert sind (die Perlen sollen angeblich die Zahl der erschlagenen Feinde angeben).

Die ursprünglichen Waffen, Bogen und Pfeil, sind seit Einführung der Feuerwaffen selten geworden. Wo sie sich, meint Nordenskiöld, noch in größerer Zahl finden, betrachtet man sie mit einer gewissen Achtung und tauscht sie nicht gern ein. Beim Spannen des Bogens wird von

diesem Volke der Pfeil nicht zwischen Daumen und Zeigefinger, sondern zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten. Die Steinbeile, welche die Tschuktschen noch öfter gebrauchen, gleichen genau denen, die Agapitow an einem Platze der Steppe Ust-Unga zu Tausenden sammeln konnte. Der Bärenspieß, eine starkklingige, dickschäftige Waffe, ist von Lappland bis hierher ins Tschuktschenland verbreitet. Dunkel jedoch ist der Ursprung des Stäbchenpanzers der Küstentschuktschen, der ganz ähnlich bei den Aleuten und im Prinz William-Sunde vorkommt, seine Ausläufer sogar bis in die nordwestlichen Völkerstämme Amerikas entsendet. Die Zusammenfügung der Theile erinnert an japanische, die Form an polynesische Rüstungen.

„Sich einzuschränken," sagt W. Bruch, „wissen diese Leute nicht. Sobald viel da ist, wird viel gegessen; ist nichts mehr da, wird gehungert." Nach solcher Hungerperiode schildert nun Nordenskiöld das Innere der Hütte folgendermaßen: „Wir sahen längs den Wänden eines einzigen Zeltes gegen 40 Seehunde und große Haufen von Speckseiten aufgeschichtet; die Kinder, welche in der letzten Zeit stark abgefallen waren, wenn auch nicht im Vergleich zu unseren armen europäischen, so doch zu gutgefütterten tschuktschischen Kindern, begannen gleich ihren Eltern schnell wieder ihre gewohnte Rundung zu gewinnen." In den meterlangen hölzernen, auf dem Fußboden stehenden Trog schüttet die Hausfrau Fleischmassen und schneidet sie in kleine Stücke, die Jeder mit den Fingern herauslangt. Brühe wird in hölzernen Gefäßen vertheilt. Wer regelrecht sich sättigt, nimmt als ersten Gang Gras mit Seehundsfett, dann gekochte Walroßhaut, gekochte Wurzeln, gekochtes Walroßfleisch oder Renbraten und zuletzt Brühe. Zur Abwechselung giebt es auch wohl Renfleisch, getrocknetes Blut, den halbverdauten grünen Mageninhalt eines Ren als Gemüse, ein Gemisch von frischen und angebrüteten Vogeleiern, Angelikawurzeln mit Moosbeeren, Köpfe frisch gefangener Fische u. a. Leckereien, die öfter die Nachbarn sich gegenseitig zum Geschenk machen.

Wie alle Nordländer, sind auch die Tschuktschen überaus gastfrei; man geht in alle Häuser zu Besuch und plaudert, so lange es beliebt. Besuchten nun diesem Brauch gemäß die Leute auch europäische Schiffe, so wurden sie von manchen Reisenden für zudringlich gehalten. Handel treiben sie mit ihren Fellen nicht blos zu Wasser, sondern auch ins Binnenland hinein, bis zur sogenannten Tschuktschenmesse in Anjui, wo mit den Kaufleuten von Jakutsk auch noch Tunguſen, Lamuten und Tschuwaschen zusammentreffen, wo auch der Isprawnik von Kolymsk die Abgabe einnimmt. Was sie aber hier oder auf den Inseln eintauschen, und zwar gegen sehr kostbare Felle, sind die allerschlechtesten Genußmittel, sogenannter

Tabak, vermengt mit Haaren und anderen unglaublichen Stoffen, und Branntwein. Als leidenschaftliche Liebhaber des „Tabaks“ kauen sie ihn nicht nur und verspeisen ihn dann gänzlich, sondern rauchen ihn aus einer hornähnlichen langen Pfeife, schlucken den Rauch hinunter und sinken nach sechs bis acht Zügen vollkommen berauscht um. Das „Feuer- oder Tollwasser,“ die Geißel vieler Naturvölker, erhalten sie meist durch den Schiffsverkehr; sie werden durch Branntwein körperlich und sittlich völlig zu Grunde gerichtet.

Auf Mord steht Blutrache; meistens wird der Mörder erschossen. Außerdem wird die Todesstrafe noch gegen Hexen, Zauberer, seltener gegen Ehebrecher angewandt. Andere Vergehen büßt man durch eine vom Richter bestimmte Anzahl von Ren.

Der Todte wird auf einen Schlitten gebunden, eine Strecke, womöglich auf einen Berg, fortgefahren und dort stehen gelassen. Haben dann nach einigen Tagen Raben der Leiche die Augen ausgehackt, so wird der Schlitten wieder zurückgefahren, „da dann der Verstorbene nicht sehen kann, wer dies vornimmt,“ und der Leichnam, umgeben von seinen Geräthen innerhalb eines ovalen Steinkreises, der Verwesung und den Thieren überlassen. Viele wünschen nicht eines natürlichen Todes, den sie für schimpflich halten, zu sterben. Lebensüberdrüssige Greise, junge, von zufälligen Leiden ergriffene Leute und auch völlig Gesunde, welche ihre gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich von irgend einem Anverwandten tödten, und man tödtet sie ohne Bedenken, ohne Zögern. Das Leben ist für sie ohne Werth.

Verwandt mit den Tschuktschen sind die bis in den nördlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka hinein wohnenden, theils mehr seßhaften, theils mit Renheerden umherziehenden Korjaken.

Die Kamtschadalen.

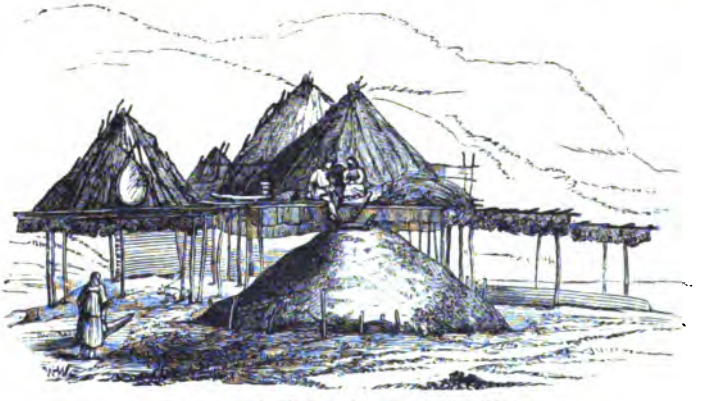
Südlich von den Korjaken wohnen auf der der Größe nach mit Italien vergleichbaren Halbinsel die Kamtschadalen oder Itelmen, in ihrer äußeren Erscheinung den übrigen Nordasiaten ähnlich, aber mit weniger breiten Gesichtern und weniger vorstehenden Backenknochen. Mund und Zähne dieser starkschulterigen Leute sind groß. Fischfang ist ihr hauptsächlichster Nahrungserwerb, und der vor den Schlitten gespannte Hund ihr Hausthier. Wie die anderen polaren Völkerschaften tragen auch sie Fellkleider, und zwar im Winter zwei übereinander. Was sie aber vor den vorher erwähnten Stämmen voraus haben, ist, daß sie schon

seit dem vorigen Jahrhundert, seit Stellers Zeit, durchgängig Hemden tragen, die Anfangs wohl chinesischen oder japanischen Ursprungs waren. In der nur selten gewechselten Kleidung erfreut sich das Ungeziefer eines ungestörten Stilllebens in Wärme und Nahrungsüberfluß. Die Erdhütten, welche von Anfang Oktober bis Mitte Mai bewohnt werden, sind 1 bis 2 m tief eingegraben und mit Rasen belegt. In der Mitte solches Maulwurfshügels befindet sich ein Loch, das Thür, Fenster und Rauchfang ist. Ein ziemlich dicker Balken, nur so tief eingekerbt, daß die große Zehe in der Kerbung sich halten kann, dient als Leiter. Neben dieser Winterwohnung steht die Sommervilla, ein mit Strauchwerk und Gras bedecktes Zelt, aber auf einem Holzgestelle, das mindestens die Höhe des Maulwurfshaufens, bisweilen sogar 4 m Höhe hat und gleichfalls auf so bequemer Treppe erstiegen wird. Zwei einander entgegengesetzte Thüren führen in das Innere der Hütte und halten sie stets luftig, denn dort dörrt man Wildpret und Fische und räuchert auch die letzteren. Ein Aufguß auf Fliegenschwämme ist ein beliebtes berauschendes Getränk. Von Charakter sind die Kamtschadalen sanft, gastfrei und leben in größter Freundschaft miteinander. Sie sind aber wenig schlau und werden deshalb von Händlern leicht betrogen. Im Trinken und Nichtsthun besteht ihre größte Glückseligkeit. Die gegenwärtige Zahl der Kamtschadalen wird auf vielleicht 2000 Köpfe geschätzt, welche nach russischen Angaben meist zum Christenthum bekehrt sind.

Kamtschadale.

Die Jukagiren.

Auf dem breiten Küſtenſtriche am Eismeer von der Tſchaun-Bai weſtlich bis über die Jaka hinaus wohnen die Jukagiren als ſpärliche Ueberreſte eines größeren Volksſtammes vor dem Eindringen der Jakuten und Tunguſen. Nur Wenige ſprechen noch die eigene Sprache, die Meiſten die tunguſiſche, auch wohl die ruſſiſche, und in abſehbarer Zeit werden ſie ebenſo aufgeſogen ſein wie Omoken, Schelagen und Aniuylen. Die Jukagiren ſind kräftig und gut gewachſen, von mittlerer Größe und heller Hautfarbe. Ihr Geſicht iſt länglich, die Backenknochen vortretend, Augen groß, Naſe länglich, bei Manchen ſogar etwas gekrümmt, das Haar dunkelbraun, bei einzelnen Individuen ſogar bis blond. Ihre Kleidung bildet geräuchertes Renleder; als Winterwohnungen beſitzen ſie



Sommer- und Winterwohnungen in Kamtſchatka.

kleine aus behauenen Baumſtämmen errichtete Häuſer, den Sommer hindurch leben ſie jedoch in Zelten. Fiſche und wilde Ren bilden ihre Hauptnahrung, Fuchsjagden die Hauptbeſchäftigung. Zu den Jukagiren gehören die im nördlichſten Kolymagebiet vorkommenden Tſchuwanzen, vielleicht noch 250 Köpfe, und die getauften, meiſt ruſſiſch ſprechenden Omoken, die, an Zahl ungefähr 200, ſich ſpärlich vermehren und bald zu den von der Erde verſchwundenen Stämmen gehören werden.

Die Tunguſen.

Die Tunguſen, nahe Verwandte der Mandſchu, lebten vor hundertundfünfzig Jahren in einer Zahl von 70 bis 80 000 Seelen auf dem weiten Gebiete zwiſchen Jeniſſei und dem Großen Ozean, zwiſchen China

und dem Eismeer. Auch sie haben nach der neuesten Schätzung Rittichs, die nur 68 000 ergab, an Zahl abgenommen. Wenn die Tungusen auch gegenwärtig noch den größten Theil Ostsibiriens einnehmen, so waren sie dennoch nicht ursprünglich in demselben ansässig, sondern von Süden her eingewandert, aus der Mandschurei, wo das gefeierte Alpengebirge Schangan-Alin an der Grenze Koreas als ihr Ursitz angesehen wird. Die stammverwandten Mongolen trieben sie nordwärts in die Wälder, und in deren Dunkel verloren sie allmälig die schon errungene höhere Kulturstufe wieder. A. v. Middendorff fand unter den Tungusenschädeln den reinen mongolischen Typus in zwei Hauptformen auftretend, als Breitschädel und als Hochschädel. Bei beiden sind die Backenknochen stark vorspringend, die Augenhöhlen groß; der äußere Augenwinkel liegt höher als der innere. Das muntere, lebhafte Auge ist von dunkler Farbe, die Nase gut gebaut, der Mund etwas groß, aber mit dünnen Lippen, die Ohren weder groß noch abstehend. Auffallend ist die Schönheit ihrer Zähne, selbst Greise zeigen noch die vollen Reihen weißer und gesunder Zähne. Von Jugend auf wird große Sorgfalt auf die Zahnpflege verwendet. Sie genießen viel saure Milch, die antiskorbutisch wirkt, und reinigen nach jeder Mahlzeit Zähne und Zahnfleisch mit Kiefernharz, dessen sich jetzt auch vorsichtige sibirische Damen bedienen. Die Haut der Tungusen hat die gelbliche Färbung der Mongolen; wenn sie sich gewaschen, d. h. Rauch und Schmutz beseitigt haben, dann scheint sogar eine zarte lebhafte Wangenröthe durch. Das Haar ist straff, bei Männern stets schwarz, bei Frauen bisweilen dunkelbraun; ein Ergrauen soll nicht stattfinden. Der Bartwuchs ist spärlich, wird auch stets durch Ausrupfen beseitigt. In dem Bau aller Körpertheile zeigt sich ein großes Ebenmaß, die Muskeln sind fest und elastisch, die Sehnen stark entwickelt; Fettleibigkeit ist große Seltenheit. Sie sind starke Fußgänger, und doch ist ihr Fuß nur klein. Ihre Körperkraft und Gewandtheit wird oft gerühmt; ihre Jäger, die zu den abgehärtetsten Nordasiens gehören, tragen drei bis fünf Moschusthiere auf dem Rücken nach Hause; sie verbringen auch mit Lagerfell und Feuerzeug im tiefsten Winter Nächte im Walde. Sie paaren Muth mit Vorsicht und streben darnach, den Körper zu stählen. Ihre Ringkämpfe erinnern an die Turniere des Mittelalters; Zweikämpfe infolge von Beleidigungen, selbst zwischen den nächsten Verwandten, sind nicht selten. Durch ihren Muth und Scharfsinn im Erwerbe der täglichen Nahrung haben die Tungusen neben anderen Gaben auch eine gute Dosis Humor sich erworben, die wir gewöhnlich als das Vorrecht unserer Zivilisation betrachten. Die Sinne der Tungusen fand v. Middendorff gut ausgebildet, besonders ist ihr Auge sehr scharf, aber

nahe verwandte Farben (Gelb, Grün, Blau) unterscheiden sie nur nach langer Ueberlegung, und alle dunklen fallen bei ihnen mit Schwarz zusammen. Vielleicht trägt nur ihr Sprachschatz die Schuld, daß genauere Bezeichnungen ihnen fehlen. Auf Sand oder im Schnee können sie völlig richtige Karten der Wege oder der Flußläufe zeichnen. Nach ihrer Lebensweise hat man die Tunguſen in Renthier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Wald-Tunguſen getheilt, ohne damit ſehr ſcharfe Grenzen zu ziehen, da es nicht an Fällen fehlt, daß z. B. Renthiertunguſen durch eine Seuche ihre Thiere einbüßen und nun ſich der Jagd mit Hunden oder der Pferdezucht oder ſelbſt der Fiſcherei zuwenden. Je ſchwerer und ärmer das Leben, um ſo leichter, um ſo gebotener iſt der Uebertritt von einem wirthſchaftlichen Erwerb zum anderen. Das Ren iſt einer der am leichteſten zu zähmenden Wiederkäuer und für die nordaſiatiſchen Wandervölker durch Bau, Anlagen und Fähigkeiten überaus nützlich, ſein Vorkommen iſt „ein lichter Punkt in der Naturausſtattung“ der dortigen Länder. Zum Schlittenziehen ſind ſie auch gut zu verwenden, und nicht minder zum Reiten, doch nur für Eingeborene. Da nämlich das Fell des Rens noch viel loſer und verſchiebbarer iſt, als bei einer Hauskatze, ſo fallen Europäer, ſelbſt die geſchickteſten Reiter, nach wenigen Minuten unſanft auf den Boden. An der mittleren Lena ſollen einige kleine Stämme mit großer Mühe noch eine unbedeutende Rinder- und Pferdezucht treiben. Da Felle und Leder zu Kleidungsſtücken und Decken ausgedehnte Verwendung finden, iſt die Bearbeitung der Häute von beſonderer Wichtigkeit, und v. Middendorff fand höchſt ſinnreiche Geräthe für dieſen Zweck; als Schaber dienten z. B. ſcharfkantige Kieſelſplitter, mit Fiſchleim auf einem jochförmigen Holze befeſtigt. Zum Erweichen der Felle dienen Eigelb, Hirn, gekaute Renleber, Alles mit vielem Speichel vermiſcht. Der Gährungsprozeß wird dadurch befördert, daß man die eingefetteten und eingeſpeichelten Felle aufrollt und als Kopfkiſſen benutzt, wodurch ſie die Erwärmung erlangen, die zum Garwerden nöthig iſt. Auch in der Verarbeitung der Baumrinden leiſten die Tunguſen Großes, denn aus Birkenrinde ſchafft man Taſchen, ſowie Büchſen mit gepreßten farbigen Ornamenten und Zeltdecken.

Die wichtigſte Waffe iſt auch hier der uns ſchon aus dem Tſchuktſchenlande bekannte Bärenſpieß, der dem Tunguſen als ſtändiger Begleiter, Stab, Lenkſtock u. ſ. w. dient. Neben eiſernen Pfeilſpitzen fand v. Middendorff hier noch knöcherne in Gebrauch, und das zeigt uns wieder einmal recht deutlich, daß, wiewohl gerade die Tunguſen ſehr gut eiſerne Pfeilſpitzen zu ſchmieden verſtehen, doch das Althergebrachte und zweckmäßig Befundene daneben beibehalten wird.

Das Tätowieren ist jetzt bei den Tungusen im Schwinden begriffen. Ihre Kleidung ist ein frackartig hinten zugespitzter, mit Perlen bestickter,

Tungusen.

vorne offener Fellrock und ein reichgestickter Brustlatz. Darunter wird unmittelbar auf der Haut eine Art Halbkaftan getragen und darüber ein

Pelzüberrock aus dunklem Renfell. Die Mützen bestehen aus Fuchspelz, Beinkleider und Stiefel gleichfalls aus Haarfellen. Die boaförmigen Halsbinden sind aus Eichhornschwänzen verfertigt. Manche Tunguſen, besonders aber Frauen, haben schon europäische Kleidung angenommen und tragen blaue, roth ausgeschlagene Tuchröcke, haubenartige, mit Silberfäden ausgenähte Mützen und versilberte Messinggürtel.

Auf alle Reisenden machen die Tunguſen den Eindruck eines sorglosen, fröhlichen, doch auch leichtsinnigen und recht abergläubischen Volkes mit wahrhaft rühmlicher Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und stets höflichem Wesen. Auf die nie versagende Gastfreundschaft sich verlassend, macht ein Tunguſe oft weite Reisen, ohne irgend welche Lebensmittel mitzunehmen; er schließt sich unterwegs anderen wandernden Familien an, setzt sich unaufgefordert, wenn es ans Essen geht, in ihren Kreis und wartet, bis man ihn auffordert, zuzugreifen. Jegliche Lüge hält ein Tunguſe für abgeschmackt, daher betheuert er auch nie die Wahrheit, sondern spricht freimüthig aus, was er denkt. Diebstahl ist fast unbekannt; kommt er dennoch vor, so prügelt man den Dieb, der dann für sein ganzes Leben entehrt ist. Mit Ausnahme der Schmiede, welche die Werkzeuge und das Eisen von den Russen erhalten, giebt es keine Handwerker. Was Jeder braucht, verfertigt er sich selbst, nur nicht Fischnetze, welche sie nach Auguſtinowitschs Zeugniß auffallenderweise nicht im Stande sein sollen anzufertigen; sie erhandeln sie von den Jakuten. Die Hauptmärkte für die Tunguſen zum Tauschhandel fallen in den Januar, in das Frühjahr, Oktober und Dezember. Die Russen übervortheilen dabei die Verkäufer gründlich, denn, nachdem sie ihnen zwei Tage hindurch Branntwein gespendet haben, beginnen sie erst am dritten das Geschäft.

Die Zahl der Lamuten oder Meertunguſen am ochotskischen Meere beträgt vielleicht 2000. Regsamkeit, Ehrlichkeit, Ordnungssinn zeichnen sie aus. Viele sind sichere Schützen mit der Flinte, nur Wenige beschäftigen sich mit dem Fischfange. Die meist kleinen und hageren Leute mit gerader Stirn, dünnen Lippen, rundem Kinn und glattem dunkelbraunem Haare leben in großen kegelförmigen Zelten, bisweilen zu zwei Familien, und bereiten ihre Speisen, in der Regel Renfleisch und Fische, sehr sauber zu. Gewänder aus Renfellen, verbrämt mit Schafleder und geziert mit Perlen, tragen beide Geschlechter. Sie sind sehr fromme Christen, bei denen allerlei „Heidenglauben“ sich erhält, und manche Paare leben gemüthlich ein bis drei Jahre zusammen, ehe es ihnen einfällt, sich „kirchlich einsegnen“ zu lassen.

Die Jakuten.

Innerhalb des weiten Gebietes, in welchem ſich die tunguſiſchen Völkerſchaften ausgebreitet haben, lebt das Volk der Jakuten, deſſen Seelenzahl nach den verſchiedenen Berichterſtattern überaus ſchwankend iſt. Nach Albin Kohn iſt die mongoliſche Raſſe bei ihnen bis zur Karrikatur ausgeprägt. Ober- und Unterkiefer mit den Muskeln ſind gewaltig entwickelt; der Unterkiefer ragt, wie bei der engliſchen Dogge, ſo bedeutend hervor, daß zwiſchen den oberen und unteren Schneidezähnen ein Zwiſchenraum bleibt; die Mundöffnung iſt ſo groß, daß die Mundwinkel nicht weit von den ungewöhnlich großen Ohrmuſcheln entfernt ſind; die Stirn iſt niedrig, der Haarwuchs mächtig, Haare und Augen ſchwarz. Der Körper iſt zwar muskulös, doch nicht gelenkig genug. An Entſagungen ſind ſie gewöhnt, ſie ſcheinen unempfindlich gegen die Kälte zu ſein und ertragen den Hunger bis auf einen faſt unglaublichen Grad. Ihre Nahrung beſteht aus geſäuerter Kuh- und Stutenmilch, aus gekochtem Rind- und Pferdefleiſch, und rohes oder geſchmolzenes Fett iſt ein großer Leckerbiſſen; wenn es verdorben iſt, wird es auch nicht verſchmäht. Reinlich bei der Zubereitung der Speiſen kann man ſie nicht nennen, wenn ſie im Sommer das Waſſer aus irgend welcher Pfütze nehmen und im Winter ſchmutziges Eis oder Schnee. Die

Jakutin im Feſtſchmuck.

ſtarke Zunahme des Branntweingenuſſes und die ausbeutende Gewinnſucht der Ruſſen tragen unaufhaltſam und unabwendbar zum Niedergange des Volkes bei, und es iſt ſehr bezeichnend, daß jetzt bei ihnen „arm“ und „ſchlecht“ durch daſſelbe Wort ausgedrückt wird. Sie ſind ſchlecht geworden, weil die ihnen aufgedrungene „Kultur“ verarmend auf ſie einwirken mußte. Leidenſchaftliche Tabakrauchſchlucker ſind auch hier beide Geſchlechter.

Die Jakuten gehören zu jenen ſibiriſchen Stämmen, die in Zelten, ſog. Jurten, leben; da ſie dieſe aber mit dem Vieh theilen, ſo iſt, wenigſtens für europäiſche Naſen, der Aufenthalt in ſo gemiſchter Geſellſchaft kein ſehr angenehmer. Ungemein große Gaſtfreundſchaft und eine faſt unglaubliche Nächſtenliebe ſind zwei hohe jakutiſche Tugenden, die ſie ſchon vor Einführung des Chriſtenthums bethätigten, denn dies änderte höchſtens die Schale, nicht aber den Kern; es ließ ſogar die Vielweiberei fortbeſtehen.

Die Oſtiaken.

Die Oſtiaken, von denen ſich die im nördlichen Ural als Jäger umherſchweifenden Wogulen in der Lebensweiſe ſehr wenig unterſcheiden, leben jetzt in einer Stärke von etwa 25 000 Köpfen vornämlich in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk.

Die Grundzüge des Charakters der Oſtiaken: kindliche Gutmüthigkeit, Genügſamkeit und Aufrichtigkeit, blieben unverändert, ſo lange ſie in den weiten Urwäldern ihres Gebietes herrſchten, ſo lange Reichthum an Wild und Pelzthieren, an Fiſchen aller Art der dünnen Bevölkerung über die ausgedehnten Waldſtrecken hin genügende Erwerbsquellen darboten. Als nun aber mit den vordringenden Ruſſen deren Induſtrieprodukte, Verkehr und ſogenannte Kultur ſich verbreiteten, da verarmten die Eingeborenen. Die Gewinnſucht der Ruſſen und der den Oſtiaken zuerſt aufgedrungene, ſpäter leidenſchaftlich begehrte Branntwein brachten bald dies auf der Kindheitsſtufe ſtehengebliebene Volk zum Niedergang. In einer kurzen Reihe von Jahren wurde aus einem Volk von Nomaden ein Fiſcher- und Jägervolk. Nur noch zum kleinſten Theile beſchäftigen ſie ſich heute mit Renzucht; daß ſie geiſtig aber nicht ſo tief ſtehen, wie Manche meinen, können wir aus den bei ihnen gebräuchlichen und recht zweckmäßigen Fiſchkörben erſehen und aus dem in Rußland ſo hochgeſchätzten Neſſeltuch, das oſtiakiſche Frauen aus den Faſern der am Ob mannshoch ſtehenden Brennneſſeln anfertigen.

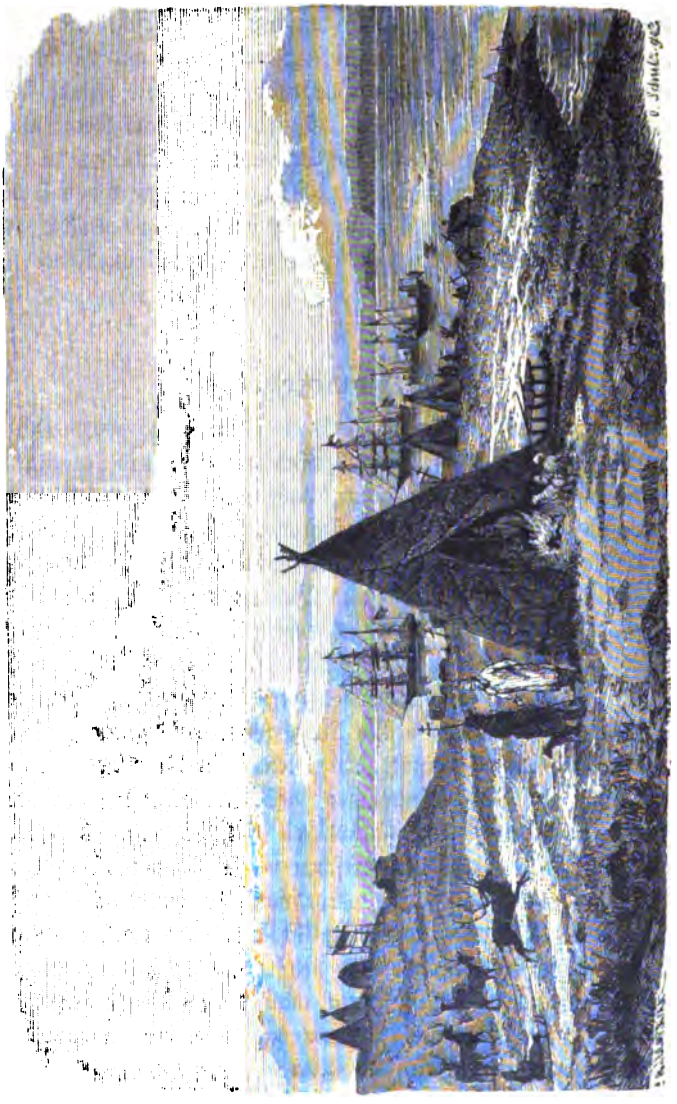
Aus dem werthvollen Buche N. Jadrinzews über Sibirien erſehen wir, daß die Ruſſen ſehr häufig Verbindungen mit den Eingeborenen eingehen.

So sind z. B. die Russen in den eigenthümlichen Typus der „Sibirier" übergegangen. Die Mischungen mit arm und elend gewordenen Stämmen, mit den Ostiaken u. a., haben aber eine Verminderung der Fruchtbarkeit zur Folge gehabt, wie sie bei den Mischehen mit südsibirischen Stämmen bisher sich nicht zeigte. Die Russen tauschen ferner nicht selten ihre Art zu leben, sowie ihre Sprache gegen Lebensgewohnheiten und Sprache der sie umgebenden Eingeborenen ein und beweisen dadurch, wie schwach eigentlich ihre „Kultur", ihre Geisteskraft ist. Daß die russische Regierung gegen den Niedergang der Bevölkerung am unteren Ob (Ostiaken, Samojeden, Wogulen) nur höchst unzureichende Einrichtungen trifft, wird von K. Nossilow offen und klar hervorgehoben. Um die Wohlfahrt des Volkes kümmert sich der russische Beamte viel weniger als um die Füllung seiner Taschen.

Die Samojeden.

Sommier schätzt die Zahl dieses Volksstammes auf za. 16 000 Köpfe, dessen Verbreitung jetzt vom Fluß Pjasina am Eismeere entlang westlich bis nach Nordostrußland sich erstreckt, nach Süden hin ungefähr mit dem Polarkreise sich gegen die Ostiaken abgrenzt. In früheren Zeiten hatten sie viel südlicher ihre Wohnsitze in der sajanischen Gebirgskette und verbreiteten sich von dort den Ob und Jenissei hinunter, später drangen tatarische und ostiakische Stämme in deren Gebiete und verdrängten sie nordwärts. Wenn die verschiedenen Samojedenstämme trotz des Verkehrs mit Anderen viele ihrer Lebensgewohnheiten beibehalten haben, so haben sie doch manche Gebräuche von den Nachbarn angenommen. So ist, um nur Eines zu erwähnen, anstatt des allen Eskimostämmen, den Lappen und Samojeden eigenen Nasengrußes, der Schmatz auf die Wange ein eingeführter Gebrauch. Ein natürliches Gefühl für Disziplin und Ordnung macht sich in der militärischen Gleichmäßigkeit der Ausrüstung der Schlitten und der Fahr- und Lagerordnung bei ihnen geltend; andererseits sind sie aufbrausend im Zorn, und ihre Rachsucht kennt kaum Grenzen. Wie die heißblütigsten Stämme um den Aequator hängen auch sie der Blutrache eifrig nach. Reinlich kann man vielleicht mit Ausnahme der Lamuten keinen der im engen Zelte um das rußende Herdfeuer kauernden Rennomaden nennen, und die Unreinlichkeit, die Scheu sich zu waschen, ist wohl mit der Grund, weshalb von Reisenden die Hautfarbe der Samojeden so verschieden angegeben wird; erkannte doch v. Middendorff eine Samojedin nicht, die er wochenlang täglich im Lager gesehen, nachdem sie sich gewaschen hatte.

Der Pelzüberrock, welchen die Samojeden tragen, iſt etwas länger als der der Tunguſen, ſtatt der Fuchspelzmützen dieſer tragen jedoch die Samojedinnen mit ſchwarzem Hundefell verbrämte Kapuzen. An den



Das Samojedendorf Chabarowa in der Jugorſchen Straße.

Schenkeln tragen ſie ein halbes Dutzend meſſingener Querſpangen, welche auf den Beinkleidern befeſtigt ſind, und am Bruſttheile ihres Untergewandes klingen allerlei weitere metallene Behänge. Je mehr wir aber

dem Westen uns nähern, um so europäischer wird die Kleidung. Wir begegnen einem Aermelwams, dessen Aermel oft schlaff herabhängen, da

Schlitten der Samojeden.

man die Arme der Wärme halber an den Körper legt. Die Beinkleider bestehen aus Renfell und sind mit Hundepelz verbrämt; die Frauen tragen

einen Rock, der um den Oberkörper sich eng anschließt, nach unten sich aber ausbreitet. Während des Sommers halten die sibirischen Samojeden sich in der Nähe des Eismeeres auf, ziehen im September südlicher, und sind dann später die Flüsse gefroren, noch weiter nach Süden, wo der dichte Wald mit dazwischen liegenden Tundrastrecken etwas Zuflucht gegen die harte Winterszeit bietet. Von dem ärmlichen Hausrathe bemerkt man im engen Zelte nur wenig, weil der größere Theil stets ordentlich, wie zum augenblicklichen Aufbruche fertig, verpackt ist. Die benutzten Gefäße sind meist aus Holz oder Baumrinde, manche aus Häuten oder anderen Thiertheilen, so giebt v. Middendorff z. B. die Abbildung eines Schwanenfußes, der als Thranfläschchen benutzt wurde. Man füllt frische Renmagen mit Blut und steckt wurstartige Fleischmischungen in eine Gänsehaut, was eine beliebte Speise bildet. Als Geld kursiren bei einem Stamme, bei den Aßja-Samojeden, Eisfuchspfoten, die den zwölften Theil des die Einheit bildenden Eisfuchsfelles werth sind.

Die Stellung der Frau bei den bisher erwähnten Nordasiaten ist ungefähr die gleiche. Ihr fällt alle Arbeit im Hause zu und größtentheils auch der Hausbau. „Ohne Weibertroß begiebt sich kein Samojede in die Ferne, es sei denn, daß er sicher ist, auf fertiges Nachtquartier zu stoßen.“ An der neuen Lagerstätte haben die Frauen die Zelte aufzustellen; sie müssen Holz hacken, Feuer anzünden, Wasser tragen oder Schnee im Kessel aufthauen. Die Männer erdrosseln ein Ren, essen vom rohen Fleisch die besten Stücke und werfen was übrig bleibt, meist die magersten Stücke, den Frauen in das Zelt, damit sie, so gut es geht, sich daran satt essen mögen. Die Männer legen sich sogleich schlafen, ihre Ehegesponste aber müssen die Fußbekleidung trocknen, Alles ausflicken, ausklopfen und in Ordnung bringen, um dann erst die Ruhestätte aufzusuchen. Die Stellung der Samojedenfrauen ist mithin eine ähnliche wie die in vielen anderen Stämmen, und doch erfreuen sie sich eines Vorzugs, den die anderen nicht kennen. Der Schlitten, die Narte der Hausmutter, ist ein Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt auf der Wanderung; er ist größer und breiter, damit Mutter und Kinder darin besser und bequemer sitzen. Vor allen anderen Narten sind nur zwei Ren gespannt, vor dieser dagegen vier und, wenn möglich, schöne weiße oder hübsche scheckige. Das Geschirr für die Narte der Hausmutter ist viel sauberer gearbeitet und mit kleinen Glocken geziert, die Schlittenfelldecke mit buntem Tuch eingefaßt; ihr Schlitten ist der erste im Zuge, dann folgen die der erwachsenen Töchter. Die Mädchen bleiben im Besitz des Vaters oder der Brüder als eine Arbeitskraft, die durch Heirath gegen eine Anzahl Ren ausgetauscht werden kann. Der heirathslustige

Mann ſchickt ſeinen Vater oder nahen Verwandten als Brautwerber aus; kommt dieſer nun in eine Hütte, die Töchter beherbergt, ſo ſtellt er ſeinen Antrag und verabredet die Abgabe, „Kalan“, welche für die Braut zu

Ein Samojedengrab auf der Waigatſch-Inſel.

zahlen iſt. Dieſe Bedingungen kerbt man auf einem langen Stocke mit Zeichen ein, ſpaltet ihn dann der Länge nach, und jeder Theil bewahrt wegen etwaiger Streitigkeiten ſeine Hälfte ſicher auf. Stirbt ein Samojede, ſo wird ſeine Leiche aus der Hütte an der entgegengeſetzten Seite

mit Russen leben, sind ein hervorragendes Element der ostsibirischen Landbevölkerung und werden leicht mit Russen verwechselt, aber eine genauere Betrachtung läßt in ihnen leicht das mongolische Element erkennen. Der Schamanismus, dessen Grundgedanke in dem Wahne besteht, daß der Mensch mit unsichtbaren Mächten in Verkehr treten und sie zur Folgsamkeit zwingen könne, ist bei den Buräten noch gang und gäbe.

Die Kalmücken.

Vor mehreren Jahren wurden durch Carl Hagenbeck in Hamburg 19 Kalmücken der kleinen Dorbeter Horde nach Europa gebracht, und in Basel fand Jul. Kollmann Gelegenheit, an ihnen ausführliche Messungen vorzunehmen. Im Folgenden gebe ich nach ihm die Beschreibung des Aeußeren der Leute.

Die Körpergröße von neun Männern betrug im Mittel 1,487 m, von vier Weibern 1,475 m; es waren also Leute von kaum mittlerer Größe, aber recht kräftiger Muskulatur. Ihre Brust war breit und gut gebaut, die Gelenke dünn, die Knochen kräftig, Hände und Füße auffallend klein. Als kennzeichnend für die Mongoloiden besaßen sie langen Rumpf, verhältnißmäßig großen Kopf und kurze Gliedmaßen. Bei den meisten waren die Augen tief dunkelbraun, das Haar der Erwachsenen schwarz, gerade, straff, dick, das der Kinder dagegen weich, dünn und leicht gelockt, die Augenbrauen dunkel, dünn und hoch aufsteigend. Die gelbrothe Haut ließ besonders bei den Frauen das Roth des Blutes im Gesichte leicht durchschimmern; der übrige Theil des Körpers war sattgelb und erinnerte vielfach an die Hautfarbe mancher nordamerikanischer Stämme. Die Gesichtsform ist breit und niedrig, der Rücken der kurzen Nase breit und tief eingebogen, eigentlich also nur der untere Theil um die Nasenlöcher entwickelt; die Nasenspitze dagegen richtet sich in die Höhe. Die Ober- und Unterkieferknochen sind breit und die Wangenbeine in die Gesichtsfläche vorgeschoben; die sehr dicken Wangen machten das Antlitz zu einer abgerundeten Scheibe. Schiefzähnigkeit fand sich nicht vor, und da die Zahnreihen sehr vollkommen aufeinander paßten, so zeigte sich eine starke Abnutzung der Zahnkronen. Den nicht großen Mund umschlossen dünne Lippen. Die Augenlidspalte war klein, schief gestellt und befand sich die halbmondförmige Lidfalte bei den 19 Kalmücken in verschiedenen Entwicklungsstufen. Der Abstand der inneren Augenwinkel war auffallend groß, die wohlgebildete Ohrmuschel klein, deren Läppchen jedoch wenig entwickelt. Von den 19 Personen hatte Einer einen Langschädel, alle Anderen waren kurzschädelig.

In kalten und wasserarmen Gegenden sind die Nomaden an ihrem Körper selten reinlich, und deshalb ist das Sprüchwort bei ihnen gebräuchlich, daß Gott dem Menschen ungnädig sei, der kein Ungeziefer an sich trage. Sogar die äußerlich oft ganz netten Astrachan-Kalmückinnen

Kalmücke.

wechseln, wie wir das auch anderwärts sehen, nicht eher das Hemd, als bis es vollständig zu Lumpen geworden ist.

Bei mongoloiden Völkerstämmen bildet den festen Körper des Zeltes ein Holzgerüst, das in vier bis sechs Theile auseinander genommen werden kann. Wo die Hütte den Uebergang vom Zelt zum Hause zeigt, da wird, wie z. B. bei den ansässig gewordenen altaischen Kalmücken, im sechseckigen Hüttenbau die Form des Zeltes festgehalten.

Die Kalmücken sind im Besitz großer Pferdeheerden. Im südlichen Wolgagebiete ziehen sie im Frühling oft mit 1000 Pferden zu Markt. Interessant ist das Einfangen eines Pferdes aus der Heerde, und Glitsch giebt uns davon ein anschauliches Bild. Auf frischem Renner, die Fangschlinge in der Hand, drängt sich der Reiter in die Heerde; die Pferde weichen aus, nur das Pferd, auf welches es abgesehen ist, sucht sich zuerst, sobald es die Absicht gemerkt hat, in der Heerde zu verbergen, bricht aber endlich heraus. Der Kalmück nähert sich möglichst seiner Beute, die Jagd geht querfeldein, über Hügel und Fläche, durch Gebüsch und Gestrüpp. Endlich wird der Flüchtling eingeholt, die Schlinge fällt ihm um den Hals, aber er ist noch fern davon, sich gefangen zu geben. Oft entreißt er den Fangstrick den Händen des Kalmücken und dieser ist genöthigt, im vollen Jagen sich seitwärts bis auf die Erde hinabzubeugen, um das dort schleifende Seil wieder zu ergreifen. Ist schließlich das gejagte Thier so ermattet, daß es stehen bleibt, so springt der Kalmück vom Pferde, setzt sich auf die Erde und sucht das sich sträubende Thier heranzuziehen. Während dessen sind andere Reiter herangekommen, nähern sich vorsichtig von beiden Seiten zu Fuß und suchen das Pferd gleichzeitig bei den Ohren zu fassen. Ist ihnen das gelungen, so wird dem Wildlinge ohne große Schwierigkeit eine Halfter umgelegt. Daß bei den pferdezüchtenden Stämmen Pferderennen zu den beliebtesten Vergnügungen gehören, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben.

Der Thierschädelkultus, den wir bei Nordamerikanern, Melanesiern und Malaien antreffen, zeigt sich auch mannigfach in Asien, und speziell von Kalmücken sieht man auf den Höhen Tauriens und am Ural trophäenartige Opfermale aus Pferdeschädeln errichtet. Außer der Zucht größerer Hausthiere findet sich bei den Kalmücken an der unteren Wolga auch Bienenzucht.

Bei aller patriarchalischen Gesinnung, wie sie sich unter Kalmücken, unter den Mongolen überhaupt zeigt, sind doch Abfälle von Stammesfürsten und Aufnahme Fremder in diese hohe Stelle nicht gerade Seltenheiten. In Jakub Beg, den seine Unterthanen Badualet (Glückskind, der Glücklichste) nannten, fand General Prschewalski nicht eine „höhere Art von Mensch", wie er erwartet, sondern einen Abenteurer, der sich durch Entschlossenheit aufschwang und durch Furcht einige Jahre auf der Höhe erhielt.

Unter den Kalmücken ist der sechzigste Mann ein Glaubensdiener. Die Montschik, junge Tempeldiener, arbeiten für ihn; seine Einnahmen sind natürlich reichlich, seine Nahrung angeblich einfach. Daneben ist er auch Arzt und verabreicht alle erdenkbaren Mischungen als wirksame Medizin.

Die Kasaken.

Der ausgedehnteste aller Turkstämme ist der, welcher sich die Bezeichnung „Kasaken" (Freibeuter oder Landstreicher) beigelegt hat, eines Wortes, das gleich ist mit dem aus dem Tatarischen stammenden der Kosaken, jener bekannten russischen Kriegerkaste. Die Russen hießen diesen Stamm Kirgis (Feldwanderer), gaben ihm also einen Sammelnamen, der viel mehr umschließt, als er eigentlich sollte, und Tataren, Mongolen und Türken unterschiedslos in sich faßte.

Die Kasaken zerfallen in drei Abtheilungen:

1. die große Horde, welche in Jarkand, Utschi, Taschkend und in Turkestan umherstreift;
2. die mittlere Horde, welche hauptsächlich um den Balkaschsee herum bis nach den Quellen des Tobol sich aufhält, und
3. die kleine Horde, welche nördlich vom Aralsee und vom Kaspischen Meere umherzieht.

Eine umfassende, meist nach russischen Quellen gearbeitete Darstellung der Kasaken verdanken wir Nic. Seeland, der die Natur des Landes, das äußere und soziale Leben und ganz besonders die körperliche Beschaffenheit dieses großen Stammes schildert.

In seiner äußeren Erscheinung bietet der auf fast zwei und eine viertel Millionen Seelen sich belaufende Kasakenstamm sehr viele mongolische Züge, durch die Sprache jedoch reiht er sich den Turkstämmen an. Die Kasaken sind von mittlerer Größe, die Frauen noch etwas kleiner. Die Hautfarbe wechselt von kupferfarbig bis zu weiß, besonders an den bedeckten Körpertheilen. Der Kopf ist groß und kurzschädelig, die Augen stehen schief und sind langgeschlitzt, die Jochbeine dick und breit, das Gesicht flach, die Stirn niedrig, die Nase platt; die Frauen erscheinen hübscher und zarter. Das Haar ist schwarz und erbleicht, wie der eigentlich nur am Kinn starke Bart, im Alter kaum. Wie alle Muhamedaner lassen auch die Kasaken den Bart wachsen, kürzen den Schnurrbart aber so weit über der Lippe, daß er beim Trinken nicht benetzt wird. Die mongolischen Merkmale prägen sich am deutlichsten in den Zügen der Frauen und der höheren Klassen aus. Die Kleidung besteht in einem langen Hemd aus Wolle oder Baumwolle, in weiten baumwollenen oder ledernen Beinkleidern, einer mit dem Gürtel zusammengehaltenen, langärmeligen Tunika, Lederstiefeln und Mütze, an deren Stelle auf Reisen ein Spitzhut oder eine Kappe aus Schaffell tritt. Wohlhabende tragen nicht selten reich mit Seide, Silber und Gold gestickte Sammtröcke. Dieser Männerkleidung ist die der Frauen sehr ähnlich, doch wird das

Haar in eine Menge kleiner Flechten aufgelöst, die an ihren Spitzen mit kleinen Goldstücken und anderem metallischen Schmucke verziert sind.

Die Nahrung wird vorwiegend dem Thierreich entnommen, das Laub des Tamariskenstrauches benutzt man als Theesurrogat; gekocht wird Hirse, in manchen Distrikten Weizen in verschiedener Gestalt genossen. Wenn nun aber nach dem Sugum, einer im Spätherbste beim Viehschlachten für den Wintervorrath gefeierten Schmauserei, bei welcher, wie bei unseren Metzelsuppen, große Mengen Fleisch genossen werden, auf das Alltagsleben der Kasaken geschlossen werden sollte, so wäre dieser Schluß ein sehr verkehrter, denn um ihre Heerde nicht zu sehr zu verringern, begnügen sich die meisten mit dem Fleische gefallener oder geraubter Thiere. Mehr als das Fleisch werden aber die Erzeugnisse der Milchwirthschaft genossen und als Getränk der Kumys, jene im Zustande alkoholischer Gährung berauschende Stutenmilch, die noch immer das nationale Getränk ist. Für die Erhaltung einer Familie von fünf Köpfen gilt als das Mindeste ein Besitzstand von 3 Kühen, 28 Schafen und 15 Pferden. Es mag unter den Kasakenstämmen noch ärmere geben, aber eine geringere Zahl von Pferden haben sie wohl nicht. Das Kasakenpferd ist ein echtes Steppenkind, wild und feurig und nicht so böswillig wie das Mongolenpferd. Als echtes Reitervolk leben die Kasaken bis zum Tode mit und auf dem Pferde, das auch ihr Ideal der Schönheit ist. Der Schlag, den man gegen ein fremdes Pferd thut, gilt dem Reiter. Stirbt er, so schneidet man unter Klageliedern dem Pferde den Schwanz ab; es wird nicht mehr bestiegen, es heißt „verwittwet" (tuldagan at). Das Pferd ist auch das einzige Thier, das werth ist, den Preis eines Menschen zu bezeichnen.

In einigen Gegenden befleißigen sich die Kasaken jetzt auch des Ackerbaues; so sind z. B. die von Kuldscha in der Schule der Chinesen tüchtige Baumwollbauer geworden, die Dschatak-Kirgisen sogar ganz folgsame Tagelöhner russischer Bauern.

Die Wohnung des Kasaken ist das aus leichtem Gitter- und Stangenwerk und Filzdecken gebildete Zelt, das nur eine Thür hat, die sich durch ein an einem Zapfen hängendes Stück Filz schließt. Kisten, Säcke, Töpfe, Kessel sind die gewöhnlichsten Geräthschaften; reiche Leute besitzen mit Silber beschlagene Schreine, auch wohl gar ein hölzernes Bett. Stühle und Bänke braucht der nach morgenländischer Sitte auf der Erde sitzende Nomade nicht; Arme wohnen im Winter in Löchern oder unterirdischen Höhlen, in denen Kinder und Kälber miteinander spielen. Die Neuzeit kennt sogar schon bequem eingerichtete Winterhäuser, bei deren Bau entweder mit Lehm beschmierter Rasen oder Steine verwendet werden; in

der Nähe der Städte sieht man sogar Holzhäuser. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, wenn ein reicher Kasakenfürst neben seinen Zelten sich ein Haus nach russischem oder chinesischem Vorbilde errichten läßt.

Die sozialen Verhältnisse gliedern sich bei diesen wie bei allen anderen

Kasakenfrau und Tochter.

Nomaden nach Familien, Clans; so lange der Nomadismus bleibt, hält sich auch das Geschlechtersystem, wird er dagegen aufgegeben, verliert auch das Letztere seine Reinheit und Innigkeit. An der Spitze des Stammes steht in Kriegszeiten ein Beg (Führer), dessen Autorität im Frieden gleich Null ist; manche Stämme aber treiben ihre Unterthänigkeit so weit, daß

sie sich die Sklaven ihres Führers nennen, ihm Hab und Gut anheimgeben, ihn zum unumschränkten Richter machen. Dafür aber verlangen sie von ihm einen hohen Grad von Aufopferung.

Von allen Kasaken wird die Exogamie streng festgehalten. Zwischen Genossen eines und desselben Stammes (Auls) lassen sie keine Heirath zu, sie holen sich die Braut aus einer anderen, oft mehr als 100 km entfernten Gemeinde und bewahren sich dadurch vor jenen entsetzlichen Folgen der Inzucht (Beschränktheit, Wahnsinn, Blödsinn), die wir bei solchen Familien in Europa beobachten, welche aus irgend welchen egoistischen Gründen nur innerhalb ihrer eigenen Familie heirathen.

Die Hochzeitsgebräuche in Russisch-Zentral-Asien beschreibt Lansdell ausführlich. Er führt u. A. zwei Gebräuche an, die sich auch bei anderen Völkern vorfinden, wenn auch nicht mit den Zeremonien umgeben wie hier, und zwar die frühzeitige Verlobung, bei welcher Bräutigam und Braut oft noch in der Wiege liegen, und den Kalym, das Brautgeschenk. Bei einem Stamme, der mit hervorragender Zähigkeit an alten Sitten hängt, spricht der Vater des Bräutigams bei der Brautwerbung zum Vater der Braut: „Wenn das Wasser Deine Wohnung überfluthet, werde ich ein fester Damm sein; wenn der Wind in Deine Wohnung bläst, werde ich die schützende Wand sein; wenn Du mich rufst, werde ich herbeieilen wie ein Hund; wenn Du mich auf den Kopf schlägst, werde ich in Dein Haus treten und Dein Verwandter werden.“ Wird nun der dargereichte Branntwein und die Pfeife angenommen, so bedeutet das, daß der Vater der Braut auf das feierliche Anerbieten des Werbenden eingeht, und nun verhandelt und feilscht die ganze Gesellschaft über den Kalym. — Bei der nahenden Geburt findet ein Zusammenlauf aller alten Weiber des Auls statt, die ihre bewährten Zaubermittel anpreisen, die häufig der zarten Körperbeschaffenheit des Kindes wenig Rechnung tragen. Bei den Kasaken um Semipalatinsk setzt man oftmals die Wöchnerin zu einem Reiter aufs Pferd, um durch einen wilden Ritt die bevorstehende Geburt zu erleichtern. Am vierten Tage nach der Geburt legt man das Kind in ein recht weiches, bequemes Weidengestell, das wie ein Korb am Henkel getragen und auch von der Mutter mit auf das Pferd genommen wird.

Die Karakirgisen.

Das Wort Kara (schwarz) hat die verschiedensten Deutungen erfahren; so sollten die schwarzen Tataren des Altai diesen Namen von der mit dichtem Walde bedeckten Gegend, in welcher sie lebten, erhalten haben, die schwarzen Tanguten aber von der bei ihnen üblichen Farbe der Zelte.

Bei den Karakirgisen wird nun auch der erste Theil dieses zusammengesetzten Wortes auf die Farbe der Zeltdecke bezogen.

Von festen, bestimmten Grenzen nach unseren Begriffen kann bei Nomaden keine Rede sein. Haben ihre Heerden die Weidedistrikte einer Gegend hinreichend benutzt, geben diese den Thieren nicht mehr auskömmliche Nahrung, dann werden die Zelte abgebrochen und die Leute ziehen weiter. Da nun aber nach der Bodengestaltung ein Nomadenstamm Sommer- und Winterweiden besitzen muß (im Gebirge, im Thale oder in der Ebene), so können diese öfter 100 km voneinander entfernt sein und deshalb nach den Jahreszeiten die Grenzen sich verschieben. „Wo Steppen mit Nomaden die Grenzen bilden," schreibt Wenjukow, „werden nie die Grenzen sehr fest sein, weil die Weideplätze nicht genau abzustecken sind, sondern von Jahr zu Jahr, je nach dem Stande des Futters u. s. w., sich ändern." Von den Karakirgisen läßt sich nun nachweisen, daß seit dem 16. Jahrhundert nicht blos der Stamm am Issi-Kul wohnte, sondern auch die einzelnen Geschlechter seit Jahrzehnten so ziemlich die gleichen Triften abweiden. Die Steppenpolitik der Russen und Chinesen besteht darin, das Gebiet der räuberischen Nomaden so sehr auf ihre Weideländer einzuschränken, daß ihnen nur die Wahl der Auswanderung oder des Ueberganges zum ansässigen Leben übrig bleibt. Die Russen befolgen diese Politik überall in Asien und sehr energisch, die Chinesen langsam und schleichend.

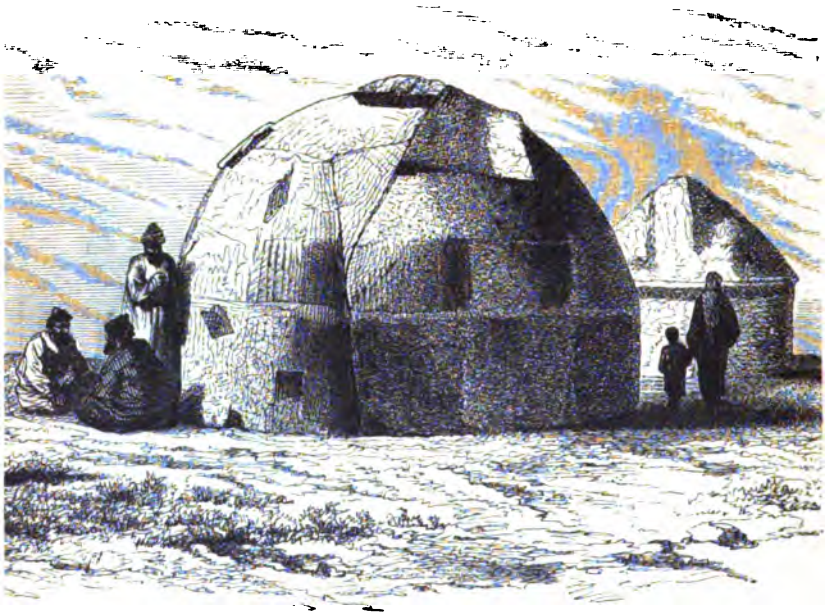
Kirgise.

Die gleiche Kleidung eines ganzen Stammes, wie der Karakirgisen, gehört sicher zu den Merkmalen einer gewissen Geschlossenheit und verschaffte ihnen erhebliches Ansehen.

Blasrohr und Pfeil sind wegen ihrer tückischen Lautlosigkeit sehr gefährliche Fernwaffen. Der Pfeil mit dem Bogen war stets die echteste Nomadenwaffe und ist erst seit ungefähr 40 Jahren von den Karakirgisen mit dem erbärmlichen Luntengewehre theilweise vertauscht worden.

Die Karakirgisen theilen sich in zwei Völkerschaften, die On (die Rechten) und die Sol (die Linken), und diese zerfallen wieder in Stämme

und Familien. Bei ihnen, die von allen ſtammverwandten Kirgiſen am meiſten die alterthümlichen Sitten und Gebräuche bewahrten, findet nur Exogamie ſtatt, die Wahl der Gattin im gleichen Geſchlechte würden ſie als arge Blutſchande betrachten; nur den Fürſten geſtatten ſie ſolche Ehen ausnahmsweiſe. Ueber jedes Geſchlecht iſt nämlich ein Fürſt, Manap, geſetzt, und über Allen ſteht ein Oberfürſt, Aga-Manap, der in Fragen der Geſammtheit die Manap zur Berathung verſammelt. Die Kiptſchaken ſind nur ein einzelnes, aber überaus tapferes Geſchlecht der Karakirgiſen,



Kirgiſenzelte.

dem wegen der hervortretenden Rolle, welche es in der neueren Geſchichte Chokands geſpielt hat, die Ehre zu Theil wurde, als eigenes Volk angeſehen zu werden.

Die Usbeken.

Das herrſchende Volk in Turkeſtan ſind die muhamedaniſchen Usbeken oder Oezbegen, ein Türkenſtamm, der ſich nach Usbeg, einem Beherrſcher der goldenen Horde (1312 bis 1342) benennt, nicht ohne Beimiſchung mongoliſchen Blutes geblieben iſt, bei ſeinem geſchichtlichen Auftauchen am Nordende des Kaſpiſchen Meeres weilte, unter den ſpäteren Timuriden am Sir Darja ſich ausbreitete, ſeit dem 16. Jahrhundert Turkeſtan

unterwarf und noch gegenwärtig in den Khanaten Chiwa, Buchara und Chokand, sowie in Kaschgarien den herrschenden Volksstamm bildet. In gedrängter Kürze faßt mit obigen Worten Oskar Peschel das Geschichtliche dieses Türkenstammes zusammen. Wir wollen uns nun die Leute etwas genauer ansehen.

Die Richtung, in welcher sich die Türkenstämme von den Mongolen scheiden, wird wesentlich bezeichnet durch ein längeres Gesicht, das die

Usbeke.

chinesischen Geschichtsschreiber als „Pferdegesicht" kennzeichnen, durch längeren Bart, weniger eingedrückte Nase, minder breiten Mund und endlich höheren Wuchs. Dieses sind nun auch die Merkmale der Usbeken, nämlich ovales Gesicht, langgeschlitzte Augen, dicke Nase, rundes Kinn, starker Haarwuchs, helle Hautfarbe. Sie haben also ein reiches Maß iranischen Blutes in sich aufgenommen.

Auch in der Tracht ist der Usbeke dem arischen Nachbar etwas ähnlich geworden, hat sich sogar zu manchen grellen Farben verführen lassen, doch hält er meistens an festeren und härteren Stoffen fest. Obwohl er über eine Menge persischer Sklaven verfügt, nimmt er es jetzt mit dem Ackerbau ernst, geht selbst hinter dem Pfluge her und gewinnt Getreide in solchem Ueberfluß, daß er es über die Grenze hinaus verkauft.

Bekannt ist der Ausspruch: Wenn Dir ein Muhamedaner begegnet, so schaut er nach deinen Waffen; begegnet Dir ein Hindu, fragt er nach dem Preise der Lebensmittel. Noch schärfer als diese beiden scheiden sich Usbeken und Perser, denn die Ersteren sind, wie die anderen Türkenstämme, geborene Krieger, die Anderen aber gelten jetzt als so feige, daß fast alle Soldaten der persischen Armee reine oder gemischte Türken sind. Ringübungen, Pferderennen um hohe Preise sind ihre Lieblingsunterhaltungen. Die Usbeken befolgen streng die Vorschriften des Koran; in Einem aber unterscheiden sie sich doch von den anderen Muhamedanern, in der Liebe zu ihren Hunden, in der hohen Achtung, die sie diesem nützlichen Hausthiere zollen. Fragt man einen Usbeken, ob er seine Frau verkaufen wolle, so wird er sich nicht beleidigt fühlen; ihn aber zu fragen, ob er seinen Hund verkaufe, ist eine ganz unverzeihliche Beleidigung, und deshalb ist auch „sakki ferasch“ (Hundeverkäufer) das ärgste Schimpfwort, das ein Usbeke dem anderen entgegenschleudern kann.

Die Turkmenen.

Oestlich vom südlichen Theile des Kaspischen Meeres, westlich von den Khanaten (Fürstenthümern) Chiwa und Buchara und nördlich von Persien, wo Sandwüsten (hier Kum genannt) und Flußoasen, Schneestürme im Winter, heiße Trockenheit im Sommer herrschen, liegt das wenig beneidenswerthe Gebiet, in dem das Volk der Turkmenen umherschweift. Da die asiatischen Salz- und Sandsteppen gewöhnlich in der Mitte eines minder ungünstig ausgestatteten Ringes besseren Landes liegen, so schlagen die Nomaden mit Vorliebe ihre Zelte an den Rändern der unfruchtbaren inneren Gebiete auf, wohin sie auch bei Ueberfällen sicher sich zurückziehen können. Dicht bewohnt sind also die Ränder, menschenleer das Innere. Die Stärke und Dauer des Nomadenthums lag in diesen freien Hinterländern und Rückzugsgebieten. Daß man aber trotz Allem dennoch auch bei den Turkmenen eine Verminderung der Seelenzahl beobachtet, ist nicht, wie es Conolly behauptete, dem gegensatzreichen Klima, den unsauberen Behausungen und dem völligen Mangel ärztlicher Hülfe aus-

schließlich zuzuschreiben, sondern mindestens in gleichem Maße den fortdauernden inneren Kriegen. Der harte Kampf ums Dasein, den sie, abgeschieden von der Welt, in diesem traurigen Erdenwinkel Jahrhunderte hindurch durchzukämpfen hatten, machte sie schließlich zu einem Volk von wilden Raubgesellen, Menschenjägern und Menschenschlächtern. Die Raubsucht, die hier nach und nach sich grausig entfaltete, wenn es sich um Beute handelt, sie zeigt sich auch in jenem Sprichworte, daß „zu Pferde der Turkmene weder Vater noch Mutter kennt." Völlig frei und unabhängig will er sein, und um diesen Preis setzt er Alles aufs Spiel, denn, sagt ein anderes Sprichwort, „der Turkmene braucht weder den Schatten der Bäume noch den Schutz der Obrigkeit." Da nun aber das Zusammenleben größerer Gesellschaften in den Oasen sie zwingt, gemeinschaftliche Vortheile einigermaßen zu beachten, z. B. bei der Wasserbenutzung und Berieselung der Ländereien, so haben sie hierfür aus ihrer Mitte Aksakale und Khane gewählt, die in Wirklichkeit jedoch keinerlei Gewalt besitzen, denn sie können Niemanden zwingen, irgend eine durch die Nothwendigkeit hervorgerufene Verordnung zu befolgen oder einer gesellschaftlichen Abmachung sich unterzuordnen. Nur selten gelingt es einem solchen Khane sich einen geringen Einfluß zu verschaffen.

Den Khan und die Aeltesten bei den Tekinzen wählt eine Volksversammlung; sie giebt ihnen Gehalt in Wasser, Land und Geld, und dafür sind und bleiben Jene „Diener des Volkes." Hier befiehlt das Volk, die Diener (Beamten) gehorchen; nicht aber befehlen die Beamten und das Volk gehorcht.

In früheren Zeiten war bei Mongolen und Turkvölkern der Adel von größerer Bedeutung; seine Rolle hat er aber bei den Turkmenen und Karakalpaken völlig ausgespielt.

Es klingt scheinbar so widersinnig, und doch bewahrheitet es sich überall, daß mit dem friedlichen Hirtenleben Kriegs- und Raubleben eng verknüpft sind. Rache und Vergeltung wegen zuvor weggenommener Weideplätze, das Verlangen, aus anderen Heerden die besten Stücke fortzutreiben, vielleicht auch Blutrache kommen zur Ausführung, wenn im Turkmenenlande die Pferde von den Weiden zurückgekommen, wenn die zweite Schafschur beendet ist. Rechtsstreitigkeiten, Ehrenhändel, Vergeltung, das Verlangen nach einem Unterpfande bedingen den Raubzug, den Vollzug des Faustrechtes.

Unmöglich wären die Raubzüge, besäßen die Turkmenen nicht das Pferd, das in den Wüsteneien einen eigenthümlichen Körperbau und besondere Eigenschaften angenommen hat. Es ist groß von Wuchs, geradrückig, gestreckt, trägt einen schmächtigen, unverhältnißmäßig langen Hals

mit kleinem Kopfe; es besitzt alle Eigenschaften, die es befähigen, weite, unbewohnte Strecken zu durcheilen, aber keine, die es zum Lastthier herabwürdigen. Das Turkmenenpferd ist der Reichthum des Sohnes dieser Wüste; er liebt es mehr als seine Frau, mehr als seine Kinder, sogar mehr als sich selbst. Mit welcher Sorgfalt zieht er es auf, wie kleidet er es gegen Frost, gegen Hitze, welchen Luxus treibt er mit dem Sattelzeug, so daß er oft mit seinem armseligen, zerlumpten Anzuge auf dem geputzten Thiere einen sonderbaren Gegensatz bildet. Die schönen Thiere lohnen aber auch wirklich die auf sie verwendete Mühe, und was von ihrer Schnelligkeit und Ausdauer erzählt wird, ist durchaus nicht übertrieben. Wo nördlich von den Oasen Achal und Merw alles Leben aufhört, kein Vogel, kein Thier die grauenvolle Oede belebt, dort durcheilt der Reiter auf seinem flüchtigen Rosse mit stürmischer Hast die Stätten des Todes, und ist er daheim angelangt, dann schützen Decken der feinsten und zartesten Wolle das Lieblingsthier; denn einen Stall kennt der Turkmene nicht. Auf das derartig eingehüllte Thier blickt dann oft stundenlang der Reiter von seiner jämmerlichen Filzjurte aus mit den Augen eines Verliebten.

Besitzt denn aber dieser wilde Raubgeselle außer der Liebe zu seinem Pferde keine anderen guten Eigenschaften? Gewiß! Gar manche, um die er von Vielen beneidet werden kann. Wie er selbst unbedingt frei sein will, so hat er auch eine freie, geachtete Stellung der Frau eingeräumt, er besitzt zärtliche Liebe zu seinen Kindern, verhätschelt sie sogar bisweilen; das gegebene Wort ist ihm unverbrüchlich, die Gastfreiheit wird er nie verleugnen. Mit solchen Eigenschaften steht nun auch das Aeußere des Mannes in Einklang. Mager, aber zäh ist sein Körper, um allen Unbilden der Witterung und des Bodens zu trotzen. Seine Gesichtsfarbe ist meist dunkel, fast bronzefarben, die kleinen, etwas tiefliegenden Augen schauen keck darein und bezeugen das Bewußtsein der einzig nur sich vertrauenden Kraft; seine Haltung ist würdevoll, sein Gang stolz. Wenn Vambéry die Turkmenen für die reinsten Vertreter des Turk-Stammes hält, so bezieht sich dies doch mehr auf Sitten und Gebräuche als auf das Blut. In ihrer Kleidung weichen sie dadurch schon von den übrigen Stämmen ab, daß die Beinkleider bei ihnen seltener geworden sind. Der Tschapan, ein schlafrockähnliches Gewand, ist meist aus gestreiften Stoffen Chiwas oder Bucharas angefertigt; die hohen Mützen, die zugleich als Kissen dienen, bestehen aus Lammfell; statt dieser tragen die Frauen einen um den Kopf gewundenen Shawl.

Die Hauptwaffe der Turkmenen ist jetzt das Feuergewehr geworden, welches sie mit Sicherheit handhaben. Die Lanze wird nur noch bei fest-

lichen Zweikämpfen gebraucht. Bei einem ſolchen Feſte, das unſeren mittelalterlichen Turnieren ähnlich iſt, rennen die Gegner zu Pferde mit ſtumpfen Lanzen gegeneinander und legen, um ſtichfeſt zu ſein, mehrere Anzüge übereinander und noch dazu Panzerhemden an.

Im Süden ihres Gebietes iſt jetzt der Ackerbau allgemein und wird von iraniſchen Sklaven beſorgt. Die Ruſſen fanden in der Umgebung von Geok-Tepe ſorgfältige Terraſſirung und Bewäſſerungsanlagen, gut gehaltene Wein- und Obſtgärten und Maulbeerpflanzungen. Bei den

Tele-Turkmeninnen, Mutter und Tochter, in ihrem mit Münzen und Ketten beladenen Kopfputz.

ackerbautreibenden Turkmenen iſt jetzt mehr denn früher Waſſer und deſſen richtige Vertheilung erſte Lebensbedingung geworden. Noch bis vor Kurzem waren die an dem Geſtade des Kaſpiſchen Meeres wohnenden Turkmenen auch Räuber auf dem Waſſer und machten aſtrachaniſche und uraliſche Fiſcher zu Gefangenen. Seitdem aber an dieſer Oſtſeite bis ſüdlich zur Atrekmündung Rußland feſten Fuß gefaßt hat, ſind die früheren Seeräuber Fiſcher geworden, welche ihre Beute in Aſchur-Ade oder in Krasnowodsk verkaufen.

Allgemein beliebt ist bei den Turkmenen die Jagd mit Falken und langhaarigen, grauen oder gelben Jagdhunden. Die Jagd mit diesen Hunden stammt sicher, wie auch die Thiere, aus Persien; mit Falken und Adlern aber wird noch jetzt in weiten Gebieten Innerasiens gejagt, und ein gut dressirter Vogel kostet oft zwei Pferde oder sechs Kameele.

Die Tataren.

Wollte ich die Gegenden namhaft machen, in welchen die Tataren umherziehen, so müßte ich sehr weitläufig werden. Wem die unten angegebenen Notizen nicht genügen sollten, der möge sich in Petermanns geographischen Mittheilungen 1877 die ethnographische Karte des russischen Reiches genauer ansehen. Als Urheimath des tatarischen Völkerzweiges, der sich gegenwärtig von den Eisufern der Lena bis an das Mittelmeer erstreckt, wird von Manchen Turkestan betrachtet. Viele der Tataren sind Muhamedaner oder Christen geworden, aber nur wenige haben das umherschweifende Hirtenleben völlig aufgegeben. Unter den sibirischen Tataren hebe ich die von Tobolsk und Tomsk und die von Jenisseisk hervor; die Kasanschen leben in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara, Stawropol u. a. Beimischungen anderer Völkerstämme finden sich öfter, wirken aber nicht in hohem Grade verändernd, wenn sie innerhalb des Kreises mongolischer Rassenmerkmale bleiben, wie z. B. bei den westsibirischen Tschulym-Tataren die Beimischung von Finnen und Samojeden. Ganz anders gestaltet sich aber das Verhältniß bei den Tataren des europäischen Rußlands, wo graue und braune Augen so vorwiegend sind, daß schwarze bereits zu den Seltenheiten gehören. Die Mischung der ärmeren Tscherkessen mit den ihnen unterworfenen Tataren war zweifellos eine ausgedehnte. Ein Gemisch von Tataren und Baschkiren, nicht aber ein ursprünglich gesondertes Volk, sind die Tepteren. Sehen wir von dem Heerdenbesitz der nomadisirenden Tataren ab, so ist deren fahrende Habe wie bei allen anderen Nomaden derartig gleichmäßig vertheilt, daß die sozialen Auswüchse infolge ungleicher Besitzvertheilung wegfallen. Der russische Reisende Prschewalski hat daher Recht, wenn er sagt, daß „die Nomaden der drei Attribute moderner Zivilisation entbehren, nämlich des Proletariats, der Bettler und der Prostitution."

Trotz der erkennbaren Spuren ihres Rassentypus sind die unvermischten Tataren wohlgebildete, ja in ihrer Haltung anmuthige Menschen mit ausdrucksvollen Gesichtern. Die Frauen sind meist klein und zart; der liebliche Ausdruck in ihren Zügen verliert sich jedoch bald bei ihrem abgeschlossenen,

zur Unthätigkeit verurtheilten Leben. Die Kleidung der Männer besteht in weiten Beinkleidern, einer Weste oder einem bis zum Knie reichenden Rocke, den ein Gürtel oder Shawl zusammenhält, einem langen Obergewande und farbigen Lederſocken nebſt Pantoffeln oder Ueberſchuhen. Den geſchorenen Kopf bedeckt ein geſticktes Käppchen, über das eine Lammfellmütze geſetzt wird. Aermere Leute tragen blaue Hemden, Beinkleider, Baſt- oder Filzſchuhe, einen weißen Spitzhut ohne Rand und im Winter einen Schafpelz. Die Frauen ſind auch hier den Männern ähnlich

Tataren.

gekleidet, nur iſt der Stoff häufig ſeiden, und überall legen ſie Schmuck an, ſchminken ſich auch. Auf der Straße iſt der das Geſicht bis auf die Augen verhüllende Schleier ein nothwendiger Beſtandtheil. Die Frauen anſäſſiger Tataren prangen gern in einer Laſt zahlreicher, bis in den Nacken hängender Zöpfe. Von den Förmlichkeiten mancher Art bei Brautwerbung und Hochzeit hebe ich nur die wirklich recht ſinnige der Tataren von Tomsk hervor: Es wird zwiſchen zwei jungen Birken ein Vorhang getragen, welcher die Jurte des Bräutigams den Blicken der

Braut bis zu dem Augenblicke verbirgt, wo der Zug vor derſelben angekommen iſt.

Die Nahrung beſteht wie bei anderen Hirtenvölkern in dem Fleiſch der Thiere, dann aber auch in einer größeren Anzahl von Pflanzen. Sie kochen oder röſten die Wurzeln von Paeonien, Seeroſen, Lilien, Glockenblumen, Diſteln u. a. Die Jeniſſei-Tataren mahlen die Rinde der

Tatarin.

Weißtannen zu Mehl; als Theeſurrogat dienen Einigen die Triebe und Blätter der wilden Roſe, Anderen eine Steinbrechart.

Wenngleich das Chriſtenthum nur eine Frau geſtattet, ſo wiſſen doch Manche, die zum Chriſtenthum übergetreten ſind und deren Börſe es erlaubt, ſich mit dem Glauben abzufinden und haben oft recht koſtſpielige „Verhältniſſe“ trotz aller Frömmigkeit.

Mongolen und mongolenartige Völker.

Wir haben früher schon öfter der schiefstehenden Augen der Mongolen erwähnt, deshalb wäre es wohl gerade hier am Platze, uns eine genauere Beschreibung des Mongolenauges zu verschaffen. Ph. v. Siebold gab sie zuerst in seinem berühmten Werke „Nippon". „Das Schiefstehen der Augen ist eigentlich nur ein Schiefstehen der Augenlider, ein Herabsinken derselben gegen die Nase. Es ist nicht zufällig (krankhaft), nicht gekünstelt, sondern eine im Baue der Schädel- und Gesichtsknochen dieser Völker gegründete eigenthümliche Bildung der äußeren Theile der Augen . . . . . Durch die eingedrückte Nasenwurzel wird zwischen den beiden Augen Haut überflüssig; durch die hervorstehenden Wangenknochen wird sie wieder in Anspruch genommen, und während dort Erschlaffung, entsteht hier eine Spannung, wodurch sich die Haut der oberen Augenlider zu einer Falte bildet, welche sich am inneren Augenwinkel über das untere Augenlid schlägt und um so tiefer herabzieht, je ausdehnbarer die Haut durch die Eindrückung der Nasenwurzel geworden und je straffer auf der anderen Seite die Ausdehnung ist. Daher kommt diese Faltenbildung bei jungen Individuen häufiger vor und zeigt sich bei Fetten deutlicher als bei Mageren. Dieser Ueberfluß an Haut bedingt auch die Größe der Augenöffnung . . . . Die Hautfalte, welche sich bei den inneren Augenwinkeln in einer schiefen Richtung vom oberen Augenlide über das untere herabzieht, ist es nun, welche das scheinbare Schiefstehen des Auges selbst verursacht, und solche Augenbildung kann bei allen Völkern vorkommen, in deren Schädelbau die ursächlichen Momente liegen. In geringerem Grade bemerkt man die Hautfalte auch bei unseren Kindern. Sehr ausgebildet fand ich sie bei Javanen, Makassaren, Eskimos, Botokuden u. a. Bei den Japanern und Chinesen, auch bei Koreanern und Cochinchinesen findet sich jedoch noch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit in den äußeren Theilen der Augen, indem nämlich der obere Augenmuskel beim Aufschlagen der Augen so weit über die überhängende Haut des oberen Augenlides hervortritt, daß selbst die Augenwimpern bis zur Hälfte davon bedeckt sind." Durch diese Bemerkungen v. Siebolds angeregt, hat sodann E. Metschnikow nachweisen können, daß „das charakteristische Mongolenauge bei der sogenannten kaukasischen Rasse als provisorische Bildung vorkommt." Bei russischen Kindern kommen garnicht selten solche mongolischen Augenlider vor, bei erwachsenen Personen nur ausnahmsweise und in weit geringerem Grade. In Familien mit zahlreichen Kindern zeigen vielfach die jüngsten die Mongolenfalte stark ausgeprägt, die älteren schon weniger, die Erwachsenen vielleicht garnicht. Die Annahme, daß in diesen Russen mongolisches

Blut fließen könne, ist deshalb nicht stichhaltig, weil solche provisorische Augenbildung auch bei Juden auftritt, sogar auch bei deutschen Kindern und bei Hottentotten. Metschnikow kommt zu dem Schlusse, daß die Augenbildung der echten Mongolen ein „relatives Stehenbleiben in der Entwicklung bezeugt", daß viele andere Rassen aber darüber hinauskommen. Deshalb scheint diesem Forscher die mongolische Rasse eine der ältesten, vielleicht die älteste des Menschengeschlechts zu sein, deren Hauptmerkmale sich bei anderen Rassen mehr oder weniger erhalten haben.

Heutigen Tages wohnen die Mongolen im Allgemeinen östlich von den Turkvölkern und zwar in drei großen Gruppen:

1. die Buräten in Transbaikalien;
2. die Kalmücken oder Westmongolen mit den Untergruppen:
   a) der Wolga-Mongolen oder Kalmücken im engeren Sinne,
   b) der ihnen nahe verwandten Dsungaren in Ostturkistan und Kuldscha, und
   c) der Mongolen von Tsaidam und Alaschan;
3. die Ostmongolen, welche die eigentliche Mongolei bewohnen; sie bestehen aus vier größeren Gruppen:
   a) den Nordmongolen oder Chalchas vom Altai bis zum Amur,
   b) den Zacharmongolen am Südrand der Gobi,
   c) den Uroten, deren Gebiet vom Ostabhang des Jumachada-Gebirges an beginnt,
   d) den bei Kukuchoto wohnenden Tamyten.

Ihre Zahl wird insgesammt vier Millionen Köpfe nicht überschreiten.

Die Ostmongolen.

Die Größe dieser Mongolen ist durchschnittlich eine mittlere. Sonst sind sie kräftig gebaut. Ein breites, flaches Mondgesicht, kleine, schmal geschlitzte, dunkle Augen, hervorstehende Backenknochen, eine kurze, platte Nase, große, abstehende Ohren, einen ziemlich großen Mund bilden die äußeren Kennzeichen. Das Kopfhaar ist dick, spröde und schwarz. Das Barthaar gedeiht nur spärlich beim Manne; dessen Fehlen und die etwas hellere Hautfarbe sollen nach v. Hellwald allein die Gesichtsbildung der Mongolinnen von dem starken Geschlecht kenntlich machen.

Obwohl kriegerisch und brutal, nennt sie dennoch Friedr. Müller ein im Ganzen träges und phlegmatisches Nomadenvolk. Ihre Religion ist die buddhistische. Einst aber haben sie das größte Reich gegründet, das je die Erde gesehen, sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren eines

großen Theiles Europas gemacht; wir brauchen uns nur an Dschingis-Khan und Tamerlan zu erinnern und an Baber, den Stifter des indischen Mogulreiches. Freilich war aber auch kein Reich von so geringer Dauer wie das mongolische.

Die Sommertracht der Männer besteht aus dunkeln Nankingröcken; im Winter hüllen sie sich in Schafspelze, und ein Riemen, von welchem Messer, Pfeife und Tabaksbeutel herabhängen, umgürtet den Pelz. Ein rother Tuchmantel bei Vornehmen, ein schwarzer bei Aermeren wird im Regenwetter umgelegt. Auf dem Kopfe tragen sie eine, im Winter mit Fuchs- oder Schaffell verbrämte, Mütze. In dicksohlige Lederstiefel nach chinesischem Schnitte werden die Füße gesteckt. Beinkleider tragen beide Geschlechter, und in der übrigen Kleidung unterscheiden sich die Frauen eigentlich nur dadurch von den Männern, daß der Schnitt etwas verschieden und die Verzierung reichlicher ist. Bis gegen den Scheitel hin scheeren die Männer das Kopfhaar und lassen den Zopf lang herabhängen; die Frauen dagegen scheiteln es nach beiden Seiten, flechten zwei nach vorne herabhängende Zöpfe und verzieren diese mit Perlen und Korallen.

Sie wohnen in runden Jurten, deren Gerüst in hölzernen Gitterwänden besteht, die durch Riemen aneinander befestigt sind. Zwei Oeffnungen hat solche Jurte, eine oben als Rauchfang und Fenster, eine an der Seite als Thür. Die über dem Gerüst mantelartig angebrachten Filzdecken werden mit Stricken befestigt. Den Boden der durchschnittlich 15 Fuß hohen Jurte bedeckt man gleichfalls mit Filzdecken, Reiche bedecken ihn mit Teppichen. Da nun in den meisten Jurten auch die jungen Hausthiere (Kälber, Lämmer, Hunde), besonders im Winter, Aufnahme finden, und der Mongole ebenso wasserscheu ist wie das Kameel, so läßt sich denken, welche Unreinlichkeit darin herrscht. Hat sich zu viel Ungeziefer angesammelt, so wird die Jurte eine Strecke weit fortgetragen. Das genügt der mongolischen Reinlichkeit.

Von großer Bedeutung bei den Mongolen ist der Ziegelthee. Er wird vom schlechten, schwarzen und grünen Thee, von Ueberresten und Gemischen anderer Sorten, selbst anderer Pflanzen verfertigt und so benannt, weil er in längliche Tafeln gepreßt und dann in Oefen getrocknet wird. Der Kaiser von China giebt diese Theetafeln seinen mongolischen Truppen als Sold, weshalb sie unter den Völkern Nordasiens als Handelsmünze gelten. Der Ziegelthee wird theils als Aufguß getrunken, theils mit Salz, Milch, Butter und Hirsemehl vermischt als Speise genossen. Das Fleisch der Hausthiere, mit Ausnahme des Schweines, wird ohne alle Würze in Wasser gekocht und später die Stücke in Salzwasser

eingetaucht. Aus Pferde-, Rind- und Schafmilch wird Butter und Käse bereitet, auch ein starker Branntwein, der unserem Kornbranntwein an Güte nichts nachgeben soll, destillirt. Man ißt des Morgens und Abends, also zwei Mal am Tage, und legt sich eine Stunde nach dem Abendessen, gewöhnlich mit der Pfeife im Munde, Jung und Alt, Herr und Diener, Männer und Frauen, Alles kunterbunt durcheinander, in der Jurte zum Schlafen nieder; das Eßgeschirr hält man für genug gereinigt, wenn es mit Fingern ausgestrichen oder mit der Zunge abgeleckt ist. Das zweihöckerige Kameel ist das eigentliche Lastthier der Mongolen; aus seiner Wolle werden Stricke und grobe Zeuge verfertigt. Bei den mongolischen Stämmen finden wir die Clane, oder wenigstens clanähnliche Verwandtschaftsgruppen, die auch hier das gewöhnliche Merkmal, die Exogamie, besitzen. Allerwärts sind die Personen in patriarchalische Familien vertheilt, von direkten Spuren einer Weiberlinie ist nichts mehr vorhanden. Gesetzlich ist Vielweiberei gestattet, aber meist pflegen nur Reiche von ihr Gebrauch zu machen, und in solchem Falle nimmt eine der Frauen die Stelle der Hausfrau ein, während die übrigen mehr die Stellen von Dienerinnen vertreten.

Viele Mühen, Qual und Sorgen macht die Kindererziehung nicht. Nach der meist sehr leichten Geburt erhält das Kind ein Stück Fett zum Saugen, nach einigen Tagen erst die Mutterbrust. Man hüllt es in Filzdecken, legt es in eine Art Kasten, und nur ab und zu kommt die Mutter, ihm die Brust zu reichen. Kann es endlich laufen, so bleibt es sich überlassen, treibt sich im Sommer nackt umher, im Winter aber in einem weiten, vorn nur lose geschlossenen Pelz, und gewöhnt sich so, jedem Witterungswechsel zu trotzen. Auch die Todten verursachen den Hinterbliebenen keine große Mühe. Sie werden weder beerdigt noch verbrannt, sondern in einen Filz eingewickelt, mit einigen Steinen oder Gestrüppzweigen bedeckt und bald von den witternden Raubthieren verzehrt.

Es könnte nun wohl mancher Leser auf den Gedanken kommen, daß nur in der Wüste, während des Umherziehens, derartig mit den Leichnamen verfahren wird, doch ist es in den mongolischen Städten nicht anders. Wenn in der bis zum Ekel schmutzigen Stadt Urga Bettler, die stets in einer Wolke von Ungeziefer leben, auf dem Marktplatze in ihren nestartigen Lagern, verlassen von Allen, gestorben sind, werden sie sofort von den hungrigen Hunden aufgefressen, die ihre Opfer oft schon vor dem Verscheiden im Kreise umgeben und nur den letzten Athemzug derselben abwarten. Einen noch abscheulicheren Anblick bietet der Kirchhof dar, da die Leichname hier den das Geleite gebenden Hunden und den Raubvögeln zum Fraß vorgeworfen werden. Nur die Fürsten, Gögen

und höchsten Lamen erhalten ein Begräbniß. Daraus, daß bis gegen das Ende des achten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts in den Höhlen Polens zwar Spuren menschlicher Industrie, aber keine Menschenknochen gefunden sind, wollten Manche den negativen Beweis entnehmen, daß dort einst Völker hausten, die die menschlichen Leichname den Thieren vorwarfen. Außer bei den Mongolen fand sich aber dieser grausige Gebrauch auch im alten Indien, wo Kranke den eigens zu solchem Zweck gehaltenen Hunden, die deshalb Leichenbestatter hießen, vorgeworfen wurden, und ähnlich bei den alten Persern. In einer vorzüglichen Abhandlung über die Uebervölkerung der antiken Großstädte zeigte R. Pöhlmann, daß man einst in Rom nicht besser mit manchen Leichen umging. Die Hingerichteten ließ man auf offenem Felde als Beute für Hunde und Vögel liegen. Nicht anders erging es den Aufrührern von Rhegium (4500 Mann!), und der römische Dichter Horaz schildert den Platz am Esquilinischen Hügel als „bis vor Kurzem mit unbegrabenen Leichen und weißen Knochen" bedeckt.

Die Tibeter.

Wenn wir über viele Theile des großen, wilden Gebirgslandes Tibet, das gleichsam durch hohe Bollwerke von den umgrenzenden Ländern abgeschlossen ist, noch recht wenig unterrichtet sind, so hat das darin seinen Grund, daß seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart es nur wenig Reisenden gestattet wurde, das Land durchforschen zu dürfen. Wir halten deshalb in der nachstehenden Beschreibung für den nördlichen Theil uns besonders an die Berichte des schon oft genannten Generals Prschewalski, für den mehr südwestlichen Theil an die einiger indischer Punditen und der drei Brüder v. Schlagintweit.

Die Bewohner des tibetischen Himalaya stehen merklich unter der europäischen Mittelgröße, sie unterscheiden sich von den Indern des Tieflandes dadurch, daß die Bergluft ihre Brust bedeutend erweitert hat. Der Schädel ist gut entwickelt, die Backenknochen breit, das Kinn schmal. Der Nasensattel liegt so flach und tief, daß er im Profil nur wenig über die Wölbung des schiefstehenden Auges hervortritt. Glatte und spiegelnde Haut zeigen die Horden, welche unter feuchtem und warmem Himmel wohnen, während die Bewohner des trockenen Hochlandes eine viel rauhere Oberhaut besitzen. Nach Gustav Kreitner, welcher den nördlichen Theil Tibets kennen lernte, waren die Gestalten der dortigen Bewohner größer und kräftiger, als die der Mongolen. Jene „Wilden", wie die Chinesen sie nannten, besaßen volle Muskulatur, ihre Gesichter waren wettergebräunt, mager, ernst. Ein wirrer Wald verwahrloster

schwarzer Haare umflatterte die schwarzen, tiefliegenden Augen, und unheimliches Feuer eines religiösen Fanatismus blitzte darin. Dicke Lippen, auf welchen wenig Barthaar sich zeigt, und breite, oft hervorstehende Vorderzähne, verschönerten nicht gerade das Gesicht. Die Frauen sind kleiner, doch ebenso schmutzig wie die Männer, ihre Haut ist heller, die Zähne meist regelmäßiger.

Die Tibeter genießen gern das über den Feuerstellen geräucherte Fleisch ihrer Hausthiere (Yak, Schaf, Schwein, Huhn). Aus der Milch des Yak bereiten sie Butter, die für einen Europäer völlig ungenießbar ist. Die Butter wird nämlich mit allen daran haftenden Unreinlichkeiten angesammelt und aufbewahrt, so daß sie bald einen hohen Grad von Ranzigkeit erhält. Butter und Ziegelthee sind auch hier Tauschmittel, Geld, sie wandern also von einer Hand in die andere, ehe sie genossen werden.

Die Hauptnahrung des Volkes heißt Dsamba. Man kocht eine große Menge zerstaubten Ziegelthees mehrere Stunden in einem Kessel, gießt den Inhalt in ein leeres Butterfaß, wirft Salz und ein großes Stück Butter hinein und rührt bis zur vollständigen Vermengung Alles mit einem Stocke tüchtig durch. Dann erhält Jeder seinen Theil in seine hölzerne Eßschale und dazu eine Handvoll gerösteter Gerstenkleie; dies Gemisch bildet für die Tibetaner das „tägliche Brot". Die Holzschalen werden nach der Mahlzeit mit der Zunge gereinigt und dann auf der bloßen Brust wie ein Kleinod aufbewahrt. Vom Yak und Schaf wird das Fleisch häufig auch roh genossen. Die gekochte Milch vom Yak wird auch gesäuert getrunken und aus gegohrener Milch und Gerstensaft bei Lasa ein geistiges Getränk bereitet. Die Schafe sind hier auch Lastthiere, welche auf den schwierigsten Pässen sicher die Last tragen. Der Pundit Nain Sing brachte 1873 von Ladak nach Lasa all sein Gepäck auf 25 Schafen. Pferde und Ziegen werden nur in geringer Zahl gehalten, Ackerbau wird nur an einigen Oertlichkeiten getrieben.

Die Winterkleidung beider Geschlechter ist ein Schafpelz, welchen reichere Leute mit baumwollenem oder rothem wollenen Zeuge überziehen. Dieser Pelz wird so gegürtet, daß er auf dem Rücken einen Sack bildet. Aus grobem Wollstoff verfertigte Stiefel reichen bis zum Knie, den Kopf bedeckt eine Fuchs- oder Hammelpelzmütze. Im Sommer wird ein langes, faltenreiches Gewand entweder mit einer gelben Leibschärpe festgehalten oder nach Art der römischen Toga um den Körper geworfen, doch so, daß die bronzene Haut der Brust und des rechten Armes frei bleibt. Diese Sitte vieler indischen und hinterindischen Völker, den rechten Arm und die rechte Brust freizulassen, weil Buddha mit nackter, rechter Brust

gestellt wird, und man ihm darin gleichen will, wird außer von etern auch von Tanguten und Tsaidam-Mongolen trotz des rauhen nas ihrer Wohnsitze nachgeahmt. Die Haartracht ist höchst mannig-ig. Viele nordtibetische Frauen tragen am Hinterkopf mehrere Zöpfe mmengebunden. Bei den anderen Tibetfrauen ist das Haar bald in

Vornehmer Tibeter.

, bald in viele kleine Zöpfe geflochten, die, durch Bänder verbreitert, ein kleiner Mantel über den Rücken hängen und einen ganzen Juwelier-n von aneinander gereihten, mit merkwürdigen Edelsteinen geschmückten gen tragen. Noch andere Frauen setzen ein kolossales Geflecht von Yak-ren auf den Kopf, um ihren Haarreichthum zu vermehren, oder stecken e silberne Schalen in das Haar, die dann in der Sonne wie Riesenaugen

glitzern. Die Weiber der Ladaki tragen Seitenzöpfe, und wie sich bei uns Frauen zum Kaffee oder Thee einladen, so laden die Spiti-Damen sich gegenseitig zur Toilette ein; Eine ordnet dann der Anderen das Haar und Beide unterhalten sich köstlich. Wie der Kopf, so wird auch die Brust mit Schmuck jeglicher Art überladen. Die Männer sind immer bewaffnet; trägt auch nicht Jeder ein chinesisches Luntengewehr, so doch sicher im Gürtel ein Schwert von künstlerischer Durchführung in allen Theilen. Die Schleuder wird von den Jograi Nordtibets mit Vorliebe benutzt.

Daß in einem Lande von so beträchtlicher Ausdehnung, von mehr als der doppelten Größe des ganzen Skandinaviens, nothwendig auch beträchtliche Unterschiede unter den Bewohnern in körperlicher und geistiger Beziehung obwalten, ist wohl Jedem klar. Wird von dem einen Reisenden der tibetische Charakter gelobt, von einem anderen getadelt, so liegt darin kein Widerspruch, sondern die Beobachtung bezieht sich nur auf den Theil der Länder, den der Reisende durchzog. Prschewalski lernte nur die wüstenhafte, arme Nordhälfte kennen und findet „von Gastfreiheit und Gutmüthigkeit, die den Mongolen eigen, bei den Tibetern keine Spur. Sie können, was Verschlagenheit, Geldgier, Heuchelei und jede Niederträchtigkeit anbetrifft, mit dem verworfensten Gesindel der europäischen Großstädte wetteifern.“ Der Abbé Desgodins sah Tibeter in Tatsianlu an der chinesischen Westgrenze; „nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern auch durch ihre ernste Ruhe und die Einhaltung einer musterhaften Ordnung mitten in dem Schwarm der schreienden und lärmenden chinesischen Stadtbevölkerung wurde der Kontrast zwischen Diesen und Jenen zur schärfsten Abgrenzung erhoben.“ Die Ladaki gelten Manchen für friedsame Menschen, bei denen Mord, Raub und Gewaltthätigkeiten fast unbekannt sind; Andere rühmen die Balti als heiter und gutherzig. Im gesellschaftlichen Verkehre begegnen uns mancherlei sonderbare Gebräuche. Wie wir bei Besuchen Visitenkarten austauschen, so giebt man dort kleine weiße oder grüne Seidentücher. Begegnet ein Jüngerer einem Aelteren, so nimmt er die Mütze ab, neigt den Kopf und steckt die Zunge hervor. Wer sich verwundert, zupft an der Wange; wer etwas billigt, zeigt den Daumen, bei Mißbilligung aber den kleinen Finger.

Eigenthümliche Sitten herrschen bei den Bestattungen der Todten. Arme beschweren ihre Verstorbenen mit einem Stein und werfen sie in die Gebirgsbäche. Die Leichname halten sich dort im Wasser lange unversehrt. Wer vermögender ist, hängt den Todten mit einem Strick um den Hals an den ersten besten Baum; später, wenn Raubvögel das Fleisch verzehrt, wandern die Ueberreste gleichfalls in das Wasser, aus dem zum Kochen und Trinken geschöpft wird. Sehr Reiche werden in

kleine Stücke zerschnitten, die Knochen zerstampft, mit Dsamba vermengt und auf den höchsten Bergspitzen als Futter für Raubvögel ausgestreut. Der Körper des geistlichen Oberhauptes, des Dalai-Lama (deutsch: Priester-Ozean), wird dagegen in sitzender Stellung im Hof von Buddala beigesetzt und über ihm eine kleine vergoldete Kapelle erbaut.

Bei der Abgeschlossenheit des Landes ist der Handel fast ganz in den Händen Fremder, hauptsächlich der Chinesen, welche besonders durch die Befriedigung des Verlangens nach Thee ihren festen Halt im Lande bewahren. Die Chinesen sind auch hier Bankiers und Wucherer, die „Einzigen im Lande, welche Geld haben". Die geistige Entwicklung der nach chinesischen Quellen auf vier Millionen geschätzten Bevölkerung wird, wie Desgodins angiebt, gehemmt durch die Ungunst des Landes, die schlechte Verwaltung, den Wucher, welchen nur zu oft die Lamaklöster selbst treiben und durch die Sittenverderbniß, an welcher die zahlreichen Mönche viele Schuld tragen.

Weit verbreitet ist in Tibet die Vielmännerei, welche Moorcraft folgendermaßen beschreibt: Wenn der älteste Sohn heirathet, so geht das väterliche Vermögen auf ihn über, und er hat jetzt die Pflicht, für die Eltern zu sorgen. Sie bleiben entweder bei ihm, oder der Sohn verschafft ihnen eine besondere Wohnung. Der jüngere Sohn wird gewöhnlich ein Lama. Sind mehrere Brüder vorhanden und gefällt ihnen die Ordnung, so mögen sie Nebenmänner der Frau des ältesten Bruders werden; alle Kinder aber werden als dem Haupt der Familie angehörend betrachtet. Die jüngeren Brüder haben keine Autorität, sie dienen dem ältesten. Beim Tode dieses erbt der nächste Bruder das Vermögen, die Macht und die Wittwe. Desgodins bestätigt, daß solche Ehen nicht allein bei armen, sondern auch bei vermögenden Leuten garnicht so unglücklich ausfallen, wie man annehmen möchte.

Die Regierung Tibets ruht formell in den Händen der zwei obersten Lamas, des Dalai-Lama und des Panschen-Lama, denen vier Minister zur Seite stehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei chinesischen Residenten. Wie früher nach Jerusalem, wie jetzt noch nach Rom oder Mekka, pilgern in Ostasien nach Lasa viele Tausende Buddhagläubige, um des Segens des Dalai-Lama theilhaft zu werden. Der geringste Tribut, den Jeder zu entrichten hat, beträgt nach unserem Gelde 18 Mark. Die Priester bilden keine eigentliche Kaste und erben ihre Würde nicht fort, weil sie unverheirathet sind. Aber, sagt Ratzel, sie treten hier, wo jede Familie einen Sohn dem Glauben und dem Cölibat widmet, heerdenhaft auf; der „Klosterpöbel" kämpft oft in Masse und veranstaltet Raubzüge. Man hat dort „Gebetflaggen", d. h. an Stangen befestigte Stücke Zeug

und „Gebetmauern", d. h. 1 bis 3 km lange, mit eingemeißelten Figuren und Gebeten bedeckte Mauern; geht man an ihnen rechts ausweichend vorüber, so gilt das „dem Hersagen aller aufgestellten Gebete gleich". In den „Gebetstrommeln" drehen sich um die Achse lange mit Gebeten bedeckte Papierstreifen. Dreht man diese von rechts nach links, so „gilt das dem Hersagen der darin enthaltenen Gebetszahl gleich". Mechanischer wie hier kann sicherlich nicht gebetet werden.

Die Tanguten.

Die Tanguten bewohnen die Gebirgslandschaften des Nanschan-Gebirges in der östlichen chinesischen Provinz Kansu, die Niederungen am Kuku-Nor, den östlichen Theil Zaidams und die Gegend um die Quellen des Hoang-Ho. Sie sind dem chinesischen Statthalter von Kansu untergeordnet und werden von einheimischen Häuptlingen regiert. Wüstenhaft ist ihr Gebiet und bar jeglichen Ueberflusses. Eine Lieblingsbeschäftigung der Tanguten ist, daß sie den durchziehenden Karawanen gewaltsam abnehmen, was nicht freiwillig gegeben wird. Die Tanguten sind wie alle Menschen, welche stets mit einem knurrenden Magen behaftet sind, finsteren und mürrischen Charakters. Einzeln sind sie feig, in Menge aber gefürchtet von den Nachbarn. Nach Prschewalski sollen sie in Heruntergekommenheit mit dem Abschaum der Chinesen wetteifern und einen zigeunerhaften Eindruck machen. In ihrer Kleidung gleichen sie den anderen Hirtenvölkern Innerasiens und tragen als Zeichen der Trauer die Innenseite des Gewandes auswärts. Das aber haben sie, die Tibeter und Zaidammongolen, mit vielen indischen und hinterindischen Völkerstämmen gemein, daß sie trotz des rauhen Klimas den rechten Arm und die rechte Brust unbedeckt lassen. Die Vielmännerei der Tibeter reicht nördlich auch bis in das Tanguten-land hinein. Obwohl die Tanguten (chinesisch: Sifan), wie so manche andere Völkerschaften, unter chinesischer Herrschaft leben, haben sie doch die wenigsten chinesischen Gebräuche sich angeeignet. Ihre kolonisirenden Fähigkeiten konnten die Chinesen bei ihnen so wenig bewähren wie bei den Miao-tse in den Grenzgebirgen zwischen den Provinzen Setschuan, Jünnan und Tibet oder wie bei den Lolo in den Gebirgen Jünnans. So arm der Tangute ist, ebenso abergläubisch ist er. Er geht wie der Tibeter nicht allein vor jedem Kloster mit abgezogenem Hute vorüber, sondern er rutscht sogar auf den Knieen vorbei, legt sich auch wohl platt auf die Erde. Die räuberischen Jograi, eine Unterabtheilung der Tanguten, sind in ihrem gewaltthätigen und rücksichtslosen Treiben peinlich bei der

Ausübung äußerer religiöser Vorschriften, und beständig hört man sie ihre buddhistischen Gebete gedankenlos hermurmeln.

Die Chinesen.

Mehr als die Hälfte der ganzen Bewohnerzahl Asiens wohnt in China; betrachten wir deshalb zuerst, freilich in Kürze, nach Alfred Kirchhoff den Boden, auf welchem eine solche Menschenmenge sich zu ernähren vermag.

Süd- und Mittelchina sind größtentheils von hohen Gebirgen erfüllt; Nordchina ist ein gebirgsfreieres Lößland, muß folglich in entlegener Vorzeit Steppe gewesen sein (als wahrscheinlich der jetzt eingesunkene Ostrand Asiens hier noch die feuchte Seeluft absperrte). Nun längst durch Regen- und Flußwasser entsalzt und in senkrecht eingetieften Schluchten von den Flüssen durchzogen, ist Nordchina eines der fruchtbarsten Länder, zumal die große Nordostebene Chinas von der Ta-kiang- bis über die Hoang-ho-Mündung hinaus. Wie im Osten der Vereinigten Staaten Amerikas bringt der Sommermonsun fast tropische Hitze und Niederschlagsfülle bis in den Norden, Reis- und Baumwollenbau und Weizenkulturen befördernd; im Winter aber zieht ebenso ungehemmt die eisige Luft von der mongolischen Hochfläche her, läßt das Gelbe Meer gefrieren und macht das südliche China zum winterlichsten Theil der Tropenzone.

Die heutigen Chinesen gehören zur mongolischen Rasse und sind ihrer Ueberlieferung zufolge in sehr früher Zeit aus dem Nordwesten in die Becken des Hoang-ho und Yang-tse-Kiang eingewandert. Da nun diese neue Heimath nicht menschenleer, sondern von verschiedenen fremdartigen Elementen bewohnt war, so sind die eigentlichen Chinesen ein Mischvolk, das allmälig zu einer Volkseinheit herausgewachsen ist, sprachlich aber noch immer in mehrere Abtheilungen zerfällt, die im gewöhnlichen Leben keinen unmittelbaren Verkehr untereinander pflegen können.

Zu den vorchinesischen Völkerstämmen gehören u. a. die Miao-tse in den Gebirgen Jünnans und die kleinen, zierlich gebauten Pa-yü, deren Kopf edler und besser geformt als der chinesische ist; ihre dunkelbraunen Augen liegen nicht schief. Größer als die Chinesen sind die Lolo in Jünnan und Se-tschuan, schlank und kräftig, mit gebräuntem, ovalem Gesichte, schwarzen, nicht schiefliegenden Augen und gebogener Nase. Die Frauen, viel weißer als die Männer, nehmen eine bevorzugte Stellung ein, ziehen als Kriegerinnen mit den Männern in den Kampf, können sogar Herrscherinnen werden. Auf der Insel Haïnan bilden die Le die Urbevölkerung, ein großer und kräftiger Menschenschlag, dessen

Frauen ohne Ausnahme mit blauen Streifen an Wangen, Stirn, Kinn, Händen, Armen, Beinen, auf Brust und Rücken tätowiert sind. Nach der Verheirathung tätowiert außerdem der Mann seine Frau mit den Kennzeichen seiner Familie, damit sie nach dem Tode von seinen Ahnen als zu ihnen gehörig anerkannt werde. Die Frau, welche als Braut von der elterlichen Thüre auf dem Rücken des Bräutigams in dessen Haus getragen wird, besitzt stets großen Einfluß; bei Streitigkeiten der Männer genügt ein Wort von ihr, die Feinde zu versöhnen; ihre Untreue wird aber mit dem Tode bestraft. Beim Todtenmahle wird rohes Fleisch genossen, der Todte erhält als Sarg einen ausgehöhlten Baumstamm. Die Gewalt des Familienoberhauptes geht bei einigen Stämmen auf den Sohn, bei anderen auf die Wittwe über.

Der Wuchs der Chinesen ist klein, untersetzt, gut gebaut, mit Neigung zum Fettwerden. Ihr Gesicht ist rund, die Augen klein, weit voneinander abstehend, tiefliegend, schief gestellt, die Backenknochen hervorstehend, kleine Nase, fleischige Lippen, straffes schwarzes Haar und spärlicher Bartwuchs. Ein Chinese nennt stattlich den Mann, der dicken Leib, lange Nägel und kleine Füße hat, und schön ein weibliches Wesen mit großem Kopfe, dicken Posaunenbacken, kleinen Augen, gedrungenem Körperbau und winzigen Füßen.

Seit 40 Jahren ist Opium Lebensbedürfniß, das aber am Leben frißt, statt es zu fristen. Sieben bis zehn Millionen Kilogramm werden jährlich in China aus den englisch-ostindischen Besitzungen eingeführt, für welche dieser Absatz eine Lebensfrage geworden ist und jährlich 140 bis 160 Millionen Mark einbringt. Nach dem letzten englisch-chinesischen Kriege erreichten die christlichen Engländer, daß ihnen diese Geldquelle gesichert blieb. Die chinesische Regierung hatte die Opiumeinfuhr bei Todesstrafe verboten, um dieses verheerende Gift vom Volke fern zu halten, aber „die Niederträchtigkeit und der Krämergeist der Engländer war so groß, daß zuerst eine ganze Opiumflotte vom englischen Ostindien aus Chinas Küste gleichsam belagerte, um durch Schmuggel jährlich über 24 Millionen Mark in die Tasche zu stecken.“ Später haben Englands Kanonen dem Opium Thür und Thor dort geöffnet, um den Profit zu erhöhen. Ob das chinesische Volk daran zu Grunde geht, ist den gottesfürchtigen Engländern völlig gleichgiltig.

Wo die Chinesen noch nicht mit Fremden zusammengekommen sind, macht ihr Charakter einen wohlthuenden Eindruck. So sagt v. Richthofen über die Bewohner Se-tschuans, daß sie liebenswürdig, höflich, freundlich, aber neugierig sind. In Hupei fand er sie harmlos und gutmüthig, in Schansi anständig gegen Fremde. Cooper, ein Engländer, meinte nach

Chinesische Spieler in Hongkong.

jahrelangem Aufenthalte, daß die Chineſen des Mittel- und Bauernſtandes „kennen, ſie lieben heißt.“ Jovialität iſt eine hervorſtechende Eigenſchaft der Chineſen. Selbſt bei Streitigkeiten ſind ſie nach Cooper „immer eher aufgelegt zu lachen, als ſich zu prügeln.“ Die Bettler, eine fröhliche Bande, ſchreibt Fortune, werden freundlich behandelt, erhalten als Almoſen freilich nur 1/3 bis 1/2 Pfennig nach unſerem Gelde, aber regelmäßig. Es geht ein Zug von Barmherzigkeit durch die Herzen vieler Natur- und Kulturvölker; befindet ſich bei letzteren aber das Herz im feuerſicheren Schranke, dann kann es nicht mehr entbrennen aus — Nächſtenliebe. Das weiſe Wort des Alterthums, daß Niemand vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen, findet ſich, freilich in anderer Färbung, auch in jenem chineſiſchen Sprüchworte: Um glücklich zu ſein, muß man in Su-chou geboren ſein (wo die ſchönſten Menſchen), in Kanton leben (wo die Reichſten) und in Lin-chou-fu ſterben (wo die beſten Särge ſind).

Bekleidet iſt der Chineſe mit einem Hemde aus Seide, Baumwolle oder Linnen und weiten Beinkleidern aus demſelben Stoffe; Aermere tragen darüber ein Kamiſol, Reichere einen kaftanartigen Rock aus dickem oder dünnem Stoffe, je nach der Jahreszeit. An dem Gürtel hängt bei Reicheren ein Fächer im Futteral und ein Tabaksbeutel. Den Kopf deckt im Sommer und Süden ein trichterförmiger Bambus- oder Reisſtrohhut, im Winter die Sammtkappe mit aufgeſtülptem Rande. Die Füße ſtecken in Stiefeln oder Schuhen aus verſchiedenen Stoffen, mit dicken Papp- oder Filzſohlen. Die Frauentracht beſteht aus einem langen grünen oder roſenrothen (bei der Trauer weißen) Baumwoll- oder Seidenrock. Seit der Mandſchueroberung (1644) wird das Haupthaar geſchoren, der Haarbüſchel am Scheitel hängt als Zopf herunter.

Der Staat iſt nach dem General Tſcheng-Ki-Tong die „Geſammtheit der Familien“. Die Familie die Grundlage des Staates. Alle Mitglieder einer Familie haben ſich gegenſeitig Hilfe zu leiſten, alle Einkünfte, und das Mehr oder Weniger macht hierbei keinen Unterſchied, fließen in eine allgemeine Kaſſe. Jede Familie hat ihre Statuten, nach denen das Familienhaupt die ganze Lebensweiſe regelt. Eheloſigkeit wird wie ein Laſter betrachtet, aber heirathen darf ein Mann nicht eine Frau, die mit ihm gleichen Namens iſt, ſonſt erhält er 60 Bambushiebe und die Ehe iſt ungiltig. Er darf ſich auch nicht mit der Tante oder Baſe mütterlicherſeits oder mit einer Stieftochter verheirathen. Daß eine Wittwe wiederum heirathet, verbietet der gute Ton. Der Vater beſitzt unumſchränkte Gewalt über alle Mitglieder der Familie, er kann ſogar ſeine Kinder verkaufen. Als Gegenſatz zum Levirat, jener Sitte, nach welcher der Bruder die Wittwe ſeines kinderlos geſtorbenen Bruders

heirathen ſoll, um dem Verſtorbenen Kinder zu erwecken, welches Levirat beſonders bei Juden und Hindu bekannt geworden, ſteht jene andere Sitte, daß auch das Weib, die Hausfrau, die Mutter eines von einem anderen Weibe geborenen Kindes werden kann. Nun iſt den Chineſen die Ehe nur mit einer Frau geſtattet, jede weitere Verbindung iſt bloßes Konkubinat. Die Hausfrau erbt mit den Kindern, die etwaigen Neben-

Chineſiſcher Opiumraucher.

frauen können wie Sklaven verkauft werden, deren Kinder aber betrachtet die Hausfrau wie die eigenen und auch dieſe Kinder erkennen nur die Hausfrau als ihre Mutter an. Mac Lennan verweiſt bei Beſprechung dieſes Verhältniſſes ſehr paſſend auf das 1. Buch Moſe 16, 2 und 30, 3 bis 13.

Jacquemont that einſt den Ausſpruch: „Die Arbeit hat den Adel der Menſchheit geſchaffen.“ Das arbeitſamſte und höchſtſtehendſte Volk in Aſien

sind jedenfalls die Chinesen. Wir wollen deshalb, freilich viel kürzer als wir sollten, uns dies interessante Volk betrachten.

Ackerbau und Kultur sind innig miteinander verbunden. Der Ackerbau bildet die Grundlage der Ernährung des chinesischen Volkes, der Pflug wurde selbst der Hand des Kaisers nicht für unwürdig erachtet. Chinesische Annalen feiern nicht diejenigen Kaiser, die durch siegreiche Kriege das Land vergrößert haben, sondern diejenigen, unter deren Regierung das Volk sich in Frieden ernährt hat. Der Chinese nutzt jede wirthschaftliche Möglichkeit mit bekannter Sorgfalt und Sparsamkeit aus, er lebt überaus einfach. Nicht durch Eroberungen, die sehr zweifelhafter Natur sind, sondern durch Ackerbau und Kolonisation ist China zu dem heutigen Kolosse geworden. Als ackerbauendes Volk haben die Chinesen von kleinem Anfange im Nordwesten durch Fleiß und Thätigkeit sich ausgebreitet und durch immer weiter ausgedehnte Ansiedelungen zuletzt fast im Frieden ganz China erobert; durch „ein Volk in Waffen" wäre das nimmermehr erreicht worden.

In den ältesten Zeiten war nach dem einstimmigen Urtheil ihrer Geschichtsschreiber der Staat der alleinige Grundeigenthümer, der alljährlich die Ländereien an die Steuerpflichtigen und Arbeitsfähigen vertheilte. Jetzt ist der Staat längst aus dieser Eigenthümerrolle verdrängt, der Grundbesitz aber in keinem Lande der Erde so zersplittert wie hier. Ein Gut von 60 Hektar gehört zu den größten, einen Familienvater, der 6 Hektar Land besitzt, nennt Fr. Ratzel vermögend; in der Nähe größerer Städte muß eine Familie von 1 bis $1^1/_2$ Hektar Land, das sie selbst bearbeitet, leben.

„Der Staat ist die Gesammtheit der Familien", hieß es oben, der Kaiser das Oberhaupt dieser Familien. Ihn betrachtet der Chinese als den Vater, der wirklich das Wohl der Familien will. Begeisterung für eine bestimmte Herrscherfamilie und deren Zwecke ist ihm nach v. Hellwald durchaus fremd. China konnte daher seine Dynastien so oft wechseln und jede fand dennoch gehorsame Unterthanen; daher ist aber auch jeder Fremde als außerhalb des Staates rechtlos.

Besondere Verehrung genießen Alter und Erfahrung, die höchste aber das Wissen. Der aus allen Volksschichten hervorgehende Gelehrtenadel bildet die einzige Aristokratie, d. h. die Wissenschaft allein ebnet den Weg zu Amt und Auszeichnung. Das erinnert mich an die Geschichte von Hans Holbein und Heinrich VIII. Als Ersterer einst einen Lord, der ihn störte, die Treppe hinuntergeworfen hatte und deshalb von Jenem beim Könige verklagt ward, sagte Heinrich VIII: Wenn es mir beliebt, kann ich aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber nicht aus sieben Lords einen Holbein. — Die Staatsbürger Chinas zerfallen in vier

Klaſſen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute; als unehrlich gelten u. A. Henker und Vagabunden. In die erſte Klaſſe einzutreten, ſteht jedem Staatsbürger frei, gewählt wird für ein Amt, wer die Prüfung beſtanden. „Wiſſenſchaft“ bei uns und in China iſt aber nicht dasſelbe. Bei uns ſchätzt man ſie um ihrer ſelbſt willen, dort herrſcht die rein praktiſche Schätzung.

Vornehme Chineſin.

Einen Arbeiterſtand im europäiſchen Sinne kennen die oſtaſiatiſchen Reiche nicht. Die Familie, zahlreich und ſtark durch patriarchaliſchen Zuſammenhalt, ergänzt durch Adoptionen, geſchützt durch Geſetz und Sitte, bildet nach Ratzel einen arbeitenden Organismus, der die Lohnleiſtung um ſo mehr zurückdrängt, als die großen Betriebe auf allen Gebieten ſelten ſind. Die zuverläſſigſten Berichte über Japan melden, daß dort die Dienſtboten eng an die Familien angeſchloſſen ſind, daß beide Freud und Leid miteinander theilen. Aus China iſt Aehnliches nicht bekannt; aber es exiſtirt ein Geſetz, das gebietet, daß weibliche Hausſklaven verheirathet werden müſſen und nicht ohne ihren Willen ganz von ihren Familien getrennt werden dürfen. Im In- und Auslande iſt der Chineſe als Gewerbsmann geachtet. Die chineſiſche Bevölkerung iſt zum größten Theil auf die einheimiſchen Produkte angewieſen, die europäiſch-amerikaniſche Einfuhr kommt nur den Küſtenſtrichen und den reicheren Leuten zu Gute. Lange freilich wird der chineſiſche Handwerker mit all ſeiner

Nüchternheit, Geschicklichkeit und Ausdauer nicht im Stande sein, den Wettkampf zu bestehen. Bis jetzt fehlt allerdings noch zu seiner Untergrabung der Großbetrieb wie im Ackerbau so auch in der Gewerbthätigkeit.

Maschinen, welche Menschenkräfte ersetzen, sind wenig bekannt. Bei der Annäherung an den großen Kohlen- und Eisendistrikt von Tsetschaufu, sagt Ferd. v. Richthofen, begegnet man den ununterbrochenen Zügen von Lastthieren mit den verschiedensten Eisenwaaren beladen; man erwartet, eine Eisenindustrie in größerem Maßstabe zu finden, jedoch erblickt man nur hunderte von kleinen Werkstätten, die nach derselben Methode wie vor mehr als 1000 Jahren noch heute die Arbeit vollbringen.

Das Gerichtswesen ruht in den Händen von Unter- und Oberrichtern. Jeder eines Vergehens Schuldige kommt zuerst vor die Aeltesten seines Dorfes oder seiner Stadt. Ist das Vergehen geringfügig, so strafen sie ihn mit kurzer Haft oder dem tragbaren Schandpfahl; Verbrechen kommen vor den ordentlichen Gerichtshof. Die Foltern werden noch häufig angewendet, und viele Strafen sind überaus grausam.

In China giebt es drei Religionen, die des Konfutse, welche die Staatsreligion ist, die des Laotse und den Buddhismus. Alle drei bestehen friedlich nebeneinander, denn das religiöse Element ist mehr in den Hintergrund getreten, die zahlreichen Tempel stehen verlassen und leer, die Heiligthümer sind mit vieljährigem Staube bedeckt. Nur in den Klöstern der buddhistischen Bonzen herrscht noch der heilige Schein.

Von den verschiedenen Sitten und Gebräuchen, welche uns sonderbar erscheinen, führt Bon. Platz folgende auf: Der Chinese legt durch weiße Kleidung Trauer an; er schreibt und liest von rechts nach links; er besteigt sein Pferd von der rechten Seite; er grüßt, indem er sich selbst die Hand drückt; er behält den Hut im Zimmer auf, wenn er besonders höflich sein will; er wirft nach dem Gebrauch sein papierenes kleines Taschentuch in eine der Porzellanschalen des Zimmers; er glaubt, daß das Herz der Sitz des Verstandes sei.

Ein Chinese ißt Alles. Das Hauptnahrungsmittel für das Volk ist Reis, recht beliebt Schweine- und Hundefleisch. Wir drucken hier den Speisezettel eines vornehmen Gastmahles ab: Haifischflossen mit Hummer. Pilze mit gehacktem Geflügel. Omelette aus Taubeneiern. Seehundshirn in Sauce. Gebackenes Ochsenfleisch mit Klöschen. Seeschnecken. Gebratene Wurst von gerolltem Schweinefleisch. Spinat mit gehacktem Geflügel. In Eiermehl gebackene Krabben. Mandelthee mit Schwammkuchen. Pilze in Sauce. Gebratenes Geflügel. Geschmorter Salm in Sauce. Gedämpfte Hammelbrust. Geröstetes Spanferkel. Gebratene Enten. Statt der unbekannten Butter nimmt man Ricinusöl.

Als Getränk dient Thee oder warmer Reisbranntwein, im Norden Kumys, gegohrene Stutenmilch. Gegessen wird von Tellern mit zwei

Chinesische Kinder.

Stäbchen. Obst, unreif oder faul, Gurken, Melonen werden in großen Mengen genossen und verursachen Ruhr und Cholera.

Da China dichter bevölkert ist als die dichtesten Theile Europas, die Bevölkerung rasch zunimmt, so hat dieser Umstand nicht allein eine

gewiſſe Gleichgiltigkeit gegen das Leben, aus der ſich einzelne barbariſche Sitten (Tödtung der Kinder) erklären, ſondern auch eine großartige Auswanderung nach allen Richtungen hin hervorgerufen. Man findet Chineſen, theils als Arbeiter (Kuli) an der Südoſtküſte Aſiens, in Hinterindien, auf den Sunda-Inſeln, dann bis nach Ceylon und Auſtralien, auf

Chineſiſcher Arzt.

mehreren Inſeln des Großen Ozeans, an der Weſtküſte Amerikas, in Kalifornien und Peru, auf Jamaika, Mauritius, Réunion. Meiſtentheils wandern nur die Männer aus; ſie ſind überaus fleißig und kehren, falls der Tod ſie nicht in der Fremde überraſcht, mit Erſparniſſen nach der Heimath zurück.

Die Japaner.

Der bekannte Erwin Bälz lebte als Arzt mehrere Jahre in Tokio und hatte somit die beste Gelegenheit, uns eine genaue Beschreibung dieses ostasiatischen Kulturvolkes zu geben; aus ihr entnehme ich über die körperlichen Merkmale der Japaner das Nachstehende.

In verschiedenen Abstufungen ist die Haut dieses Volkes hellgelb und zwar etwas heller bei Frauen als bei Männern. Wie im Kaukasus durch Vermischung der Völker schöne Menschen entstanden, so sind auch hier die Kinder von Europäern und Japanern meist schön und gleichen in ihrer Hautfarbe öfter mehr den Nord- als den Südeuropäern. Sammtartig ist selbst die Haut der arbeitenden Klasse. Die Behaarung ist schwach; die Entwicklung der Haare beim Ostasiaten geht in einem Alter vor sich, in welchem sie bei dem Europäer schon abgeschlossen ist. Das Kopfhaar steht dicht und kräftig, ist dunkel, doch selten rein schwarz; Manche könnten für blond gelten.

Der Typus der arbeitenden und der nicht arbeitenden Klasse ist auch hier wie in Europa verschieden. Den feinen, zarten Bau der Frau in seiner reinsten Form sieht der Reisende wohl nie auf der Straße, aber der Arzt gelegentlich im stillen, zurückgezogenen Leben der sogenannten hohen Familien. Der mehr plumpe Typus der Arbeiterin trägt einen runderen Kopf, breites Gesicht und strotzt von Gesundheit. Das Körpergewicht der arbeitenden Klasse ist bedeutend erheblicher als das der nicht arbeitenden; man findet unter den Arbeitern und Bauern sehr große und kräftige Gestalten. Durchschnittlich sind die Japaner nur klein von Körper und zeichnen sich besonders durch langen Rumpf und kurze Beine aus, womit sie sich dem Typus der europäischen Frau nähern. Kopf und Gesicht sind groß. Weil manche Personen des Kriegs- und Hofadels eigenthümlich gekrümmte Nasen und eine gewisse Gestalt der Oberlippe haben, wollten manche Schriftsteller diese von den Juden ableiten. Da bei den meisten Japanern die Nase kurz ist, sind die Nasenlöcher nicht wie bei uns länglich, sondern rund und in unangenehmer Weise sichtbar. Das Mongolenauge suchten wir uns oben zu erklären. Das japanische Ohr ist sehr selten schön; es ist größer als bei uns, doch fehlt ihm häufig das Läppchen; in Japan sind „große Ohren ein Zeichen von Weisheit." Der Mund ist klein und fein geschnitten, die Zähne der arbeitenden Klassen prachtvoll, die der anderen derartig, daß die Zahnärzte in Tokio zu den beschäftigtsten Leuten gehören. Die Arme Aller sind vorzüglich gebaut, und kein Volk der Erde besitzt so schöne Hände

wie die Japaner. Ein Straßenarbeiter, der Lasten wie ein Pferd zieht, hat Hände, um die ihn eine europäische Salondame beneiden kann. Die Fingernägel sind schön und gut gewölbt und bleiben es auch bei den Arbeitern.

So gestaltet sind die Menschen, welche die schöne gebirgige Inselwelt Japans bewohnen, auf deren größte Insel, Nipon, der jetzt nicht mehr thätige Vulkan Fudschijama eine Höhe von 3800 m erreicht. Den Sommer nennt Alfr. Kirchhoff heiß und regenreich, den Winter nicht hart. Immergrüne Gewächse, wie Kamelien und der Theestrauch, mischen sich mit Buchen- und Ahornarten, man baut Reis und Baumwolle in den Niederungen, während nordische Nadelholzwaldung die Höhen deckt. Im Süden erreicht hier in Mittelmeerbreite (wie im südlichsten Spanien) die Affenfauna ihre Nordgrenze.

Die Lebensweise ist eine fast vegetarische, zum Theil bedingt durch den gärtnerischen Betrieb der Landwirthschaft. Halm- und Hülsenfrüchte, dazu in erster Linie Reis, Weizen, Gerste, sodann Hirse- und Bohnenarten, werden als die Grundlagen der Ernährung des Volkes angesehen, und diese pflanzliche Nahrung würzt besonders das Fleisch der Fische und in zweiter Reihe das der Jagdthiere, vom Affen an bis hinab auf die Raben. Gegessen wird, wie in China und Korea, vom eigenen Teller (eine Lackschale) und nicht aus gemeinsamer Schüssel, mit zwei zwischen den Fingern der rechten Hand zangenartig gehaltenen Stäbchen aus gewöhnlichem Knochen oder Elfenbein.

Die Kleidung der Japaner ist in den Grundzügen durch alle Klassen und Altersstufen bei Männern und Frauen die gleiche; oft erkennt man beide Geschlechter nur durch die Haartracht.

Zu Kleidungsstoffen wird Seide, Baumwolle oder Hanf genommen; die Frauen tragen meist längere Oberkleider, an denen oft noch eine lange Schleppe hängt, und statt des Gürtels der Männer ein breites, kunstvoll gewebtes Band, darunter um die Brust ein Untergewand, bei Männern ein schmales Schamtuch, bei Frauen ein Lendentuch bis zum Knie; Beinkleider und Strümpfe tragen nur die Männer entweder gegen die Kälte oder gegen Insekten. Den europäischen Gebrauch des Taschentuches finden sie unschicklich; man benutzt statt dessen viereckige Papierblätter, die nach dem Gebrauche fortgeworfen werden. Die Fußbekleidung besteht aus hohen Holzsandalen oder bei trockenem Wetter aus solchen von Stroh.

Noch bis vor einem Jahrzehnt war das Tätowieren bei den Männern der arbeitenden Klasse weit verbreitet und zwar gerade an den Theilen, welche durch die Kleidung verhüllt sind. Da bei den Frauen nach einem japanischen Sprüchworte eine reine weiße Hautfarbe sieben Unschönheiten

aufwiegt, ist Schminke ein unerläßlicher Toilettengegenstand. Gesicht und Hals müssen marmorweiß, Wangen rosa, die Lippen brennend roth sein. Die Sitte, die Augenbrauen wegzurasiren und statt dieser neue zu malen, und jene des Schwarzfärbens der Zähne, kommt mehr und mehr ab. Der Kopffrisur wird aber die größte Aufmerksamkeit geschenkt bei beiden Geschlechtern, vom Lastträger bis zum Stutzer, vom ärmsten Fischer-

Schwarzenverkäufer in Tokio.

mädchen bis zur Hofdame. Um diesen Haarputz nicht zu zerstören, legt man beim Schlafen den Hals in ein besonderes Holzgestell. Die ostasiatischen Begriffe von Reinlichkeit weichen von den unserigen in manchen Punkten beträchtlich ab. Es ist nicht zu leugnen, daß die Japaner fleißig baden, aber wie? Der arbeitenden Klasse dient zum Bade ein etwas über 1 m hohes Faß, von der Weite, daß kauernd eine Person darin Platz hat.

Das Wasser wird unerträglich heiß darin erhalten, und alle Familienmitglieder baden nacheinander, ohne daß man das Wasser erneuert; auch in öffentlichen Badeanstalten wird das Wasser von verschiedenen Personen benutzt.

Die Häuser sind in der Regel einstöckig, die einzelnen Abtheilungen haben stets eine bestimmte Größe, und sind die Fußböden mit Matten bedeckt. Im ersten Stock liegt eine vom weit überragenden Dache beschattete Veranda mit oft kunstvoll geschnitztem Geländer. Zwischen ihr und den Wohnräumen befindet sich ein verschiebbarer, leichter, mit weißem Papier überzogener Holzrahmen. Im Innern der Häuser und auf den Straßen herrscht große Reinlichkeit. Tokio zählte vor zehn Jahren 1400 Straßen, es soll aus 125 Dörfern zusammengewachsen sein; die einzelnen Stadttheile sind getrennt durch ausgedehnte Gärten, Parke, Begräbnißplätze und Tempelhaine.. Fast hinter jedem Hause befindet sich ein kleiner Garten, der aber durch wunderlich verschnittene Bäume, kleine Felsen, Grotten, Teiche, oft mit künstlichen Fischen, Wasserfällen unserem europäischen Geschmack durchaus nicht zusagt.

Betrachten wir die Kultur Japans näher, so erkennen wir auch in ihr eine echte Kolonie Chinas, die sich jedoch politisch und wirthschaftlich selbstständig zu erhalten wußte. In neuerer Zeit hat sich Japan an die europäische Kultur angeschlossen. Nun möchte wohl Mancher die Frage aufwerfen, ob denn auch der Geist des Japaners fähig ist, in das Neue sich hineinzufinden. Wir glauben, Geist und fester Wille ist, wenn auch nicht bei Allen, so doch bei sehr Vielen dazu vorhanden. Wer japanisches Landvolk beobachtet hat, der bewunderte dessen Lust an Volksbüchern und Heldenliedern, am Schachspiele, dessen Freude an Bildern und Bildwerken, an Farben und deren Gruppirung und endlich an der Natur. Es steckt in den Japanern eine geistige Regsamkeit und Lebendigkeit, welche vielen Leuten auf gleicher Stufe in Europa nicht eigen ist. In ihren Werken, sei es in denen der Kunst oder der Literatur, wird Niemand eine hohe Phantasie vermissen. Ihre Märchen sind duftig, phantastisch, ihre Thiersage reich, und von den Farbenphantasien japanischer Kunst sprechen unsere Koloristen mit Bewunderung. Alcock hat mit Recht Japan das Paradies der Kinder genannt. Die kleinen Wesen werden dort nicht aufgepäppelt, sondern von der Mutterbrust ernährt, bis sie zwei, öfter noch mehr Jahre alt sind. Ihre Erziehung wird mit großer Ruhe und Milde geleitet. Heftiges Anfahren oder wohl gar körperliche Züchtigung ist ebenso strenge verpönt, wie bei der Behandlung der Hausthiere, die nie geschlagen oder mit Fußtritten mißhandelt werden. Wenn irgend eine Nation es in diesem so überaus wichtigen Punkte weit gebracht hat, so

iſt es die japaniſche. Liebesbezeigungen werden in der Oeffentlichkeit ſtrenge gemieden. Keine Mutter umarmt ihr Kind, kein Kind wirft ſich den Eltern um den Hals; kein Freund ſchüttelt dem anderen die Hand; Freunde, Verwandte trennen ſich auf Jahre ohne Abſchiedskuß, und verhalten ſich auch derartig bei der Rückkehr. Die Heirath der Japaner iſt nur ein Zivilvertrag, zu dem keine religiöſe Zeremonie erforderlich iſt. Seit 1874

Japaniſche Frau.

beſtimmt das neue Ehegeſetz die Ziviltrauung. Daß aber bei der Hochzeit umſtändliche Zeremonien im Hauſe vorgenommen werden, das liegt einmal in der Natur der Menſchen.

Schon der alte Thunberg und kürzlich J. J. Rein ſchreiben dem japaniſchen Volkscharakter folgende Eigenſchaften zu: Verſtändig und vorſichtig, frei, lenkſam und höflich, neugierig, fleißig und geſchickt, ſparſam und

nüchtern, reinlich, gutmüthig und freundlich, ehrlich und treu, daneben argwöhnisch, abergläubisch, sinnlich. Den Todten begräbt man eigenthümlich. Er wird gewaschen und in ein weißes Tuch, auf das der Priester Gebete schreibt, gewickelt; der Körper, durch Anwendung gewisser Salben geschmeidig gemacht, wird mit eingezogenen Armen und Beinen in einer Stellung, ähnlich der des Kindes im Mutterleibe, in einen zylindrischen Sarg gebracht und dieser schließlich in eine thönerne Urne.

Der Verkehr der verschiedenen Volksklassen wird vorwiegend von Wohlwollen gegen einander getragen; Klassenhaß ist unbekannt. Die Klassen, in welche das Gesetz die Bevölkerung theilte, waren ursprünglich: Daimios (Fürsten), Erbadel, Geistliche, Krieger, oberer und unterer Mittelstand, kleine Krämer, Handwerker, Bauern und Tagelöhner. Außerhalb des ehrlichen Volkes standen Henker, Gerber und solche, die mit Leichen, Häuten, Fellen in Berührung kommen; denn die Berührung todter Thiere verunreinigt. Deshalb waren Gerber sehr verachtet, ihren Umgang mied man, bei Volkszählungen wurden sie nicht mitgezählt, die Strecke, wo deren Wohnungen standen, wurde in die Länge des Weges nicht eingerechnet. Jetzt natürlich zählen die Gerber zu den Handwerkern, da ihre Erzeugnisse viel mehr Werth erhalten haben. In den letzten Jahrzehnten legten sich die Handwerker auf die Nachahmung abendländischer Fabrikwaaren, und schon vor zwölf Jahren lasen wir in einem englischen Konsulatsberichte aus Hiogo-Osaka: In zunehmendem Maße werden die früher eingeführten Waaren durch solche ersetzt, welche aus hiesigen oder fremden Rohstoffen hier im Lande hergestellt werden . . . Nachdem Webereien entstanden, wird man weiter gehen und Rohbaumwolle statt Garn einführen. In Kleidern, Teppichen, Bier, Streichhölzern, Seife, Regenschirmen, Glas, Koffern, Möbeln u. a. hat die Einfuhr mit der einheimischen Industrie zu konkurriren.

Zu den vortrefflich angelegten und im guten Zustande erhaltenen Verkehrswegen sind in neuerer Zeit noch Eisenbahnen hinzugekommen.

Für Schafe und Ziegen ist das Klima ungünstig, der Wiesenwuchs zu gering. Schweine sind aus China eingeführt worden. Das kleine Pferd ist fast nur Last-, nicht Zugthier, ähnlich das Rind. Hausthiere sind außer den obigen noch Hund, Katze, Huhn, Ente.

Bei allen Völkern ist die älteste Verfassung eine Geschlechterverfassung, das älteste Recht ein Geschlechterrecht. Beide gehören in Europa längstverflossenen Zeiten an und ragen nur noch bei Südslawen in unser Jahrhundert hinein, um jetzt einem rettungslosen Verfall entgegenzugehen; bei allen Ostasiaten dagegen, namentlich in China und Japan, sind sie nach A. H. Tost noch heute das Fundament des ganzen Staatswesens.

Dort ist der Staat ein Geschlechterstaat, die Familie eine staatliche Institution, während sie bei uns jeglichen politischen Charakters entbehrt.

Das japanische „Haus" bietet noch jetzt den passendsten Vergleich mit dem altarischen „Hause", jener gemeinsamen geschlechterrechtlichen Urbildung aller indo-germanischen Völker. Hier wie dort wird das Haus als ein auf ewige Dauer berechnetes Gemeinwesen, als ein Staat im Kleinen angesehen, und der Haushalter ist der freie Verwalter des Familienvermögens. Zu dem japanischen Hause, das nicht so eng begrenzt wie unsere heutige europäische Familie ist, gehören außer Eltern und Kindern auch die Schwestern und jüngeren Brüder des Familienoberhauptes (Koshu) und deren Kinder, auch wohl noch die Großeltern, Mutter und Vater, wenn letzterer sich zur Ruhe gesetzt hat. Es ist nämlich seit uralten Zeiten in Japan üblich, sich im Alter von den Geschäften zurückzuziehen und schon bei Lebzeiten die Erbschaft dem Nachfolger zu übergeben. Dieser Brauch erstreckt sich auf alle möglichen Lebensverhältnisse. Auch die japanischen Kaiser zogen sich immer frühzeitig von den Regierungsgeschäften zurück, um nicht ein Spielball ihrer eigenen Minister zu werden. Das war einst überall Brauch. Ein Häuptling behielt seine Würde nur so lange, als er durch seine Körperkraft den Seinigen überlegen war. Deshalb ficht bei den südafrikanischen Koranas und auf manchen polynesischen Inseln

Ein japanischer Bonze.

der Vater mit dem Sohne, und siegt Letzterer, so geht auf ihn die Hausherrschaft über. Anderswo dankt Ersterer zu Gunsten des Sohnes ab. Im japanischen Erbrecht ist der Ausgangspunkt der alte geschlechterrechtliche Grundsatz, daß die Würde des Geschlechtsoberhauptes mit allen Rechten und Pflichten auf den Nachfolger übergeht; er, der älteste Sohn, erhält die ganze Erbschaft. Ob das Volk nun dieses Recht ebenso energisch bewahren wird, wie das chinesische, muß die Zukunft lehren. Es ist nicht zu verkennen, daß in der neuesten japanischen Gesetzgebung auch nach dieser Seite hin Einflüsse europäischer Anschauungen sich geltend machen; andererseits sind aber noch wichtige Zweige des Volkslebens, z. B. Armenpflege, vollständig mit der Geschlechterverfassung verknüpft.

Die Staatsreligion ist der Sonnendienst, dem die herrschenden Klassen huldigen, die niederen Stände sind dem Buddhismus ergeben.

Die Koreaner.

Von dem Leben und Treiben der Bevölkerung auf der großen Halbinsel Korea war noch bis vor nicht langer Zeit wenig Sicheres bekannt geworden, weil das Land Jahrhunderte hindurch in großer Abgeschlossenheit gehalten wurde. Wie China und Japan ist Korea ein vorwiegend reisbauendes Land, es verschickt nach China vornämlich Felle, Seide, Papier, Metalle und empfängt dafür besonders Erzeugnisse chinesischer Industrie; seine geistige Abhängigkeit von diesem Lande bezeugt u. a. jährlich die feierliche Abholung des Pekinger Kalenders. Außer Reis wird noch u. a. angebaut Hirse, Bohnen, Gerste, Tabak, Hanf, Jute, Baumwolle. Als Hausthiere besitzen sie insbesondere Rinder; die Schafe und Ziegen werden zu königlichen Opfern aufgespart, die gut gebauten Pferde schlecht genährt. Hundefleisch wird hoch geschätzt.

Im Essen sind die Koreaner einfach und mäßig; die Zubereitung der Speisen geschieht ähnlich wie in China, aber statt der Stäbe bedient man sich zum Essen langstieliger, hölzerner Löffel, zweizinkiger Gabeln und Messer. Thee wird wenig getrunken, umsomehr Hirsebranntwein. Tabakrauchen ist allgemein verbreitet. In Jahren der Hungersnoth, wie z. B. 1872, wurden zahlreiche junge Frauen nach China verkauft.

Ihren Körpermerkmalen nach gehören die Koreaner den verschiedenen Gruppen an, in welche in China und Japan der mongolische Typus zerfällt. Das feine, im Ganzen wohlgebaute Chinesengesicht mit gebogener Nase und schiefen Augen fand sich, wie Bälz bezeugt, selbst unter den ersten Klassen und in die Königsfamilie hinein neben der Hunnenphysiognomie

Palankinträger auf Korea.

und dem Malaiengesichte. Koreanerähnlich sind nach ihm und Rein auch die Liu-Kiu-Insulaner.

Koreanischer Bogenschütze.

Unter den Bauten herrschen Lehmmauern und Strohdächer vor, in der inneren Einrichtung der Wohnungen erinnert Manches an Japan.

Der König sendet alljährlich einen Tribut, nämlich eine gewisse Menge Papier und 800 Ochsen, nach China. Das erstere langt wirklich in Peking an, die Ochsen nie, weil sie auf der langen Landreise zu sehr abmagern würden. Sie bleiben bei den Mandarinen in Fong-whan-tschin und werden von diesen und den Soldaten verspeist. In keiner anderen Gegend Chinas wird deshalb so viel Rindfleisch verzehrt. Im eigenen Lande ist „der König absolut, wenn er unsern Willen thut," d. h. den der Aristokraten. Eigentlich soll er sich nur mit dem allgemeinen Wohl beschäftigen und über die Gesetze wachen, aber, sagt v. Hellwald, „er ist in der Regel ein Faullenzer, verderbt, ausgemergelt, vor der Zeit gealtert, verdummt und unfähig. An seiner Stelle regieren ehrgeizige Minister. . . Nur die Adeligen haben die Macht in Händen und kümmern sich um das Volk nur insofern, als sie es drücken und aussaugen. Sie sind nicht militärpflichtig, unverletzlich und tragen als Kennzeichen eine Mütze aus Pferdehaar. Sie betragen sich tyrannisch, erpressen Geld und bezahlen Anleihen und Kaufsummen nicht. Jeden Mangel an Ehrerbietung bestrafen sie grausam. Von dieser Landplage entstammen alle Mißbräuche des Landes. Obwohl jetzt der größere Theil der Adeligen im Elend lebt, so werden sie doch nie zu einer Arbeit sich entschließen." Den letzten Platz von allen Klassen, und eben noch über den Leibeigenen stehend, nehmen die Priester oder Bonzen ein. „Sie verdienen auch keinen besseren," sagt gleichfalls v. Hellwald, „wegen ihrer gänzlichen Erniedrigung und des unglaublichen Grades ihrer moralischen Verkommenheit und Verwilderung." Der Charakter des Volkes ist aber noch immer ehrlich, treu und gutmüthig, vertrauensvoll, freundlich; der Naturmensch zeigt sich hier noch unverhüllt. Vielweiberei herrscht, wo das Geld sie zuläßt. Von der Außenwelt werden die Frauen noch mehr abgesperrt als in China, denn während des Tages sich auf der Straße zu zeigen, verstößt gegen die gute Sitte. Man entschädigt sie dadurch, daß im Sommer Abends um 9 Uhr die Thore der Stadt geschlossen werden und bei hoher Strafe dann kein Mann sich mehr auf der Straße sehen lassen darf. Nun öffnen sich alle Thüren, die Frauen kommen heraus, promeniren und plaudern nach Herzenslust, so viel sie wollen.

Wie der Adel dem Staatswohl sehr verderblich ist, so ist es auch jene Einrichtung, daß sämmtliche Beamte, vom Gouverneur abwärts, für ihre Stellen nur auf zwei Jahre ernannt werden. Dann erfolgt ihre Versetzung an einen anderen Platz, wofür jedesmal eine neue, ziemlich hohe Kaufsumme erlegt werden muß. Die Aemter werden an den Meistbietenden verkauft, der dann natürlich durch Erpressungen und allgemeine Beraubung des Volkes sich schadlos zu halten sucht.

Die Aino.

Im Delta des Amur und den angrenzenden Küsten des Ochotskischen Meeres begegnen uns jetzt die Giljaken, denen auch wohl die Nordhälfte der Insel Sachalin gehörte, während ihren südlichen Theil, den südöstlichen des Amurlandes, Jeso und die Kurilen die Aino bewohnen. Bei Ausgrabungen fanden sich auf diesem Gebiete Geräthe und Werkzeuge aus Stein und Feuerstein, die in der Form denen des europäischen Rußlands sehr ähnlich sind. Obsidian-Werkzeuge lassen schließen, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit Beziehungen zu Kamtschatka oder auch den Inseln des Großen Ozeans stattfanden. Poliakow sammelte Scherben einfacher Thongefäße, Wohnungsreste von Steinzeit-Menschen und Knochen von Thieren, die jetzt noch im Aino-Gebiet vorkommen. Die Vorgeschichte dieses im fernen Osten gelegenen Gebietes scheint sich somit zu klären.

In früheren Zeiten wohnten die Aino auf dem Festlande, wurden nach den Inseln abgedrängt und später von den Japanern nach Norden zu wandern gezwungen. Nach Dönitz und Hilgendorf waren sie unzweifelhaft „Mongolen", die sich von den Japanern vielleicht weniger unterscheiden, als die Germanen von den Romanen. In sich selbst aber scheinen die Aino körperlich nicht einheitlich gestaltet zu sein, weil nach Schädelmessungen man auch hier einen kleinen kurzköpfigen, wesentlich mongoloiden und einen größeren langköpfigen Typus unterscheiden konnte. Der starke, muskulöse, haarige Körper der Aino mit langem, tiefschwarzen, wilden Barte, wie ihn die Japaner gern schildern, ist nicht allgemein dort verbreitet. Die Körperfarbe ist dieselbe wie bei den Japanern, die Gesichtsbildung manchmal echt mongolisch, bei Anderen vollkommen kaukasisch. Durchschnittlich beträgt die Körpergröße der Männer 1,50 bis 1,60 m. Die Frauen sind kleiner, ebenmäßig und schlank gebaut, mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Scheube sah Frauen, die geradezu schön zu nennen waren, und deren Teint an Weiße dem der Europäerinnen Nichts nachgab. Die Stellung der Frau ist nicht so untergeordnet wie bei den Japanern, sie steht dem Manne bei jedem Geschäft zur Seite, nimmt auch an den Familienberathungen theil. Vielweiberei ist gestattet, kommt aber selten vor; ebenso selten aber auch Heirathen von einem Dorfe in ein anderes.

Im gegenseitigen Verkehre zeichnen sie sich durch große Höflichkeit aus. Freundlichkeit ist ein Grundzug ihres Charakters; mit ihrer Intelligenz scheint es jedoch nicht weit her zu sein. Bei den Frauen ist das Tätowieren allgemein, und zwar geschieht es hier mit dem japanischen Rasirmesser. Ein häufig vorkommender Querstreif über den Nasenrücken, der die Augenbrauen verbindet, entstellt viele Gesichter. Hände und Arme

werden ſtets tätowiert, die letzteren jährlich ein Stück weiter, bis zur Verheirathung des Mädchens. Die Zähne ſchwärzen die Aino nicht. Die Kleidung iſt bei beiden Geſchlechtern die gleiche, nur trägt der Mann beim Ausgehen einen Gurt, in dem ein Dolchmeſſer mit Holzgriff in der Scheide ſteckt. Im Sommer genügt ein ſelbſtgewebter Ulmenbaſtrock, im Winter eine Jacke, enge Beinkleider, Schuhe aus Fell oder Lachshaut und darüber ein langer Fellrock. Die Kinder gehen in den Hütten nackt, die

Aino.

Erwachſenen draußen nie, baden aber auch nicht, denn, „würden ſie vom Himmel nackend geſehen, ſo würde das große Strafen nach ſich ziehen.“ Sie bewohnen niedere Binſenhütten, die auf Piloten neſterartig aufgeklebt ſcheinen; die aus Binſenfaſchinen beſtehenden Wände ſind ſehr dick. Der Eingang iſt zugleich Fenſter und Thür; ein meterlanger Gang führt in den viereckigen Wohnraum, deſſen Mitte der Herd einnimmt. Unter der Hütte hängt das Fiſchereigeräth und an den um die Hütte eingepfählten Stangen Schädel von Bären und Hirſchen. Die Boote ſind ausgehöhlte

Baumſtämme, auf deren Seiten Bretter aufgeſetzt ſind. Jeder Mann führt zwei Ruder, die er jedoch abwechſelnd bewegt. Der Anker iſt ein mit Steinen beſchwerter Holzhaken.

Der Reis wird auf Jeſo ungekocht, nur in Waſſer erweicht, gegeſſen; als Nahrung dienen außerdem verſchiedene Pflanzenblätter, Hirſe, Seegras, Schwämme, Bären, Hirſche, Sumpfvögel, Fiſche und zwar das Fleiſch meiſt nur geräuchert. Beliebt iſt auch fette Thonerde, mit Zwiebeln einer wilden Lilie gewürzt. Aus armbruſtähnlichen Pfeilfallen ſchoſſen früher die Leute Pfeile, die mit dem Gift der japaniſchen Eiſenhutwurzel getränkt waren. Jetzt hat Japan dieſes Gift verboten.

Ainofrau.

Der Bärengott der Giljaken, welcher im Sommer als gewöhnlicher Bär, im Winter als Giljake lebt, kommt auch bei den Aino vor. Wir müſſen hier noch auf einen eigenthümlichen religiöſen Gebrauch der Aino verweiſen. Man fängt einen jungen Bären und erweiſt ihm die zarteſten Aufmerkſamkeiten; eine Frau hat ihn zu ſäugen. So lebt der Bär herrlich und in Freuden, aber ſeine Rolle endet ſehr tragiſch. Iſt er nämlich erwachſen und recht ſchön bei Fleiſch, ſo wird er unter eigenartigen Zeremonien geſchlachtet und vom Dorf beim Feſtmahl verzehrt. Alles jubelt und iſt heiter, die Mutter aber ſchleicht abſeits und weint um das getödtete Kind.

Die Völker Hinterindiens.

Südlich von China liegt völlig in der heißen Zone jene große Halbinsel, die, einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger ähnelnd, in der Richtung nach Südsüdost von hohen Gebirgsketten durchzogen ist, zwischen denen in den heiß-feuchten Thälern viele Ströme das waldreiche Land durchfließen. Gebirge, Flüsse, Land und Leute des Innern und besonders des nördlichen Theiles sind uns sehr wenig bekannt. Es hausen dort noch viele Gebirgsstämme, die ethnographisch wie anthropologisch höchst ungenügend erforscht sind. Wir beschränken uns auf die Schilderung der nachstehenden Völker. Das Hauptvolk des westlichen Hinterindiens sind

Die Birmanen,

welche durch die kleine gedrungene, doch kräftige Körperform, breites Gesicht mit starken Backenknochen, durch die flache Nase und die schräg nach oben geschlitzten Augen den mongoloiden Typus deutlich zeigen. Die Lippen sind etwas aufgeworfen, Beine und Lenden eigenthümlich geformt und die Hautfarbe gleicht der einer unreifen Zitrone. Von der Hüfte bis zum Knie wird der Schenkel hieroglyphenartig blau tätowiert oder durch enge Parallellinien derartig bemalt, daß man meint, jener Theil wäre mit einem gestreiften Linnenstoffe bedeckt. Bei den Mädchen wird zur Altersreife in Gegenwart aller Verwandten und natürlich unter Vollziehung von allerlei Zeremonien das Ohrläppchen durchstochen und später erweitert zu einer Kreisöffnung von 3 bis 5 cm Durchmesser. Die Frauen sind kleiner als die Männer. „Ihre runden Mignongesichter," schreibt die Gräfin Nostiz, „mit dem Stumpfnäschen und dem schelmischen Ausdrucke, lassen sie, ohne schön zu sein, anziehender erscheinen als die gerühmten Schönheiten der Inderinnen."

Den Charakter der Birmanen, welche, ob hoch oder niedrig, leidenschaftliche Freunde des Schauspieles sind, beurtheilen wir am besten aus folgenden Aeußerungen einiger Reisenden. Nach Archibald Forbes wird in Birma jede Thätigkeit, vom Regieren bis zum Kohlbau, in einer gewissen nebenläufigen, gefälligen, spielenden Weise betrieben und mit einer Lässigkeit, als ob der Begriff Zeit nur in der Einbildung bestände . . . Der Handel scheint von Denen, die ihn betreiben, als ein gelegentlicher Scherz betrachtet zu werden. Der Amerikaner Frank Vincent nennt die Birmanen ein schlichtes, indolentes, aber offenherziges Volk, welches Unterhaltungen liebe, freundlich unter sich und gastfrei gegen Fremde sich benehme. Bis auf die Offenherzigkeit mag das mit der Wirklichkeit

stimmen, denn nach der scharf beobachtenden Gräfin Rostiz gilt dort als stets befolgte Lebensregel, „niemals die Wahrheit zu sagen". Als Tropenvolk lieben die Birmanen ein bequemes, ruhiges Leben; sie rauchen, plaudern, verschlafen den Tag, singen die halbe Nacht hindurch und erinnern lebhaft an den Zigeuner in dem Lenauschen Liede, der das Leben vertrinkt, verraucht, vergeigt und es dreimal verachtet.

Birma besitzt ein Volksheer und Auserwählte aus diesem bilden die Leibwache des Fürsten, der aus aller Herren Länder gern Soldaten als Offiziere zur Ausbildung seiner Truppen in Dienst nimmt; aber alle Anstrengungen der Offiziere scheitern am Gleichmuth der Rekruten. Nach wenigen reglementsmäßigen Schritten und Uebungen ermüdet der Mann und verlacht seinen Lehrmeister, wenn derselbe ihn zur Fortsetzung der Griffe auffordert.

Ihre Nahrung ist einfach und gesund. Der Reis spielt auch hier die Hauptrolle, gesalzene Fische und Früchte sind wichtige Küchenartikel; Fleisch von Vögeln und Säugern, in denen ja der Seelenwanderung zufolge Verwandte stecken können, wird vermieden, Betelnüsse und lange ostindische Zigarren bilden den Nachtisch. Im Rauchen übertreffen wohl wenige Völker die Birmanen.

In der Kleidung ist für Mann und Frau das unentbehrlichste Stück ein 2 bis $2^1/_2$ m langes und 1 m breites baumwollenes Tuch, das um die Hüften geschlagen wird. Findet eine Feierlichkeit statt, so wird noch ein weißer, engärmeliger Mousselinrock angezogen. Mit Freiwohnungen ist das Land reich ausgestattet; man hat nur die Mühe, aus dem Dickicht neben dem Dorfe Bambus zu schneiden, die Stäbe in die Erde zu stecken und mit Blättern zu bedecken, so ist das Heim fertiggezimmert.

Porzellan scheint nirgends in Hinterindien hergestellt zu werden, es ist ein wichtiger chinesischer Einfuhrartikel. Von China erhält man auch eiserne Pflugscharen, und Chinesen unterrichteten die Birmanen im Silberbergbau. Baumwollstoffe kommen gleichfalls von China und der Koromandelküste.

Nach dortigem Zivilrecht hat die Ehefrau größere Vorrechte als in Europa. Nicht allein, was sie mitbrachte, bleibt ihr, sondern auch, was sie als Sondergut später sich erwirbt. Schon als Mädchen verkauft sie von einem Tische vor dem väterlichen Hause in der Stadt Zigarren und Früchte an Vorübergehende und legt das Geld zurück. Ehen werden nur aus Neigung geschlossen, weil ein Zwang den Religionsvorschriften widerspricht; die Ehe selbst ist aber nur ein Zivilvertrag, mit dem die geistliche Gerichtsbarkeit gar nichts zu schaffen hat. Das Gesetz erkennt nur eine Frau an, duldet aber das Konkubinat; die Konkubinen dienen

als Mägde im Hause, haben bei Ausgängen die Frau zu begleiten, ihr Wasserkrug, Betelbüchse und Fächer nachzutragen. Hat der Mann vor seinem Tode diese Mägde nicht für frei erklärt, so gehören sie der Wittwe. Mann und Frau haben gleiche rechtliche Stellung. Sie verkauft die Erzeugnisse der Landwirthschaft, hilft im Gewerbe, vertritt im Behinderungsfalle den Gatten im Polizeidienst, spürt mit ihm die Diebe auf und verrichtet viele Handlungen, welche im übrigen Orient nur das Privilegium der Männer bilden.

Die Siamesen.

Birmas östliche Nachbaren sind die Thai-Völker, welche sich theilen in die eigentlichen Thai (d. h. freie Menschen) oder Siamesen, die Hauptbevölkerung des Reiches Siam, in die Lao (welche sich wiederum in weiße und schwarze Lao theilen) und in verschiedene andere Stämme. Vielleicht noch im neunten Jahrhundert waren im heutigen Siam und in Birma-Pegu die Malaien ansässig, sie wurden von den Siamesen und Birmanen endlich an das Meer und auf die Inseln gedrängt. Die letzteren waren damals kräftige Gebirgsvölker, die nach Süden hin erobernd vordrangen. Aehnliche Züge fanden in Indien statt, ähnlich kamen ja auch Nomaden von Norden und Westen her nach China. Die Aussprüche: „Geh weg, auf daß ich mich setze", oder: „Das Eine verdrängt das Andere", gelten nicht blos im Pflanzen- und Thierreich, sondern auch ganz allgemein im Völkerleben, will man nicht untergehen, so muß man sich eben nicht verdrängen lassen. Daher heißt es auch: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren."

Zu den Tributstaaten Chinas zählte schon im vierten und fünften Jahrhundert Siam, dessen König den Kaiser von China seinen älteren Bruder nannte. Siam ist aber der einzige Staat Hinterindiens, welcher sich bis heute von den abendländischen Mächten unabhängig erhalten hat; er hat zwar eine Reihe europäischer Einrichtungen in den letzten Jahren eingeführt, aber weder wuchs dadurch die Macht des Landes, noch besserte sich die Lage des Volkes.

Die Siamesen sollen im Gegensatz zu ihren östlichen Nachbaren vielfach sich dem Malaientypus nähern. Ihr Körperbau ist kräftig und schlank, die Gesichtszüge entbehren jedoch eines edleren Ausdrucks, auch der Haltung spricht Weichlichkeit und Trägheit. Die Nase ist gewöhnlich stumpf, die Nasenflügel breit, die Backenknochen stehen hervor, das Auge ist trübe und ohne Intelligenz, der Mund groß, die Lippen durch Betel geröthet, die Zähne schwarz wie Ebenholz, das Haar schwarz und straff. Hübsch sind nur die Kinder mit ihrem braunen Körper, allerliebst

Gliedmaßen und lebhaften, schelmischen schwarzen Augen. Es scheint, als ob bei ihnen körperlich eine „rückschreitende Metamorphose", wie wir

Buddhistische Priester in Siam.

sie häufig im Thierreich antreffen, stattfände. Nach Mouchot sollen die siamesischen Frauen weit hübscher als die Männer sein, und junge

Mädchen zwiſchen 12 bis 18 Jahren könnten unſeren Bildhauern als Modelle dienen. Alle Siameſen, mit Ausnahme der Adeligen, werden mit einer Tätowierung auf dem Arme verſehen, welche je nach ihrer Zugehörigkeit zu dieſer oder jener Provinz, zur Hörigkeit, zum Sklavenſtande wechſelt und bisweilen ein gutes Merkmal für die dortige Polizei abgiebt. Da neben Fiſchen und Obſt Reis die Hauptnahrung bildet, ſo haben Manche die Schlaffheit der Leute dem vorwiegenden Genuß dieſes Getreides zuſchreiben wollen, erwogen aber nicht den Einfluß des ſtets heißfeuchten Klimas.

Der Norweger Karl Bock findet in der äußeren Form der vornehmeren Häuſer große Aehnlichkeit mit dem altnorwegiſchen Bauſtile, zumal in den hohen ſpitzwinkeligen Dächern mit ſchuppenförmigen Schindeln, in dem in eine hohe Spitze auslaufenden Thurme und in den Thiergeſtalten an den Balkenköpfen. Die Häuſer des Volkes ſtehen im Ueberſchwemmungsgebiet der Flüſſe auf Pfählen und ſind aus Holz und Bambus gezimmert. Die Hauptſtadt Bangkok iſt eine ausgedehnte Waſſerſtadt aus ſchwimmenden, an Pfählen gebundenen Häuſern, neben denen ſogar Miniaturgärten vorkommen.

Siameſiſche Hütte.

Die Tracht beſteht in den weiten Beinkleidern der Südinder und Malaien mit Schärpe, zu denen ein um die Bruſt geſchlagenes Tuch kommt, in Brokatjacken und kleinen, helmartigen Kappen von ſchwarzem Sammt oder Seide. Die Siameſen ſollen die weichſt gearteten Hinterinder ſein. Sanft, ſchüchtern, unüberlegt, leichtherzig, frohſinnig, dem Streite abgeneigt nannte ſie ſchon Pallegoix. Man rühmt ihre Mildthätigkeit, tadelt ihre Unterwürfigkeit, die ſich deutlich u. A. in den Anreden verſchiedener Rangabſtufungen zeigt.

Von den reichen Produkten des Landes können wir hier nur wenige hervorheben. Der Anbau des Zuckerrohres iſt ungefähr 40 Jahre alt, und die jährliche Ausfuhr beziffert ſich auf mehr als 100000 Zentner. Außer dem Zuckerrohr werden ausgeführt: Pfeffer, Zimmt, Indigo und koſtbare Hölzer; der Beſitz ruht jedoch meiſt in chineſiſchen Händen, und demgemäß füllt der Nutzen auch chineſiſche Taſchen.

Das Steuerweſen iſt ganz unſinnig. Die Regierung beſteuert, um nur eins hervorzuheben, nicht blos jede einzelne Kokospalme, ſondern für ſich wieder die Zahl der Kokosnüſſe, die Menge ihres Oeles, ſogar die aus

den Palmenrippen gefertigten Besen. In Siam haben die Chinesen das Monopol der Bergwerke. Die Felle werden gleichfalls nach China ausgeführt; Alles geht durch chinesische Hände, nur ihre religiösen Pflichten, meint Crawfurd, erfüllen die Siamesen selbst. Die Löhne der arbeitenden

Siamesische Schauspielerinnen.

Klasse sind vielfach niedriger als in China, täglich 12 bis 16 Pfennig auf dem Lande; 20 bis 24 Pfennig in der Stadt. Bei den Chinesen zeigt die Kultur ihre Einflüsse doch auch von der guten Seite, in Siam dagegen oder vielmehr in ganz Hinterindien sind die Bewohner moralisch zersetzt und angefressen.

Bei den reichen Siameſen werden die Ehen durch Heirathsvermittler geſchloſſen, und ein Sterndeuter hat die ſchwere Aufgabe, einen günſtigen Tag für die Brautwerbung feſtzuſetzen. Nach v. Hellwald halten die Siameſen viel auf ihre Familien, doch hindert ſie dies nicht, die Frauen zu verkaufen. Da beſonders in den niederen Ständen der Mann die Frau als eine Waare bezahlt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er ſie auch wieder veräußern kann. Anders verhält es ſich mit einer Frau, die eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf ſie nur dann veräußern, wenn er die Schulden bezahlen will, die mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht ſind. Uebrigens herrſcht in den Familien das beſte

Das ſiameſiſche Dorf Rockpuri.

Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hauſe volle Geltung und genießen große Freiheit.

Weil die Koſten ſehr bedeutende ſind, können nur Wohlhabende nach dem Tode ſich verbrennen laſſen; Aufwand wird dabei natürlich auch getrieben, denn es iſt nichts Ungewöhnliches, daß die einzelnen Scheite des Holzſtoßes verſilbert ſind. Die Leichen armer Leute wirft man auf dem Tempelacker den Hunden vor.

Wo ein Volk in ſeinem Charakter nach und nach, vielleicht ſogar methodiſch, ſo herabgekommen iſt, daß ſtatt des freien Mannesmuthes nur kriechende Unterwürfigkeit ſich breit macht, wo die ſchroffſten Gegenſätze im ſtaatlichen und politiſchen Leben auftreten, da iſt eine deſpotiſche Regierung faſt ſelbſtverſtändlich.

In Siam wimmelt es auch noch von buddhistischen Klöstern, und diese wiederum wimmeln von faullenzenden Mönchen. Ein Volk, das so gut berathen ist, kann sich den Luxus zweier Könige gestatten. „Von dem Glanze eines prunksüchtigen Hofes überstrahlt," so lesen wir auch im neuen Buche des Priesters Bon. Platz, „schmachtet die große Masse des Volkes in sklavischer Abhängigkeit, elend und völlig rechtlos . . . Die angewohnte Unterwürfigkeit entwickelte die weitgehendsten Etiquetteformen, aus welchen die ganze Knechtschaft des Volkes spricht. Alle Rangstufen schwelgen in erniedrigenden Redensarten . . . Dem Könige gegenüber sind Alle nichts Anderes als Leibeigene und Sklaven, allein es bestehen Unterschiede zwischen dem eigentlichen Volke und den Edelleuten, aber Jeder hat einen Höheren vor sich bis zum König hinauf, und so kriecht Alles vor dem Höhergestellten, liegt auf den Knieen oder gar auf dem Bauche, wenn es Befehle entgegennimmt. Aus diesem knechtischen Sinne entsprang schon in alten Zeiten die Nothwendigkeit des zweiten Königs, der berufen ist, die Kluft zwischen dem Volke und dem himmlischen, lichtstrahlenden ersten Könige zu überbrücken und die Bitten der Unterthanen dem ersten Könige zu Füßen zu legen."

Die Anamiten.

Welcher Volksstamm zuerst das erweiterte Gebiet Anams bewohnt haben mag, wird uns wohl stets in Dunkel verhüllt bleiben. Die Khmer Kambodschas (vielleicht Hindu) und die Cham (vielleicht Malaien), welche das von Marco Polo häufig erwähnte Reich Tsiampa im heutigen südöstlichen Anam gründeten, waren nicht die Ureinwohner. Wie die Khmer endlich die Cham besiegten, so bereiteten diesen die Anamiten ein ähnliches Schicksal.

In Hinterindien werden je mehr nach Süden, um so schwächer die mongoloiden Rassenmerkmale, und so treten auch in den Anamiten Andeutungen fremder Beimischung hervor. Diejenigen, welche in Cochinchina den Namen Giaotschi führen, sollen sich durch starke Entwicklung der großen Zehe und durch entferntere Stellung dieser von den übrigen Zehen auszeichnen. Im Allgemeinen sind die Anamiten klein und hager, ihre Haut ist ziemlich stark gebräunt, das glatte Haar straff, der Bartwuchs spärlich, die Stimme dünn. Die Gestalt ist plump, der Nacken kurz, die Schultern abfallend, Gesicht und Nase platt, die Backenknochen stehen hervor, die Lippen sind wulstig, die Stirn niedrig, die Hüften sehr stark, der Gang, vielleicht nur durch Angewöhnung, sehr gespreizt. Durch das unausgesetzte Betelkauen sind auch bei ihnen die Zähne tief schwarz.

Körperliche Schönheit drückt also beide Geschlechter dieses Volkes nicht; zu der abschreckenden Häßlichkeit tritt aber noch eine über alle Begriffe starke Unsauberkeit. „In Sachen der Reinlichkeit," äußert Harmand, „steht der Anamit von allen Völkern fast zu unterst und unterscheidet sich dadurch wesentlich von seinem chinesischen Nachbarn." Sie verbreiten einen ekelhaften Geruch nach fauligem Kokosöl, unheilbare Krankheiten suchen sie oft heim, und wegen der Ueberfülle von Ungeziefer aller Art darf man ihnen nicht zu nahe kommen.

Beide Geschlechter tragen lange weiße oder dunkelfarbige Kleider mit engen Aermeln, Beinkleider von leichtem Stoffe und die Männer eine kurze zugeknöpfte Weste. Männer und Frauen tragen das lange Haar am Hinterkopf in einem Wulste, der, wie bei uns, wenn es gerade Mode, durch einen falschen vergrößert wird; auf den Märkten werden diese Wülste in Menge feilgeboten. Zum Hut nimmt man das Material gewöhnlich von den Blättern der Fächerpalme. Er ist bei den Männern kegelförmig und bedeckt wie ein Lichtlöscher den Kopf bis zu den Schultern, bei den Frauen dagegen ist er breit und flach wie ein Schachteldeckel. Vom Hutrande hängen bis zu den Knieen zwei lange in Quasten endende Seidenbänder herab, im Hutboden ist ein kleiner Spiegel, in welchem solch garstiger Stutzer seine schmalen Augen, seine kleine Nase und die schwarzen Zähne andächtig bewundert. Den Firlefanz, durch welchen Mandarinen und Hoffähige in der Kleidung vor den „gewöhnlichen" Menschen sich auszeichnen, übergehe ich natürlich, muß aber doch erwähnen, daß übermäßig lange Nägel, besonders an der linken Hand, Kennzeichen des „Ranges und der Gelehrsamkeit" sind.

Die Nahrung der Leute ist überaus einfach und nüchtern. Reis ist das Hauptnahrungsmittel, und Dinge, die uns Abscheu erregen, ißt man dort ohne Anstand. Wasser über Theeblätter oder andere aromatische Blätter abgegossen, bildet das einzige Getränk.

Von ihrem Charakter giebt Gaultier de Claubry folgende Schilderung: „Sie theilen mit den Chinesen große, aber allzu passive Gelehrsamkeit, mehr Geduld als Geschmack am Lernen, ein ungewöhnliches Gedächtniß, welches ohne Hülfe der Intelligenz und der Urtheilskraft sich hauptsächlich auf die Schriftzeichen richtet." Der Anamit ist leichtsinnig, nachgiebig, schwach, feig, grausam und stiehlt gern. Er ist aber andererseits dankbar gegen seinen Wohlthäter und gehorcht gern, wenn man ihn gütig behandelt. Man hat die Anamiten öfter die Franzosen des Ostens genannt, und auch Crawfurd nennt sie die Lustigsten unter allen Orientalen. Der Uebergang von Freude zu Betrübniß sei ebenso plötzlich wie unerklärbar und einem Fremden müsse ihr Betragen in dieser Hinsicht als ganz unvernünftig

und im höchſten Grade unbeſtändig erſcheinen. Sie ſind ſehr abergläubiſch, und deshalb finden zahlreiche Zauberer, Hexen, Wahrſager und Gaukler ein reichliches Auskommen. Dieſe Sorte von Menſchen kann wirklich ſtaunenswerthe Dinge äußerſt geſchickt ausführen und weiß über die Erſcheinungen des ſogenannten Magnetismus und Somnambulismus in weit höherem Grade zu gebieten, als dies die berühmteſten „Medien" Europas und Amerikas je im Stande waren.

Die Häuſer ärmerer Leute beſtehen aus ungehobelten Brettern oder geſpaltenen Bambusſtäben, über denen ein Blätterdach ruht, doch ſtehen ſie nie vereinzelt, ſondern bilden eine Ortſchaft, die mit hoher Bambushecke umgeben iſt, und jede einzelne iſt gleichſam eine kleine Republik mit ihren Vorſtänden, ihren eigenen Gebräuchen, Sitten und Freiheiten; nicht ſelten wird in einer Ortſchaft ein beſtimmtes Gewerbe betrieben.

Anamitiſche Kinder.

Die Mandarinen hauſen in ſchlimmſter Weiſe. Nach v. Hellwald bilden „Wein, Spiel, Opium, Schauſpiel, Muſik und Schlemmerei den Hauptzeitvertreib dieſer vornehmen Herren. Ihre einzige Sorge iſt nur darauf gerichtet, das Volk zu unterdrücken, auszuſaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen, um ſich auf Koſten der Unglücklichen zu bereichern . . . und das Beiſpiel, welches der König und ſein Hof geben, iſt nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflößen."

Die Kambodschaner.

Wie mächtig in alten Zeiten das Königreich Kambodscha war, lassen die Ruinen der großartigen Bauten in und um Angkor erkennen. Ein einheitlicher Typus kennzeichnet die Einwohner dieses Reiches nicht, das von jeher der Schauplatz der mannigfachsten Rassenmischungen war. Die vorhin erwähnten Khmer erscheinen nach chinesischen Berichten als „schwarze Einwohner", am hellsten sollen die Rodeh sein, welche deshalb und wegen ihrer Körperkraft besonders als Sklaven gesucht sind. Dunkel soll auch eine kleine Zahl von Nachkommen der Portugiesen sein. Man schreibt den Kambodschanern breite und zugleich in die Länge gezogene Gesichter zu, nennt sie ungeschlacht in ihrer Haltung, da der Oberkörper unverhältnißmäßig lang, die dicken und krummen Beine aber zu kurz sind. Das Weiße des Auges scheint blendend hervor, der Mund ist breit und weit, die stumpfe Nase niedergedrückt, und andererseits sollen Adlernasen nichts Seltenes sein. Die Frauen neigen zur Dickleibigkeit. Dem Wesen der Kambodschaner schreibt Gaultier de Claubry Schwerfälligkeit, aber Ehrlichkeit zu. Sie sind geschickte und eifrige Fischer, welche in ihren tiefgelegenen, alljährlich überschwemmten und leicht abdämmbaren Ländereien vortreffliche Fischgründe besitzen. Die Ausfuhr gesalzener und dann getrockneter Fische ist bedeutend. Sehr viele von diesen Fischen werden in dem See Talesap, der in den Mekhong mündet, gefangen und von den Chinesen zum Weitertransport übernommen.

Die Tonkinesen.

Ihren chinesischen Nachbarn stehen die Tonkinesen recht nahe; durch viereckrötige Gestalt, kleinen Wuchs, olivenbraune Gesichtsfarbe erinnern sie lebhaft an die Punti der Provinz Kuangtung, aber die Nase ist weniger platt, die Backenknochen stehen weniger hervor, der Bartwuchs ist nur schwach. Sind auch die Frauen häufig etwas zu wohlbeleibt, so ist ihre Haut doch fein, und die unter dichten Brauen liegenden schwarzen Augen sind von schönem Glanze. Die Haare werden am Hinterkopfe zu einem Chignon zusammengelegt und mit einer Spange befestigt.

Durch eine Mischung von birmanischer Leichtlebigkeit mit chinesischem Verstande und Ernst, sind die Tonkinesen vielleicht das beste von allen hinterindischen Völkern geworden. Dupuis, der sie sehr genau kannte, nennt sie das angenehmste Volk des Ostens; sie besäßen einen weit entwickelteren Sinn für das Geschäft als die Cochinchinesen, wären auch thätiger und handelten mit Allem. Sie lieben Geldgewinn, sind aber

ebenso eifrig dabei, das Geld durchzubringen, wie es zu erwerben; an den nächsten Tag denken sie nicht. Der Tonkinese ist verschwenderisch, ein großes, sorgloses Kind, ein Freund von Lustbarkeiten und Festen. Er liebt es, bei Freunden zu speisen und während der Tafel geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen.

In den Gebirgen wohnen Stämme, die sich von den Tonkinesen der Ebene erheblich unterscheiden, Menschen von lichterer Farbe, höherem Wuchse und einfacherem Charakter.

Die Malaien.

An der südöstlichen Seite Asiens liegt, fast so weit ausgedehnt wie Europa, in einem theilweise flachen Meere die malaiische Inselwelt, reich an Vulkanen und üppigen Wäldern bis auf die Höhen der Gebirge, in einem gleichmäßig feuchtwarmen, tropischen Seeklima, mit welchem die Luft der Warmhäuser unserer botanischen Gärten einige Aehnlichkeit besitzt. Betrachten wir die gegenwärtige geographische Lage der malaiischen Inseln, dann sehen wir eine Verbindung zwischen Asien einerseits und Neuguinea und Australien andererseits durch drei Hauptketten: Sumatra-Java-Timor, Borneo-Celebes-Molukken-Neuguinea, Formosa-Philippinen-Molukken-Neuguinea. Die Verbreitung des malaiischen Völkerstammes reicht im Norden von Formosa bis Hawaii, sodann von Java über Neuguinea östlich bis zur Osterinsel, südöstlich bis Tasmanien und Neuseeland, von Formosa südwestlich bis Malakka und Sumatra und sogar bis Madagaskar.

Wann und in welchen Richtungen die Besiedelungen der Inseln im Großen Ozean stattgefunden haben, entzieht sich bis jetzt noch unserer genauen Kenntniß. Der Annahmen zur Aufhellung dieser Thatsachen giebt es gar viele, aber des thatsächlichen Beweises ermangeln wohl die meisten. Ein Beispiel, dessen auch Oskar Peschel gedenkt, möge genügen. Berthold Seemann, ein geistvoller Botaniker und Reisender, bemerkte, daß der Palmwein, der aus den Wunden der Kokosblüthenscheide abgezapft wird, Toddy oder Taddy bei den Malaien der Sundainseln hieße. Dies Wort stamme aus dem Sanskrit, folglich hätten brahmanische Hindu die wichtige Kunst der Palmweinbereitung erst auf den ostasiatischen Inseln eingebürgert. Da nun die Kokospalme wahrscheinlich von Ost nach West sich verbreitet hat, keiner tropischen Insel der Südsee fehlt, ihre Nuß den Bewohnern der Koralleninseln als tägliche Nahrung, ja oft als das einzige Mittel zur Stillung des Durstes dient, so ist es kaum glaublich,

daß die Polynesier, wenn sie vor ihrer Auswanderung das Geheimniß der Palmweinbereitung gekannt hätten, letztere jemals wieder aufgegeben haben sollten. Da ihnen aber zur Zeit der ersten europäischen Besucher jenes Genußmittel völlig fremd war, so muß ihre Auswanderung vor der Ankunft sanskritredender Inder auf Java erfolgt sein, also jedenfalls vor dem Jahre 78 vor unserer Zeitrechnung. Peschel fügt dem hinzu, daß wir mit dieser Schlußfolgerung nur zu einer allzu kurzen Vergangenheit gelangen. Aehnlich dieser sind auch die anderen Muthmaßungen; lassen wir sie dahingestellt sein, bis die Zukunft den Beweis erbringt.

Zum malaiischen Archipel (Inselwelt) gehören:

1. die großen Sunda-Inseln mit Borneo, der drittgrößten der Erde, Sumatra, Celebes und Java, das dichter bevölkert als Großbritannien ist und fast halb so viel Bewohner als das deutsche Reich hat;
2. die kleinen Sunda-Inseln, deren größte Timor ist;
3. die zwischen Celebes und Neuguinea liegenden Molukken mit Halmahera, Amboina und den Banda-Inseln;
4. die Philippinen, deren Hauptstadt Manila auf der kinnbackenförmigen Insel Luzon liegt.

Betrachten wir nun den Menschen, der die „Gärten der Sonne", wie Burbridge in einem lesenswerthen Buche diese Gegenden nennt, bewohnt. Die Körpergröße der Malaien auf der Halbinsel Malakka schwankt zwischen 1,370 und 1,520 m, nach Weisbach für Javanen, Madureser, Bugi und Dajaken 1,550 bis 1,700, bei Tagalen 1,562 m, nach Hans Meyer für Igorroten 1,556 m. Die Männer sind immer etwas größer und schlanker als die Frauen. Der Schädel ist nach Friedrich Müller gleich lang und breit, das Hinterhaupt kurz und im Viereck verflacht, das Gesicht rautenartig und in gewissem Sinne flach, die Backenknochen hoch und hervorragend, der Unterkiefer breit und auch hervorstehend, die Nase kurz und öfter platt, die Nasenflügel sehr breit, die Löcher groß. Eine künstliche Umbildung des Schädels, meist durch Abplattung des Hinterhauptes, selten durch Schrägdrücken der Stirn und Plattdrücken der Nase, kommt in den verschiedensten Theilen vor. Die Augenlider sind nicht so weit gespalten wie bei der mittelländischen, aber auch nicht so eng geschlitzt wie bei der mongolischen Rasse. Das Auge ist schwarz, von mattem Glanze, der Mund groß und breit, mit dicken, doch nicht wulstigen Lippen, die Haut glatt, kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, der Bart fehlt fast ganz, die Behaarung der bedeckten Körpertheile ist nur schwach entwickelt. Die Haare sind schlicht, grob und schwarz mit einem Stich ins Bräunliche.

Ein malaiiſcher Diener hob einſt als beſonderes Zeichen der Häßlichkeit an der Frau des engliſchen Geſandten hervor, daß ſie „weiße Zähne wie ein Hund“ beſäße. Weiße Zähne ſind alſo dort unſchön, ſie müſſen gefärbt und häufig auch verſtümmelt werden. Am verbreitetſten iſt das Abfeilen der Eck- und Vorderzähne des Ober-, ſeltener des Unterkiefers,

Malaie.

zur Zeit der Körperreife, beim Manne jedenfalls vor der Verheirathung. Auf Borneo und Sumatra durchbohrt man die oberen Schneidezähne, um Golddraht durchzuziehen, überzieht auch wohl das ganze gefeilte Gebiß mit Goldblech. So kann es kommen, daß, wie Hagen erzählt, „ein Mann ſein ganzes Vermögen im Munde herumträgt.“

Da nun nach bestimmten Thatsachen feststeht, daß nicht allein die Malaien des Festlandes und der großen Inseln häufig ihre Niederlassungen wechselten, sondern auch die der kleineren Inseln ihrer natürlichen Neigung zufolge auf häufig recht zerbrechlichen Fahrzeugen weite Reisen unternahmen, daß zu deren Lieblingsbeschäftigungen Handel, Fischerei und Seeräuberei gehörten, da ferner feststeht, daß sie von außen mannigfache nachhaltige Einflüsse erfuhren durch Papuas, Inder, Chinesen und Araber, so haben wir in den Malaien keine reine, sondern eine Mischrasse vor uns. Die indischen Einflüsse gelangten zu vollster Entwicklung auf Sumatra und Java und breiteten sich von diesen zwei Mittelpunkten nach Borneo, den Philippinen, den Sulu und besonders nach Bali hin aus. Formosa war schon vor dritthalb Jahrhunderten zur Hälfte chinesisch. Auf den Philippinen bestanden seit langer Zeit Stapelplätze chinesischer Waaren und später auch auf Borneo und in anderen Malaienländern, auf Java, Sumatra und Malakka schon vor dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung. Die chinesisch-tagalische Mischrasse ist eine sehr tüchtige. Die Araber sind dort erst seit dem 15. Jahrhundert eine Macht geworden, weniger durch ihre Menge als durch Befestigung ihres Glaubens, des Islams. Die Europäer haben hier nicht Kolonien, sondern nur Niederlassungen gegründet. Vielleicht mit Ausnahme einer Mestizenkolonie auf Kiser scheint die Natur einer germanisch-malaiischen Mischrasse hinderlich zu sein, aber portugiesische und ganz besonders spanische Vermischungen mit den Malaien beziffern sich auf Hunderttausende. Den Europäern, also besonders den Spaniern und Holländern, lag es nur an Herrschaft und Gewinn. Wenn ein amerikanischer Karibe in seinem Hause etwas vermißt, so sagt er: „Hier muß ein Christ gewesen sein.“ Wie benahmen sich nun die Christen unter den Malaien? Sie wollten sie nicht fördern, sondern nur ausnutzen, auspressen; sie unterdrückten den einheimischen Handel, sie unterstützten nur dort Landbau und Industrie, wo beide ihnen sicheren Gewinn versprachen. Da nun das Klima den Europäern verbot, hier wie in Europa zu arbeiten, so durfte nicht wie in Australien und anderswo die einheimische Bevölkerung ausgerottet werden, denn dadurch wäre ja ihrer Gewinnsucht die Ader unterbunden worden. Das Ausrottungssystem durfte hier nicht in Anwendung kommen; man mußte aber auch Kriege der Stämme untereinander möglichst zu vermeiden suchen, weil mit dem Frieden die zunehmende Bevölkerung größeren Gewinn versprach. Deshalb wuchs, um nur ein Beispiel anzuführen, auf Java die Kopfzahl von 7 auf 17 Millionen. Nur durch Handel wollte man reich werden, und deshalb schreibt Friedr. Ratzel völlig gerechtfertigt: „In Allem, was über dies Bedürfniß hinauslag, überließ man

die Länder sich selbst; alle Mißbräuche, alle Einrichtungen, welche die höhere Entwicklung der Völker hinderten oder unmöglich machten, ließ man

Bewohner von der Bai von Sandakan (Nordost-Borneo).

unangetastet. Sklaverei, Menschenraub und Menschenhandel bestanden bis in unser Jahrhundert fort, und der öffentliche Verkauf von Sklaven wurde

in Niederländisch-Indien erst 1854 verboten." Die christliche Liebe der Holländer manifestirte sich nur als Habsucht, an der Verbreitung des Christenthums lag ihnen wenig. Die Malaien hatten ja schon genug Religionen gehabt. Seit dem 13. Jahrhundert hat der Muhamedanismus Eingang gefunden; vorher hatten Brahmanismus und Buddhismus die alten religiösen Vorstellungen überwuchert, und deshalb laufen in den Dichtungen der Malaien und im alltäglichen Leben diese drei Elemente unverstanden nebeneinander, und nun gar die vielen Zaubereien zeigen die ergötzlichsten Mischungen, ein wahres Chaos der verschiedensten Vorstellungskreise auf.

Die hauptsächlichste Pflanzennahrung ist Reis und, wenn es an diesem fehlt, Sago, daneben Fischfleisch. Salz ist nicht überall bekannt und das Fleisch höherer Thiere wird meist nur bei besonderen Gelegenheiten gegessen. Schweinefleisch ist auch hier bei den strenggläubigen Muhamedanern verpönt; wer aber „aufgeklärt" ist, lächelt darüber und läßt es sich gut schmecken. So erzählte im zweiten Bande der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde ein in holländischen Diensten stehender Deutscher, daß, so oft bei einem gemeinschaftlichen Festmahle auf Java ein Schinken auf den Tisch kam, der Regent von Pagal es nie unterließ, seinen Dienern, mit den Fingern auf das leckere Fleisch zeigend, erklärend zu sagen: „Das ist kein Schweinefleisch, das ist Schinken." Man hält täglich zwei Mahlzeiten, eine um zehn Uhr Vormittags, die andere um sieben Uhr Abends; die Speisen werden mit den drei ersten Fingern der rechten Hand aus den Bambusgefäßen herausgelangt. Zu den Genußmitteln gehört als erstes der Tabak und dann das Opium. Chinesen führten das Opiumrauchen bei den Malaien ein, und die niederländische Kolonialregierung bezieht aus dem Opiumhandel jährlich ca. vierzehn Millionen Gulden. Statt Thee trinkt man häufig einen Aufguß auf Kaffeeblätter. Alkoholische Getränke werden von den Eingeborenen nur in beschränktem Maße genossen.

Ackerbau wird von manchen Malaienstämmen so fleißig betrieben, daß man bei ihnen gewisse Einwirkungen auf den Körper wahrnehmen kann. Wie man bei uns die Handwerker durch äußerliche Merkmale erkennen kann, so auf Borneo auch den Arbeiter, der sein ganzes Leben damit zubringt, aus dem Palmenmarke den Sago mit den Füßen herauszutreten oder zu pressen. Sein Fuß ist sehr breit, die ganze Gestalt stämmig und untersetzt. Auf Ceram bereitet ein Mann in einem Monat so viel Sago, daß er von der einen Hälfte das ganze Jahr leben, von der anderen sich Schmuck u. s. w. kaufen kann. Die Nahrung eines Mannes in solchem Sagolande kostet das Jahr hindurch 36 Mark. Dem Reis macht jetzt in vielen Gegenden der Mais Konkurrenz. Den ersteren

zu gewinnen ist selbst unter der thätigen Hülfe des Büffels eine überaus harte Arbeit, und tritt ein Fehlschlagen der Ernte ein, so folgt ein hoher Nothstand. Sehr viel genossen werden Bataten und die Früchte der verschiedenen Palmen.

Die Artenzahl der Thiere, welche von den Malaien, und öfter zu anderen Zwecken als bei uns, gezüchtet werden, ist nur eine geringe. Man züchtet Büffel hauptsächlich wegen des Reisbaues, denn er zieht den Wagen oder Pflug mit wahrer Leidenschaftlichkeit. Kuhmilch wird nicht getrunken. Hunde werden zur Jagd gehalten und in manchen Gegenden auch gegessen, selbst wenn sie krank sind. Die Pferdezucht ist auf einigen

Präparirte Köpfe bei den Dajaken.

Inseln sehr bedeutend und die Igorroten essen das Pferdefleisch. Ziegen hält man in Hochländern, Hühner überall, Enten besonders die Tagalen, Balinesen und Sassaken.

Die Menschenfresserei ist infolge der Einwirkungen von Außen meist verschwunden, aber bei jenen Stämmen, welche, wie die Dajaken auf Borneo, die streitbaren Batta auf Sumatra und einige auf Formosa, vom Ausland möglichst unberührt geblieben sind, erhielt sich mehr oder minder lange die alterthümliche Sitte des Schädelraubes, der Kopfjägerei. In seinem Buche über „die Anfänge der Kultur" hat Edward B. Tylor diese Sitte, sich irgendwoher durch Gewalt oder List einen Kopf oder

Schädel zu verschaffen und ihn, mit wunderlichen Zeichnungen versehen, wie ein theures Besitzthum mit ins Grab zu nehmen, durch jenen Volkswahn erklärt, daß in der Behausung der Abgeschiedenen der vormalige Träger des Schädels dem späteren Inhaber Sklavendienste leisten werde. Auch in anderen Verwendungen des Schädels oder anderer Körpertheile zuckt noch hier und da der alte Kannibalismus auf.

Javanische Tänzerin.

Der Grundzug des Charakters des jetzigen Malaien ist Verschlossenheit und Härte, die sich äußerlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen, ein gemessenes Betragen und einen tiefen Ernst offenbaren. Er fühlt sich äußerst leicht verletzt in Bezug auf Anstandsrücksichten, beobachtet auch selbst genau die Schranken, welche die Idee der freien Persönlichkeit und des Standes ihm vorschreibt. Durch Höflichkeit und

Kopfjagende Dajaken.

rücksichtsvolles Benehmen könnte er sogar manchen wohlerzogenen Europäer beschämen. Aus seinem gemessenen Benehmen erklären sich die verschiedenen zeremoniellen Gewohnheiten, aus der Verletzung der Anstandsrücksichten die plötzlich hervorbrechende Wildheit, Unbändigkeit, selbst sein Blutdurst im „Amok-Rennen." Der Beweggrund zu diesem an Wahnsinn streifenden Akt liegt fast stets in der Schmach, welche die Familie eines Mannes betroffen. Er ergreift sein Messer, stürzt auf die Straße und ersticht Jeden, der ihm begegnet, bis er selbst erschlagen ist. Wenn wir uns der oben erwähnten Wanderungen der Malaien zur See auf schwankenden, leichten Booten erinnern, dann ist gewiß auch Unerschrockenheit ein charakteristischer Zug dieser Seefahrer, welche man mit Recht die „Normannen Asiens" nannte. Fast ihr ganzes Leben, äußert Friedrich v. Hellwald, bringen diese See-Malaien auf dem Meere zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in denen sie sich kaum zur

Wachthütte auf Bornes.

Ruhe ausstrecken können, mit Frau und Kindern, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolge ihrer Fischerei abhängt. Sie haben ganz die Sorglosigkeit für die Zukunft, wie sie dem Naturmenschen eigen ist. Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens sind ihnen fremd. Sie besitzen bedeutende Beobachtungsgabe, sind fremden Gedanken leicht zugänglich, entwickeln aber nur gering jene Gefühle und Tugenden, welche sich auf das Familienleben beziehen. Hoffnung auf Gewinn ist eine Hauptleidenschaft der Malaien, welcher zu Liebe sie die größten Verbrechen begehen.

Die Kleidung der Malaien ist in einigen Gegenden so auf das Nothdürftigste beschränkt, wie bei Naturvölkern in tropischen Ländern; in anderen Gegenden dagegen zeigt sie infolge chinesischer und arabischer Einflüsse eine förmliche Ueberladung. Am wenigsten belästigen Kleidungsstücke die Bewohner Borneos, und sowohl sie als die mit einfachem Lendentuch umgürteten Bergstämme der Philippinen, oder die verachteten sumatranischen Lubu, welche nur ein schmaler Gurt von Baumrinde bedeckt, lassen vermuthen, daß die Malaien vor den ausländischen Einflüssen sich ähnlich kleideten. Vielfach begegnet uns die größte Abwechslung in der Kleidung. Ein Formosaner trägt bei der Arbeit nur den Schamgürtel, seine bessere Hälfte steckt in reichlicher Bekleidung mit Aermeln und darüber eine ärmellose Jacke; um die Beine hat sie Zeugstücke gewunden, und bei kühlem Wetter hüllt sie sich in einen weiten Mantel. Bei den gefürchteten Blasrohrträgern im südlichen Borneo umgürten sich Männer und Frauen mit Baumbast und bedecken den Oberkörper mit einer Hirsch- oder Pantherhaut; als Kopfbedeckung dient auch ein Thierfell und verschiedene aufrechtstehende Schwanzfedern des Nashornvogels. Nach den westlichen Theilen der malaiischen Inselwelt kamen schon frühzeitig durch den Handel indische und chinesische Zeuge, und jetzt wird Alles mit europäischen Manufakturen überschwemmt; man stachelt die Putzsucht jener Millionen auf, um ein ergiebiges Absatzgebiet zu erhalten. Das Kriegskleid der Toba ist ein scharlachrother Rock. Auf Halmahera trägt sich jedes Dorf anders. „Wehe dem Jüngling, der es wagen sollte, den Schmuck eines fremden Dorfes zu tragen! Man reißt ihm diesen sofort ab, und früher gab das sogar Anlaß zu blutigen Auftritten.“ Auf den Andamanen tragen die Weiber unter den „christlichen Kleidern“ ihr „Feigenblatt“, nämlich einen Büschel Blätter; wohlhabende Malaiinnen dagegen ein goldenes oder silbernes Blatt an einer Kette um den Leib befestigt unter dem Sarong, dem kurzen, engen Frauenrock, der das linke Bein frei läßt. Das Haupthaar wird entweder kurz getragen, wie von den Tagalen Luzons, oder nach chinesischer Art, wie bei den männlichen Schekwan auf Formosa und bei vielen Frauen Javas und Sumatras.

Die Schekwan-Frauen dagegen und die der Philippinen, Celebes' und Borneos kämmen das Vorderhaar über die Stirn und schneiden es gerad-

Eingeborener von Menado auf Celebes.

linig oberhalb der Augenbrauen ab, das Hinterhaar aber wird in einen Knoten gebunden. Als Kopfbedeckung finden sich kuchenformartige Mützen

aus Glanzseide, Käppchen aus Rohrgeflecht, Turbane u. a. Falsche Haarzöpfe kaufen auf dem Markte die Battafrauen.

Das Tätowieren wird mit einem Dorn, Eisengriffel oder Bambussplitter ausgeführt und ist entweder auf einzelne Körpertheile beschränkt oder erstreckt sich auf alle Hauttheile. Manchmal sind die Muster sehr schön; bei sehr schwierigen werden die Umrisse zuerst in Holz geschnitten und dann die Zeichnung auf den betreffenden Körpertheil übertragen. Für den Tanz bemalt man das Gesicht. Die Bugifrauen lassen den Nagel des linken Daumens sehr lang wachsen und versehen ihn zum Schutz mit einer Decke.

Unter den Schmucksachen sind die werthvollsten jene, welche von den Vorfahren geerbt, im Familienbesitz gehegt und zuletzt öfter Amulette werden. Manche westmalaiische Stämme halten ein großes Ohr mit mehreren und sehr weiten Löchern für den Inbegriff höchster Schönheit; man trägt darin so dicke schwere Silberringe, daß das Ohrläppchen bis über das Kinn herabgezogen wird; manche paradiren sogar mit rothen Kattuntroddeln in Löchern des oberen Ohres. Wenn ein Dajak einen Kopf erbeutet hat, so darf er als Zeichen im oberen Ohrentheil ein Paar Leoparden-Eckzähne tragen, und in Kutei trifft man nur ausnahmsweise einen Mann ohne solchen Orden für abgeschnittene Köpfe.

Die Häuser oder Hütten der Malaien stehen auf Pfählen, sind aus Holz hergestellt und bilden meist ein Viereck von 30 m Länge, 6 bis 9 m Breite und $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ m Höhe. Der freie Raum zwischen den Pfählen dient als Stall für das Kleinvieh und als Miststätte, die auch die durch weite Ritzen der Bambuslatten des Fußbodens gleitenden Abfälle aufnimmt. Die Hütten, 6 bis 12 m vom Boden entfernt, schwanken wie „Bäume im Winde", und mit Erstaunen bemerkte Wallace im südwestlichen Celebes, daß alle „Häuser" vom Westwinde schiefgedrückt waren.

Die Geschicklichkeit der Malaien ist eine ganz bedeutende; zum Bau eines Bootes bedürfen sie nur eines Hammers, der Nägel und der malaiischen Axt, mit welcher sie Wunderdinge zu verrichten vermögen. Wenn die Pfahlhäuser im Wasser stehen, brauchen sie nicht einmal ein Boot; es genügt ihnen, und das hat sich wohl durch die Chinesen bei ihnen rasch eingebürgert, zum Transport, besonders der Ernten, ein Floß. Größere Städte besitzen daher eine ganze Stadt von Flößen, auf denen mit dem Manne auch die ganze Familie lebt. Weite Fahrten auf dem Meere werden in Ausleger- und Doppelbooten, an denen fast gar kein Eisen Verwendung findet, zurückgelegt. Ihre Vertrautheit mit dem Meere, ihre Sicherheit im Steuern verblüfft selbst europäische Seefahrer. In der stürmischen Bankastraße wurde eine Reihe von Jahren hindurch die Post

zwischen Müntok und Palembang mit einem leichten malaiischen Fahrzeuge befördert.

Die malaiische Industrie ist bedeutend. Sie umfaßt Weberei und Färberei, Lederbereitung, Tischlerei und Drechslerei, Waffenfabrikation und Goldschmiedekunst. Gewinnung und Bearbeitung des Eisens kennen die Malaien schon lange. In der Nachahmung leisten sie Großes und haben es unter chinesischer Anleitung sogar zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit in der Falschmünzerei gebracht. Ihre Spinnrocken und Spindeln erinnern an die europäischen; auf einfachen senkrechten Webstühlen verfertigen die Dajaken haltbare baumwollene Zeuge, die in ganz eigener Art mit den verschiedensten farbigen Mustern bedeckt werden, was vielfach an unsere Kattundruckerei erinnert. Die Thonwaaren zeigen nicht viel Abwechslung; das Brennen ist unzureichend, daher sind die Gefäße meist mürbe. Töpferei ist bei manchen Stämmen ein fachmäßig betriebenes Gewerbe.

Malaiische Nationalwaffen sind Schwerter in verschiedenen Formen, der wellenförmig gewundene Dolch mit einwärts gebogenem Handgriff, Lanzen, Schleuder, Blasrohr, Pfeile; die letzten vier hat aber fast überall das Feuergewehr verdrängt. Die ältesten Formen der Schwerter lassen auf ein vorhistorisches Alter schließen; in manchen zeigt sich Aehnlichkeit mit arabischen, chinesischen und auch japanischen Formen. Die Schärfe des geflammten Dolches, der Hauptwaffe muhamedanischer Malaien, wird an den Haaren des Schienbeines probirt. Die Lanze und oft auch der Speer werden besonders auf der Jagd verwendet. Durch das mannshohe Blasrohr aus Eisenholz werden vergiftete Pfeile geblasen. Eine eigenthümliche Armbrust besitzen die Eingeborenen der Nicobaren-Inseln. Der Lasso wird von den Dajaken öfter bei Kopfjägerexpeditionen verwendet.

Bei den Malaien führt die Frau häufig den Namen „die Gekaufte", und schon hieraus allein wird ersichtlich, daß, wenn auch in mancherlei Abstufungen, die Ehe vielfach auf dem Kauf der Braut beruht; nur bei einigen niedrig stehenden Stämmen Borneos, Sumatras und Malakkas soll von ehelichen Verhältnissen überhaupt nicht die Rede sein. Mit einem Weibe begnügen sich die Männer der meisten Stämme; wenn in den letzten Jahrhunderten Vielweiberei zugenommen hat, so ist das wohl eine Folge der weiteren Ausbreitung des Islams. Um den vielfachen Zänkereien im Hause zu entgehen, hält solch mehrfach beweibter Ehemann seine Lebensgefährtinnen in verschiedenen Dörfern.

Bei manchen Stämmen auf Borneo herrscht noch Vielmännerei, Frauentausch und Frauengemeinschaft. Die Exogamie ist im malaiischen Archipel weit verbreitet, und damit hängt denn auch das Muttererbrecht

zusammen. Infolgedessen ist das Kind einer Sklavin und eines freien Mannes Sklave, dagegen das einer freien Frau und eines Sklaven frei, und Kinder aus Sklavenehen gehören dem Besitzer der Mutter. Wo das Vatererbrecht sich herausgebildet hat, da tritt dann die Schwagerehe, also eine Form der Vielweiberei (Polygamie) hervor. So fand z. B. van Hasselt in Redjang einen Häuptling mit sieben Frauen, von denen fünf seine Schwägerinnen, d. h. Frauen seiner verstorbenen Brüder waren. Die Erbansprüche im Vatererbrecht gehen auf die Vaterlinie, auf die Agnaten, über. In Ehen solcher Malaien, die nicht zum Islam sich bekennen, ist die Stellung der Frau viel freier. Aus Timorlant berichtete Riedel, daß dort nie ein Mann seine Frau schlüge, daß aber öfter das Umgekehrte stattfände. Wenn die Heirath ein vollständiger Kauf der Frau ist, dann werden sie und die Kinder Eigenthum des Mannes, und nach seinem Tode kommen sie in die Hände seiner Erben. Haben dagegen Mann und Frau zu gleichen Theilen die Kosten der Hochzeit bestritten, so ist die soziale Stellung beider Gatten gleich; sie gestaltet sich aber für die Frau am besten, wenn der Mann nichts, sie aber alle Kosten getragen hat, dann tritt er zu ihr und ihrer Familie in eine untergeordnete Stellung, besitzt kein Recht auf die Kinder, ist ein Mittelding zwischen Kind des Hauses und Sklave geworden.

Die Grundlage des Staates bildet der Familienverband. Nach C. N. Starcke, „Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwicklung", sollen bei den Malaien Sumatras, im Reiche Menangkabao, die ursprünglichen Zustände sich am reinsten erhalten haben. Das Volk ist in Stämme (Laras) und diese wiederum in Geschlechter (Sukus) getheilt. Jedes Dorf (Kota) wird von so vielen Häuptern (Pangulus) regiert, als es Sukus hat. Das einzelne Geschlecht haftet für alle Familien, die ihm angehören, und jede Familie (Gezin) wieder für die einzelnen Mitglieder. Jedes Geschlecht besitzt ein Stück Land als Eigenthum, welches, unveräußerlich, den einzelnen Wirthschaften pachtweise überlassen wird. Ein Jeder gehört dem Sukus und Gezin seiner Mutter an; selbst nach der Heirath bildet der Mann keine neue selbstständige Familie, sondern er und seine Geschwister gehören noch immer der Familie der Mutter an. Für diese arbeitet er, diese zu versorgen ist ihm Pflicht; seiner Frau gegenüber hat er keine ähnlichen Verpflichtungen. Die Laras sind höchstwahrscheinlich auf exogamische Wechselheirathen zwischen je zwei Geschlechter oder Stämmen zurückzuführen. Ursprünglich bestanden, soweit die Malaienzunge reichte, nicht große Staaten, sondern Dorfstaaten. Nach Joest wohnen in dem unabhängigen Theile der Insel Formosa die Stämme dorfweise beisammen, jeder hat seinen Namen und seine besondere Mundart.

So viele Dörfer, ebenso viele Staaten. Auf den Philippinen gingen die Dorfstaaten ihrem Untergange durch die spanische Eroberung entgegen. Man zwang die Bewohner mehrerer Dörfer, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an einem Orte niederzulassen; dieser Ort bildete nun eine Gemeinde, den Pueblo. Die frühere Geschlechtertrennung wurde auch in der neuen Ansiedlung aufrechterhalten, und so entstanden verschiedene „Viertel", welche die alten Namen beibehielten. Die Spanier verboten Sklaverei und Frohndienste, welche früher den Dorfhäuptern zu leisten waren; sie setzten als Verwalter der neuen Gemeinde den Alkalden ein, der von der Kopfsteuer befreit blieb, machten schließlich die neue Gemeinde zu einem christlichen Pfarrdorfe und schwächten dadurch noch mehr die Macht der früheren Organisation. Wo sich aus vielen Geschlechtern ein größerer Staat gebildet hat, dort bilden die Pangulus die bundesgenossenschaftliche Regierung, und der etwa vorhandene Sultan ist eigentlich nur deren Beauftragter. Die Gewalt liegt also, z. B. in den Sultanaten von Sulu und Atschin, in den Händen der Stammeshäupter, das Volk erweist ihnen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit nach deren persönlichen Eigenschaften und Reichthum.

Von Eigennutz allein geleitet, haben die europäischen Regierungen diese Sultane vielfach auf ihren wackligen Thronen befestigt, ihre Einkünfte vermehrt und sie schließlich in abhängige Stellungen gebracht. Einen Ersatz für die verlorene Unabhängigkeit suchten die Sultane dann in Entfaltung großartigen Pompes und wahnwitziger Verschwendung. Hierdurch erhielten die Europäer freie Hand, das arme, gedrückte Volk nach allen Regeln der Kunst auszubeuten.

Bei den Malaien fehlt ein Richterstand. Der richtende Häuptling spricht Recht nach dem, „was Gewohnheit ist," und die Strafen für größere oder kleinere Verbrechen und Vergehen bestehen womöglich in Geldbeträgen.

Die Völker Vorderindiens.

In Indien, das sieben Mal so groß wie das deutsche Reich ist, drangen im hohen Alterthum durch die Kabul-Pforte sanskritredende Arier als Rinderhirten und Ackerbauer ein. Sie fanden eine Urbevölkerung vor und verdrängten sie theils, theils vermischten sie sich mit ihr. Es entwickelte sich im Laufe der Zeiten eine hohe Kultur, für welche wir einen Maßstab besitzen in den uralten sanskritischen Psalmen (Vedas), in der Kunstweberei, in den in Felsen ausgehauenen unterirdischen Tempeln

mit kunstreichen Bildsäulen ihrer Götter und in jenen Ziffern, welche wir, weil die Araber sie dem Abendlande überlieferten, die arabischen nennen.

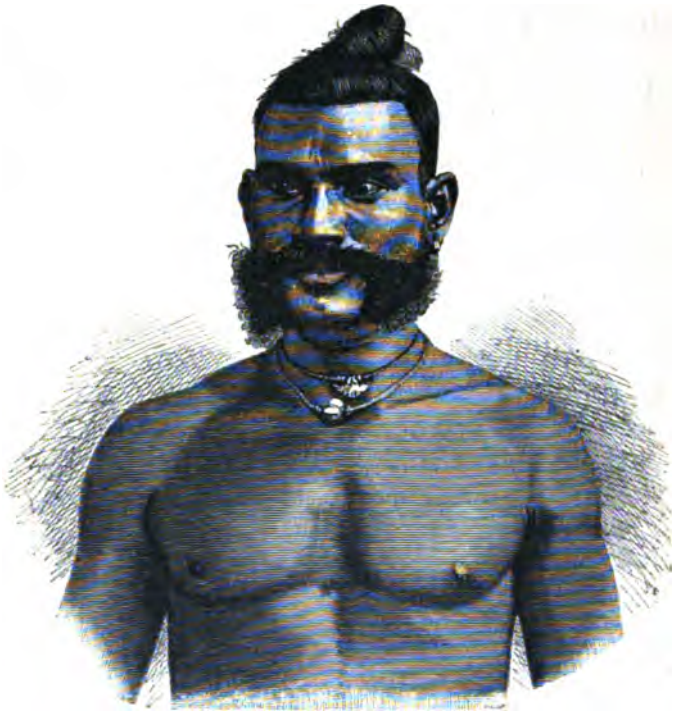
Die Hindus, geschieden in zahlreiche Kasten und eifrig nachkommend den Vorschriften ihrer Religion, verlernten ihre kriegerischen Eigenschaften und wurden deshalb wiederholt die Beute fremder Eindringlinge, so seit dem Jahre 1000 der Muhamedaner, deren Islam heute weit verbreitet im Lande ist, so nach weiteren 500 Jahren die eines mongolischen Eroberers. Später setzten sich an den Küsten Portugiesen, Franzosen, Engländer fest, und gegenwärtig beherrscht England mit wenigen tausend Briten, welche die Eingeborenen-Truppen befehligen, 250 Millionen Eingeborene, also mehr als ein Sechstel der Menschheit.

Friedr. Ratzel bemerkt, daß die Ergebnisse der Volkszählung Indiens im Jahre 1871 auch zu dem Versuche führten, die Rassen nach ihrem Zahlengewichte ungefähr wenigstens zu gruppiren. Es ist in der Weise geschehen, daß man annahm, es gebe 110 Millionen Mischlinge verschiedener Rassen, 41 Millionen Muhamedaner, 18 Millionen Urstämme und nicht-arische Völker und 16 Millionen reine Arier. Eine solche Klassifikation zeigt deutlich, wie schwer es ist, die Rassen in einem Lande auseinander zu halten, wo seit Jahrtausenden Völker von verschiedensten Seiten zusammengeflossen sind, sich vermischt und unter neuen Natur- und Kultureinflüssen sich verändert haben. Die Gruppe der 110 Millionen Mischlinge, die Zusammenstellung der Muhamedaner als Völkergruppe, beides zeigt die Unmöglichkeit, gegenwärtig die Rassenelemente zu trennen, und deshalb schreibt mit vollem Rechte Mantegazza: „Die Ethnographie der Inder kann zunächst nur in den allgemeinsten Zügen gezeichnet werden. Wer in die Einzelheiten sie verfolgen wollte, würde Gefahr laufen, seine Aufstellungen sehr bald hinfällig werden zu sehen." Mantegazza hat Hindu mit arischem, malaiischem und semitischem Typus, Mongolen, Juden, Parsen, Muselmanen, unter denen Turanier sich verbergen, und endlich Urstämme unterschieden und damit einen Weg beschritten, der dem Ethnographen gegenwärtig als der zweckdienlichste erscheinen muß.

Die Hindu

der Gegenwart haben entweder eine schwarze Hautfarbe oder sind braun wie gerösteter Kaffee; in den niederen Gesellschaftsschichten ist die Farbe gewöhnlich dunkler, in der Kaste der Priester, der Brahmanen, häufig so hell wie Milchkaffee. Die Schädelform ist mittel- bis langköpfig,

hübſch oval, die Stirn wenig ausgeprägt, das Haar glatt und ſchwarz, die Naſe öfter leicht gebogen, die großen Augen mandelförmig, der ſtarklippige Mund groß, das Kinn ſchwach. Die Hindu ſind mittelgroß, die Körperformen, beſonders bei den Frauen, oft ſehr ſchön, die Beine aber wegen des Mangels an Bewegung und infolge des kauernden Sitzens ſchwach. Tätowierung findet nicht ſtatt, wohl aber Bemalung einzelner Körpertheile, z. B. der Stirn, oder der Fußſohle der Frau, um durch ein ſchönes Roſa dem Manne noch mehr zu gefallen. Die Schneidezähne werden bisweilen vergoldet.



Indier.

Die Kleidung beſteht oft nur in einem Hüftentuche oder weiten Beinkleidern oder weitem Mouſſelin-Mantel, bei Frauen in eben ſolchen Beinkleidern und einer kurzen Aermelweſte. In Bengalen geht man meiſt barhäuptig oder windet gegen die Sonne ein Tuch um den Kopf. Mehr als mit der Kleidung bedecken ſich aber die Hindu mit Schmuckſachen und Kleinodien, bis auf die Ringe an den Zehen.

Unter den Nahrungsmitteln, die größtentheils dem Pflanzenreich entnommen werden, iſt auch hier das hauptſächlichſte der Reis, ſodann

verschiedene Baumfrüchte, Hirse, Fische und in manchen Kasten Fleisch von Vögeln, Schafen, Ziegen und Rindern. Das allgemeinste Getränk ist Wasser.

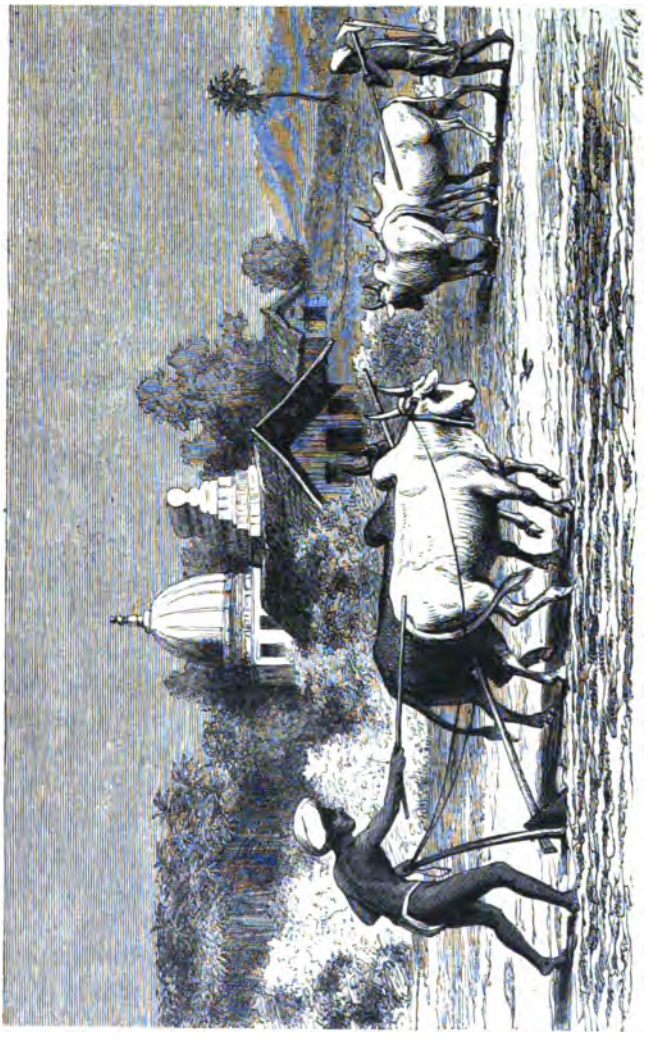
Von jeder Wohnweise auf der Erde finden wir in Indien Beispiele: Höhlenwohnungen, Pfahlbauten, Baumwohnungen, Hütten verschiedenster Gestalt und aus mannigfach wechselndem Materiale, Holz- und Lehmhütten in Erdbebengegenden, niedrige und höhere Backsteinbauten, Häuser aus allen Steinarten bis zum blendenden Marmor.

Die Hinduhandwerker arbeiten mit sehr einfachen Werkzeugen. Der Gerber formt aus der Thierhaut einen Sack, welcher mit der zerkleinerten Rinde des Babulbaumes und Wasser angefüllt wird; der Sack bleibt solange hängen, bis der Gerbprozeß beendet ist. Der Tischler kennt keinen Hobel, der Schmied nur einen kleinen auf der Erde stehenden Amboß, auf dem Hacken und Pflugscharen verfertigt werden. Die letzteren sind so leicht, daß der Bauer sie auf der Schulter trägt. Die Handwerker vererben ihr Handwerk von Geschlecht zu Geschlecht und erleichtern dadurch die Uebertragung von Fertigkeiten und Kenntnissen. Die fast durchsichtigen, oft mit Gold durchwirkten Mousseline, welche auf offenem Felde mit dem einfachsten Webstuhle so vollkommen hergestellt werden, daß sie sechs- bis achtfach zusammengelegt noch die Farbe der Haut durchschimmern lassen, sind noch jetzt dort weit verbreitet, aber die zunehmende Großindustrie in der Textilbranche, auch in Indien selbst, macht der Handweberei den Wettbewerb immer schwieriger. Die vielen prachtvollen Geräthe aus getriebenem, ziselirtem und niellirtem rothen Kupfer oder Messing, überzogen mit feiner Zinnkruste, die Kannen, Krüge, Vasen, Pfeifen, Leuchter werden nach und nach fortgeschwemmt durch die europäische Industrie und gelangen dann endlich zur Ruhe in europäischen Sammlungen.

Dem Charakter des Hindu haftet eine gewisse Schwermuth an, er ist sparsam und mäßig, fügsam und dienstfertig, ehrlich, aber schwach und abergläubisch.

Die Hindu wohnen gegenwärtig in jenem Gebiete, das Hindustan genannt wird, gesondert in nicht weniger als 707 Kastenabstufungen, jede mit besonderem Namen. Die ältesten Hindu kannten nur drei Gesellschaftskasten: Priester (Brahmanen), Krieger (Kschatrija) und Bauern (Vaisyas), zu denen auch Handwerker und Handelsleute zählten. Später kamen durch Unterwerfung fremder Stämme noch hinzu die Arbeiter (Sudras) und die Tagelöhner. Den Lehren ihrer Religion zufolge sind die Priester, die aus Brahmas Haupt stammen, aus besserem Stoffe gebildet als alle Uebrigen; hoch stehen sie über allen anderen Menschen,

brauchen deshalb weder zu arbeiten noch Steuern zu zahlen, sie sind eine Verkörperung Gottes, frei von Sünden in Gedanken, Worten und Handlungen. Da aber die Priesterkaste die Nothwendigkeit fühlte, zur eigenen



Landarbeiter in Hindustan.

Erhaltung die Kriegerkaste an sich zu fesseln, so hieß es nun, die letztere stamme von der ersteren ab, beide könnten nicht ohne einander bestehen. Aus den Kschatrija wurden auch die Hindu-Fürsten genommen, und so sehen wir schon hier, wie später so oft in der Geschichte, Fürsten,

Prieſter und Soldaten eng vereinigt, um die „Unterthanen“ körperlich und geiſtig im Zaume zu halten. Die zwei erſten Kaſten maßten ſich alle Vorrechte an, folglich blieb für die Anderen nichts übrig; ſie waren die Verachteten. Am bekannteſten ſind die Paria, die als unrein gelten; es ſind die Nachkommen unterjochter Völkerſtämme. Einen Paria darf Niemand berühren, Verbrechen gegen ihn werden nicht beſtraft, fällt nur der Schatten eines Paria auf einen Brahmanen, ſo iſt er verunreinigt und hat in des heiligen Ganges Fluthen ſeine Entheiligung abzuwaſchen; Pagoden, Märkte, Wohnungen dürfen die Paria nicht betreten, ebenſowenig dürfen ſie Vermögen erwerben. Durch fortgeſetzte Knechtung haben ſie derartig alles Selbſtbewußtſein verloren, daß ſie, die ein Fünftel der ganzen Bevölkerung bilden, ſich nicht zu muckſen wagen. Aus einer niederen Kaſte kann niemals Jemand in eine höhere gelangen. Die Brahmanen haben das ganze Volk durch ihre Macht in Feſſeln geſchlagen; ein Brahmane iſt ſo allmächtig, daß er ſogar die Götter verfluchen darf, „wenn es nur auf ſchickliche Art geſchieht.“ Ein Brahmanen-Kind wird ſchon mit acht, eines der zweiten Kaſte mit elf, eines der dritten mit zwölf Jahren reif, um dann als Mitglied in ſeine Kaſte aufgenommen zu werden.

Das Religionsſyſtem der alten Arier iſt in den Veden enthalten. Der König der Götter, der Zeus bei den Griechen, hieß hier Varuna. Als das indiſche Volk ſelbſtſtändig geworden, entthronte es Varuna, an deſſen Stelle Indra, der Schlachtengott, trat, und neben ihm gab es viele Naturgottheiten. Als dieſe Göttergeſtalten ſpäter tiefere Geiſter nicht mehr befriedigten, wurde der große, geſtaltloſe, ewige Geiſt als „das Brahma“ bezeichnet, und durch das Brahmanenthum der Glaube an die Seelenwanderung eingeführt. Von dieſem Glauben wollte im ſechsten Jahrhunderte v. Chr. Sakja-muni, d. h. Einſiedler aus der Familie Sakja, die Inder befreien. Ihm ward unter einem Feigenbaume die Erleuchtung, daher ſein Name Buddha, er wurde Reformator des Brahmanismus und Stifter des Buddhismus. Wer ſeine Neigungen, Leidenſchaften beherrſcht, erhält Befreiung vom Daſein, gelangt zum Nirwana, zum vollſtändigen Nichtſein. Der Buddhismus iſt urſprünglich Atheismus, aber in der Volksreligion wurden die alten Götter (die untergeordneten zählen nach Tauſenden) beibehalten. Buddhas Sittenlehre war lauter; die fünf erſten Gebote heißen: du ſollſt nicht tödten, nicht ſtehlen, nicht Unkeuſchheit treiben, nicht lügen, dich nicht berauſchen. Dem erſten Gebote zufolge darf man keine Thiere tödten. Dies iſt auch der Grund, weshalb wir unter den vielen bewunderungswürdigen Prachtbauten Indiens auch Tempelſtätten finden, in denen verſchiedene Thierarten gepflegt werden. Richard Garbe

erzählt uns in seinen indischen Reiseskizzen, daß in Pinjra-Pol (Bombay) nicht nur kranke Thiere geheilt, sondern verkrüppelte Thiere unentgeltlich bis an ihr Ende gepflegt werden; die geräumigen Höfe enthalten Abtheilungen für Pferde, Rinder, Büffel, Esel, Hunde, Schafe, Ziegen, Affen,

Indisches Mädchen.

Geflügel u. s. w. In Benares aber nahmen die heiligen Affen so überhand, daß die Engländer durch List einen Theil zurück in die Wälder schafften.

Herrlich und in Freuden lebt bei den Hindu das Vieh; und der Mensch, und das weibliche Geschlecht? Mit einem Fluche wird bei der

Geburt das Mädchen begrüßt, als Unglück betrachtet und vielfach umgebracht. Auf der Frau lastet Verachtung, Schmach, Elend. Ein Mann aus der verworfensten Klasse sieht in der Frau ein noch verworfeneres Geschöpf. Was gebieten die heiligen Bücher? Bei einem Mädchen oder Weibe darf nichts zu ihrem bloßen Vergnügen gethan werden. Auch wenn der Gatte ihr untreu, muß er doch von der Frau wie ein Gott verehrt werden; die Frau eines Vornehmen soll sich nach dessen Tode verbrennen lassen, die der anderen Kasten soll nur in Trauer gehen, jedes Wunsches, jedes Wohllebens sich entschlagen, täglich nur einmal essen, die unsaubersten Arbeiten im Hause verrichten, nichts von ihrem Hab und Gut behalten. Eine eigenthümliche Stellung nimmt die Bajadere ein; sie ist Tänzerin, Sängerin, auch wohl Dichterin; sie tanzt stets ganz bekleidet, so daß nur das Gesicht zu sehen ist; bei Hochzeiten und dergleichen Festlichkeiten treten sie in großer Anzahl zur Unterhaltung der Gäste auf. Dem Einfluß der Engländer ist es gelungen, die Stellung der Frauen zu bessern, und denkende Hindu, welche die Vorzüge der westlichen Kultur kennen lernten, ließen gleichfalls in solchen Bemühungen nicht nach. Für Knaben giebt es seit langer Zeit in jedem Dorfe Schulen, für Mädchen bestehen jetzt ungefähr 2000, die von 50 000 Schülerinnen besucht werden; das ist freilich bei so vielen Millionen Menschen und auf einem Flächenraum von etwa zwei Dritteln Europas verschwindend wenig, aber doch wenigstens ein Anfang zum Besseren. Außer den Dorfschulen giebt es Mittel- und Hochschulen, in welchen u. a. Sanskrit, Arabisch, Latein, Griechisch und Englisch gelehrt wird, und vier Universitäten.

Die 41 Millionen Muhamedaner leben zerstreut unter den Hindu, und ihre Grundlehren haben so mannigfache Veränderungen erfahren, daß die alte Lehre schwer herauszufinden ist. Sie haben sich in viele Sekten gespalten, die sich zeitweise blutig bekämpfen. Die meisten Muhamedaner leben in ärmlichen Verhältnissen.

Zu Indiens arischer Bevölkerung gehören auch die persischen Anhänger der Zarathustra-Lehre, welche vor dem kulturfeindlichen Islam aus Persien flüchteten und seit Jahrhunderten hier eine ihnen zusagende Heimath fanden. Ihre Kopfzahl, die Manche auf 70 000, Andere auf 200 000 angeben, soll in Abnahme begriffen sein. In Bezug auf Zivilisation und Kenntnisse stehen sie den Europäern am nächsten und fallen durch ihre Handelsthätigkeit und Reichthümer in der Präsidentschaft Bombay bedeutend ins Gewicht. Ihre Hautfarbe ist weiß, und es treten unter ihnen zwei Typen auf: ein semitischer, besonders deutlich in den Gesichtszügen der Frauen, und ein weicherer, in welchem runde und fette Formen vorherrschen. Die Parsenfrau ist frei, glücklich, liebenswürdig gegen Gäste und Besucher, macht

Beſuche und erregt durch ihre angeſehene Stellung den gerechten Neid der bemitleidenswerthen Hindufrauen. Die Parſen bewahren noch heute die Verehrung der Geſtirne und des Feuers. Sie blaſen kein Licht aus,

Bajadere.

tragen ſelbſt bei Feuersbrünſten kein Waſſer ins Feuer. Außerhalb Bombays, in den „Thürmen des Schweigens“, dem Begräbnißort der Parſen, werden die Leichname verbrannt.

Zu der Urbevölkerung Indiens vor der arischen Einwanderung gehören die jetzt größtentheils im südlichen Theile Vorderindiens vorkommenden zahlreichen Dravida-Volksstämme, 30 bis 40 Millionen an Zahl, mit stark dunkler, oft schwarzer Hautfarbe, langem schwarzen Haar, wulstigen Lippen, aber nicht vortretenden Kiefern. Wir erwähnen von ihnen

Klingfrau (Tamulen).

Die Tamilen

oder Tamulen im sogenannten Karnatik bis an das Kap Komorin, in Zahl von sieben bis acht Millionen. Sie sind klein, kräftig gebaut, eifrige Arbeiter, aber grausam und unzuverlässig; Kastenunterschiede werden auch bei ihnen, wenngleich nicht strenge, aufrecht erhalten. Sie glauben an ein höheres Wesen, aus dem sie sich jedoch nicht viel machen, weil es ihnen nichts Böses zufügt, haben aber großen Respekt vor dem bösen Geist. Diese Teufelverehrung ist bei ihnen älter als das Brahmanenthum. Jetzt wird beim Teufelsdienst statt Menschenblut das Blut von Thieren verwendet. Vielleicht 10000 Tamilen dienen in der englischen Eingeborenen-Armee. Die kriegerischsten Völker treiben Vielweiberei am weitesten. Den waffenstolzen Maravern des Tamilenlandes dienten die Kinder ihrer Kebsweiber als Gefolge. Es klingt fast unglaublich, wenn wir vernehmen, daß selbst die kriegerischen Fürsten der Sikh auf einem Wagen in den Krieg zogen, dessen Veranda für 20 Bajaderen Raum hatte.

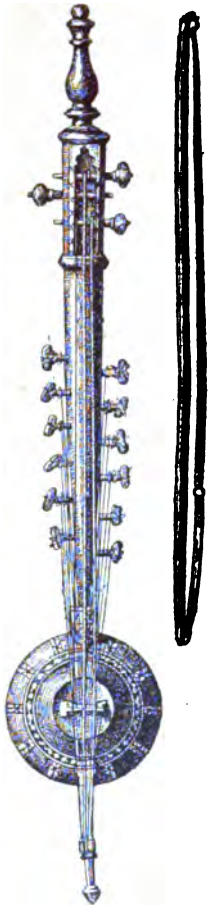
Sprachlich verwandt mit den Tamilen sind die Telugu, die aber an Zahl die Tamilen übertreffen. Statt wie die Hindu an der Heimath zu hängen und dort lieber zu verhungern, scheuen sie die Auswanderung nicht; sie sind tapfer und bilden fast ein Zehntel der Eingeborenen-Armee. Nach v. Hellwald ist Sklaverei bei den Telugu niemals Sitte gewesen; wenn sie auch auf Kasteneintheilung halten, so kennen sie doch keine kriechende Unterwürfigkeit gegen Höhere.

Die Khonds

im Gebirgslande Orissa am Golf von Bengalen haben noch bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts ihren Göttern Menschen geopfert. Die unglücklichen Opfer wurden theils geraubt, theils gekauft, und von klein an zu solchem Zwecke erzogen. Am Festtage wurde vom Priester zuerst ein Schwein geschlachtet, in dessen Blut der Mensch dann ertränkt, zwischen Bambusbrettern zerquetscht und noch fast lebend zerstückelt wurde, um seine Fleischstücke zu opfern, damit „die Kinder gesund heranwachsen, die Ernte und die Heerde gedeihe und Krankheiten fernbleiben." Die Ehe ist ein Kaufgeschäft, die Stellung der Frau sehr geachtet.

Fürst von Orissa (Khonds).

Vielmännerei dagegen herrscht u. a. bei den Todas in den Nilgiri und im östlichen Himalaya, im Bhutanreich des Priesterfürsten Deva Dharma Raja. Hier wie in dem gleichfalls von den Engländern unabhängigen Nipal wohnen tibetische Mongolen. Nipal unterlag nie einem fremden Eroberer, nie erlitt es einen Einfall von Muhamedanern. Die Hauptstadt Katmandu zählt 60 000 Einwohner und ist reich an Prachtbauten und Tempeln theils brahmanischer, theils buddhistischer Gottheiten. Unter den zahlreichen Stämmen treten besonders die Newars und Gorkas, beides Mischvölker, hervor.



Geige mit Bogen aus Kaſchmir.

Die Kaſchmiri.

In dem von Seeſpiegeln und Schneegipfeln umgebenen Hochthal Kaſchmir, das vom glücklichſten Klima begünſtigt iſt, leben unter den von den Engländern wenig abhängigen Maharadſcha zwei Typen von Kaſchmiri, ein ariſcher und ein von muhamedaniſchen Elementen ſtark beeinflußter. Der erſtere, der Pandit, blieb dem Glauben der Väter treu und zeigt den edelſten Typus der ariſchen Inder, der andere trägt die Spuren eines auffallend ſchönen Miſchvolkes, in welchem auch Dardu- und mongoliſches Blut kreiſt. Ihr Körper überragt im Allgemeinen die Mittelgröße, iſt kräftig und muskulös, das mandelförmige Auge dunkel und glänzend, die Naſe lang, gerade, die Lippen ſchmal, die Ohren klein, das Geſicht oval mit intelligentem Ausdruck, der Bart lang und dicht, der Hals ſtark, die Gliedmaßen groß. Die Frauen ſind groß und wohlgebaut, die Hautfarbe weißer als bei den Hindufrauen, die Geſichtszüge angenehm und oft hübſch. Aber hier trifft das Sprichwort nicht zu, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohne, denn in dieſem formvollendeten Körper mit außerordentlichen geiſtigen Anlagen, mit hohem Sinn für Schönheit, ſteckt eine recht niedrige Seele; moraliſch gehören die Kaſchmiri zu den feigſten, kriechendſten und betrügeriſchſten Völkern der Erde.

Kochkeſſel aus Srinagar (Kaſchmir).

Wenig andere Völker offenbaren ſolche Geſchicklichkeit und ſolch erſtaunliches Nachahmungsvermögen, wie das Volk von Kaſchmir. Die komplizirteſten Uhren, die neueſten Gewehre arbeiten ſie nach Muſtern, aus dem feinſten Haar der Ziegen ihrer Heimath verfertigen ſie Teppiche, die wegen der prächtigen Farben, der großen Geſchmeidigkeit und Haltbarkeit berühmt ſind. Kaſchmirſhawls

Weib aus Kaſchmir, Reis ſtampfend.

waren weltberühmt, jetzt hat die Nachfrage etwas nachgelassen. Goldarbeiter, Kupferschmiede, Holzschnitzer verfertigen vollendete Kunstsachen. Ihre Küchen schmücken sie mit herrlichen, zierlichen Kesseln, Thee- und Kaffeekannen tragen edle Formung, Wasserkrüge und Becken sind prunkhaft ausgestattet, sogar die Spucknäpfe sind fein ziselirt.

Die Völker Ceylons.

Ceylon, das durch die duftige Rinde des Zimmt-Lorbeers, durch Kokoswälder und Kaffee wichtiger ist, als durch Perlen und Edelsteine, besitzt als ziemlich unvermischte Ueberreste der alten Urbevölkerung im östlichen Inseltheile die Vedda, deren Kopfzahl vielleicht auf 8000 sich beläuft. Ihr Schädel ist schmal und sehr hoch, die Backenknochen wenig hervorstehend, das Gesicht ziemlich regelmäßig, die zur Abflachung geneigte und mit großen Nüstern ausgestattete Nase ist doch noch wohlgeformt, den großen Mund umschließen dicke Lippen, das lange schlichte Haar fällt über den nackten Körper, den nur ein kleiner schmutziger Schamlappen bedeckt. Muskulös ist aber dieser Körper und vermag große Anstrengungen zu ertragen. Die Intelligenz der Vedda ist unbedeutend, ihr Gedächtniß schwach; sie kennen nicht einmal Zahlwörter. In Felshöhlen oder Rindenhütten leben sie und erwerben ihren Unterhalt durch die Jagd. Kasten und Vielweiberei kennen sie nicht. Die Heirathsgebräuche sind bei ihnen wirklich recht einfach. Der junge Mann bringt in das Haus seiner Auserwählten ein Geschenk, z. B. einen Topf mit Honig. Wird die Werbung angenommen, so kommt das Mädchen herbei, knüpft dem Bräutigam eine selbstgesponnene Schnur um die Brust und die Ehe ist geschlossen. Diese Schnur trägt der Mann während seines ganzen Lebens. Im Allgemeinen sollen sie recht musterhafte Eheleute sein.

Den südwestlichen Theil der Insel bewohnen die der Dravidarasse angehörenden Singhalesen, welche nicht allein körperlich, sondern auch nach E. Kuhns Untersuchungen sprachlich eine starke Vermischung mit den vom Festlande herübergekommenen Indern zeigen. Sie sind von mittlerer Größe, wohlgeformt, doch etwas schmächtig gebaut, in höheren Jahren werden die Männer mehr als die Frauen fettleibig. Die Hautfarbe geht von Hellbraun bis ins Schwarze über, die Augen sind nach Kotelmann braun, die Haare schwarz, lang und seidenartig; im Schädelbau ist nach Virchow die Kurz- und Mittelköpfigkeit vorherrschend. Als Kleidung

tragen die Männer ein um den Leib geſchlungenes, bis auf die Kniee herabhängendes Stück Zeug, die Frauen bedecken den Oberkörper mit einer dünnen baumwollenen Jacke. Arme Leute hauſen in kleinen erbärmlichen

Singhaleſin.

Schuppen, die Reichen dagegen bewohnen größere Häuſer. Die Nahrung iſt vorwiegend vegetabiliſch, geiſtige Getränke werden aus religiöſen Gründen vermieden.

Die Mincopie.

In ihrem Wuchſe erſcheinen die meiſt noch nicht 1½ m großen Bewohner der Andamanen zwar zwerghaft, doch ſtehen die einzelnen

Oberprieſter in Kandy auf Ceylon.

Körpertheile in gutem Verhältniſſe zueinander. Ihr Vorderkopf iſt nicht abgeflacht, die Ohren ſind klein, die Naſe iſt bisweilen gebogen, die Hautfarbe der die Zahl 1000 nicht überſteigenden Inſelbewohner wechſelt von Bronze bis zum tiefſten Schwarz. Das Haupthaar wird bei den Männern vollſtändig raſirt und die Haut mit Okerpuder beſtreut, die Frauen dagegen

lassen zwei Haarstreifen vom Scheitel bis zum Nacken rechts und links stehen. Jeder Bartwuchs wird beseitigt. Alle, Groß und Klein, führen ein stetes Wanderleben, nächtigen in rohen Hütten mit Blätterdach und gehen vollständig nackt. Die Frauen müssen öffentlich gebären, die Kinder werden zärtlich geliebt. Der Mann hat nur eine Frau. Die Gewohnheit der Adoption ist so allgemein, daß Manche behaupten, es wäre schwer, ein Kind von sechs bis sieben Jahren zu finden, das bei seinen leiblichen Eltern sich befände. Mit sehr einfachen Instrumenten fällen sie Bäume und verfertigen saubere Kähne aus ihnen, mit Netzen werden Fische gefangen, ein 2 m langer, schwer zu spannender Bogen verfehlt höchst selten das Jagdthier. Die Mincopie sind rassenverwandt mit den Papua und sprechen verschiedene Dialekte.

Völkerstämme des Hindukusch.

Nördlich und südlich vom Hindukusch, einer Vormauer Indiens, wohnen zahlreiche Stämme verschiedener Abstammung, aus denen wir hier nur die Kafir und Dardu hervorheben können. Beiden zollt ihr eingehendster Schilderer das seltene Lob, daß Völker wie sie, ohne Schmeichelei und Furcht auf der einen und impertinente Selbstüberhebung auf der anderen Seite, im Orient selten anzutreffen seien. Die Kafir oder Siahposch, d. h. die Schwarzgekleideten, die Bewohner Kafiristans, lassen sich kaum als ein „Volk" bezeichnen; sie bestehen aus einer übergroßen Zahl von Stämmen in den zahlreichen Gebirgsthälern, die sich nicht blos körperlich, sondern auch sprachlich von einander unterscheiden. Braune Augen, braunes Haar und helle Hautfarbe kennzeichnen diese kräftigen Gebirgsgestalten, welche das Kopfhaar bis auf einen Büschel rasiren. Die Männer tragen bei kaltem Wetter wollene Beinkleider und einen Mantel aus Ziegenfellen, im Sommer einen schwarzen Baumwollmantel. Auch die Frauen tragen Beinkleider, aber enge, und darüber ein langes schwarzes Hemde; auf dem zusammengewickelten Haar sitzt eine kleine weiße Mütze. Der Kafir ist Viehzüchter, Ackerbauer und leidenschaftlicher Jäger, kühn, unerschrocken und ein gefürchteter Feind. In ihrer untergeordneten Stellung haben die Frauen die ganze Last der Feldarbeiten, und jeder Mann hält sich so viele Frauen, als er zu ernähren vermag. Ein tüchtiger Mann ist der, welcher wenigstens einen Feind getödtet hat; wer aber mindestens vier tödtete und bei Festlichkeiten alle Bewohner seines Thales bewirthet, der genießt die Ehre eines Stammführers. Diebstahl scheint unbekannt zu sein. Die ungetreue Frau wird nicht bestraft, aber der Mitschuldige hat sechs Kühe zu zahlen. Beim Tode eines Kafirs ertönen Gewehrsalven, die Bevölkerung

des Thales versammelt sich und umtanzt mehrere Tage den Leichnam, der dann in einen Holzsarg gelegt und außerhalb des Dorfes irgendwo aufgebahrt, aber nicht in eine Erdgrube gebracht wird.

Die Dardu wurden uns genauer bekannt durch G. W. Leitner und K. E. v. Ujfalvy. Sie ragen etwas über die Mittelgröße hinaus und sind schlank, das dunkle Haar ist etwas gelockt, die Augen sind dunkel, die Hautfarbe ist ähnlich der der Südeuropäer, der Körper ist besonders an den Beinen stark behaart, die Hand- und Fußgelenke sind bei ihnen und bei den Kafir fein und zierlich. Politisch zerfällt Dardistan in so viele staatliche Verbände, als das unzugängliche Hochgebirge Thäler hat. Bei den Dardu giebt es vier Kasten, welche nicht untereinander heirathen. Ein langes wollenes Kleid umhüllt den Körper, und auf dem Kopfe wird eine Art Kappe mit Krämpe getragen, durch welche man sie sofort von Buddhisten unterscheiden kann. Trotz des Islams glaubt man an gute und böse Geister, und in jedem Dorfe giebt es einen großen Stein, der mehr oder weniger Gegenstand der Verehrung ist. Da man dem Feuer heilende Kraft zuschreibt, so brennt man sich bei allen Uebeln bald Arm und Bein, bald den Leib wund. Die altindische Sitte der Leichenverbrennung erhielt sich bis in unsere Tage. Es herrscht Vielweiberei, aber die Stellung der Frau ist eine bessere als bei den Hindu, sie darf sogar den Besuch von Freunden ihres Mannes empfangen. Beim Tode eines Mannes darf dessen Bruder den Anspruch erheben, alle Wittwen des Verstorbenen zu heirathen. Eheliche Untreue wird nicht bestraft, Kindermord ist erlaubt.

Die Afghanen.

In dem großen Gebiet, das auf den Karten als Afghanistan bezeichnet wird, wohnen gegen 390 Stämme, deren Sprache gleichfalls viele Dialekte aufweist. Afghanistan, rings umgeben von despotisch regierten Staaten, ist das einzige Land in ganz Asien, wo die Freiheit grünt im Kreise von Verbänden, die wie ein Staat im Staate sich konstituirt haben. Doch machen wir uns zuerst mit dem Aeußeren der Leute bekannt, die Hirten und Ackerbauer sind.

Der Afghane zeigt uns jetzt noch den kräftigsten Stamm der arischen Völkerfamilie, sein ganzer Ausdruck trennt ihn von dem semitischen Typus, den man früher ihm fälschlich zuzählte. Schlank und markig ist die Gestalt, das Gesicht länglich, die glänzenden Augen sind groß und dunkel, die Unterlippe ist häufig etwas dicker, Haare und Bart sind schwarz, der Hals ist kurz, die Hände und besonders die Finger sind lang. Zur älteren iranischen Schicht Afghanistans gehören die vielleicht eine halbe Million

Köpfe zählenden Tadſchik, welche fleißige Ackerbauer, Handwerker und Händler ſind und wie die Afghanen ſich zu den Bekennern des Islams

Afghane.

zählen. In der turaniſchen Schicht ſind beſonders die Kiſilbaſchen zu nennen, Leute von gemiſcht perſiſcher und türkiſcher Abkunft, an Zahl

vielleicht 150 000. Im Geschützwesen, in der Reiterei, der Staatsverwaltung und als Kaufleute nehmen sie eine bedeutende Stellung ein. Dem Türkenstamme gleichfalls angehörig ist das arme, schlecht bewaffnete Hirtenvolk der Hasara. Als Bergvölker bewahrten den ursprünglichen Charakter rein und unverfälscht in steter Freiheit die Galtschen. Manche Gebirgsstämme haben im Winter nur selten Brot, sie leben dann außer von dem Fleisch ihrer Heerden auch von Fichtensamen, wie W. Broadfoot berichtet; sie sind jedoch trotz aller Entbehrungen und trotz des vielen Schmutzes gesund und kräftig.

An der Spitze dieses großen Landes steht zwar der Emir, der Chan aller Chane, weil jeder Stamm seinen eigenen Chan hat, aber seine Macht ist höchst zweifelhafter Natur. Er befiehlt nur, so lange ihm die Chane die Mittel dazu zu Gebote stellen. Jeder Stamm, „Ulyß" genannt, zerfällt in Unterstämme, an deren Spitze ein Graubart, „Tschelwaschti", steht, welcher die Volksversammlung, „Dscherga", beruft, um mit ihr über das Gemeinwohl zu berathen. Aber so wenig der Hirte oder Bauer, wenn es ihm nicht beliebt, seinem Chan Gehorsam leistet, ebenso wenig unterliegt dieser den Befehlen des Landesfürsten und kann von jenem nur durch Ueberredung oder Bezahlung gewonnen werden. „Wir nehmen Zwist, Aufruhr und Blutfehden gern hin, doch können wir keine Obrigkeit über uns dulden," sagt der Afghane. Dieser demokratische Zug kennzeichnet fast alle Stämme. Daher schreibt sich auch der Mißerfolg, welchen die Engländer bei ihrem afghanischen Feldzuge erlitten; sie fanden ein Volk, dem die persönliche Freiheit über Alles geht, das einen Herrscher, der auf fremde Bajonette sich stützen will, mit unverhohlenem Hasse empfing.

Rechtsstreitigkeiten werden nicht nach dem Koran geschlichtet, sondern nach ihrem alten Gewohnheitsrechte. Die Frau wird um einen Kaufpreis erworben, doch kommen auch Ehen nach Herzensneigung vor, denn von allen islamitischen Ländern Asiens ist Afghanistan wohl das einzige, wo das Wort Liebe, „Minah", in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird. Vielweiberei herrscht nur bei vornehmen und reichen Leuten, höchst selten bei solchen, die durch wirkliche Arbeit ihren Unterhalt erwerben müssen; das ist ja überall so auf der Erde.

Die Beludschen und Brahui.

Beludschistan hat eine sehr gemischte Bevölkerung. Im Flachlande wohnen Stämme iranischer Abkunft, die Beludschen, im Hochlande solche dravidischen Ursprungs, die Brahui.

Die Hautfarbe der schöngebauten, schlanken und kräftigen Beludschen ist sehr dunkel, die Nase breit, Stirn niedrig, Haar und Bart stark, Füße auffallend groß. Sie sind jeglicher Entbehrung fähig, wild, kühn, listig und halten fest an der Blutrache. Sie kleiden sich einfach und schmucklos, denn ihre Tracht, welche in Pelzmütze, Hüftentuch und Grassandalen besteht, ist gering gegen ihren Waffenreichthum: Schild, Schwert, Flinte, Messer, Kugeltasche u. s. w. Nur wenn sie in voller Ausrüstung sich befinden, kommt zu obigen drei Kleidungsstücken als viertes noch ein wollenes Beinkleid hinzu. Sie wohnen in schwarzen Filzzelten und jedes Dorf bildet einen Clan. Ihre beste Tugend ist vielleicht die Gastfreundschaft, ihre Hauptbeschäftigung Diebstahl, Raub und Plünderung. Blutrache wird bis ins dritte und vierte Glied geübt. Die Stellung der Frau kennzeichnet ein von Alb. Gasteiger erwähntes Sprichwort: Unter den drei Hausthieren, Weib, Kameel und Hund, ist das erste das treuloseste, das zweite das dümmste, weil es den eigenen Dieb auf seinem Rücken fortträgt, das dritte das edelste, weil es selbst bei schlechter Nahrung den Herrn nie verläßt.

Die Brahui sind höchstens mittelgroß, schwarzbraun, das breite Gesicht trägt neben starken Backenknochen mongolischen Schnitt und kurzen dünnen Schnurr- und Backenbart. Augen und Haare sind schwarz. Das Hochland ist ihre eigentliche Heimath, aus dem sie mit Familie und Heerden nur im Herbste ins Flachland ziehen; im Hochlande treiben sie auch etwas Ackerbau. Fleisch, und wäre es halb roh und ungesalzen, bildet ihre Hauptnahrung. Bellew schildert sie als gastfrei, dankbar, treu, friedlich und doch sehr tapfer.

Die Perser.

Während in der kleineren östlichen Hälfte Irans, eines waldlosen Tafellandes voll Steppen und Salzwüsten, mit zum Theil noch jetzt waldigen Gebirgsrändern, die Afghanen wohnen, bildet die größere westliche Hälfte das heutige Königreich Persien, das dreimal so groß ist wie das deutsche Reich. Man schätzt die Bevölkerung auf fünf bis sechs Millionen, nachdem die große Hungersnoth der Jahre 1861 und 1871 ein bis zwei Millionen Menschen fortgerafft hatte. Der Perser der Neuzeit ist kein Vollblutarier. Mit der Annahme des Islams trat er häufig in geschlechtliche Verbindung mit semitischen, später mit türkisch-tatarischen Stämmen, und nur ein kleiner Rest blieb unverfälscht, die Parsi oder Gebr. In den Persern finden sich also vielfach arabische, mongolische, afghanische und andere Elemente, die einen schönen, feinen Menschenschlag, meist unter Mittelgröße und selten korpulent, schufen.

Der Perser, schreibt J. E. Polak, ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armenier, das Auge hellbraun, selten schwarz, das dunkelkastanienbraune Haar schlicht, nie kraus, der Bart stark und voll, der Schädel oval, das Kinn schmal, der Hals nie lang, Hände und Füße von besonderer Schönheit. Die Gesichtszüge sind ernst, das Geberdenspiel der Europäer bleibt ihm unbekannt. Die bildschönen Kinder weiblichen Geschlechts, welche man nur bis zum neunten Jahre unverhüllt sieht, verrathen, daß die Frauen in ihrer Jugend sehr schön sein müssen. Bei Männern ist das Alter nicht leicht zu erkennen, weil sie ebenso wie die Frauen nicht blos die Haare, Augenbrauen und Bart färben, sondern auch das Gesicht schminken; die inneren Handflächen, Nägel und Fußsohlen werden orange-gelb gefärbt.

Die oben erwähnten Parsi sind gleichfalls ein schöner Menschenschlag, dessen große und kräftige Gestalten an die alten persepolitanischen Skulpturen erinnern; aus dem ovalen Gesicht ragt die leicht geschwungene Adlernase hervor, hohe Augenbrauen ruhen über den schöngeformten Augen, der Bartwuchs ist üppig. Da ihnen die Mittel zur geistigen Ausbildung fehlen, stehen sie in der Bildung tiefer als die Perser, überragen sie aber weit an moralischem Halt.

Im Essen ist der Perser mäßig und genügsam, Obst aller Sorten wird viel genossen; bei kurzen Besuchen wird schwarzer Kaffee, Thee und die Wasserpfeife servirt, welche von Mund zu Mund geht, ohne daß an dieser Sitte Jemand Anstoß nimmt. Zechgelage sind bei Jung und Alt beliebt, und selbst die Frauen nehmen daran Theil.

Ein wichtiges Bekleidungsstück ist die Lammfellmütze; ohne sie einen Gast zu empfangen, ist unanständig. Wer einem Höherstehenden einen Besuch macht, wirft über alle Kleider noch einen langen weiten Mantel, der Hände und Füße verhüllt. Eine bedeutende Rolle spielt das Taschentuch, doch nicht zum Gebrauch in unserem Sinne, sondern um darin Akten, Briefe, Fleisch, Gemüse u. dergl. m. einzuschlagen.

Außer der Vielweiberei sind auch zeitweilige Ehen üblich. Nach gegenseitigem Uebereinkommen und nach einem Entgelt für die religiöse Weihe schließt man eine Ehe auf Zeit; die Kinder solcher Verbindungen sind legitim und haben dieselben Ansprüche auf das väterliche Erbtheil wie andere. Die Kinder, um die sich selten Jemand kümmert, sehen im Harem die unzüchtigen Szenen, hören ohne Scheu und Verhüllung von den schmutzigsten Dingen reden und lauschen den skandalösen Erzählungen der Männer. Leichen aus dem Volke werden auf dem Begräbnißplatze ohne Sarg, mit dem Kopfe nach Mekka gerichtet, niedergelegt; unter ihre Achseln werden zwei kleine hölzerne Krücken geschoben, damit sie sich beim Rufe des

Engels Azraël daran aufrichten können. Wer aber bemittelt genug ist, bestimmt im Testamente, seine sterblichen Ueberreste nach Kerbela zu schaffen und an der Grabstätte Ali's, des Gemahls der Fatime, der einzigen Tochter des Propheten, beizusetzen. Daher begegnet man durch ganz Persien großartigen Leichenkarawanen, welche die Särge dorthin tragen.

Die Perser nennen sich gern die Franzosen des Orients, und nicht

Vornehmer Perser.

ohne alle Berechtigung; sie besitzen gute Geistesanlagen, einen feinen Geschmack, bedeutendes Geschick in allen Kunst- und Industriezweigen, und erhalten sich auch im höheren Alter Lust und Liebe am fröhlichen Leben. Daneben aber sind sie unzuverlässig, undankbar und falsch, verschließen den Groll, bis der Augenblick der Rache gekommen. Der Perser ist ein feigherziger Geselle und daneben ein Lügenbeutel ersten Ranges. Ihn ergötzen theatralische Vorstellungen, Tänze und Feuerwerke; jeder Spektakel

zieht ihn an. Er ist ein geborener Schauspieler und weiß deshalb eine gute Darstellung zu schätzen. Er ist grausam gegen Menschen, behandelt aber die Thiere gut, und deshalb sind diese, wie Gasteiger sagt, im Gegensatze zu den Menschen von beispielloser Gutmüthigkeit, denn Maulthiere, Esel, Pferde schlagen und beißen fast nie, und Hengste stehen ganz unbewacht nebeneinander, ohne sich ein Leids zu thun.

In den Städten finden sich die Gesellschaftsklassen in folgender Reihenfolge: Priester, Beamte, Krieger, Kaufleute, Handwerker und „Luti", d. h. Bummler. Die Geistlichkeit hat auch hier nicht eher geruht, als bis sie an die Spitze Aller getreten und in den Besitz der höchsten Macht gelangt ist. Den Satzungen des Islam zufolge sind sie natürlich auch die Rechtsgelehrten im Lande. Derwische, sehr geübte und unverschämte Bettler, sind in mancher Beziehung mit Wanderpredigern zu vergleichen. „Bei den meisten Persern ist die Religion," sagt Bon. Platz, „nur äußerer Anflug. Die religiöse Heuchelei ist so sehr verbreitet, daß man dafür ein besonderes Wort, „Ketman", erfunden hat. Die Städtebewohner sind zum größten Theile „Sufiten", d. h. eine Sekte, die keine Offenbarung anerkennt; sie sind Pantheisten, Deisten oder einfach Atheisten, und zu ihnen zählt Alles, was Intelligenz besitzt; sie verheimlichen aber, es zu sein." Das ist häufig auch anderswo so. Die zweite Klasse ist die der Beamten. Eine Rolle Schreibpapier und Schreibzeug im Gürtel kennzeichnet den „Mirza" (Schreiber, Sekretair). Der größten Redlichkeit soll sich merkwürdigerweise hier die Klasse der Kaufleute befleißigen. Die Handwerker sind nach Zünften unter Altmeistern geordnet und haben in bestimmten Stadtvierteln ihre Buden aufgeschlagen. Die gedrückteste und bedauernswertheste Klasse sind die Soldaten, die den ärmsten Familien entrissen werden und bis in ihr hohes Alter dienen müssen. Die Luti vollführen Diebstahl, Straßenraub, sind käufliche Mörder, Säufer und Opiumesser. An der Spitze der Despotie steht der „Schah" (König). Der gegenwärtig das Land aussaugende Herr ist der bekannte reiselustige Schah Nasr Eddin. Er hält sich Minister und diese Statthalter. Wer das meiste Geld bietet, wird Statthalter (Begler) und beginnt nun, blutegelartig das Land auszusaugen. „Daher macht insbesondere der südöstliche Theil (nach Gasteiger) den Eindruck eines großen Armenhauses, dessen Pfründner, kümmerlich ihr Leben fristend, dem Tage der Erlösung ins Jenseits entgegensehen, während solch Verwalter sich sehr wohl befindet und, nachdem er sich an der Krippe dick und feist gefressen, den Platz einem Anderen überläßt."

Oben wurde der öfters wiederkehrenden Hungersnoth gedacht. Ist denn das Land so arm an kulturfähigem Boden? Der größte Theil des

anbaufähigen Bodens ist erstens Kroneigenthum oder zweitens Wakuf d. h. milde Stiftungen, wie solche gerade hier in großer Menge von reichen Leuten vor ihrem Tode zu irgend einem guten Zwecke gegeben werden. Zahllose Landgüter gehören dazu, und alle diese hat der jetzige Despot für Reichsgüter erklärt. Diese Güter sollen verpachtet werden, aber fast Niemand nimmt sie in Pacht, weil der Ertrag nicht dem Pächter, sondern nur der Börse des Schah nützen würde. So kommt es, daß höchstens der zwanzigste Theil des kulturfähigen Bodens bebaut wird.

Tanzende Derwische in Persien.

Die Armenier.

Das armenische Land ist gleichsam eine hohe Brücke zwischen dem kleinasiatischen Tafellande und Iran; vielfach durchziehen es quellenreiche, hier und da noch bewaldete Gebirge; Sommerhitze und langdauernde Winterkälte sind gleich lästig.

Infolge der vielen Völkerverschiebungen in der Heimath der Armenier ist ihr Typus sehr schwer zu bestimmen. Der Schädel ist entschieden langköpfig, die Haut, heller und feiner als bei den Persern, nimmt im

Alter häufig eine gewiſſe Kupferröthe an, das Haar iſt dunkelbraun, bisweilen bei Kindern blond, die Naſe ſtark gebogen, die großen ſchwarzen Augen liegen häufig tief, die Stirn iſt breit und niedrig und der mit ſtarken Muskeln und eiſernen Nerven ausgeſtattete Körper ſcheint wie geſchaffen zu ausdauernden Leiſtungen. Die Kleidung iſt der türkiſchen ähnlich, aber ſtatt des Turbans tragen ſie eine hohe Pelzmütze. Ackerbau und Handel bilden die Lieblingsbeſchäftigung. Die ländliche Bevölkerung lebt arm, roh und elend, wohnt mit dem Vieh zuſammen in nackten Stein-

Armenierinnen.

und Erdhütten und führt ein jämmerliches Leben in ewiger Furcht vor Plünderung durch Kurden und andere Räuber, denn bei den Kurden iſt es zur Winterszeit Brauch, in den armeniſchen Dörfern ſich einzuquartieren und ſich und ihr Vieh, ohne das Geringſte dafür zu zahlen, von den Chriſten füttern zu laſſen. Die Laſt der ländlichen Arbeit trägt der armeniſche Bauer allein; er iſt viel zu rückſichtsvoll gegen die aus Herzensneigung genommene Frau, welche in der armſeligen Häuslichkeit dennoch eine gewiſſe Behaglichkeit zu ſchaffen ſucht. Selbſt wenn die Einnahmen reichlicher

fließen, werden doch einfache und reine Sitten bewahrt; Jeder fühlt Abneigung gegen Unsittlichkeit, ist wohlthätig und gastfrei. Der Hausvater schmückt Frau und Tochter mit den besten Gewändern; was jeder Einzelne erwirbt, wird für das Ganze gesammelt. In seiner aus acht katholischen Dörfern bestehenden Republik Chotordschur besitzt Armenien noch einen merkwürdigen Rest einstiger Freiheit; die Bewohner sind durch altes Herkommen zu wechselseitigen Diensten verpflichtet, und besitzen Gemeineigenthum. Einem Familienmitgliede, dem Landsmanne, dem Geburtsorte mit Rath und That helfen, gilt den Meisten als Gewissenspflicht. Alle bindet zusammen die gleiche Ueberlieferung in den Sagen und Gebräuchen, und keinen Augenblick verläßt sie das Bewußtsein, eine Gemeinde zu bilden. Daher ist das Nationalgefühl so stark und kräftig.

Armenischer Krieger.

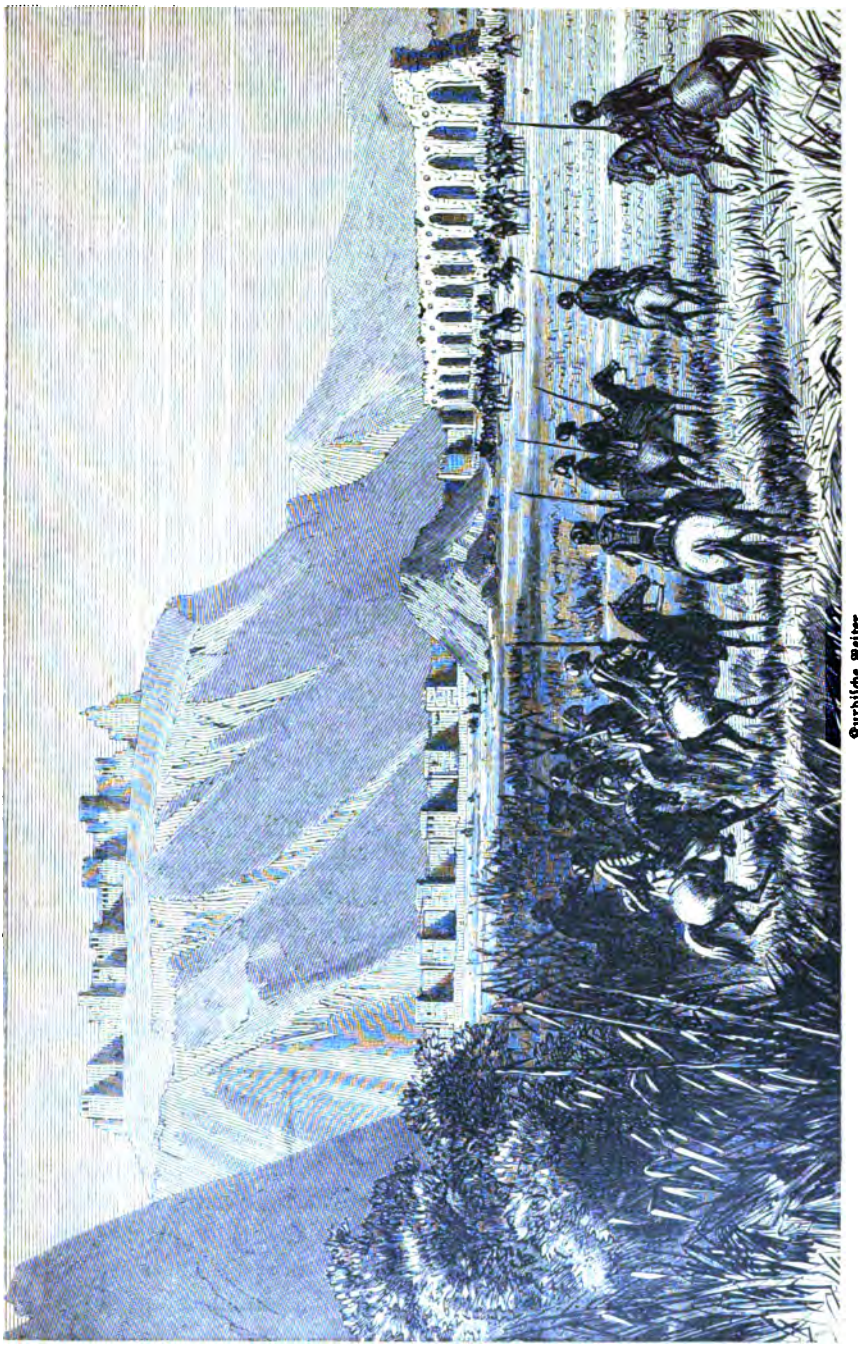
Der Armenier ist nebenbei ein ganz tapferer Krieger und von der rauhen Natur des Landes nicht verweichlicht. Aber was haben Perser und Türken in jahrhundertlanger Unterdrückung aus seinem Charakter gemacht, wie ihn verändert? Klugheit, Schlauheit, unausgesetzte Thätigkeit mußte er sich mehr denn früher aneignen, um nicht im Kampf ums Dasein zu erliegen. So gelangte er zu Wohlstand, zu Kapital, und wie die Juden damit im Abendlande häufig den Handel beherrschen, so im ganzen Morgenlande die Armenier. Wir finden sie um das Schwarze Meer bis Polen, Ungarn, Galizien, an der Nordküste Afrikas, durch Persien bis Ostindien und noch weiter bis in die Sundawelt. Armenische Handelshäuser sind in Triest, Wien, Venedig, Marseille, London, Amsterdam; nach Amerika geht keiner, denn die fliegende Hast jenes Geschäftslebens widerstrebt ihnen. Sein Kapital setzt er nie aufs

Spiel, Wageluſt bleibt ſtets dem Vorſichtigen fern. Er kennt aber genau ſeine Geſchäftsfreunde, er weiß, wie viel Geld in deren Kaſſe, lieſt ihre Pläne ihnen von der Naſenſpitze ab und bringt ſicher deren Geld in ſeinen Beutel. Der ſchlichte Armenier iſt ehrlich und bieder, gerecht und gütig gegen Jeden, gaſtfrei und treu. Wer aber dem Kaufmann in die Hände fällt, wird wie im unſichtbaren Netze feſtgehalten, er entkommt erſt, wenn alle Habe ihm genommen iſt. Der Türke haßt ihn, kann aber ſeiner nicht entbehren zum ſpitzbübiſchen Geldbeſchaffen, zum polizeilichen Ausſpioniren. In und um Konſtantinopel wohnen ca. 200 000 Armenier, theils ſind es reiche Steuerpächter, Bankiers oder Kaufleute, in deren Landhäuſern der höchſte orientaliſche Luxus entfaltet wird. Ebenſo hoch wie ihre Kenntniß des geſchäftlichen Lebens iſt auch ihr Lerntrieb, ihre Achtung vor der Wiſſenſchaft, ihre Freude an geiſtiger Beſchäftigung. Wo immer etliche Familien beiſammen wohnen, bauen ſie eine Kirche, eine Schule, errichten eine Druckerei und gründen eine armeniſche Zeitung zu ihrer Aufklärung.

Die Kurden.

In den gebirgigen und unwegſamen Grenzgebieten der aſiatiſchen Türkei, Perſiens und Rußlands befindet ſich das Hauptgebiet der Kurden, welche in zahlreiche Stämme zerfallend, doch nach drei Hauptgruppen unterſchieden werden können: als Oſtkurden, deren Berührung mit Türken und Perſern nur weitläufig iſt, als Weſtkurden im eigentlichen Kurdiſtan, und drittens als ausgewanderte oder abgedrängte Auswürflinge in Armenien und Kleinaſien, die nur von Raub und Diebſtahl leben.

Die Kurden gehören zur großen ariſchen Völkerfamilie, ſind alſo den Europäern ſtamm- und ſprachverwandt, doch haben wir in ihnen nicht einen reinen Volksſtamm vor uns, ſondern ein Miſchvolk. Da nun ein einheitlicher Typus nicht vorkommt, ſo weichen die Schilderungen, welche Reiſende von deren Körperbau gaben, öfter erheblich voneinander ab, je nach der Gegend, die von ihnen paſſirt wurde. Polak meint, ſie ſeien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare ſo wenig von „den nordiſchen, beſonders deutſchen Raſſen“ verſchieden, daß man ſie leicht für Deutſche nehmen könnte. Lothar Becker ſah in den Kurden ſtämmige Leute mit oft hellem, zuweilen in Locken herabhängendem Haar und Bart von gleicher Farbe, vorſtehenden Backenknochen, weniger hervortretender Naſe als bei den Arabern, und meiſt grauen oder blauen Augen, die unheimlich funkeln. Deyrolle zeichnet ſie als große, ſtarke Leute mit ſtark gekrümmter Naſe, mit großen tiefliegenden Augen, völlig verſchieden



Kurdische Reiter.

von den Türken, ähnlich in Manchem den Armeniern, doch nicht mit so eckigen Zügen. Manche besäßen Aehnlichkeit mit den Afghanen.

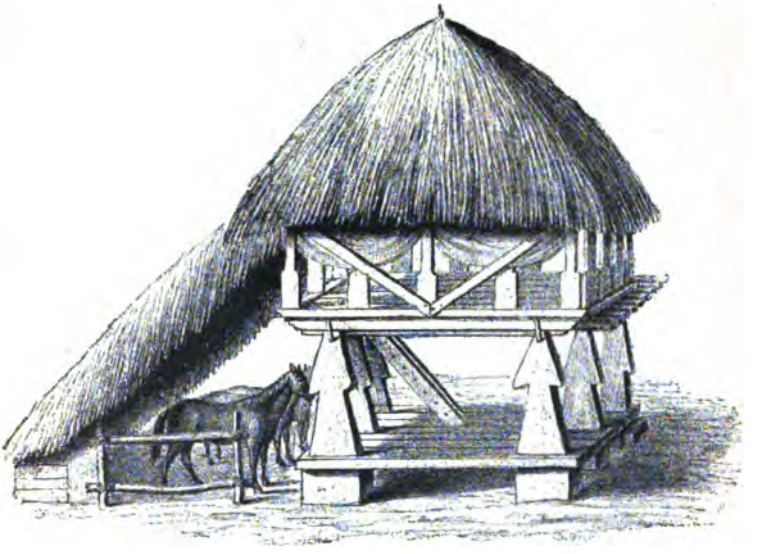
Bei den Kurden kommen zwei Stände oder Kasten vor, nämlich die Kriegerkaste, welche nur Heerden besitzt und häufig auf Räubereien sich legt: das sind die Assireten oder Kermani, die Adeligen, denen M. Wagner grobe, eckige Gesichtszüge, einen dicken Vorderkopf, tiefliegende blaue oder graue starre Augen und ein hartes und festes Auftreten zuspricht; und zweitens der meist in elender Lage sich befindende Bauernstand, die Guranen, welche nie Krieger werden können, von den Assireten mißachtet und gründlich unterdrückt werden, obgleich sie im südlichen Kurdistan vier oder fünf Mal zahlreicher als die Krieger sind. Sie besitzen eine viel sanftere Gesichtsbildung mit regelmäßigen, vielfach griechischen Zügen. Die Krieger sieht man stets bis zu den Zähnen bewaffnet mit langer Lanze, Pistolen im breiten Shawlgürtel, krummem Säbel und rundem Schilde; sie tragen eine rothe oder grellfarbige Jacke mit offenen, weiten Aermeln, ebensolche Beinkleider, hohe, rothe Saffianstiefel und einen Turban. Die Frauen tragen Kleid und Beinkleider aus dickem, rothen Baumwollenstoff, darüber ein talarartiges, weißes oder rothes Oberkleid, ihr Kopf ist häufig bedeckt mit einem weißen Schleier; die Brust schmücken Ketten oder Gold- oder Silbermünzen mit bunten Glasperlen, Viele tragen im linken Nasenflügel einen kleinen mit Türkisen besetzten silbernen Knopf. Die armen Leute kleiden sich begreiflicherweise höchst einfach.

Die ein halbes Nomadenleben führenden Viehzüchter leben den größten Theil des Jahres in warmen, geräumigen Zelten, die ansässigen Ackerbauern in niedrigen Steinhäusern mit plattem Dache. In beiden Arten von Wohnungen herrscht wenig Sauberkeit. Die Stellung der Frau ist viel freier und geachteter als in der Türkei und Persien; die Frauen gehen frei umher und verkehren untereinander. Nur reiche Krieger haben mehrere Frauen, die Guranen sind froh, wenn sie eine Frau kaufen und ernähren können.

Die Kurden sind ein kräftiges, kriegerisches Volk, sie lieben Raub, Jagd und Müssiggang, aber auch Musik; sie huldigen der Blutrache, fechten für Sold und sind bis zu einem gewissen Grade dem gegebenen Worte treu. Der Schah von Persien vertraut seine Sicherheit lieber kurdischen Offizieren als seinen eigenen Unterthanen an. Das eigentliche Kurdistan ist eine Zusammenwürfelung von Gauen, Gemeinden und Ortschaften ohne jeden politischen Verband. Die Scheidung zwischen Mein und Dein ist wenig bekannt, selig ist der Besitzer; daher die fortwährenden blutigen Reibereien der Kurden unter sich und mit den Nachbarn.

Kaukaſiſche Völker.

Die Landenge zwiſchen dem Schwarzen und dem Kaſpiſchen Meere iſt verriegelt durch ein lückenloſes und ſchwer überſteigbares Gebirge. Von hier aus hat ſich nie ein Völkerſtrom nach Europa ergoſſen; im Gegentheil, die Völkerwogen, welche von Oſtaſien her kamen und die Richtung nach Süden nahmen, oder jene, welche von Süden her aus Perſien heranbrangen, brandeten an dieſem gipfelreichen Gebirge und drängten die dort vorgefundenen Völkerſtämme immer weiter in die unwegſamen Thäler zurück. Im Kaukaſus liegt alſo nicht die Quelle, aus der ſich einſt als



Sommerwohnung nebſt Stall im ſüdlichen Kaukaſus.

klarer Strom jene Menſchenraſſe, die wir die kaukaſiſche nennen, ergoß, ſondern dies Gebirge enthält ein großartiges Völkergewirr, das trotz vielfacher Unterſuchungen der Neuzeit für eine ganze Reihe von Jahren den Natur- und Sprachforſchern und den Archäologen viele Räthſel zu löſen aufgeben wird.

Von den verſchiedenen Völkerſtämmen hebe ich folgende hervor:

Die Georgier.

Oeſtlich vom Schwarzen Meere und ſüdlich vom Kaukaſus ſind ſeit altersher die Sitze der Kartli (Karthuli, Karthwel), welche von den Ruſſen Gruſiner, von den Europäern Georgier genannt werden. Schon im ſiebenten

vorchristlichen Jahrhundert sollen Griechen dorthin gelangt sein; später geriethen sie unter assyrische, medische, persische, römische Oberhoheit, in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung wurden Byzantiner, seit dem Jahre 635 Araber Herren des Landes, im 15. Jahrhunderte zerfiel Georgien in drei Königreiche, dann folgten Kriege, Revolutionen, unheilvolle Invasionen und jetzt herrschen dort Russen.

Die Georgier und zumal die Georgierinnen gehören zu den schönsten

Georgier.

Menschen der Erde. Die Formen sind vollkommen, das Gesicht oval, die Nase schön geschnitten, der Mund klein, die Augen groß, das Haar dunkel, der Wuchs schlank, die Füße klein und die Hände ausgezeichnet schön. Wenn die Georgierin schweigend dasitzt mit niedergeschlagenen Augen, gleicht sie einer schönen Bildsäule; aber „Schönheit vergeht" und bei diesen Frauen gar schnell. Wenn eine Europäerin in vollster Blüthe steht, ist jene schon verblüht, und die dicke weiße und rothe Schminke vermag die welken Züge nicht zu verhüllen. Die Georgierin ist eine treue

Gattin, gute Mutter, beschäftigt sich jedoch nur wenig in der Häuslichkeit, sondern verbringt die freie Zeit im Bade, in Vergnügungen und Kirchen. Der Mann ist leichten und gefügigen Sinnes, überaus gastfrei und beschäftigt sich vornämlich mit Weinbau und Seidenzucht. Die früheren

Grusinisches Bauernhaus.

Stände, Fürsten, Adel, Bürger, Bauern, bestehen noch heute, haben jedoch ihre einstige Bedeutung verloren. Der Adel hat keine Vorrechte mehr, wohnt jetzt meist in Städten, und die Bauern sind seit 1862, seit Ablösung der Frohndienste, freie Gutsbesitzer geworden.

Die Swaneten

oder Suanen in der Landschaft Suanethi bewohnen durchaus nur Dörfer von kastellartigen Häusern mit hohen Vertheidigungsthürmen und sind, obwohl dem Namen nach russische Unterthanen, dennoch das kriegerischste und unbezähmbarste Bergvolk im ganzen Kaukasus. Die Landesgemeinde entscheidet bei ihnen Alles. Als Gustav Radde dort Einlaß in eine alte Kapelle begehrte, mußte er sich der Entscheidung dieser Landesgemeinde unterwerfen; die Versammlung aber fand nicht eher statt, als bis der auf dem Felde beschäftigte Hirte eingetroffen war. Der Mangel an kulturfähigem Boden veranlaßte früher häufig, neugeborene Mädchen zu tödten. Gleich den Raufern der oberdeutschen Gebirge tragen die Männer am Daumen den zackigen Schlagring, mit dem sie einander die Köpfe zerschlagen.

Die Tasen und Adscharen

in Gurdschistan nennt v. Hellwald ein ritterliches Geschlecht, nicht blos weil sie alle gut beritten und bewaffnet sind, sondern weil sie sich auch ritterlich benehmen, edle Züge tragen, ein gegebenes Wort heilig halten und an einem Freunde unverbrüchlich hängen. Sie sind nicht sehr groß, aber wohlgebaut, viele sogar schön, mit langem, lichten Haar.

Die Tschetschenzen.

Das sich Nachtsche nennende Bergvolk des östlichen Kaukasus wird von den Georgiern Kisten, Kistinen, von den Lesghiern Mizdscheghen, von den Russen Tschetschenzen genannt. Ihre Religion ist ein Mischmasch von Allem, jedoch im Wesentlichen muhamedanisch. Sie nennen die Christen Ungläubige und verehren doch den heiligen Georg; sie essen kein Schweinefleisch, haben mehrere Frauen, ehelichen die Wittwen ihrer Brüder. Die Greise, welche alle alten Gebräuche kennen, sind Vermittler bei Streitigkeiten. In dem fast dreißig Jahre hindurch gegen die Russen geführten Kriege, der erst 1859 endete, war der bekannte Tschetschenzenfürst Schamyl zugleich deren Priester, Held und Tyrann. Die Tschetschenzen sind zweifellos eines der tapfersten Bergvölker. Bei den Kriegern haben sich noch erhalten der Kotzenpanzer und der Spitzhelm, kleine Faustschilde, Armschienen, Dolch und Säbel. Ackerbau und Viehzucht wird von dem 140 000 Köpfe zählenden Stamme nur in geringem Maße betrieben.

Tschetschenze.

Die Chewsuren

wohnen im nördlichen Theile des Gouvernements Tiflis, östlich von der großen Heerstraße von Wladikawkas über den Kaukasus nach Georgien, neben den zwei anderen Bergvölkern der Pshawen und Tuschinen. An

der Südseite dieses Gebirges sind sie schwach an Wuchs, in Guro und an der Argunquelle dagegen wahre Riesen mit enormen Füßen und Händen, und in beiden Geschlechtern steckt durch stete Uebung große Körperkraft, die sich auch hier wie bei manchen nordamerikanischen Stämmen im Fortschleppen großer Lasten kundgiebt. In voller Rüstung trägt ein Chewsure einen Zentner Steinsalz über die steilsten Gebirgswege nach Hause. Die höchst seltsamen Ehesitten schildert Gustav Radde in seinem Buche über diesen Stamm ausführlich. Es gilt als Schande, wenn einem jungen Paare vor Ablauf der ersten vier Jahre ein Kind geboren wird und wenn das zweite vor Ablauf weiterer drei Jahre folgt. In den ersten zwei Jahren nimmt der Vater das Kind nicht auf den Arm, die Mutter ist in Gegenwart anderer Personen nie zärtlich zu ihm, umsomehr liebkosen sie die Kleinen, wenn sie mit ihnen allein sind. Eine Wittwe darf, wenn sie einen Sohn hat, keine zweite Ehe eingehen. Untreue der Frau wurde früher durch Ohren- und Nasenabschneiden bestraft.

Aware.

Die Lesghier,

scheinbar wild und zügellos, handeln dennoch genau nach den alten Gewohnheitsrechten; sie leben hauptsächlich von Schafzucht und bauen in vereinzelten Thälern etwas Roggen, Hirse und Weizen. Ackerland ist sehr kostbar, und nach einem alten Sprichwort ist es so viel werth, „wie die Ziege oder Kuh, die es bedeckt, wenn sie sich niederlegt.“ Bei der kühlen, gesunden Bergluft, der mäßigen Lebensart ohne geistige Getränke und der herrschenden Sittenreinheit erreichen die Leute ein hohes Alter. Die hervorragendste Stelle unter den lesghischen Stämmen nehmen die Awaren ein.

Die Osseten

nehmen in einer Zahl von ca. 110 000 Köpfen die höchsten bewohnbaren Gebiete um den Kasbek ein. Ihrer Sprache nach sind sie arischen Ursprungs und ihre Sitten erinnern manchmal an altdeutsche. Der Frau ist alle Arbeit in Haus und Feld zugeschoben; sie bearbeitet die Felder, mahlt die Frucht auf der Mühle, sorgt für die Speise, spinnt die Schafwolle, webt sie und verfertigt daraus Kleider, sie schustert sogar Stiefel für den Herrn Faullenzer und braut ihm ein recht gutes Weizenbier, „Ludi" genannt.

Früher geschah die Verwaltung durch die versammelten Hausväter eines Auls, und Jeder hatte sich bedingungslos ihrem Ausspruche zu unterwerfen. Im Hause dagegen galt nur ein Gesetz: der Wille des Vaters. Der jüngere Bruder ist in allen Dingen dem älteren folgsam, dient ihm, sitzt nicht in dessen Gegenwart. Nur der Vater darf Frau und Sohn mit dem Tode strafen, die Versammlung fällt das Urtheil, der Hausvater hat es eigenhändig zu vollstrecken. Wir wollen solchen Hausvater einmal bei seiner „Tagesarbeit" beobachten. Während die Frau sich schon zeitig im Hause zu schaffen macht, steht er im Winter spät, im Sommer früh auf, sieht dann nach dem Vieh, das aber in den Sommermonaten von Knaben oder Greisen fernab gehütet wird und nicht täglich heimkehrt, frühstückt etwas Brot mit Käse, ißt Mittags in Hammelfett gebratene Käsekuchen, Hammelsuppe mit Knoblauch und an Feiertagen Lamm- oder Ochsenfleisch und trinkt dazu Bier. In Versammlungen werden die öffentlichen Angelegenheiten, aber auch viel Klatsch verhandelt. Am Abend besteigt er das Dach seines Hauses, raucht verschiedene Pfeifen Tabak, erhält von den Nachbarn Besuch, plaudert und erzählt sich Skandalgeschichten. Dann steigt er vom Dach, die Nachbarn verschwinden und nun wiederholt er im Frauengemach der Gattin den Ortsklatsch, trägt den Kindern Märchen vor und geht nach gut ausgefülltem Tage zur Ruhe.

Die Tscherkessen.

Die Bewohner der Westhälfte des Kaukasus und darüber hinaus, fast bis zur Meerenge von Kertsch, werden von den Türken Tscherkessen, von uns entweder Circassier oder Kabardiner genannt. Es ist ein sehr schöner Menschenschlag, dessen Töchter dazu bestimmt scheinen, die Harems der Türken zu füllen, wobei sie eine starke Konkurrenz von den Georgierinnen zu ertragen haben. Unter den verschiedenen Stämmen treten mancherlei Unterschiede auf; so sind einzelne Gruppen, z. B. die Abchasen,

denen gruſiniſche Beimiſchung zugeſchrieben wird, brauner von Haut, ſchwarzhaariger und hagerer; die im nördlichen Vorlande des Kaukaſus nomadiſirenden kubaniſchen Tſcherkeſſen unregelmäßiger im Geſicht und unſcheinbarer von Geſtalt. Die anderen Tſcherkeſſen ſollen ſchlanken Wuchs, breite Schultern, gewölbte Bruſt und Adleraugen beſitzen, aus welchen volle Energie ſprüht. Die Frauen ſind kleiner, ſehr zierlich, mit tiefſchwarzem Haar, leuchtenden und ſeelenvollen Augen; jede ihrer Bewegungen verräth Lebhaftigkeit und Anmuth. Die Tſcherkeſſen ſind in allen ihren Abzweigungen Muhamedaner und liefern dort, wo ſie unter gruſiniſche Bevölkerungen eingewandert ſind, manche Beiſpiele für die Regel, daß im Kaukaſus der Muhamedaner fleißiger iſt als der Chriſt.

Tſcherkeſſin.

Hellwald berichtet, daß „das Volk der Kabardiner im frühen Mittelalter chriſtlich war, ſpäter aber zum Islam übertrat; es gilt jetzt noch als das ritterlichſte von allen; ihre Sitten ſind für einen großen Theil des Kaukaſus maßgebend geweſen, und ihre Tracht iſt faſt im ganzen Lande angenommen worden, ſelbſt von den Koſaken.“ Den Abchaſen wird nachgeſagt, daß ſie heute noch dem Chriſtenthum anhängen.

Kleinaſien, Syrien und Meſopotamien.

Die Halbinſel Kleinaſien iſt eine Hochebene mit noch heute zum Theil waldreichen, hohen Randgebirgen. Die Weſtſeite greift zackig ins griechiſche Inſelmeer, denn die hier gegen Weſten verlaufenden Gebirgszüge ſind bei der im geologiſchen Sinne ſpäten Entſtehung des ägäiſchen Meeres durch Landſenkung in ihren weſtlichen Enden nur noch als Halbinſeln und Inſeln vom Lande übrig geblieben. Wie die Inſeln auf ein früher größeres Ganzes deuten, ſo iſt die kleinaſiatiſche Bevölkerung jetzt auch nur der ſchwache Schimmer eines faſt erloſchenen Geſtirnes.

Die heutige Einwohnerſchaft der großen türkiſchen Provinz Anatolien in Kleinaſien iſt ein Gemiſch von uralten Bewohnern dieſes Landestheiles

(Phrygern, Lydern, Karern, Lykiern, Kappadokiern u. a.), denen die jetzt herrschenden osmanischen Türken derart ihren Stempel aufgedrückt haben, daß man Anatolien wohl als das „Stammland der Türken" bezeichnen kann. Selbstverständlich hat die Mischung auch auf die körperlichen Merkmale der Osmanli einen großen Einfluß ausgeübt. Es ist bemerkenswerth, daß die kleinasiatischen Türken im Laufe der Zeit eine gewisse Gleichheit im Aeußeren erlangt haben. Wie Prichard behauptet, haben die breiten Gesichter und die hohen Backenknochen des ursprünglichen türkischen Elementes sich bei den jetzigen kleinasiatischen Osmanen völlig verwischt, sie erlangten ein durchaus europäisches Aussehen. Die Augen hörten auf schief zu stehen, vom stechenden Schwarz ging deren Farbe in ein freundlicheres Braun über, die Augenbrauen traten viel deutlicher hervor, die starken weißen Zähne stellten sich meist senkrecht. So entstand der „schöne Türke", von dem Heyfelder den Eindruck eines „tapferen Juden" gewann.

In Kleinasien sind die Türken alle seßhaft geworden, und zwar in den Städten als Handwerker, auf dem Lande als Ackerbauer; der Boden wird nie gedüngt, sondern nur ein wenig mit dem Holzpfluge durchfurcht, so daß die Bauern nicht selten durch Mißernte am Hungertuche nagen. Unter der schlechten Wirthschaft der Türken geht der Ackerbau immer mehr zurück, und damit wächst das Nomadenthum und das raub- und beutelustige Gesindel. — Auch in den Städten geht das Handwerk zurück, meistens infolge der europäischen Konkurrenz. Die geschätzten türkischen Teppiche werden in Europa nachgemacht, ebenso geht es mit der Tuchfabrikation und der Seidenwirkerei. Nebenbei entzieht der Militarismus Viele ihrem Gewerbe, wodurch zugleich die Sittenlosigkeit befördert wird, da die Konskribirten, fast immer verheirathet, ihre Frauen zurücklassen müssen.

Der Charakter der Türken hat viele gute Seiten. Sie besitzen gesunden Menschenverstand und ein richtiges Urtheil. Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit, Offenherzigkeit und Gastfreiheit ist ihnen nicht abzusprechen, umsomehr aber Fleiß und Vorwärtsstreben; Müssiggang ist eine Lieblingsbeschäftigung, was aber meistens auf das Konto der Religion zu setzen ist. Noch etwas Anderes kommt hinzu. Der Türke besitzt alle Vorrechte des herrschenden Volkes: eigenes Gericht, Bevorzugung in allen Fällen. Wird in einem griechischen Dorfe ein Türke todt gefunden, so wandern alle Notabeln ins Gefängniß. Der Türke, welcher einen Griechen oder Armenier tödtet, wird freigesprochen; das Umgekehrte findet nie statt. Die Bitte eines höhergestellten Türken gilt als Befehl, denn ähnlich den Wünschen weiland Kaisers Nikolaus kristallisirt sie sich in den unteren Regionen zu Stockprügeln. Die Bestechlichkeit der Richter ist allbekannt.

Das türkische Reich ist die letzte Staatengründung asiatischer Nomaden. In dem langsam aber unaufhaltsam vorschreitenden Prozesse des Zerfalles ist an eine Aenderung des Grundcharakters nicht mehr zu denken, und so zerfällt, wie Ratzel sagt, das Reich durch die Wirkung der Mittel, mit denen es geschaffen worden.

Anschließend an Kleinasien wollen wir hier noch der Völker in Syrien und Mesopotamien gedenken, die, obwohl unter türkischer Oberhoheit, dennoch unter anderen Bildungseinflüssen gestanden haben und noch stehen. In Kleinasien überwiegen die Türken und die türkische Sprache, und über dem Lande ruht, wie eine Art Leichentuch, türkische Gleichgültigkeit und das ängstliche Bestreben, jede Veränderung zu vermeiden. In Syrien und Mesopotamien aber brodelt Alles wie in einem Hexenkessel. Wie dort die türkische Sprache, so ist hier die arabische in vielen Dialekten vorherrschend, aber neben dem Völkergemisch seit Jahrtausenden treten hier krasser als in anderen Ländern die verschiedenen Religionen gegeneinander auf und veranlassen uns, sie theilweise zu berücksichtigen. Wir finden hier Mischungen der alten Bewohner, der Aramäer (griechisch Syrer), vornämlich mit Arabern, Armeniern, Juden, Türken und Europäern. Wie die Araber, so gehören auch die Aramäer zu den Semiten. Sie sind die Träger des Christenthums im Orient, dem es auch zuzuschreiben ist, daß die Aramäer den griechischen Namen Syrer angenommen haben.

Unter den syrischen Christen nehmen die erste Stelle die Maroniten ein, vornämlich wohnend im Libanon und am See Genezareth. Die Geistlichen sind wegen des großen Kinderreichthums sehr arm. Der Mangel an Aufklärung hat bei dem maronitischen Volke weder Rohheit noch sittliches Verderben, noch Barbarei im Gefolge. Es ist ein Ackerbau treibendes Volk und der ganze Libanon gleichsam ein großes Bauerndorf, in dem Sittenreinheit, Gastfreundschaft und Offenheit herrschen. Vergehen sind nicht häufig, Verbrechen unerhört. Ihre Todfeinde sind die Drusen, der Sauerteig in der libanotischen Bevölkerung, ein Mischvolk aus arabisch-syrischen und vielleicht auch indo-germanischen Elementen. Blaue Augen und röthlich-blonde Haare kommen hier häufig vor und veranlaßten Manche, in ihnen altes Kreuzfahrerblut zu wittern. Sie sind weder Christen noch Muhamedaner, und bewahren ihre Religion als eine Art Geheimlehre. Die Frauen leben völlig abgesondert und zeigen sich nur verschleiert. Vielweiberei ist gestattet, doch sehr selten. Alle sind im Essen und Trinken mäßig und enthalten sich jedes geistigen Getränkes. Die Regierungsform dieses ziemlich unabhängigen Volkes ist halb patriarchalisch, halb feudalistisch.

Die Juden, zumal Jeruſalems, ſind entweder dort Geborene, die arabiſch ſprechenden Moghrabim aus verſchiedenen Gegenden des türkiſchen Reiches, oder Europäer und zwar theils Aſchkenaſim, die aus Rußland, Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn und Holland kommen und jüdiſch-deutſchen Dialekt ſprechen, theils Sephardim, die aus Spanien ſtammen und jüdiſch-ſpaniſchen Dialekt ſprechen. Es iſt ein verkommenes Geſchlecht, bleichen,

Hirte vom Libanon.

kümmerlichen Ausſehens. Die Frauen haben häufig blondes oder röthliches Haar, hellblaue oder graue Augen, ihre Kleidung erinnert an europäiſche Trachten; die Männer, hagere, trockene Geſtalten, tragen hellgrüne, blaue oder graue Kaftane.

Von Nahr el Kebir die ganze nordſyriſche Küſte entlang bis nach Kilikien hinein und noch weiter wohnt das räthſelhafte Volk der Noſairier,

über welche uns Alfr. v. Kremer ausführliche Mittheilungen gab. Ackerbau und Viehzucht gewähren ihnen genügenden Lebensunterhalt; was fehlt, erlangen sie durch Räubereien.

Von Tyrus bis in den Libanon hinein ist das Gebiet der dunkelbraunen Metuali; es sind auffallend schöne Leute von starkem Knochenbau und hohem Wuchse. Das Tätowieren ist noch bei den Frauen üblich. Sepp schildert sie als harmlos und unbefangen, Oskar Fraas als durchaus nicht fanatische Moslemin.

Die Bauart der orientalischen Städte ist fast überall dieselbe. Die Gassen sind eng und schmutzig, die Steinhäuser einstöckig, mit flachen, für den Regen undurchdringlichen Dächern. Kein Fenster liegt nach der Straße hinaus, die Hausthüren sind meist niedrig und schmal, mit Eisen und Nägeln dicht beschlagen. Der „märchenhafte Glanz und die feenhaften Paläste" existiren nur noch in der Einbildung, während die Wirklichkeit Ruinen und Schmutz zeigt. Nirgends macht sich der Niedergang der orientalischen Kultur mehr bemerkbar, als in den altberühmten Städten Syriens und Mesopotamiens, auf die wir jetzt einen kurzen Blick werfen wollen.

Die Stadtbevölkerung Jerusalems beträgt ca. 32 000 Köpfe; davon sind 13 000 Muhamedaner, 9000 Christen verschiedener Bekenntnisse und 15 000 Juden. In Damaskus sollen einschließlich der Soldaten, Sklaven und Fremden 200 000 Menschen leben, von denen etwa vier Fünftel Muhamedaner, der Rest Christen und Juden sind. Ein ähnliches Verhältniß herrscht in den mesopotamischen Städten; Mosul, das ungefähr 35 000 Einwohner und Bagdad, das nach verschiedenen Angaben 40 bis 80 000 Einwohner haben soll. Charakteristisch für die letztere Stadt sind die seit den ältesten Zeiten gebräuchlichen „Kuffeh", das sind kreisrunde, aus Palmenblättern gemachte und mit Erdpech überzogene große Körbe, die in der Mitte ausgebaucht sind und zur Fahrt über den Tigris dienen. Basra, das Venedig Mesopotamiens, besitzt in seinen 15 bis 20 000 Bewohnern ein wahres Mosaik von religiösen Sekten, von denen jede natürlich die unumstößliche Meinung hegt, den „wahren Glauben" zu besitzen.

Die Ackerbau treibende Bevölkerung bilden die Fellachin, welche, in der elendesten Weise gedrückt, verachtet und ausgesogen, ein Spielball in der Hand der türkischen Beamten sind. Aus 20 bis 100 elenden Lehmhütten besteht ein Fellachdorf mit einer Einwohnerschaft von 30, 40 bis 1000 Personen, welche meist Muhamedaner, selten Christen, nie Juden sind. Die Männer bestellen das Feld, die Knaben hüten die Heerden, die Frauen besorgen das Hauswesen. Nur an Festtagen wird Fleisch gegessen, sonst nur Vegetabilien, Eier und Butter; als Getränk dient Wasser und

Kaffee. Die Frauen tragen ſchwarze oder dunkelblaue Tätowierung auf Geſicht und Bruſt, auf Händen und Füßen. Jedes Fellach-Weib trägt ſeine ganze Ausſteuer in oft zwei Pfund ſchweren Silberſpangen am Kopfe, und dieſer Schatz gilt für unantaſtbar. Kein Räuber wird ſich daran vergreifen und dem Manne ſteht keine Verfügung darüber zu. Von dem Ernteertrag werden die Steuern entrichtet, einen anderen Theil erhält der ſtädtiſche Kaufmann, welcher Vorſchüſſe leiſtete, einen dritten der Dorfgeiſtliche, die bettelnden Derwiſche, Blinde und Ausſätzige, und ſchließlich bleibt dem Bauern kaum ſo viel übrig, als zur dürftigen Erhaltung der Familie nöthig iſt. Für den armen Fellach iſt Vielweiberei daher ein Unding.

Fellach-Frau.

Bauer (Fellach).

Die Mehrzahl der Bewohner von Syrien und Meſopotamien iſt heruntergekommen und verarmt. Das fruchtbare Ackerland liegt verödet da. Die Tigrisländer könnten 30 Millionen Menſchen reichlich ernähren, während heute 3 Millionen Menſchen darin darben.

Erwähnen wir noch die Beduinen in der ſyriſchen Wüſte. Die ſpärliche Weide und der Waſſermangel zwingt ſie, ſich in kleine Lager zu theilen, in welchen ſie in Zelten aus Ziegenhaaren leben. Sie ſind ſchlau und verſchloſſen, aber treu dem gegebenen Wort und gaſtfrei, kleiden ſich ähnlich den Fellachin und tragen Sandalen. Schwert, Lanze und Steinſchloßgewehr bilden die Waffen, und ihr Reichthum Pferde, Kameele, Ziegen- und

Rinderheerden. Obwohl Muhamedaner, haben sich bei ihnen manche heidnischen Gebräuche erhalten.

Bei den Shemmar-Beduinen Mesopotamiens tragen die Männer ein weißes, die Frauen, welche sich, wie oben erwähnt, tätowieren, ein blaues Hemd, das mit einem Gürtel zusammengehalten wird. In der Wüste herrscht allgemeine Gleichheit, der Scheich hat keine besonderen Befugnisse, und Streitigkeiten werden von den ältesten Stammgenossen schiedsrichterlich beigelegt. Nach einem Sprichworte nimmt der Beduine Blutrache noch nach 40 Jahren.

In den Ufer- und Sumpflanden des unteren Euphrat und Tigris leben als Ackerbauer und Schiffer unter türkischer Herrschaft die arabischen Madanstämme. In den sumpfigen Gegenden pflanzen sie Reis, Büffel geben ihnen Milch, Binsen und Schilf bilden das Brennmaterial und den Stoff zum Hüttenbau.

Die Araber.

Die Halbinsel Arabien ähnelt in ihrer Bodenbeschaffenheit vielfach den Wüstenländern Nordafrikas. Das Wüstengebiet nimmt in Arabien mehr als ein Drittel der Halbinsel ein, in welcher, wie in der Sahara, Oasen sich vorfinden. Auch ein ziemlich ausgedehntes Steppenland findet sich vor, das während der Regenzeit den Wanderhirten Weiden für die Heerden bietet. Das Innere von Arabien ist fast noch garnicht bekannt.

Die Nord- und Südaraber unterscheiden sich in ganz auffallender Weise in Sprache, Sitte und Körperbeschaffenheit. Die Bevölkerung des nördlichen und mittleren Theiles der Halbinsel spricht das Arabische in verschiedenen Mundarten, das sich mit der Verbreitung des Islams über Mesopotamien, Syrien und den ganzen Norden Afrikas ausbreitete. Die Bewohner Südarabiens, welche im Alterthum Himjariten genannt wurden, sind durch die große Sandwüste Roba el Chali von dem mittleren Theil Arabiens getrennt; sie sprechen eine eigene, vom Arabischen verschiedene Sprache, welche verwandt ist mit der alten Sprache der Abessinier, einer Kolonie der Himjariten.

Die Nordaraber haben Winter- und Sommerzeltlager und ändern den Aufenthaltsort nur, um sich aus dem einen in das andere zu begeben; sie sind von mittlerem, sehnigen Körperbau, mit kleinen Händen und Füßen, schmalem Kopfe, mäßig aufgeworfenen Lippen, schön gebogener Nase, großen, feurigen Augen, bronzefarbener Haut, tief dunkelbraunen, lockigen Haaren und ebenso gefärbtem Barte; die Frauen sind von angenehmer Gesichtsbildung.

Der Araber führt ein hartes, entbehrungsreiches Leben und ist deshalb mit Wenigem zufrieden gestellt. Einige Datteln, ein wenig Gerstenmehl stillen den Hunger; er lebt üppig, wenn er über Weizenbrot, Kameelmilch und Butter verfügt.

Auf den weiten Einöden, die sich von den Klippenufern des Rothen Meeres bis an den Euphrat und den Persischen Meerbusen erstrecken, streifen seit den frühesten Zeiten der Geschichte Hirten oder Beduinen umher, und diese Wüstenkinder waren es, bei denen nicht allein die Dichtkunst eine heimische Stätte besaß, sondern wo auch eine Weltreligion, der Islam, geboren ward.

Muhamed erblickte in Mekka im Jahre 571 unserer Zeitrechnung als Sohn eines Elternpaares aus dem Stamme der Koraischiten das Licht der Welt. Als er zum Jüngling herangewachsen war, übte der Umgang mit einem christlichen Mönche und einem getauften jüdischen Gelehrten auf ihn einen großen Einfluß aus, so daß die christlich-jüdische Ideenströmung, die ihn beherrschte, auch auf den Islam übertragen wurde. Moses und Jesus waren Propheten gleich ihm, aber doch nur die Vorläufer der wahren Offenbarung Muhameds. „Es ist kein Gott außer Gott und Muhamed ist sein Prophet" wurde bald der Schlachtruf der Araber, mit dem sie die Welt zu erobern suchten. Die Anhänger des Islams beziffern sich zur Zeit auf ca. 120 Millionen Seelen. Und noch immer, besonders in Afrika, macht der Islam Fortschritte.

Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne kennt der Muhamedanismus nicht. Die Anschauung aller Semiten offenbart sich schon in dem Gebete der alten Hebräer: „Herr, ich danke Dir, daß ich kein Weib geworden bin." Von seiner eigenen Frau zu sprechen, oder gar sich nach einer anderen zu erkundigen, gilt als unanständig. Natürlich hängt dies mit dem schon oft erwähnten Haremsleben und der Sklaverei zusammen. Und dennoch scheint das Leben der arabischen Frau keineswegs ein trostloses zu sein. Während der Flitterwochen genießt sie z. B. eine fast abergläubische Verehrung, an der sich alle Frauen und Mädchen der Umgebung betheiligen.

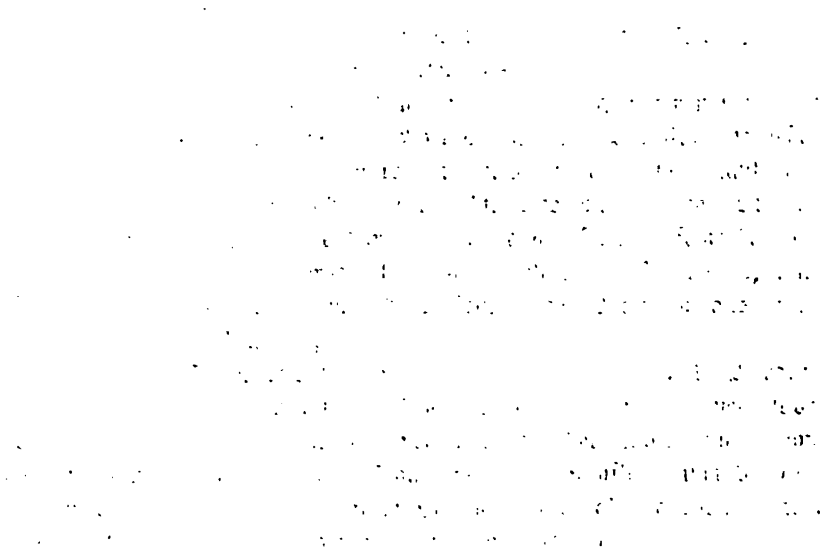
Die Südaraber sind fast so dunkel wie die Abessinier, dabei meist von einer Formenreinheit und Regelmäßigkeit des Körperbaues, wie man sie nur bei „Modellmenschen" der weißen Rasse sieht. Ausnahmen von der allgemeinen Dunkelfarbigkeit sind in vielen Fällen auf die von Norden her eingedrungenen fremden Elemente zurückzuführen. So erschienen Langer die Bewohner des Wadi Himjar hellfarbig, „fast weiß", und erinnerten ihn an süditalienische Typen. Als Adolf v. Wrede zuerst die dunkeln, nervigen Kerle Hadramauts sah, deren ganze Kleidung in einem Hüftenschurz bestand,

Araber.

flößten sie ihm wenig Vertrauen ein; je länger er sie aber kannte, umsomehr söhnte er sich mit ihrem Charakter aus.

Daß vor den Südarabern schon eine Bevölkerung in jenen Gegenden sich befand, glaubt man aus dem Vorkommen einer Pariakaste schließen zu dürfen. In Nord- und Mittelarabien herrscht für alle „Rechtgläubigen" soziale Gleichheit, in Südarabien aber nicht. Der unterworfene Stamm, jene spätere Pariakaste, hoffte durch Annahme des Islams seine Freiheit wieder zu erringen, aber vergeblich. Es geschah etwas Unerhörtes, man schloß diese Rechtgläubigen von dem Besuche der Moscheen aus, man behandelte sie wie Ungläubige.

Geheiligte Sitten und Gebräuche bannen die Raub- und Mordlust der Araber in enge Schranken. Dem Araber ist sein gegebenes Wort heilig, weil es die Stammesehre verlangt und der Wortbrüchige vom ganzen Stamme verachtet wird. Daher vertrauen Kaufleute ihm die kostbarsten Waaren an; mit blutendem Herzen sieht er all die Schätze, aber sein Wort bindet ihn, unangetastet liefert er Alles ab.



DER MENSCH UND SEINE RASSEN.

LITH. ANST. SAILER & MUNK, STUTTGART

ASIEN UND EUROPA.

1. Russe. 2. Italienerin. 3. Schwedin. 4. Georgier. 5. Chinese. 6. Mongole. 7. Rumänin. 8 u. 9. Pole u. Polin

Die Völker Europas.

Für eine kurze Schilderung der Völkerschaften unseres Erdtheiles knüpfen wir am besten da wieder an, wo wir Europa verließen, nämlich am Ende des vorgeschichtlichen Abschnittes.

Als nach der Eiszeit weite Räume des reichgegliederten Europas nicht mehr unter Eisfeldern begraben lagen, war die Menschenzahl wahrscheinlich ähnlich dürftig, wie jetzt etwa im nordischen Amerika, im Lappen- und Samojedenlande diesseits des Urals oder im nördlichen Sibirien. „Unstetes Leben", schreibt Alfr. Kirchhoff, „war damals Regel, Weiterzug und dann gewöhnlich Kampf mit Vorbesitzern das Loos für jeden Stamm, der sein Jagdgebiet oder seine Fischwasser ausgeplündert hatte. Wie es sich im Pflanzen- und Thierreich zutrug, so empfing nach dem endgültigen Rückzug der großen Vereisung Europa auch in seiner Menschenwelt gewiß Nachschub aus Ost und Süd."

Wenn wir den Angaben der Sprachforscher Glauben schenken, so verbreitete sich von Afrika aus oder unvermittelt von den Gebirgen Vorderasiens durch die gebirgigen Südländer Europas eine Völkerwelle, welche in den kaukasischen Georgiern, vielleicht in den brünetten Ligurern und namentlich in den brünetten Basken ihre letzten Ausläufer besitzt. Nachdem Reihen von Geschlechtern den Kampf ums Dasein durchgekämpft, zogen in jene Heimsitze, wo der Beginn der Geschichte sie vorfand, Kelten, Germanen, Slawen, Griechen und Italiker. Die kurzköpfigen Kelten, die Träger des brünetten Typus für Mitteleuropa, wenngleich auch Blonde unter ihnen vorkamen (Kalebonier), hielten vornämlich in den hohen Gebirgen Mitteleuropas, wo sie vielleicht schon eine vorkeltische, brünette Bevölkerung vorfanden. Durch sie wurden die Alpen ein Ausstrahlungsgebiet einer stark ausgebildeten Kurzköpfigkeit theils nach Norden, nach Germanien, theils nach Süden, nach Italien.

Die mehr nördlich von den Kelten ziehenden und sich niederlassenden Germanen und Slawen gehörten in ihrer alten typischen Form zu den Langköpfen. Blond ist aber nicht eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der

Germanen, denn auch die mongolischen Finnen, die Letten, viele Slawen, die Kelten in Schottland und ein Theil der Juden sind blond. Wo die blonden Germanen mit Kelten sich mischten, waren die Nachkömmlinge mehr oder weniger brünett und kurzköpfig; auch die Slawen erhielten die dunklere Färbung erst durch alteingesessene brünette Stämme, in die hinein sie gekommen waren.

Die Griechen und Italiker kamen aus Vorderasien in die beiden östlichen Halbinseln des Mittelmeeres.

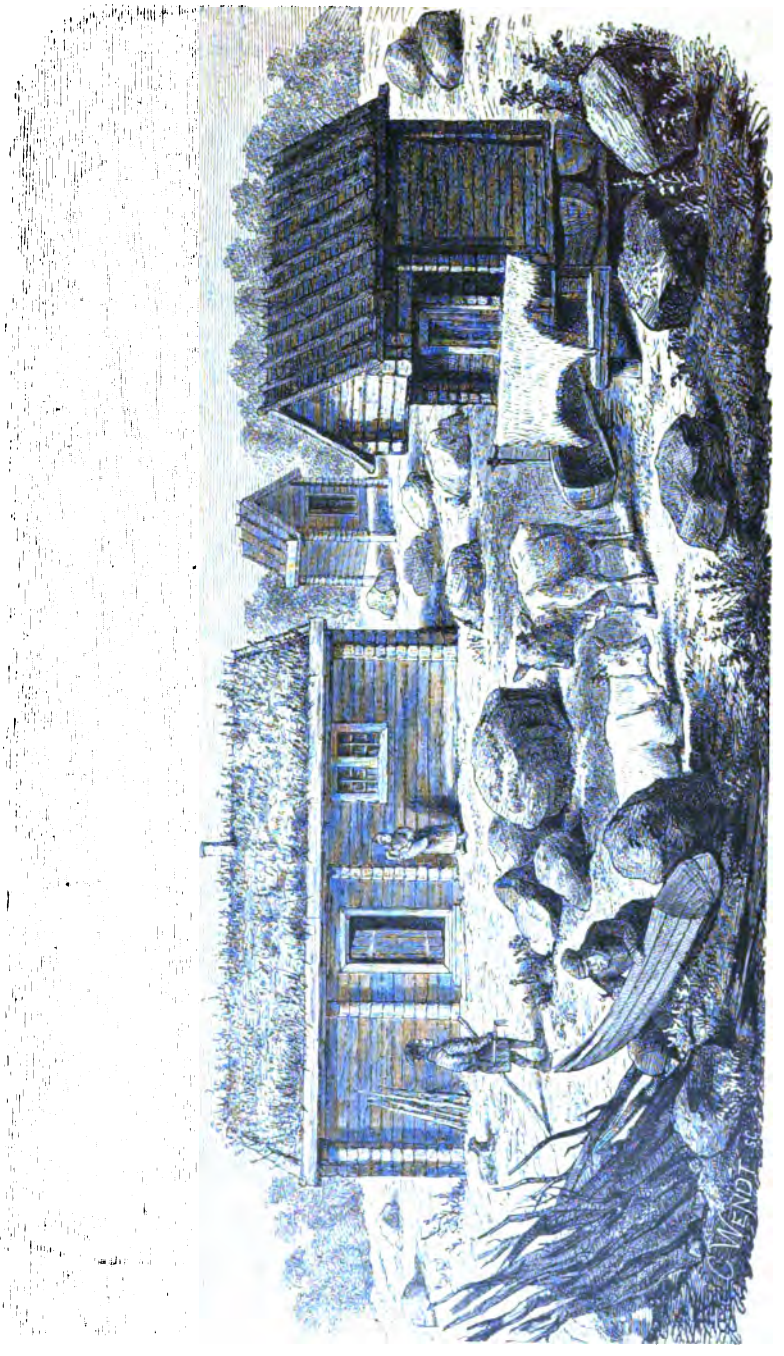
„Ein wechselseitiger, sehr mannigfacher Austausch der Bevölkerung hat wohl von jeher stattgefunden zwischen Europa und den beiden Nachbarerdtheilen und nicht ausschließlich während der letztverflossenen Jahrtausende, für welche er durch geschichtliche Ueberlieferung bezeugt wird . . . Europas Kultur, nicht seine Menschheit, ist nachweislich jünger, als die in einigen Ländern der übrigen Ostfeste. Was aber seit unvordenklichen Zeiten aus Westasien, aus Nordafrika an fremdem Zuschlag in die europäische Bevölkerung gekommen, das ist mit der hiesigen Vorbewohnerschaft innig und untrennbar verschmolzen" (Kirchhoff).

Wir beginnen auch in unserem Erdtheil mit der Schilderung nordischer Völker.

Die Lappen

gehören sprachlich zu der finnischen Familie der ural-altaischen Völker. Das Gebiet, welches die Lappen bewohnen, erstreckt sich im äußersten Norden Europas vom Weißen Meer bis an die skandinavische Küste des Nördlichen Eismeeres. Man theilt die Lappen ein in vier Regionen und zwar in die russische, finnländische, schwedische und norwegische Region. Ihre Anzahl dürfte kaum 25 000 Köpfe übersteigen, wovon über 20 000 auf Norwegen und Schweden entfallen, während der kleinere Theil im nördlichen Finnland und Rußland wohnt. Sie sind klein von Gestalt, mit gelblicher Hautfarbe und straffem, schwarzen Haar. Ihr runder Schädel und die etwas schiefstehenden Augen erinnern an mongolisches Blut.

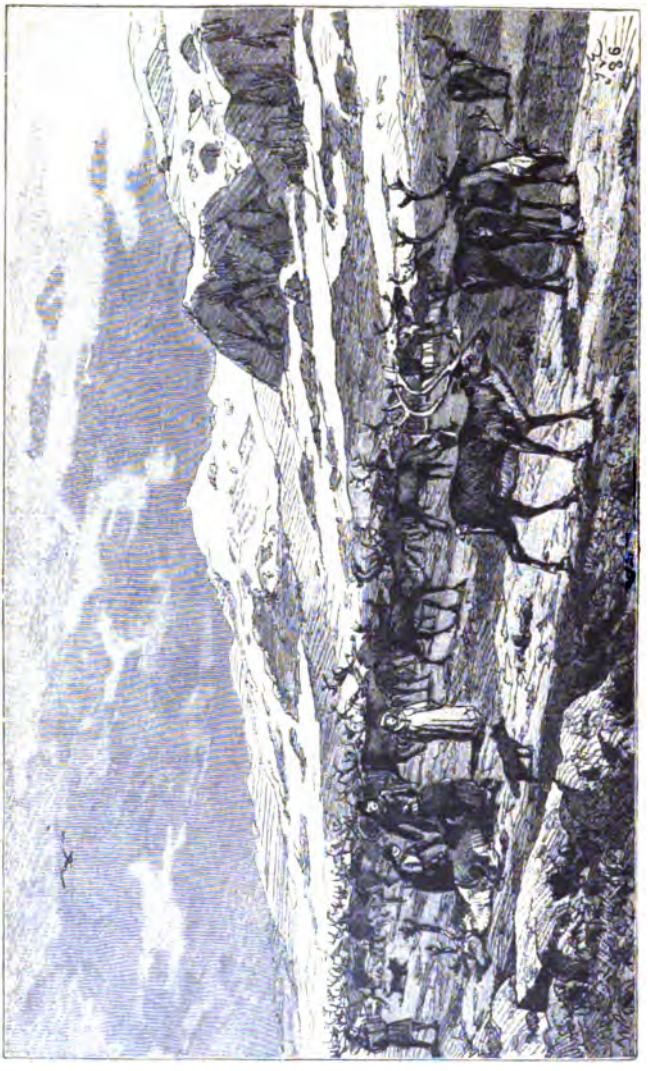
Das eigenartige Volk zerfällt in die Ren- oder Berglappen, die Fischer- und die Binnenlappen, auch Waldlappen genannt. Die Berglappen sind Nomaden, die die Gebirge Skandinaviens mit ihren Renthierheerden durchziehen. Sie haben von allen Lappen am meisten ihre Ursprünglichkeit bewahrt und sind der Kultur am wenigsten zugänglich geworden. Das Renthier bildet ihren Reichthum, es muß ihnen Nahrung und Kleidung geben, und mit den Häuten bedecken sie ihre Zelte. Ihre Schlitten werden mit Riemen aus dem Felle dieses nützlichen Thieres zusammengehalten, und die Därme dienen als Bind- und Nähfäden. Die Kleidung ist für



Lappländische Farm.

beide Geſchlechter faſt gleich, ſie beſteht aus Beinkleidern und Schuhen, ſowie aus einem Pelze und ſpitzer Mütze von Renthierfellen.

Die Fiſcher- und Binnenlappen ſind weniger wohlhabend als die Ren-



Lappländiſche Renthierherden.

thierlappen; die Binnenlappen haben ſich vielfach der Kultur, beſonders in Schweden, angeſchloſſen, wo ſie Ackerbau und Viehzucht treiben und in Holzhäuſern wohnen. Die Fiſcherlappen ändern alljährlich des Oefteren ihren Wohnſitz; ſie ziehen im Frühling entweder an einen See oder an

das Meer, um zu fischen, im August nach den Herbststationen auf die Jagd nach Vögeln und Pelzthieren, und gegen Weihnachten kehren sie in ihre Dörfer zurück. Die verschiedenen Fisch- und Jagdstationen sind von Alters her unter die Familien vertheilt und erben sich fort.

Die russischen Lappen verlegen auch nach Verlauf von 10 bis 15 Jahren ihre Dörfer, Pagoste genannt, wenn das Moos für die Renthiere nicht mehr im Ueberfluß vorhanden ist, oder wenn es in der Nähe an Brennholz gebricht. Gemeinschaftlich wird dann die Kapelle abgerissen und mit vereinten Kräften am neuerwählten Orte wieder errichtet; für die Fortschaffung des Wohnhauses hat jede einzelne Familie zu sorgen. Da für eine Polarbevölkerung die vegetabilische Nahrung nur sehr spärlich zugemessen und Fleischnahrung stets die Hauptsache ist, so hat die Priesterschaft für die der griechischen Kirche angehörenden Lappen die Fastenbestimmungen außer Kurs gesetzt. Es ist hier also erlaubt, in der Fastenzeit Schneehühner zu essen, und zu noch größerer „Beruhigung des Gewissens" werden deshalb die Schneehühner „fliegende Fische" genannt.

Auch die skandinavischen Lappen sind Christen geworden, doch haben sich bis heute viele heidnische Gebräuche erhalten.

Die Finnen.

Von ihrer Heimath am Altai sind, von Anderen bedrängt oder freiwillig, die Finnen in vorgeschichtlicher Zeit nach Westen gezogen, so daß ihre Wohnsitze bis nach Skandinavien und an die Weichsel reichten. Sie schieden sich in eine östliche Gruppe an der Wolga und eine westliche, die karelische, in Finnland. Die letztere Gruppe, die heute über $1^1/_2$ Millionen Köpfe zählt, bildet ein gediegener, überaus arbeitsamer, ausdauernder, muthiger und ehrlicher Menschenschlag, welcher in den Wildnissen eines aus Sümpfen, Seen und dichten Wäldern bestehenden Bodens und unter dem kalten, unfreundlichen Klima des Nordens nur durch andauernden Fleiß dem Lande die kärglichen Gaben abringen und durch Muth und Tapferkeit sich der vielen Raubthiere (Bären und Wölfe) erwehren konnte.

Jahrhunderte hindurch war Finnland eine schwedische Provinz; obwohl seit 1809 unter russischer Oberherrschaft, ist heute noch die schwedische Sprache die Verkehrs- und Unterrichtssprache. Das Land erfreute sich bis vor Kurzem einer gewissen Selbstständigkeit mit ständischer Verfassung und war frei von solchen sozialen Mißständen, wie sie infolge der früheren Leibeigenschaft in Rußland noch herrschen. Die Universität Helsingfors, „der Augapfel des Landes", hat auf die Gestaltung des national-finnischen Lebens einen großen Einfluß. Die Finnen haben eifrig daran gearbeitet, die

europäische Urgeschichte aufzuhellen, die noch erhaltenen Reste vorgeschichtlicher Zeiten zu sammeln und zu deuten. Sprach man früher von den großen Völkerunterschieden unseres Erdtheiles, so nannte man nur Germanen, Romanen und Slawen; jetzt sind als vierte die Völker der finnischen Familie hinzugetreten, und ebenbürtig reiht sich an die homerischen Gedichte, die Nibelungen, die großen Epen der Inder und Perser, das durch Lönnrots Sammeleifer zusammengestellte finnische Gedicht Kalewala.

Die Esthen

gehören zur finnischen Sprachfamilie und bewohnen Esthland und die südlichen Kreise Livlands; sie sind im Ganzen vielleicht 750000 Seelen stark. Hunfalvy schildert sie als stämmige, blonde, blauäugige Menschen, welche mit den Letten das gleiche Schicksal hatten, nach langem, zähen Widerstande den deutschen Eroberern zu unterliegen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, der die Anspannung aller Kräfte erfordert, wenn er irgendwie lohnen soll. Die an der Küste wohnenden Letten treiben vorzugsweise Fischerei.

Im 13. Jahrhundert nahmen sie das Christenthum an, doch noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein hielten sich die heidnischen Gebräuche. Wie lebendig die Erinnerungen daran bis zum heutigen Tage geblieben sind, davon lehren uns die lebendig gebliebenen Sagen und Mythen des esthnischen Volkes. Die soziale Lage der Esthen war von jeher eine erbärmliche, und fast kein Volk ist schlimmer unterdrückt worden als die Esthen. Nach der deutschen Herrschaft gehörte Esthland während zweier Jahrhunderte zu Schweden, und 1721 wurde es durch den Nystader Frieden zum russischen Reiche geschlagen. Das Joch der Leibeigenschaft wurde ihnen im Jahre 1819 genommen. Die Drangsalirungen der Russen, die die Ostseeprovinzen mit ihren bekannten Mitteln slawisiren wollen, werden bald die letzten Reste esthnischer Sprache und Eigenart vertilgt haben.

Die Russen.

Das russische Volk ist in aller Stille aus halt- und zusammenhangslosen Slawenstämmen erwachsen. Wie der russische Boden, besitzt auch das russische Volksthum zwei Haupttypen, Groß- und Kleinrussen, die in ihren guten wie schlechten Eigenschaften in Rußland den ewigen Gegensatz zwischen Norden und Süden darstellen. Die Mitte zwischen Beiden halten die Weißrussen, welche das slawische Blut vielleicht am ungemischtesten bewahren, da sie gleich den Polen ihren heimathlichen Boden

nicht verlassen haben. Die Großrussen, an Zahl mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung im europäischen Rußland, sind von allen russischen Slawenvölkern das gemischteste, und wahrscheinlich bildet darin das finnische Blut einen beträchtlichen Prozentsatz. Die Kleinrussen, im Süden des Reiches, jedoch fast überall von Großrussen durchsetzt, sind entschieden von reinerer Rasse als die Vorigen, lassen aber doch deutlich drei Typen erkennen: Langköpfe mit braunem Haar und dunklen Augen, Kurzköpfe mit braunem Haar und dunklen Augen und Kurzköpfe mit blondem Haar und lichten Augen. Zu den Kleinrussen gehört in den Karpathen das Volk der Bojken, das einst größeren Ansehens sich erfreut haben muß. In den Bergen des Kreises Sambor sind sie kenntlich durch einen halbwilden Gesichtsausdruck und durch die uralte Sitte der Vielmännerei, trotz Christenthum und moderner Gesetzgebung. Ja, der Gatte verachtet das Weib seiner Liebe, wenn sie nur seine Frau allein ist. „Schäme Dich," sagt er ihr, „daß Du nur einen Mann hast."

Charakterkopf eines russischen Bauern.

Kennzeichnend für alle slavischen Staaten und somit auch für das Zarenreich ist eine stark demokratische Strömung; sie ließ stets, wenn von dem Bauernstand abgesehen wird, nur eine schwache Gliederung der Klassen hervortreten. Am stärksten ausgeprägt zeigte sich diese Strömung in der Verfassung der russischen Dorfgemeinde; der Grund und Boden gehörte Allen gemeinsam und wurde auch gemeinsam bearbeitet; jeder in der Gemeinde geborene Knabe hatte von seiner Geburt ab seinen Antheil daran, den er sein Leben lang auch behielt. Da die slawischen Völker besonders Ackerbau und Viehzucht trieben, aber nicht das Städtewesen entwickelten, so fehlte das freie Bürgerthum.

Im Jahre 1601 führte Boris Godunow die Leibeigenschaft ein, weil er bei seiner Thronbesteigung eine Menge Grundbesitzer, aber keine Arbeiter auf den Gütern vorfand, andererseits aber ganze Horden von nomadisirenden Bauern ohne Grundbesitz. Seine Vorgänger hatten nach Belieben Feld, Wald, Fischerei als Lehen vertheilt. Boris Godunow wollte nun das Land kolonisiren und meinte das nicht anders erreichen

zu können, als durch einen Ukas, der jeden Bauer für immer in seinem Dorfe seßhaft machte und ihn zwang, nur das Land zu bebauen, das ihm zuertheilt wurde. Man pries das als eine großartige Reform. Damit nun die Bauern ihren Verpflichtungen nachkämen, wurden Wojwoden und Bojaren über sie als Aufseher gesetzt, und nun begann die schöne Zeit allgemeiner Prügelei von Oben herab. Das Prügeln erschien bei Russen ganz in der Ordnung. Der Zar traktirte den Bojaren mit Ohrfeigen, in dem Heere prügelte der Obrist den Hauptmann, der Hauptmann seinen Lieutenant, dieser den Fähnrich, und der schließlich die Mannschaften seines Fähnleins; Prügel galten in Rußland als die Würze des Lebens. Mit jeder Generation verschlimmerte sich die Lage der Leibeigenen. Als Peter der Große zur Regierung gelangte, war der Aufseher der Leibeigenen schon ihr Besitzer und verkaufte sie nach Belieben. Den Verkauf verbot der Zar, der Geistlichkeit nahm er die Leibeigenen ganz fort, da die schwarze Armee, die überall fähig ist, ganze Länder aufzufressen, nicht blos den Mann, sondern auch seine Aecker annektirt hatte; aber diese Bauern, die nun zum Kroneigenthum erklärt wurden, kamen dadurch aus dem Regen unter die Traufe. Kaiser Paul fügte zu den Kron- und Edelmannsbauern noch eine dritte Klasse von Leibeigenen hinzu, die Apanagebauern, die den Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses gehörten. Sein Sohn Nikolaus machte schließlich alle Bauern, die keinen eigenen Herd besaßen, zu Kronbauern. Der Appetit kommt ja beim Essen, und eine wirthschaftliche Reaktion hat in keinem Lande je Maß zu halten verstanden. Als Alexander II. im

Russisches Bauernmädchen im Steppenlande.

Jahre 1861 die Emanzipationsakte erließ, entstand allgemeines Murren bei Herren und Sklaven. Hier hieß es: der Gutsherr hat zuviel behalten, dort: der Bauer hat zuviel bekommen. Leider hatte die Regierung es versäumt, durch obligatorischen Schulunterricht der Bauernemanzipation vorzuarbeiten. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft gab es 22 Millionen gewöhnliche Leibeigene, 3 Millionen Apanagebauern und 23 Millionen nur dem Namen nach frei gewesene Kronbauern. Es wurden also 48 Millionen Menschen „frei gemacht".

Wie die „Freiheit" den russischen Bauern bekommen ist, darüber ließen sich dicke Bücher vollschreiben. Früher in tiefster Abhängigkeit von ihren Herren, haben sie jetzt die „Freiheit", zu verhungern. Der Edelmann kann für seine weiten Länderstrecken keine Arbeiter finden, da die früheren Leibeigenen sich hüten, ihren Blutsaugern die Felder zu bearbeiten, und der Bauer hat wiederum nicht Land genug, um die Seinen ernähren zu können. Die Industrie, die sich seit der Bauernfreilassung in Rußland mächtig entwickelte, fand dadurch eine genügend freigelegte Arbeitermasse vor, an der sie sofort das Ausbeutungssystem wie im westlichen Europa anwandte. Die Bauern fanden daher bald heraus, daß ihr früherer schlimmer Zustand sich in einen noch schlimmeren verwandelt hatte. Schon oft haben die Gewehre russischer Soldaten die Unzufriedenen „zufrieden" machen müssen, und immer wieder zeigen sich in dem großen russischen Reiche jene Explosionen, die schließlich ihre verheerende Kraft über das Land ergießen werden. Der auf dem Throne sitzende Autokrat ist diesen Mächten gegenüber machtlos, und täglich, stündlich zittert er für sein Leben, da Alles, was noch an dem Sieg der Freiheit nicht verzweifelt ist, sich der immer mächtiger

Russische Bäuerin bei Kiew.

emporwallenden Bewegung des Bauern- und Arbeiterſtandes in Rußland anſchließt.

Die Urgeſchichte der Slawen iſt wegen ihrer geringen Berührung mit den höherſtehenden Völkern des Alterthums in ein faſt undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ihre geſellſchaftliche Organiſation war eine patriarchaliſche. Jeder Familienvater war Herr in ſeinem Hauſe. Die Familienväter wählten aus ihrer Mitte das Gemeindeoberhaupt, den Wladyka. Die Wladykas verſammelten ſich zu Kreistagen, welchen die vollſtändige innere Verwaltung des Kreiſes oblag. Jeder Kreis wählte

Ruſſiſche Bauern des Steppenlandes.

einen Deputirten zum Landtage, auf welchem die Fürſten gewählt, Krieg und Frieden berathen und innere Angelegenheiten geordnet wurden. Die Familienväter waren in der erſten Zeit auch die Prieſter ihrer Familien, und die Ausübung des Kultus geſchah innerhalb jeder Familie. Noch im zehnten Jahrhunderte war das ruſſiſche Volk ein Naturvolk im engeren Sinne. Da wurde es plötzlich ohne jede Vorbereitung, ohne jeglichen Uebergang, gezwungen, einen ungeheuren Sprung von dem unmittelbar natürlichen, materiellen Boden ſeines Fetiſchismus nach der abſolut übernatürlichen Bodenloſigkeit des byzantiniſchen Chriſtenthums zu machen.

Diesen Sprung bezahlte das Volk mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit; es fiel in den ungeheuren Abgrund hinein, aus welchem es sich bis auf den heutigen Tag noch nicht befreit hat. Die Lebenskraft des russischen Volkes ist nicht erstorben. Aber wegen der überall herrschenden Unwissenheit und moralischen Verderbniß konnte die Reaktion das aufleuchtende Licht der Freiheit stets wieder ersticken. Wie gewaltig es unter der Asche fortglimmt, bald hier, bald dort angefacht wird, wissen wir Alle. Das Wort Shakespeares: „Was bös begann, das nimmt im Bösen zu," paßt nur zu gut auf Rußland, und ist die natürliche Folge der Dinge, weil unter politisch ungesunden Zuständen gesunde, sittliche Verhältnisse nicht bestehen können.

Kamarinskaja (russischer Tanz).

Die Nachwirkung des langjährigen Tatarenjoches zeigt sich auch in der Behandlung der Frau. „Ich liebe Dich wie meine Seele, und schlage Dich wie meinen Pelz," ist ein altrussischer Ausspruch, und die junge Frau singt im Volksliede: „Was bist Du mir für ein Gatte, für ein Mann? Du raufst nicht mein Haar und Du schlägst mich nicht." Im Uebrigen ist der Russe eine heiter angelegte Natur; an Feiertagen, deren es in Rußland nicht wenige giebt, ergötzt er sich vorzugsweise mit Gesang und Tanz. Das sprichwörtlich gewordene Schnapstrinken ist in Wahrheit nicht so schlimm, wie es vielfach dargestellt wird. Die skandinavischen Völker sind viel ärgere Schnapssäufer als die Russen. Unter der Arbeiterbevölkerung der Städte erwuchs aber dem Branntwein eine heilsame Konkurrenz im Thee, von dem die Russen unglaublich große Quantitäten trinken.

Die Haus- oder richtiger Dorfindustrie ist in Rußland uralt und wird begünstigt durch die mangelhaften Verkehrswege. Reich entwickelt ist

die Holzinduſtrie, die Thonwaaren ſind oft von charakteriſtiſcher Schönheit, die Metallhausinduſtrie iſt nicht zu unterſchätzen, die feinen Filigranarbeiten in Silber kommen in neuerer Zeit viel zur Ausfuhr, kunſtreiche Flechtereien fertigen beſonders Mädchen an, die Lederinduſtrie iſt allbekannt, den Glanzpunkt aller aber bilden Gewebe und Stickereien. Den in neuerer Zeit geradezu verblüffenden Aufſchwung in der Kunſtinduſtrie hat Rußland vornämlich ſeiner Anlehnung an die heimiſche Hausinduſtrie zu danken. In den Dörfern und Städten haben ſich die typiſchen Holzbauten der Slawen noch bis heute erhalten, und in der That ſehen die Blockhäuſer auch äußerlich ganz zierlich aus, und im Innern iſt es gemüthlich und warm, was bei dem rauhen Klima gewiß nicht zu unterſchätzen iſt. Oftmals geht ein Dorf, auch wohl eine Stadt, in Flammen auf, was der Ruſſe in ſeinem Fatalismus nicht allzu ſchwer zu empfinden ſcheint. Holz genug birgt das waldreiche Rußland, und bald ſteht an der Stelle des Aſchenhaufens ein neues hölzernes Dorf.

Ruſſe beim Thee.

Die Koſaken.

Gewiſſermaßen eine Art hiſtoriſcher Blüthe des ruſſiſchen Volkes bilden die Koſaken, die ſich infolge innerer Verhältniſſe zuſammenſchloſſen und im Kampfe mit Tataren und kaukaſiſchen Völkern entwickelten. Die Donſchen Koſaken ſind Großruſſen, die tſchernomoriſchen dagegen, die älteſten, ſind Kleinruſſen, welche ſich ſpäter in Saporogi, d. h. an den Waſſerfällen wohnende, und in ſtädtiſche oder ukrainiſche (u kraina, d. h. an der Grenze) ſchieden. Mit der Poeſie, welche einſt das Koſakenthum umgab, iſt es längſt vorbei. Seitdem der mittlere Stromlauf des Dniepr nicht mehr durch die „Ukraine“, ſondern durch „Kleinrußland“ ſich erſtreckt, iſt der Koſak nicht mehr der „Falke“ oder „Adler“ von ehedem, ſondern der leichte Kavalleriſt im Heere des Zaren, ein Soldat,

wie die Uebrigen auch. Vorüber ist die Zeit, da er, der Angehörige eines freiwilligen Wehrvereins, auf den schilfumgürteten Inseln, welche in dem breiten Strombett des Dniepr lagern, Festungen errichtete, um der Fluth der westwärts sich wälzenden, sengenden und mordenden Tataren einen festen Damm entgegenzusetzen. Die Lebensregeln der Kosaken geboten strenge Einfachheit; jeder Ueberfluß war verpönt. Die Genossenschaft bildete kleine Gemeinwesen, welche „Körbe" genannt wurden. Jeder „Korb" bestand aus vierzig bis fünfzig Hütten, die karg und schmucklos in der Steppe standen. Kein Frauenantlitz durfte sich in seinem Umfange zeigen, denn der Kosak lebte im Zölibat. Und doch erwuchs in den „Körben" eine jugendliche Generation durch Kinderraub, den die wilden Gesellen auf ihren Raubzügen schwunghaft betrieben. Oft brachten sie eine ganze Schaar solcher kleinen Gäste heim, warteten und pflegten den Nachwuchs mit rührender Zärtlichkeit, und die Kleinen vergaßen gar bald, daß sie eltern- und heimathlos geworden. Waren sie zu Männern erstarkt, so kredenzte ihnen das Schicksal den schäumenden Kelch eines abenteuerlichen Lebens, das sich keineswegs auf die Umgebung des engen „Korbes", auf die Freuden des Fischfanges und der Jagd und auf die Gefahren kleinerer, kriegerischer Streifzüge beschränkte, sondern sie wiederholt über die Grenzen der Ukraine hinaustrieb und zum Schrecken der Feinde machte.

Die Donschen Kosaken sind ein eigenthümliches Volk und an Intelligenz und Gesittung den Kosaken vom Ural weit überlegen. Sie sind schwärmerisch religiös und vergöttern „Väterchen" nicht so sehr wegen seiner weltlichen, als wegen seiner geistlichen Macht als Oberhaupt der schismatischen Kirche. Im Gegensatz zu den uralischen Kosaken ist die Gemüthsart der Donschen Kosaken weich, fast poetisch. Ihre Lieder verherrlichen die Mannestugenden, die sich in den Begriffen der Treue und Tapferkeit wiederspiegeln, ihre Musik ist melancholisch, die Tonart in Moll vorwiegend und nur manchmal rafft sie sich in der „Dumka" zu einem feurigen Allegro auf.

Die Polen.

Westlich von den Russen nehmen wegen ihrer weiten Verbreitung und ihrer großen Anzahl (10 Millionen) von allen slawischen Stämmen die Polen die erste Stelle ein. Die Mischung verschiedener nahe verwandter Stämme schuf einen schönen, schlanken Menschenschlag, in welchem man deutlich zwei Typen unterscheiden kann, den Adligen mit schwarzem Haar, hochgewölbter Stirn und feinem Körperbau, und den Bauer mit starkem Knochenbau, hochgewölbtem Brustkorb und blond. Hier ist ein

nordslawischer Stamm also von einem südslawischen, der Sieger blieb, unterjocht worden. Einen eigentlichen Bürgerstand giebt es, von Preußisch-Polen und Galizien abgesehen, auch heute noch nicht; die in dichten Massen vorhandenen Juden leisten einigen Ersatz für ihn. Kein anderes Volk Europas besitzt seiner Kopfzahl nach so viele Adelige wie die Polen; aber der niedere Adel ist verkommen und verrichtet häufig Gesindedienste. In Polen ist die alte ursprüngliche Familienverfassung im jahrhundertelangen Verkehr mit den Deutschen längst abhanden gekommen; die adelige Polin, welche in allen Kavalierspassionen es dem Herrn Gemahl gleichthut, ist nicht nur die Gleichberechtigte im Hause, sondern die eigentliche Herrin; das soll auch in anderen Staaten vorkommen.

Polnische Bäuerin.

Polnischer Bauer.

Die slawische Hausindustrie beginnt bei den Polen in Galizien, insbesondere bei den Bergpolen. Wie der Russe, zeigt auch der Pole viel Anlage zur Bearbeitung des Holzes. Ein Hauptzweig der Hausindustrie ist die Schnitzerei (reich verzierte Branntweinfäßchen, Eierbecher, hölzerne Flaschen u. dergl. m.). Im Möbelbau liefert das bei Krakau gelegene Dorf Kalvaria wirklich Hervorragendes, und die Töpferei Galiziens ruft Erstaunen und Bewunderung hervor. Vortreffliche Leinengewebe bilden von hier aus einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel.

Zu den Polen gehören die Kaschuben, welche vornämlich im schmalen Landstriche vom Vorgebirge von Hela am Putziger Wieck bis an die Weichsel gegen Graudenz wohnen. In Pommern sind sie Protestanten, in den Provinzen Ost- und West-Preußen Katholiken; ihre Sprache ist noch heute ein polnischer Dialekt. Sie kleiden sich streng in alter Weise, und leben elend und verkommen in kleinen Lehmhäusern oder in ausgezimmerten Erdhöhlen, mit Schweinen, Hühnern und Gänsen in traulicher Gemeinschaft. Neben Landwirthschaft und Viehzucht treiben sie Bienenzucht und Fischerei.

Die Masuren haben sich am reinsten erhalten in der Gegend zwischen Warschau, Rawa und Plock, sodann in dem südlichen Theil der angrenzenden Provinz Ostpreußen, wo sie der lutherischen Kirche angehören und ihre Zahl bis auf 300 000 steigt. Sie sind bieder, muthig, lebenslustig, betreiben Landwirthschaft und Viehzucht und leben in patriarchalischen Familienzuständen.

Die Tschechen

sitzen hauptsächlich in der fruchtbaren Niederung des böhmischen Kessels. Ihre Zahl wird auf fünf und eine Viertel Million veranschlagt. Sie sind in hohem Grade kurzköpfig, ihre Körpergröße beträgt durchschnittlich 1,670 m, die Haarfarbe schwankt vom hellsten Flachsblond bis zu Schwarz in allen Abstufungen.

Nach Vlach und Helfert, „Die Czecho-Slawen", leitete einst der Aelteste des Dorfes kraft seiner Familiengewalt das Dorfwesen, vertheilte unter die Mitglieder die nöthigen Arbeiten, sorgte für Pflege und Unterhalt, schlichtete alle Streitigkeiten und vertrat die Sippe öffentlich, indem er an den Versammlungen des Stammes theilnahm. Hatte sich die Sippe bedeutend vermehrt, dann trennte sich ein Theil von ihr, um im weiten Waldgebiete Platz für eine neue Ansiedelung zu suchen. Der Sitz des Stammoberhauptes und der Stammversammlungen war die Burg. Später stand über den Stammältesten oder Lechen der Landesfürst mit derartigen Rechten und Verpflichtungen gegen das Volk, wie sie das Familienoberhaupt gegen die Familie besaß. Als die Macht der Stammdynasten aufhörte, verschwand auch die alte Stammeintheilung, und die Gauverfassung wurde allgemein, in welcher sich manche Geschlechter als Land- und Beamtenadel entwickelten. Anfänglich waren die Beamten feste Stützen des Landesfürsten, von dem sie in jeder Beziehung abhängig waren; als dann aber die Unsicherheit der Erbfolge Anlaß zu Streitereien gab, suchte dieser Beamtenadel im Trüben zu fischen, riß für seine ersprießlichen Dienste nicht allein die einträglichsten Aemter, sondern auch ganze Güter an sich,

und verminderte somit auch den Besitz des Fürsten. Die habsüchtige Willkür des Beamtenadels trieb aber auch den Landadel und den Klerus dazu, sich weitere „Gerechtigkeiten" zu sichern, wodurch die Einnahmen des Fürsten noch mehr beschränkt wurden. Als der Adel nach westlichen Vorbildern das Land stahl, führte er auch nach und nach Zinspflichtigkeit der Bauern ein, die vordem frei auf ihren Gütern gehaust hatten.

Wie den Polen, ist auch den Tschechen die alte ursprüngliche Familienverfassung im langen Verkehre mit den Deutschen verloren gegangen, und daß auch in Böhmen die Nationalitäten stark untereinander gerüttelt wurden, ersieht man aus der Sprache, die namentlich viele deutsche Worte in sich aufgenommen hat. Geistig sind sie von allen Slawen am meisten vorgeschritten; sie gehören heute zu den rührigsten Vorkämpfern des Slawismus.

Die Slowaken.

Die Gesammtzahl der Slowaken in den nordöstlichen Gegenden Ungarns, in Niederösterreich und Mähren, dort, wo sie an Ungarn grenzen, beträgt nicht ganz zwei Millionen, und ihre Sprache ist in viele Mundarten zersplittert. Der slowakische Schädel ist breiter und niedriger als der der Polen, die mittlere Körperhöhe beträgt 1,640 m, das Haar ist bei 29 Prozent blond, bei 71 braun; die Blauäugigen sind vorherrschend. In den gebirgigen Gegenden, wo sie den altslawischen Typus am treuesten bewahrten, finden sich noch wahre Riesengestalten, welche Gustave Le Bon für die Vertreter der Urrasse hält, die vor den großen aus Osten heranbrausenden Völker-Ueberfluthungen das Land bewohnte, während Paul Hunfalvy im heutigen Slowakenthum nur ein Volkselement neueren Datums erblicken will. Manche behaupten, nie schöneren Leuten begegnet zu sein als unter den Slowaken. Im slowakischen Oberungarn macht unter den Ungarn die Slawisirung unaufhaltsame Fortschritte. Der slowakischen Magd zuliebe sprechen Herr und Frau slowakisch, die Kinder lernen als Muttersprache slowakisch, und selbst in sonst rein deutschen Familien der Zips ist slowakisch die Umgangssprache.

Die guten Eigenschaften der Slowaken überwiegen weitaus die schlechten, wenngleich sie in Westeuropa als gewerbsmäßige Diebe verschrieen sind, aber gerade in der Ehrlichkeit können sie es mit manchem hochzivilisirten Volke aufnehmen, denn Räuberei und Gelddiebstahl sind selten, Sitten und Gewohnheiten bescheiden, fern von Dünkel und Frechheit. An ihrer Volkstracht halten sie fest, nur Adel und Bürgerschaft kleiden sich deutsch.

Slowakin.

Die Ruthenen.

In Ostgalizien sind die Kleinrussen unter dem Namen Ruthenen in mehr als drei Millionen Köpfen vertreten; das kräftige Gebirgsvolk Ostgaliziens und der Bukowina, die ruthenisch sprechenden Huzulen, sind slawisirte Rumänen. Im Norden herrschen bei den Ruthenen runde Linien, markirte Backenknochen, stumpfe Nasen vor, im Süden und Osten dagegen ovale Gesichter mit fein gebogenen Nasen. Wo einst schwedische Kriegsgefangene angesiedelt wurden, finden sich noch heute skandinavische Spitzköpfe und Spitzbärte. „Bei den Ruthenen," schreibt Leopold v. Sacher-Masoch, selbst ein Sohn des kleinrussischen Bodens, „zeigt sich noch ganz jene schlichte, genügsame, freie Volksnatur, jener dramatisch-sozialistische Zug, den polnische Adelswillkür und zarischer Despotismus nie ganz im russischen Sinne vernichten konnten." Die gewöhnlichste Körperhülle ist bis tief in den Sommer hinein der Schafpelz.

Die Magyaren.

Die Sprache der Magyaren ist die jüngste der aus dem Osten herübergewanderten Sprachen und bildet einen Zweig der finnischen Sprachenfamilie. Die Bewohner Ungarns stellen ein buntes Gemisch verschiedener Stämme dar, die nach Abstammung, Sprache, Sitten, Gebräuchen und Kultur gar verschieden sind. Die schönsten und wohnlichsten Dörfer sind die der Deutschen, am schlechtesten wohnt der Rumäne und Ruthene, besser der Ungar und Slowake. Die Ungarn oder Magyaren verdanken ihr Uebergewicht nicht allein ihrer größeren Anzahl, sondern auch dem Umstande, daß sie die Mitte des Landes, seinen fruchtbarsten Theil, in einer ungetheilten Masse bewohnen. Ihr Körperbau ist meist mittelgroß, muskulös und ebenmäßig, sie haben dunkle Augen und dunkles Haar, weizengelbe Haut und ziemlich breite Backenknochen, sind gutmüthig, sehr gastfrei und besitzen ein feuriges, leicht erregbares Temperament.

Seit 1000 Jahren in Ungarn sitzend, waren die Magyaren bald das herrschende, bald das unterworfene Volk. Durch Zwischenschiebung fremder, besonders sächsischer Kolonisten, und durch die Kreuzung mit Slawen und Rumänen sind bei den Magyaren die Rassenmerkmale verwischt. Die Urheimath der Magyaren wird in das Land am Nordfuße des Kaukasus und am Nordostrande des Schwarzen Meeres verlegt.

Ungarn ist im Großen und Ganzen ein klimatisch mildes Land. In seinen reichgesegneten Gefilden gedeiht der Wein, wie in fast keinem Lande Europas. Es liefert alljährlich 12 bis 13 Millionen Hektoliter von dem

edlen Naß, und dennoch ist der Wein nicht das hauptsächlichste Bodenprodukt Ungarns. Unübersehbare Felder erzeugen Weizen von vorzüg-

Ungarin (Bauernmädchen aus Tisza-Eszlar).

lichster Qualität, daneben werden Kartoffeln und Kohl in bedeutender Weise angebaut, sowie fast alle Gemüsearten und Obst. Die ungarische

Tabakkultur übertrifft an Quantität die Produktion der übrigen Staaten Europas, die Tabak bauen. Die Qualität soll jedoch Manches zu wünschen übrig lassen. Auch die Viehzucht Ungarns steht auf einer hohen Stufe.

Siebenbürger Sachsen (Brautpaar).

Die Pferde Ungarns sind weit und breit bekannt und bilden einen der werthvollsten Ausfuhrartikel. Zudem ist Ungarn reich mit Erzlagern versehen. Die Industrie ist dagegen schwach entwickelt, wenn wir von den Produkten der Gerberei absehen.

Ungarn (Fest der Rosenkönigin).

Wie überall, so übt auch hier der Boden seinen Einfluß auf die Bewohner aus. Der über die Steppen auf muthigem Rosse umhersprengende Czikos gehört zu denjenigen Gestalten, die in Deutschland allgemein bekannt geworden sind. Eine starke Lebensfreudigkeit äußert sich überall, wo echtes magyarisches Blut pulsirt. Die reiche Ergiebigkeit des Bodens läßt trübe Gedanken über des Leibes Nothdurft und Nahrung nicht aufkommen, und demgemäß gestalten sich Volksfeste in ihrer reinen Ursprünglichkeit, wie wir es auf unserem Bilde „Fest der Rosenkönigin" dargestellt finden. In der Pfingstzeit, wo die Rosen am herrlichsten blühen, wird im Dorfe die Schönste zur Rosenkönigin gewählt und dann im Triumphzug durchs Dorf geführt. Diese Sitte war während der Bedrängniß durch die Türken in Vergessenheit gerathen; erst in der neueren Zeit ist wieder versucht worden, sie lebendig zu machen.

Hier müssen wir auch eines versprengten deutschen Volksstammes gedenken, der Siebenbürger Sachsen, die, fern von ihrer Heimath, ihre ursprüngliche deutsche Eigenart treu bewahrt haben. In der letzten Zeit werden sie von den Magyaren scharf bedrängt. Die geradezu unverständliche Wuth der letzteren, Sprache und Sitten der Deutschen auszurotten, ist denn auch nicht ohne Erfolg geblieben, und wie lange wird es dauern, so wird diese deutsche Sprachinsel inmitten Magyaren und Slawen verschwunden sein.

Die Slowenen

oder Winden wohnen in der südlichen Steiermark, in Kärnten und Krain bis nach dem westlichen Ungarn und dem Adriatischen Meere in Zahl von $1^1/_3$ Millionen; ihre früheren Wohnplätze befanden sich aber in viel weiterer Verbreitung. Umbrandet von fremdem, hauptsächlich deutschem Volksthum, bewahrten sie dennoch viel von ihrem Slawenthume.

Vor seinen Stammesvettern zeichnet sich der Slowene durch stärkeren Erwerbssinn und nachhaltigere Betriebsamkeit aus; er ist auch ehrlich und zuvorkommend, gastfrei und gutmüthig, neigt aber, wie seine Vettern, besonders an Festtagen, durch welche unter dem Vorwande der Religion fast ein Drittel der Arbeitstage im Jahre verloren gehen, zur Trunksucht. Das nationale Bekleidungsstück der Slowenin ist das an den vier Ecken gestickte Kopftuch aus feinem Perkalin oder Leinewand. In Krain ist bei dem Landvolke Fleisch ein Leckerbissen; blos von den Abfällen des zum Verkauf geschlachteten Schweines macht sich der Bauer einige gute Tage und versteht daraus treffliche Würste zu bereiten. Beliebt sind Hirsebrei, Kraut und Rüben, Hafer und Waldobst. Die Wäsche wird vielorts aus

Hausleinewand hergestellt; aber gar Manche beginnen schon die schlechten Baumwollwaaren ihr vorzuziehen. Bei den Männern verschwindet die nationale Tracht mehr und mehr. Nach Josef Suman: „Die Slowenen"

Slowenin.

haben sich noch am meisten die hohen Stiefeln, Lederhosen, kurze Röcke und sammtene Westen mit dicken Silberknöpfen erhalten; im Küstenlande trägt man schon Schuhe, Strümpfe, Kniehosen und kurze Röcke.

Die Rumänen.

Sprachforſcher rechnen die rumäniſche Sprache zur romaniſchen Familie, und es ſind ſomit ſprachverwandt Portugieſen, Spanier, Franzoſen und Italiener; von hieraus aber auf Stammverwandtſchaft zu ſchließen, wäre völlig verkehrt; denn, um dies hier für ſpäter vorweg zu bemerken, in dem Spanier und Portugieſen rollt iberiſches, keltiſches, römiſches und theilweiſe auch germaniſches und arabiſches Blut, der Franzoſe enthält keltiſches, germaniſches, römiſches und im Süden auch iberiſches

Rumänen (Lautare).

Blut, der Italiener dagegen vorwiegend römiſches und germaniſches, und endlich der Rumäne thrakiſches und römiſches mit ſtarker Beimiſchung von ſlawiſchem und finniſchem Blut. Wenn nun auch in jedem dieſer fünf Völker eine Miſchung mit Römerblut vorhanden iſt, ſo hat zur ſprachlichen Verwandtſchaft der ſonſt einander fremden Völker nur die Macht des Römerreiches geführt. „Lateiniſch", ſagt A. Kirchhoff, „war im Halbjahrtauſend der Cäſarenherrſchaft die vornehmſte Sprache der Kulturwelt ums Mittelmeer, der die römiſchen Legionen weithin Bahn brachen; wer dürfte indeſſen im echten Sinne von einer lateiniſchen Raſſe ſprechen, da doch z. B. die Miſchung der thrakiſchen Geten mit allerlei (vorzüglich

Rumänin.

vorderasiatischem) Zuzug, später vornämlich mit Slawen, die Vorfahren der heutigen Rumänen erschuf, die also kaum irgendwelche wirkliche Verwandtschaft mit dem Westflügel der romanisch redenden Völkergruppe besitzen!"

Rumänien (Hirten).

Rumänien (Früchtehändler in Bukarest).

Die Geschichte zeigt uns die Rumänen zuerst als ein unruhiges Hirtenvolk nördlich und südlich von den Karpaten. Der Rücken dieses Gebirges bietet ausgezeichnete Weidegründe, auf denen die Rumänen ihren Hauptreichthum, sehr große Schafheerden, hielten; nur in den Thälern waren sie Ackerbauern. Die herrliche Natur hat hier die Menschen auf Ackerbau und Viehzucht hingewiesen, und doch werden beide Erwerbsquellen vernachlässigt und mit derselben Beschränktheit wie früher behandelt. Seit 1878 sind die beiden früheren Fürstenthümer, die Moldau und die Walachei, die der Pforte tributär waren, zu einem unabhängigen Königreich verschmolzen.

Die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht bilden heute fast die einzigen Exportartikel Rumäniens. Die Mineralschätze des Landes

sind nicht gehoben. Die Industrie befindet sich auf sehr niedriger Stufe und erst in der neueren Zeit werden Anstrengungen gemacht, auch diese zu heben. Die berühmten rumänischen Webwaaren und Stickereien sind ausschließlich das Produkt der Hausindustrie.

Das Volksleben in Rumänien hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Italiens. Trägheit ist eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Rumänen, die denn auch wohl dazu geführt hat, daß der Kaufmanns- und Handwerkerstand sich fast ausschließlich aus Ausländern, zumeist Deutschen, rekrutiren.

In ihrer Lebenshaltung ähneln die Rumänen, wenn man von dem geringen Wein- und Schnapskonsum absieht, den Orientalen. Die Bedürfnisse sind unglaublich gering; eine Hand voll gequollener Maiskörner oder ein auf dem Rost gebratener Maiskolben und Süßigkeiten ist für sie der Inbegriff alles Guten und Schönen auf der Erde.

Obwohl der Rumäne wenig musikalisch ist, so liebt er doch die Musik, und seine heimathlichen Musikanten, die Lautaren, stehen hoch in der Gunst des Volkes. Wenn die Hora, ein eigenartiges rumänisches Hirtenlied, von ihnen gespielt wird, so lauscht Alles andächtig im Kreise der schwermüthigen Melodie, aus der Noth, Elend und langjährige Unterdrückung sprechen; endlich beginnt ein lebhafteres Tempo, worauf sich die Zuhörer die Hand zum Tanze reichen, um bis zur äußersten Erschöpfung sich im Kreise zu drehen.

In Rumänien leben ca. $5^1/_2$ Millionen Menschen, darunter an Fremden ca. 300 000 Juden, 100 000 Bulgaren und fast 50 000 Zigeuner. Die herrschende Religion ist die griechisch-katholische, und zahllose Mönchs- und Nonnenklöster sind über das Land zerstreut, die in gewissem Sinne Wachtposten bilden zur Erhaltung von Dummheit und Aberglauben in der bäuerlichen Bevölkerung, während die Grundbesitzer die Bauern in der unverschämtesten Weise ausrauben. Die Kirche reicht auch hier der herrschenden Klasse die Hand, um das Volk geistig und wirthschaftlich zu unterjochen.

Die Zigeuner.

Die körperliche Beschaffenheit des Zigeunervolkes weist im Einzelnen erhebliche Eigenthümlichkeiten auf. Der Wuchs der Zigeuner ist ein mittlerer, schlank und ebenmäßig, die muskulösen Glieder sind sehr gelenkig, der mittelgroße Kopf besitzt die lange Form, Kurzschädel sind selten. Die Stirn ist niedrig, das Gesicht oval, die Augen meist dunkel, die Nase hat eine kräftige Wurzel.

Seit mehr als 400 Jahren lebt dieser Volksstamm in Europa, ruhelos umherschweifend, unter eigenen Stammeshäuptlingen, mit besonderer Sprache, eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Ueber den eigentlichen

Zigeuner.

Ursprung, ihre nähere Verwandtschaft, Heimath und die Veranlassung zu ihrem Wanderzuge nach Europa waltet noch manches Dunkel; nach dem heutigen Stande wissenschaftlicher Zeugnisse hält man Vorderindien für die Urheimath. Ihre Gesammtzahl in Europa schätzt man auf 600 000,

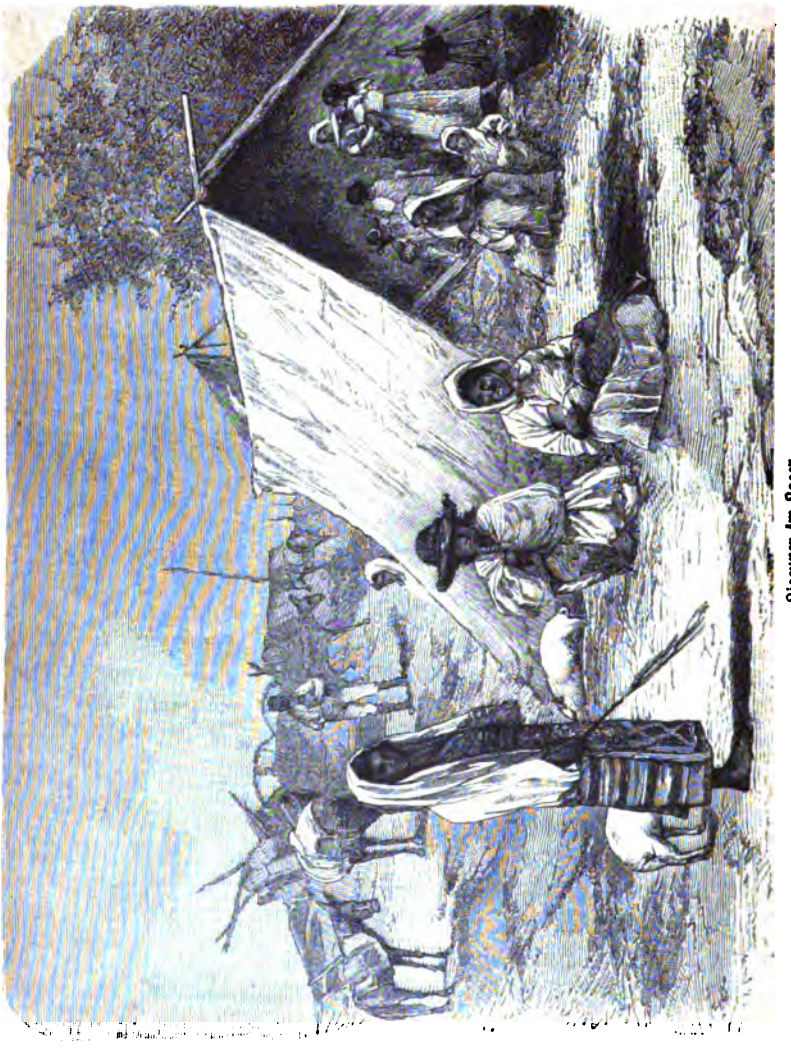
wovon der größte Theil auf die Türkei, Rumänien und Ungarn kommt. In Persien giebt es noch ziemlich viele Zigeuner, desgleichen in Nordafrika.

Mit der Ausbildung dieses Volkes hat sich der Europäer sehr wenig beschäftigt. Ueberall, wo sie sich blicken ließen, wurden sie zurückgestoßen. Spanien war das erste Land, das den Versuch machte, sie in das öffentliche Leben hinein zu ziehen, sie wurden gute Soldaten und geschickte und fleißige Handwerker. Von nun an nannten die Zigeuner Spanien ihr weiteres Vaterland, das engere blieb aber nach wie vor das aufgeschlagene Zelt, in welchem sie natürlich gegen die drohend erhobene Hand der andersprachigen Bevölkerung wenig gesichert waren. Wohl mit Unrecht redet man ihnen nach, daß Kinderraub eine Zigeunerliebhaberei sei. Da sie selbst stets eine zahlreiche Familie zu ernähren haben, so hält es schwer, anzunehmen, daß sie Verlangen fühlen sollten, fremde Kinder diesen beizufügen.

Zigeunerin.

Geistig ist der Zigeuner sehr gut veranlagt, aber die Liebe zu ungebundener Freiheit verhindert ihn, sich der Zivilisation einzureihen; er sucht die Nähe der Fremden nur dann, wenn die Noth ihn dazu treibt. Ohne jede Scheu essen sie, wie so viele Naturvölker, das Fleisch gefallener Thiere, „von Gott" wären sie für sie „geschlachtet". Durch das stete Leben im Freien sind sie in jeder Beziehung abgehärtet und dadurch mit einer geradezu unverwüstlichen Gesundheit ausgestattet. Merkwürdig bleibt es für uns wohl immer, wie in so beengenden Verhältnissen und unter solchen Umständen sich unter den Zigeunern ein großer Reichthum an Liedern erhalten konnte; den Hauptinhalt derselben bilden Liebe und Liebesschmerz. Eine Sehnsucht nach Verbesserung ihrer Lage spricht sich in den Liedern nie aus, wohl ein seltener Zug von Zufriedenheit und Genügsamkeit. Viele Lieder scheinen nur deshalb gedichtet zu sein, um als Begleitung zu ihren Nationaltänzen gesungen zu werden. Franz Liszt begeisterte sich sehr für diese

Melodien, ſchrieb ein ganzes Buch über ſie und iſt voller Bewunderung über ihr eigenartig muſikaliſches Talent. Man findet, ſchreibt M. Roſenfeld, unter den Zigeunern überaus gewandte Tänzer und Tänzerinnen,



Zigeuner im Lager.

die beſonders in mondhellen Nächten phantaſtiſche Tänze aufführen und hierbei von den Kindern unterſtützt werden. Wenn das Tanzlied angeſtimmt wird, durchſchwirren gar wunderliche Töne die Luft. Die Kinder nehmen Hände und Füße zu Hülfe; man jauchzt und jubelt, man ſtöhnt und

jammert, wie das Lied und die Tanzweise es mit sich bringen. Verstummt endlich der Gesang, hört die Geige auf zu tönen, dann lassen sich die älteren Familienmitglieder im Zelte nieder und versinken in stilles Hinbrüten. Sie gedenken vergangener Zeiten.

Die Albanesen.

Auf der durch die untere Donau und deren rechten Nebenfluß, die Save, vom Rumpf Europas abgegrenzten Balkanhalbinsel saßen im Alterthume Illyrier und Thrakier. Nach der germanischen Völkerwanderung verdrängten die Serben und Bulgaren theils die Vorbewohner, theils verschmolzen sie mit ihnen. Nur die Albanesen, auch Arnauten genannt, sind die Nachkommen der alten Illyrier, sie erhielten sich im nördlichen Theile ihres Landes ziemlich rein, ohne Vermengung mit den Slawen, im südlichen Theile aber vermengten sie sich mit den Griechen. Sie bewohnen den Raum der adriatischen Flußgebiete vom Skodra-See nach Süden bis in den schmaleren Theil der Halbinsel. Rauh und stolz in ihrem Wesen, verachten die Albanesen die Frauen als niedere Geschöpfe. Die Männer tragen ein Baumwollhemd, Baumwollhose, einen weißen wollenen Mantel und weiten Rock mit weiten Aermeln, einen reichverzierten Gürtel und auf dem Kopfe einen Turban. Arme Frauen hüllen sich in grobes Baumwollenzeug, wohlhabende in sehr weite wollene Kleider, junge Mädchen schmücken sich häufig mit Blechmützen. Jedes Haus besitzt einen kleinen Garten, jedes Dorf einen Rasenplatz für die Sonntagsspiele. Noch jetzt erblickt man viele Kastelle auf den Berggipfeln und in ihnen haust der Klephtenhauptmann mit derselben Ungebundenheit, wie einst bei uns der deutsche Raubritter.

Um 1300 drangen in die Balkanhalbinsel

Die osmanischen Türken

ein und eroberten schließlich (1453) Konstantinopel (Byzanz), die Hauptstadt des morschen oströmischen Reiches.

Unähnlich anderen Eroberern haben die Türken es niemals und nirgends verstanden, die unterworfenen Völker sich zu assimiliren. Der Rassengegensatz besteht noch heute in voller Schärfe, und er ist, auch abgesehen von der religiösen Grundlage, durch die im Wesentlichen militärische Einrichtung des Staatswesens und durch die Unfähigkeit der Türken, zu verwalten, noch verstärkt worden. Diese türkischen Gemeinden sind gegen die christlichen Einwohner auch räumlich streng abgegrenzt und stehen mit

den Rajahgemeinden (die alte christliche Einwohnerschaft) in gar keiner Verbindung. Die Rajah sind nur dazu da, das große türkische Heer zu ernähren. Die Lokalverwaltung der Rajahgemeinden wird im Großen und Ganzen von der griechischen Geistlichkeit besorgt, welche vermöge des Unterwerfungspaktes, den bei Eroberung Konstantinopels durch die Türken das griechische Patriarchat mit dem Eroberer Muhamed II. abschloß, die alte byzantinische Herrschaft der Griechen über die Slawen unter der Oberhoheit der Pforte noch heute festhält. Die unglückliche Bevölkerung hat sonach seit fast fünf Jahrhunderten unter dem Drucke zweier Herren, die sich gegenseitig im Rauben unterstützten, ein elendes Dasein gefristet. So lange die Griechen die slawische Bevölkerung durch den geistlichen Hirtenstab beherrschten, und diese Herrschaft nur durch den türkischen Säbel behaupten konnten, so lange nährten sie auch die Hoffnung, dereinst die Erbschaft der dahinsinkenden Türkei in Europa anzutreten. Dieser Panhellenismus bedingte die Niederhaltung der Slawen. Es ist bekannt, daß in unserer Zeit zum Theile diese Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel sich geklärt haben. Der Einfluß der Russen hat den Panhellenismus auf ein kleines Gebiet beschränkt, um an dessen Stelle den Panslawismus zu setzen, dessen Ziel die Eroberung Konstantinopels ist.

Das türkische Element ist auf der Balkanhalbinsel stark in Abnahme begriffen. Hieran soll das Cölibat mit seinen Folgen bei dem ausschließlich muhamedanischen Kriegerstande und die Menschenverluste des letzteren im Kriege schuld sein. Mäßigkeit im Essen findet sich in allen Volksklassen; dem starken Genusse von Reizmitteln, wie Tabak und Kaffee, Opium und Haschisch, sind nur die reicheren Klassen, nicht das sehr mäßige Landvolk ergeben. Ihm ersetzt der Rak den Wein, es ist frei von den demoralisirenden Einwirkungen des Branntweins auf ganze Völker und deren Nachkommenschaft.

Die Bulgaren,

ein finnischer Stamm, saßen am Don, als die Chasaren nach dem Abzuge der Hunnen in westlicher Richtung ihr großes Reich an der unteren Wolga gründeten. Ein Theil der Bulgaren zog nach der unteren Donau und verschmolz mit den Slawen zu dem Mischvolke der heutigen Bulgaren; ein anderer nahm den Weg nach der mittleren Wolga und gründete das großbulgarische Reich, dessen Hauptstadt in der Nähe Kasans in Trümmern liegt, und dessen Bevölkerung in den Großrussen aufgegangen ist. Die slawischen Bewohner Donaubulgariens sind aber auch jetzt südlich vom Balkan in Rumili (dem alten Thrakien) verbreitet, und die Gesammtzahl aller beträgt vielleicht 5¼ Millionen. Von allen übrigen

Slawenschädeln unterscheidet sich der Bulgarenschädel durch seine Schiefzähnigkeit, die unter Weißen fast ohne Gleichen ist. Die Gestalt ist gedrungen, muskulös, mehr mager als fett; im ovalen Gesichte ragt die Stirn etwas hervor, die Nase ist mehr gerade als gebogen, das Haar schlicht, blond, selten dunkel, die Frauen in jüngeren Jahren mitunter schön und von üppigen Formen, doch entstellt durch die Unsitte des Schminkens.

Die Knechtschaft, welche die Bulgaren nach der Vernichtung des byzantinischen Reiches zu erdulden hatten, war doppelter Art. Von den Osmanen

Frauentracht in Bulgarien.

Bulgarischer Wojewode.

wurden sie verachtet und rechtlos behandelt, vom griechischen Patriarchate in Konstantinopel demoralisirt und entnationalisirt. Als der letzte russisch-türkische Krieg dem lange gequälten Volke endlich Befreiung brachte, schilderte es die englische und deutsche Presse in den schwärzesten Farben, und erst Felix Kanitz konnte nach vielen mühevollen Reisen das Land erschließen und Licht und Schatten dieses Volkes gerecht vertheilen.

Bei den Südslawen ist die Holzindustrie weniger hoch entwickelt als im Norden, meist thun sich darin hervor die Zinzaren oder Makedowalachen, ein mit den Rumänen verwandter Volksstamm, doch fand Kanitz in Beli-Vid

-schnittwaarenfabrikation im großen Stile. Ein Kunsthandwe[illegible]
ornämlich kirchlichen Zwecken dienende Bildnißmalerei. Die Teppic[illegible]
e hat zwar viel von ihrer früheren Ausdehnung eingebüßt, i[illegible]
och immer beachtenswerth, denn in ihr tritt die reiche Gestaltung[illegible]
er Bulgaren, vereint mit dem angeborenen Gefühl für Linien- u[illegible]

Muhamedanische Bulgarin.

Farbenrhythmus, am schärfsten zu Tage. An der Seidenzucht bet
sich in Nordbulgarien besonders die Frauen. Die nationalste Hausi
jedoch ist die der berühmten „Gaitandschi“ oder Posamentirer, deren
(Goldposamentirungen an Kleidern) sich früher großer Nachfrage e
jedoch nach Auswanderung der reichen Moslemin und durch die
Konkurrenz jetzt viel weniger Abnehmer finden.

Die Serben

sind Bewohner Serbiens, der Herzegowina, Bosniens, Montenegros, Dalmatiens, der ehemaligen Militärgrenze, Kroatiens, Slawoniens und des südlichen Ungarns. Die wohlklingende serbische Sprache wird in verschiedenen Mundarten von nahezu sechs Millionen Menschen gesprochen. Die frühere Heimath der Serben lag in der Nähe der Lithauer und Letten. Zwischen 634 bis 638 brachen zahlreiche Horden von Serben und Chorwaten (Kroaten) aus den hinterkarpatischen Ländern hervor, setzten über die Donau und verdrängten nach hartem Kampfe aus dem Westen der Balkanländer die Awaren.

Bei den Serbokroaten wechselt das Haar von blond bis schwarz. Die Augen sind überwiegend dunkel. Der österreichische Serbe besitzt ein offenes und freies Wesen, der Hochländer Bosniens sieht in jedem Fremden einen Bedrücker, alle aber halten ihren Schwur, achten Verträge, sind gastfrei, muthig und unerschrocken. Die Frau spielt noch eine untergeordnete Rolle, und doch geht dem Serben gerade Mutter und Schwester über Alles. Von allen Slawen zeigen die Serben die größte Geschwisterliebe; ihr entquillt die eigenthümliche Wahlverschwisterung zwischen Männern und Mädchen untereinander und bildet einen charakteristischen Zug serbischen Volkslebens. Bei diesen Südslawen zeigt sich noch, besonders in Bosnien, die merkwürdige Familienform der „Zadruga", Hausgenossenschaft, welche dem Wesen nach der altgermanischen „Sippe" nahe kommt, manchmal sich mit ihr sogar deckt. Sie stellt sich immer als eine auf das Blutsband, auf die verwandtschaftlichen Beziehungen und zugleich auf die Gemeinschaft der wirthschaftlichen Interessen gegründete Gesellschaft dar; sie ist, wie der russische „Mir", kommunistisch veranlagt.

In der Herzegowina, Tschernagora (Montenegro) und um Cattaro wird das Volksleben einzelner Stämme noch vom Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der angeblich von einem gemeinsamen Vorfahren abstammenden Gentilgenossen durchdrungen. Solche blutsverwandte Genossenschaften bilden nach Friedr. S. Krauß (vgl. auch „Die Neue Zeit" 1888, S. 41 flg., über die Gentilverfassung der Südslawen) unter sich stets eine politische Vereinigung mit gemeinsamem, ungetheilten Grundbesitz. Dieser Verband wird Bratstwo, Bruderschaft, genannt, und mehrere Bruderschaften, die ihren Ursprung von einem gemeinsamen Urahn ableiten, bilden das Pleme, der Stamm, an dessen Spitze jetzt ein erwählter, früher ein durch Erbschaft dahin gelangter Herzog, Wojwoda, steht. Die Angehörigen eines Pleme, doch nicht desselben Bratstwo,

dürfen miteinander Ehen ſchließen. Der Stammverband iſt von geringer Bedeutung geworden und führt nur mehr eine Scheinexiſtenz, aber Bruderſchaften beſtehen noch, und deren Mitglieder betrachten ſich alle als Verwandte; Alle treten für Einen, Einer für Alle ein, wie die noch nicht

Serbiſcher Schafhirte.

völlig verſchwundene Blutrache zeigt. Zu der Zadruga gehören aber nicht blos die Blutsverwandten, ſondern auch jene Kinder fremder Leute, welche dieſelbe Mutter nährte (die Milchgeſchwiſter), ſodann die Gevatterſchaft, ſei es des Tauf- oder des Trauzeugen. Ein ſolcher Gevatter (Kum) gilt als die heiligſte Perſönlichkeit, und von ehelicher Verbindung zwiſchen ihm

und der Gevatterin (Kumtsche) kann nie die Rede sein. Auf gleicher Stufe steht die Wahlverschwisterung. Männer verbrüdern sich gegenseitig, Mädchen verschwestern sich, aber der Jüngling findet auch eine Schwester, wie sie einen Bruder. Dieses Verhältniß ist der höchste und sinnigste Ausdruck freundschaftlicher Gesinnung und Liebe, ein Bund fürs ganze Leben, der zu gegenseitiger Treue und Unterstützung verpflichtet. Etwaige Verführung unter ihnen wäre arge Sünde. Die Mitglieder einer Zadruga bewohnen dasselbe Gehöft, besitzen gemeinsames Vermögen und sind alle gleichberechtigt. Die männlichen Mitglieder wählen einen Hausverweser, der, wenn er 60 Jahre alt geworden, die Leitung einem Anderen überträgt; ihm zur Seite steht die Hausverweserin, häufig die Frau des Hausverwesers, oder die, welche man für die Würdigste hält, und ihr unterstehen alle weiblichen Mitglieder. In der Zadruga besitzen wir die Reste einer uralten Einrichtung vor dem Patriarchat. In diesem ist der Vater Herr und Gebieter, in der Zadruga fehlt solch Unterwürfigkeitsverhältniß, denn ein Familienvater ist garnicht vorhanden. Einer jüngeren Zeit gehört die „einfache Familie" an, in welcher der Hausvater mehr Macht als der Verweser in der Zadruga besitzt, aber nicht so viel wie der römische Familienvater, denn die Söhne sind als Mitbesitzer des Gesammtvermögens dem Vater gleichgestellt. Bis vor Kurzem war die südslawische Zadruga auch noch in Rußland vorhanden. Das Mutterwerden vor dem Frauwerden kommt bei den Südslawen fast niemals vor, und besonders in früherer Zeit war hierin die Volkssitte sehr strenge.

Die Bosniaken.

In Bosnien bilden die Hauptbevölkerung die Bosniaken, zwischen denen Juden, Zigeuner und nicht ansässige Fremde wohnen. Zu diesen Fremden gehören auch die Beczari (d. h. Junggesellen), nämlich jene zahlreichen Arbeiter, welche, wie unsere Sachsengänger, jeden Sommer aus Bulgarien und Albanien der Arbeit halber herüberkommen und gegen den Winter wieder heimkehren.

Auch die Bosniaken sind hohe, kräftige Gestalten mit ausdrucksvollen, schönen Zügen und ruhiger, würdevoller Haltung. In der Kleidung ist Roth die Lieblingsfarbe, demnächst Blau. Von den christlichen Frauen wird das Haar in langen Zöpfen über den Rücken getragen, oben bedeckt es ein niedriger Fez mit breiter Seidenquaste. Das Hemd ist auf der Brust bis gegen den Gürtel offen und über ihm trägt die Frau ein langärmeliges ausgeschnittenes Leibchen, über welches Aeltere, um den Wuchs

vortheilhaft hervorzuheben, noch eine Art Pelisse ziehen. Weite dunkelblaue Beinkleider reichen bis zu den Knöcheln, und die Füße stecken in rothen, buntverzierten Schuhen. Das tuchene Beinkleid der Männer ist nur bis zum Knie weit, wird dort mit einem bunten Kniebande festgehalten und schließt sich dann bis zum Knöchel eng an den Unterschenkel an. Unter einer Tuchjacke mit meist dunkelblauen Aermeln tragen sie eine Tuchweste mit Schnüren und darunter eine Art Spenser von gestreiftem Baumwollzeug mit langen Aermeln. Ein langer Shawl dient

Bosniaken.

als Gürtel. Als die Türken dieses Volk unterjocht hatten und das Land nur Muhamedanern gehören sollte, da nahm man einfach den christlichen Dorfbewohnern ihren Landbesitz und machte sie zu Kmets, d. h. Bauern ohne eigenes Land und eigene Wohnung. Die adelige und besitzende Klasse aber benahm sich nach der Unterjochung höchst erbärmlich und gesinnungslos. Aus reinem Egoismus haben sie ihren christlichen Glauben abgeschworen und sich zum Islam bekehrt. Mit dem blindesten Fanatismus verfolgten diese neugebackenen Muhamedaner alle Jene, die ihrem Glauben treu geblieben, sie wurden, wie Adolf Strauß sagt, „hundert Mal türkischer

als die Türken selbst"; die armen, wehrlosen und unterjochten Christen behandelten sie mit hochgradigem Selbstbewußtsein und tyrannischem Stolze, quälten sie aufs Grausamste und verfolgten sie überall.

Die Montenegriner

oder Tschernagorzen, die Bewohner der „schwarzen Berge", beweisen, wie wir das häufig beobachteten, daß in einem armen Lande, in Hochgebirgen, in Steppen oder Einöden, man häufig einen trefflicheren Menschenschlag als in den üppigst ausgestatteten Gegenden findet. Den Ausspruch: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren!" haben sie durch den langen Freiheitskampf bewahrheitet, und nur chauvinistische Befangenheit brachte es fertig, dem Montenegriner so viele schlechte Eigenschaften anzudichten.

Muhamedanische Bosnierin der unteren Stände.

Die heutigen Tschernagorzen sind Abkömmlinge jener Streiter, welche der Knes Lasar 1389 in der unglücklichen Schlacht von Kossowo Polje den Türken entgegenstellte. Es ist somit der Todestag eines großen Reiches der Geburtstag des montenegrinischen Stammes. Die Montenegriner sind keine besondere Rasse, kein besonderer slawischer Stamm, sondern nur ein unter besonderen Verhältnissen abgetrennter, dann selbstständig weiter gediehener und vielfach modifizirter Zweig der Serben; sie besitzen ein schärfer geschnittenes Profil, dunklere Haut- und Haarfarbe und eine schlankere, größere Gestalt. Als charakteristisch für sie aber ist die besonders kühn geschwungene Nase und das funkelnde Auge. Neben dem

vorherrſchenden Schwarz des Haares tritt öfter auch Brünett und Blond auf; die Zähne zeigen infolge der friſchen Luft, der einfachen Lebensweiſe und des Genuſſes harten Maisbrotes, blendendes Weiß. Beleibte Perſonen ſind große Seltenheiten. Durch ihre Ausdauer in vielſtündigen Wanderungen bergauf und bergab ſtehen ſie als Schnellläufer einzig in Europa da, und ihr Körper bleibt geſchmeidig und elaſtiſch bis ins hohe Alter. Faſt ausnahmslos überragen die Männer die Mittelgröße der Europäer, die Frauen dagegen erreichen ſie ſelten und ſtehen wegen der ſchweren ihnen zuertheilten Arbeit auf einer niederen Stufe. Ihr Geſicht iſt weniger

Montenegriner.

ſcharf geſchnitten und regelmäßig und wird, wenn die Jugendblüthe vorüber, bald unſchön, hart und knochig, die Formen verlieren Fülle und Rundung, die Taille nähert ſich der des Mannes, im Körper bleibt aber außerordentliche Muskelkraft, Zähigkeit und Ausdauer. Aus dem nur roh zugehauenen Kalkſtein des Bodens wird das Wohnhaus faſt ohne alle Fenſter und mit geringer Benutzung von Holz maſſiv errichtet und zwar in zwei Stockwerken, wenn der Beſitzer ſich Vieh hält, das dann im Erdgeſchoß untergebracht wird, oder nur in einem Stockwerk und häufig ohne Dielung des Fußbodens, wenn er kein Vieh beſitzt. Der Einfachheit des

Hauses entsprechen Tisch, Stuhl, ein hartes Brettergestell als Bett und der an einer Kette von der Decke niederhängende rußige Kessel. Nur an

Montenegrinerin auf der Wacht.

wenigen Orten sind die Häuser näher aneinander gerückt und bilden in diesen sogenannten Städten Straßen. Im ganzen Gebiete leben kaum 160 000

Menſchen, davon 75 000 männlichen Geſchlechtes, alſo auf einer Quadratmeile ungefähr neun Mal weniger als in Belgien. Die Hauptnahrung bildet ein kuchenähnliches Brot aus grob gemahlenem Mais, das jedes Haus ſich ſelber zubereitet, und ein quarkartiger, ungeformter Käſe; Fleiſch (meiſt vom Schafe) kommt nur ſelten auf den Tiſch. Man kennt nur zwei tägliche Mahlzeiten, Mittags und Abends, und trinkt faſt nur, und zwar reichlich, Waſſer, manchmal billigen Rothwein oder Schnaps aus Weinbeeren. Kaffee iſt ein ſeltener Luxusartikel.

Die Bewohner der Herzegowina und Bosniens ſeufzten in langer Knechtſchaft unter dem Halbmonde, der Sohn der ſchwarzen Berge führte gegen ihn einen freien, fröhlichen Krieg und entwickelte ſo ſeine Haupttugenden, die Tapferkeit und ein ſtark ausgeprägtes Ehrgefühl. Der geringſte Mann fühlt ſich als Bruder des hochſtehenden, der Miniſter verkehrt mit dem zerlumpteſten Hirten wie mit Seinesgleichen. Die Gaſtfreundſchaft wird hoch und heilig gehalten.

Bewohner Arkadiens.

Die Neu-Griechen.

Während man früher glaubte, daß durch das Eindringen vieler Völkerhorden in die von den Alt-Griechen bewohnten Gegenden dieſer Volksſtamm völlig aufgeſogen worden wäre, haben neuere gründliche Forſchungen das Gegentheil ergeben. Die Griechen ſind nicht ſlawiſirt worden, ſondern die Slawen von ihnen helleniſirt. In Kleinaſien greift das Griechenthum mächtig um ſich, und Spuren von Blutmiſchung ſind unleugbar. Auf Kreta ſind die ſlawiſchen Elemente unbedeutend; am reinſten blieben dort, durch ihr Alpenland geſchützt, die Sphakioten. Noch jetzt finden ſich, und nicht

allein auf den Inseln, schöne Gestalten und Körperformen vom alten hellenischen Typus und zeigen tiefe Lage der Augen in gewölbten Augen-

Neu-Griechin.

höhlen, edlen Schnitt und hohen Bogen der Augenlider, eine kurze, aufgebogene Oberlippe, ein rundes, festes Kinn, geradwinklige Senkung der

Stirn und Nase und breiten, festen Nacken. Der Haarwuchs ist sehr stark entwickelt, sogar auch jüngere Frauen zeigen häufig einen Ansatz zu zartem Schnurrbart. Die Frauen sind mit zwanzig Jahren völlig verblüht.

Trotz mancher slawischen Einflüsse in der Kleidung ist diese nach Fr. v. Hellwald doch nichts Anderes, als die auch bei den alten Hellenen üblich gewesene. Die zottigen Wollmäntel der heutigen Epiroten erinnern lebhaft an die zottige Chlamys der Alten. Die rothen Käppchen und der türkische Fez stammen von den antiken Schiffermützen her; die uralte sogenannte phrygische Mütze tragen jetzt noch die Hirtenknaben in Arkadien. Dagegen ist die von den Männern meistens getragene „Fustanella", eine Art leinener Unterrock, der in zahllose schmale Falten zusammengelegt ist, albanesischen Ursprungs. Die Tracht der Frauen, besonders auf einigen Inseln, ist plump und entstellend, dagegen die Festkleidung wohlhabender junger Mädchen reizend und erinnert sowohl an die antike als an die kleidsame türkische Tracht. Bedeutende Begabung läßt sich den heutigen Griechen nicht absprechen, aber sie sind unzuverlässig, betrügerisch, träge, und deshalb ist auch Landbau nicht ihre Sache. Einige der Grundzüge des alten Griechenvolkes sind noch heutigen Tages unter ihnen vorhanden: Eitelkeit, Disputirsucht, Geschwätzigkeit und Freude am Gepränge und an Aufzügen. Viele werfen sich zu Bekennern demokratischer Grundsätze auf und freuen sich in demselben Augenblicke über das bunte Gepränge, welches den Thron schillernd und glitzernd umgiebt. Gewinn lieben sie leidenschaftlich, haben aber große Abneigung gegen Handarbeit. Einer ihrer besten Gemeinzüge ist die Lernbegierde, die aber häufig dann aufhört, wenn sie Staatsämter erlangen. Vor einigen Jahrzehnten war Bestechlichkeit, so urtheilt der Amerikaner Bayard Taylor, unter den Staatsbeamten

Arkadierin.

„ebenso allgemein wie in den Vereinigten Staaten, und der ehrliche Theil der Gesellschaft nicht beträchtlich genug, um einen vornehmen Taschendieb zu brandmarken.“ Die Griechen besitzen aber drei Haupttugenden, die an sich schon eine so vortreffliche Grundlage bilden, daß sie leicht die rettende Macht für sie werden können. Sie sind für ein Volk des Südens ungewöhnlich keusch, überaus mäßig und in ihren Familienbeziehungen treu und uneigennützig.

Das griechische Volk hat von Natur Talent für den Handel, und auf diesem Gebiete hat es große Fortschritte gemacht. Das blaue Kreuz schwimmt in allen Häfen des Mittelmeeres und jenseits im Atlantischen Ozean; griechische Handelshäuser reichen weit über Paris und London hinaus.

Die Italiener.

Als älteste Bewohner Italiens sind zu bezeichnen die Ligurer, Etrusker, Japyger, sowie die Latiner mit den Römern, die Umbrer und Sabiner. Gallier drangen im sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. in Italien ein, später folgten ihnen Germanen. Im Laufe der Völkerwanderung fiel die Halbinsel zuerst in die Hände der Gothen, dann in die der Longobarden. Im Süden wurde Italien von den Griechen kolonisirt, wozu dann noch Araber kamen, die sich auf der Insel Sizilien längere Zeit behaupteten; auf Malta hat die arabische Sprache sich bis heute erhalten.

Die Ligurer bewohnten hauptsächlich das Uferland des nordwestlichen Italien und reichten auf demselben bis zum Rhone, sie saßen in den Westalpen vielleicht bis über den Montblanc und im Rhonethal bis über die Isère hinaus. Es ist möglich, daß sie einst noch weiter nach Westen reichten. In Italien gehen ihre Spuren weit nach Süden, und bei den Alten fand die Ansicht Ausdruck, daß Ligurer einst auf dem Boden Roms gesessen hätten. Sie werden als kleine, kräftige, abgehärtete, kriegerische Leute geschildert, und aus dem, was ihre Nachkommen sind, schließt man, daß sie kurzköpfig und langhaarig gewesen seien. — Die Etrusker, welche durch den Handel mit mittel- und nordeuropäischen Völkern einen großen Einfluß auf deren Kultur nach der materiellen Seite hin in prähistorischer Zeit gewannen, stellen uns kulturlich die Vermittelung zwischen Osten und Westen, Asien und Europa klar vor Augen. Ueber die eigene Volkszugehörigkeit dieser Nation, welche in Toskana bis zum rechten Tiberufer wohnte und einzelne, besonders städtische Gründungen weithin zerstreut besaß, wird man vielleicht immer in Zweifel sein; aber daß sie phönizisch-assyrische, ägyptische und griechische Bildungselemente vereinigte und ausstreute, ist gewiß; darin liegt ihre Bedeutung.

„Die Entwicklung des römischen Reiches bedeutet die Ausbreitung von Sprache und ethnographischen Eigenthümlichkeiten der Mittelitaliener über Süd- und Westeuropa. Die Thatsache einer von 96 Millionen Menschen getragenen, im Süden und Westen Europas politisch in zwei Großmächten und mehreren einflußreichen Staaten mittlerer Größe dominirenden

Italien (Bauernmädchen aus Brianza in der Lombardei).

romanischen Völkergruppe ruht auf politischer Grundlage. Nie hat ein Reich in so kurzer Zeit so viele Völker umgeschaffen, die nun von den Mündungen der Drau bis zu denen des Tajo den Stempel des römischen Ursprungs tragen. Die römische Geschichte hat zuerst einen vorwiegend ethnographischen Charakter und gewinnt den geographisch umfassenden, den verschmelzenden, erst mit der Erweiterung des geschichtlichen Horizontes.

Italien ist als ethnographischer Begriff neu. Es ist erst in die Formen der alpenumgürteten Halbinsel hineingewachsen.“ (Ranke.)

* * *

Das heutige Italien ist nach jahrelanger Zerrissenheit wieder zu einem politischen Begriff geworden; es zählt gegen 30 Millionen Einwohner. Den Hauptnahrungszweig bildet die Landwirthschaft, die mit großer Emsigkeit von etwa Zweidrittel der Gesammtbevölkerung betrieben

Aetnaführer und Bauer aus einem Aetnadorf.

wird. Insbesondere wird Weizen angebaut und in der Po-Niederung Reis. Außerdem erzeugt Italien außerordentlich viel Wein, Olivenöl und Südfrüchte. Das eigenartige Pachtsystem, besonders in der nördlichen Tiefebene, hält jedoch die Bauern

Bäuerin aus einem Aetnadorf.

in steter Armut und Abhängigkeit von dem Grundbesitzer. Trotz härtester Arbeit muß der Bauer unter dem milden, fruchtbaren Himmel Italiens darben, wie fast in keinem anderen Lande Europas. Es ist daher erklärlich, daß sich die sehnigen, an schwerste Arbeit gewöhnten Italiener in großer Anzahl ins Ausland begeben, um dort Nahrung und Verdienst zu finden, den ihnen das Vaterland zu Gunsten der bevorrechteten Klasse verweigert.

In der Region der Terrassenkultur, an den Bergabhängen, unterscheiden sich demnach auch die Bewohner wesentlich von denen in der Tiefebene. Sie sind freier und treten selbstbewußter auf. Im südlichen Italien dagegen wird dem Volke nachgesagt,

daß es ernste Beschäftigung scheut. Hierzu wird das Klima nicht unwesentlich beitragen, ebenso wie zu der außerordentlichen Mäßigkeit und Genügsamkeit. Trunkene sind hier selten zu finden.

Einer Eigenthümlichkeit müssen wir jedoch gedenken. In den kleinen Landstädten des früheren Kirchenstaates besteht noch immer der Brauch, an einem bestimmten Tage im Jahre einen Stier auf dem Marktplatze festzubinden, damit die ganze Einwohnerschaft das Vergnügen genieße, das wehrlose Thier zu mißhandeln. Man schlägt ihn mit Stöcken, bewirft ihn mit Steinen; man sticht und schneidet mit Messern in ihn hinein, bis er endlich todt niederfällt. Viel Kraft besitzt dieses heruntergekommene Rind überhaupt nicht mehr, denn aus dem behäbigen Ochsen des Alterthums, wie er auf Opfersteinen des römischen Forums erscheint, ist er durch stete Vernachlässigung zu einer schäbigen, armselig ausschauenden Jammergestalt herabgesunken. Die Neapolitaner quälen alltäglich ihre Pferde mit einer so empörenden Grausamkeit, daß die verhältnißmäßig kurze Qual des erwähnten Stieres noch als ein glückliches Loos erscheint. In Schillers „Tell" spricht der Jäger: „Das Thier hat auch Vernunft, das wissen wir, die wir die Gemsen jagen." Diese Vernunft haben aber die südlichen Romanen den Thieren stets abgesprochen, und die Kirche hat nichts gethan, solchen Wahn zu zerstören. Die schlechte Behandlung der Thiere ist der Indifferenz gegen Alles, was nicht Christ ist, der Pfaffenlehre früherer Jahrhunderte zuzuschreiben, welche, weit schlimmer als das Heidenthum, an Nichtchristen verübte Grausamkeiten als gleichgültig zuläßt. Wird ein Thierquäler zurecht gewiesen, so antwortet er, auf sein Opfer zeigend: Das ist ja kein Christ.

Die Spanier.

Was für gemischtes Blut in den Adern der Spanier und Portugiesen fließt, erwähnten wir oben bei den Rumäniern. Die weit über die Erde verbreitete spanische Sprache wird in Europa auch in einem Theile von Südfrankreich, der Landschaft Roussillon gesprochen, sodann auf den Balearen und Pithyusen und im nordwestlichsten Theile der Insel Sardinien um die Stadt Alghero.

Wenn Wilhelm v. Humboldt vermuthete, daß die Iberer uns als bereits zurückgehender Rest eines weiter verbreiteten „früheren Völkergeschlechtes" entgegentreten, so hat das Manches für sich, und auch die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Bevölkerung in vorgeschichtlicher Zeit mit den hellen Nordafrikanern des Festlandes und der kanarischen Inseln ist nicht zu verneinen. Die Kelten hatten sich schon vor der

römiſchen Zeit in den Norden und Süden der Halbinſel eingedrängt, die Römer beſaßen mehr als 500 Jahre die ganze Halbinſel; die Weſtgothen und Vandalen gingen in der oberflächlich romaniſirten iberiſch-keltiſchen Bevölkerung unter, desgleichen auch jene Mauren, welche nicht im 16. Jahrhundert aus Spanien vertrieben wurden. Die Behauptung Wagners, daß ſich in der Gegend zwiſchen Zamora und Salamanca noch reine Gothentypen finden, ſcheint wenig Berechtigung zu haben.

Andaluſierin.

Es iſt für Spanien eigenthümlich, daß in den wenig beſuchten Gebirgsgegenden die Stammestrachten verſchwunden ſind, in den Ebenen jedoch, die fremden Einflüſſen und Sitten offen ſtanden, ſich erhalten haben. Der Andaluſier kennzeichnet ſich dadurch, daß er Alles, was nördlich von ihm wohnt, verlacht, denn den Katalonier mag er nicht leiden, der Aragoneſe iſt ihm völlig unbekannt und über den Kaſtilianer zuckt er die Achſeln. Mit keinem von dieſen möchte er tauſchen; er meint, daß das Leben ſchön und zum Genießen da iſt. „Wenn man wiſſen möchte, wie viel er auf ſeine arabiſchen Ahnen giebt, ſo erzählt er nicht etwa begeiſtert eine Alhambra-Legende, deutet auch nicht auf die arabiſchen Augen ſeiner Frau, ſondern meint lachend, das vornehmſte Zeichen ſeiner mauriſchen Abkunft ſei, daß er auch heute noch nicht gern zur Meſſe gehe.“ Sympathiſch, meint Parlow, iſt dem Spanier nur Derjenige, welcher daſſelbe

Landleute von Valenzia.

thut wie er, d. h. der, welcher schwatzt und lacht, welcher den Frauen nachläuft, welcher Spanien gern hat und fähig ist, in demselben Athem auf Spanien zu schimpfen. Antipathisch wird ihm Jeder, der ernst und schweigsam ist, denn den Ernst deutet er als Mißbilligung seines heiteren Wesens und fühlt sich so beeinträchtigt, aus dem Schweigen aber schließt er auf den Ausländer, der seine Sprache nicht versteht. Die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber dem Ausländer, die unbeschränkte Gastlichkeit sind die erste Kundgebung des spanischen Nationalstolzes; sie sollen die Kluft zwischen ihm und dem Ausländer verdecken.

Die Stellung der Frau wird dadurch gekennzeichnet, daß sie in der Ehe fortfährt, die Namen der Eltern zu führen, hinter welchen der Name des Gatten als etwas Nebensächliches angehängt ist; er wird wieder abgeworfen, wenn der Gatte gestorben. Das ist eine durch Ueberlieferung berechtigte Sitte, welche von der spanischen Rechtspflege anerkannt ist, und aus ihr erhellt, welche Anschauung über den Schwerpunkt der Familie in dem spanischen Volke herrschend ist. Die Spanierin ist, und wir folgen auch hierbei Parlow, thätiger, als man im Norden geneigt ist anzunehmen. Die Frau der arbeitenden Klassen müht sich ab von Morgens bis spät Abends; sie hält das Haus so sauber, daß eine deutsche Hausfrau es übertrieben nennen würde; in Sevilla scheuern, wie in Holland, die Frauen auch das Straßenpflaster vor dem Hause.

Als Ackerbauer ist der Spanier zu träge, er unterscheidet sich dadurch von den Basken, welche dem Berge auch den letzten kulturfähigen Quadratfuß abringen. Die andalusischen, kastilischen, selbst die aragonischen Bauern geben selbst in der Ebene dann schon die Beackerung auf, wenn das Land wenige tausend Schritt vom Dorfe entfernt liegt oder nur auf einem unbequemen Wege zu erreichen ist. Das ist der freiwillige Verzicht auf größeren Wohlstand. Das herrliche spanische Klima und die Bodenbeschaffenheit haben jedoch eine ziemlich starke Weinkultur zur Folge gehabt. Der Spanier trinkt seinen eigenen Wein jedoch nur höchst selten. Er hat überall gutes Wasser und ist ein so starker Wassertrinker, daß er davon magenleidend wird. Die Spanier und besonders die Frauen betrachten den Rausch als eine Versündigung gegen den Anstand. Das heiße Spanien versteht nicht den nordischen Durst; nie hätte das Lied „Wer niemals einen Rausch gehabt" in Spanien gedichtet werden können. Wir Deutschen trinken mit einem guten Bekannten, den wir lange nicht gesehen, eine Flasche Wein; in Spanien nimmt der Freund den Freund beim Arm und läßt ihm im Café ein Liqueurgläschen mit Xerezwein bringen, aber nur eins; ein alter spanischer Oberst führte einst einen ihm vorgestellten deutschen Offizier in eine Konditorei und versuchte,

ihm durch ein Stück Konfekt zu beweiſen, welche Hochachtung er vor der deutſchen Armee hege.

Auf der iberiſchen Halbinſel finden ſich noch jetzt manche Gebräuche und Einrichtungen, die auch in anderen Mittelmeerländern gang und gäbe ſind. Der Dreſchſchlitten, eine ſchwere, mit Feuerſteinſtücken ausgeſetzte Holzkonſtruktion, wird noch jetzt über das eingeerntete, flach ausgebreitete Getreide hinweg gezogen, um die Körner zu gewinnen; das Stroh wird dabei zu Häckſel zerſchnitten und ſchließlich meiſt verbrannt. Dieſes Inſtrument iſt auch in Marokko, faſt bei allen arabiſchen Völkerſchaften bis zum Euphrat hin, in Kleinaſien und bis nach Rumänien verbreitet. Höchſtwahrſcheinlich haben es die Mauren mitgebracht, deren Einfluß auf den Ackerbau überhaupt allgemein ſichtbar iſt, ſo u. A. auf den großen Rieſelwirthſchaften in der Ebene von Granada und der Huerta von Valenzia, wo ſeit einem halben Jahrtauſend meilenlange Flächen eingeebnet ſind, ſo daß ſie aus den arabiſchen Brunnen mit Hülfe von Triebwerken unter Waſſer geſetzt werden können. Für den Betrieb exiſtiren alte Rieſelgenoſſenſchaften, deren Streitigkeiten durch ein beſonderes Genoſſenſchaftsgericht, welches an gewiſſen Donnerstagen an einer Kirchenthüre Recht ſpricht, geſchlichtet werden.

Ochſenwagen in Spanien.

Die Basken.

Eine nach jeder Hinsicht überaus merkwürdige Völkerinsel bilden die Basken, die noch jetzt in den baskischen Provinzen Spaniens und über die Pyrenäen hinaus in Frankreich bis nach Béarn wohnen. Wenn auch in vier Mundarten getheilt, bewahrt dieser Volksstamm noch heute seine uralte Sprache, mancherlei seltsame Sitten und Gebräuche und behauptet mit vollem Recht den Anspruch, das urälteste Volk unseres Erdtheiles zu sein. Im Ganzen zählt man 660 000 spanische und 140 000 französische Basken. Ihre völlig von allen anderen abweichende Sprache nennen sie Euskara, sich selbst Euskaldunak, ihr Land Euskalearia.

Die Basken erreichen Mittelgröße, sind muskelstark und schlank, die Frauen fast durchgängig schön, zart gebaut, anmuthig in ihren Bewegungen, besitzen einen sehr schönen Teint, schön geformte Hände und Füße, zierlichen Gang und feurige Augen.

Von Charakter sind sie jähzornig, stolz, gesellig, gastfrei, treu, treffliche Seeleute, unerreicht im Parteigängerkrieg, ehrlich, jedoch nicht gewinnsüchtig. Neben dem Landbau treiben sie Fischerei, Jagd, Handel und Industrie. Die spanischen Basken kennen keine eigentlichen Dörfer, sondern nur zerstreute Gehöfte, und eine Anzahl solcher Gehöfte mit der dazu gehörenden Kirche bilden eine „Republik". Um die Erhaltung ihrer Fueros (Vorrechte, republikanischen Freiheiten) haben sie mit den Spaniern wiederholt blutige Kriege geführt; sie erkennen auch nicht den Königstitel an, sondern nennen den spanischen Monarchen nur „Herrn" von Biscaya. Es herrscht völlige Gleichheit aller Volksklassen; der nicht sehr zahlreiche, nicht begüterte Adel stammt meist aus den Zeiten der Kämpfe gegen die Araber. Im Allgemeinen sind sie wohlhabend, Dank ihrer Arbeitsamkeit; Alle genießen gleiche Behandlung, Arme werden unterstützt. Der Verkehr der Geschlechter ist sehr frei, und doch ebenso groß die Sittlichkeit. An Festtagen finden Belustigungen beider Geschlechter abgesondert voneinander statt, die Männer kegeln, Frauen und Mädchen tanzen. Ein neues Brautpaar wird von der „Republik" ausgestattet. Erbrecht, Eltern- und Gattenrecht, Recht der Frauen u. s. w. sind so bis ins Einzelnste ausgebildet, wie es nur selten zu finden ist. In der Erbfolge ist das Erstgeburtsrecht ohne Unterschied des Geschlechtes charakteristisch. Sollte der Erbe im Falle der Noth in den Verkauf von Eigenthum willigen, so behalten er und seine Rechtsnachfolger ein Rückkaufsrecht von mindestens 40 Jahren. Jüngere Kinder sind fast rechtlos, und bis zur Verheirathung gleichsam unbezahlte Dienstboten des älteren Bruders oder der älteren Schwester. Ehelicht solch jüngerer Bruder eine jüngere Tochter, so kann er nicht Bürger ihres

Kostümbild aus der Bretagne.

Wohnortes werden, doch erhält er einen gewissen Grad von Selbstständigkeit; heirathet er aber eine Erbtochter, so bleibt sie dennoch Haupt der Familie, er aber erlangt nicht einmal eine persönliche Selbstständigkeit, sondern verliert noch obendrein seinen Namen durch Annahme des Namens der Frau. Die Frau, als Erbtochter, führt den Namen ihres Hauses. Ist nun aber der Ehemann im Besitze eines unabhängigen Vermögens, lebt aber auf dem Besitzthum seiner Frau, so bleiben auch dann deren Rechte, als des Familienoberhauptes, unberührt, denn der Mann darf weder sie noch seine Kinder aus demselben entfernen; nicht er, sondern die Frau erlaubt seinen Söhnen, das Mutterhaus zu verlassen. Bleibt er als Wittwer in solchem Hause zurück, so gehen der Frau Rechte auf die Schwiegermutter über; sie verwaltet das Vermögen, sorgt für die Kinder, und ohne ihre Erlaubniß darf der Wittwer keine neue Ehe eingehen.

Der schon aus dem Alterthum berichtete Gebrauch, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater sich ins Bett legen mußte, während die Mutter ihren häuslichen Geschäften wieder nachging, hat sich nach den neuesten Berichten bei den Basken in der Gegenwart nicht mehr erhalten.

Die Franzosen.

Im siebenten Jahrzehnt vor unserer Zeitrechnung gewann Rom Gallien und verlor es 450 Jahre später. Während dieses Zeitraumes legten sich die Fundamente des französischen Volkes, das in seinem Namen, wie Fr. Ratzel sagt, die Theilnahme der germanischen Franken an seiner Entwicklung deutlich bekundet, während die Landschaftsnamen Burgund und Normandie von der Anwesenheit anderer germanischer Stämme auf gallischem Boden sprechen. Frankreichs Bevölkerung ist nie einheitlich gewesen. Die überwiegende Menge waren Kelten, von denen die Belgen in der Mundart und manchen Gebräuchen sich schieden. Im Südwesten saßen Iberer, im Südosten Ligurer, Phönizier und Griechen an der Südküste, und Sarazenen drangen bis zum Mittellauf der Rhone vor. An den germanischen Einwanderungen betheiligten sich auch Vandalen, Alanen und Westgothen. Als nach dem Verfall des römischen Reiches dem Lateinischen, der Sprache der Gebildeten, jeder Halt genommen war, erwuchs aus den Volksdialekten, die seit lange neben dem Latein bestanden, eine neue Sprache, die in der Form an die lateinische Volkssprache sich anlehnte und aus den Sprachen der alten Bevölkerung und der fremden Eroberer viele Wörter und Redewendungen in sich aufnahm. Durch das ganze Mittelalter vollzieht Frankreich in Staat und Gewerbe,

in Kunst und Wissenschaft die Mission, höhere Bildung aus dem Süden nach dem Norden zu übermitteln.

Man hat gesagt, daß, wenn man in Paris den Kern des Volkes erkennen wolle, man bis in das siebente Stockwerk der Häuser hinaufsteigen müsse, dort zeige er sich so, wie in den kleinen Städten des Landes. In seinen „Fragmenten aus Paris im IV. Jahr der französischen Republik" schildert der Hamburger Domherr Lorenz Meyer das damalige Leben in Paris, von welcher Schilderung sich ein Auszug im IX. Jahrgang der „Neuen Zeit" S. 453 flg. befindet. Lorenz Meyer schreibt: „Die gute Gesellschaft, welche den guten Ton zu besitzen glaubt, ist ohne Uebertreibung die schlechteste Gesellschaft vom allerschlechtesten Tone. Die seit der Revolution schnell hervorgewachsenen neuen Reichen, die Wucherer, die Lieferanten der Armee und ihre Schweife, diese sind es, welche jetzt in Paris vermöge ihrer durch Agiotage, durch Raub an der Nation, aus den Trümmern der Finanzen Frankreichs und des Eigenthums der gestürzten Großen zusammengeraffte Schätze eine erste und glänzende Rolle spielen. Die Häuser dieser Kapitalisten, ihre Landhäuser und Gastmähler sind mit strotzender Pracht überladen. Aufgeblasener Hochmuth, grobe Ungezogenheit ist der die Abkunft und das Handwerk dieser Glücksritter bezeichnende Charakter. Gerade diese Menschen, welche der Revolution Alles, was sie besitzen, zu danken haben, sind mit dem Trotz ihrer Schmeichler und Parasiten die ärgsten Aristokraten, und wer sich Republikaner nennt, wird von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen." Wenn wir nun selbst damals, gleich nach der Revolution, in den Großstädten nicht das finden, was „Land und Leute" kennzeichnet, so finden wir es in größter Mannigfaltigkeit auf dem Lande, denn die Landbevölkerung hält zähe fest an Sitten und Gebräuchen und beweist, wie von einer Einheitlichkeit ursprünglich verschiedener Völkerstämme auf so mannigfach wechselnder Bodengestaltung nie die Rede sein kann.

In Frankreich besteht in der Gesetzgebung kein Unterschied zwischen Groß- und Kleingrundbesitz, aber um so größer ist er in der Wirklichkeit. Während der Verhandlungen über die Getreidezölle wurde mehrfach betont, es gebe nur 600 000 bis 1 Million Grundbesitzer, welche Getreide zu verkaufen haben, neben 6 bis 7 Millionen, welche nur für den eigenen Bedarf bauen oder selber kaufen müssen. Der Kleingrundbesitz verlegt sich meistens auf Garten- und Obstbau, auf Handelsgewächse, Geflügelzucht, Milchwirthschaft u. a., welche viel Arbeit und Geschicklichkeit erfordern, dabei aber entsprechend lohnend sind. Auch der Weinbau ist wesentlich Kleinbetrieb. Dagegen gehören vom ganzen angebauten Boden, Weinberge, Wälder und Wiesen einbegriffen, 26 Prozent zum Großgrundbesitz, d. h.

zu Gütern über 100 Hektaren. Diese sind durchgehends verpachtet in nicht sehr großen Pachthöfen mit Pachtverträgen von höchstens sechs bis zwölf Jahren, alles Andere ist Klein- und Zwergwirthschaft.

Südlich von Nantes liegt die Vendée; sie besteht aus Sumpf-, Waldland und Ebene. In dem Sumpflande verliert sich das Auge in ein Labyrinth von Wassergräben und begegnet häufig nur dem starren Blicke großer Ochsen, die regungslos auf dem Abhange der Erdwälle liegen. Städte und Dörfer sind Seltenheiten, Sonntags aber sieht man viele kleine Kähne auf den Wassern nach dem Thurm des Kirchdorfes hingleiten, angefüllt mit Frauen und Mädchen. Die jungen Burschen dagegen verschmähen das bequeme Fahren, sie eilen quer durch die Sümpfe und überspringen mit Hülfe von 3 m langen Springstöcken Gräben, die bisweilen 7 m breit sind. Die Vendée ist berühmt durch ihre Nationaltänze; von hier ließ man Tänzer und Tänzerinnen kommen, um den finsteren Ludwig XI. aufzuheitern, ihn von den „schweren Regierungssorgen" zu entlasten.

Die Sittenreinheit ist sehr groß, ein entehrtes Mädchen ist im Lande unmöglich. Die Braut trägt einen Immortellenkranz, in welchen jedes Mädchen, in der Hoffnung, im Laufe des Jahres unter die Haube zu kommen, eine Stecknadel steckt; vor dem Kirchgange vertheilt die Braut ein Stückchen Band, welches ihr Strumpfband vorstellen soll, und das binden die Männer als Zeichen der Hochzeitsgesellschaft ins Knopfloch. Früher hielt man die Bewohner der Vendée für erzreaktionär. Sie sind es wohl nicht geblieben, denn ein Sohn des Vendéers De la Rochejaquelin, der in den Senat des zweiten Kaiserreiches berufen worden, antwortete auf den Vorwurf des Gesinnungswechsels: Nur Dummköpfe bleiben stets dieselben.

Den schmalen Küstenstreif im Süden der Gironde bilden bleiche Sandgürtel, weiterhin stehen zwischen Besenginster und Haidepflanzen hohe Seefichten und Korkeichen. Die Bewohner sind klein, schwächlich, häufig abgemagert, von leberkranker Gesichtsfarbe, und oft fällt glänzend schwarzes Haar in langen Locken bis auf die Schultern. Sie sind gutmüthig, wenig gebildet, und beschäftigen sich meist mit Viehzucht, Kork- und Harzsammeln, Korkschneiden und Kohlenbrennen. Der Bauer lebt ausschließlich in der Familie, die Leitung derselben ist dem ältesten Manne und der Frau anvertraut; man lebt wie in einer „kleinen Republik." Die Schafhirten bringen den größeren Theil ihres Lebens auf 2 m hohen Stelzen zu wegen der Höhe des Haidekrautes und um sich gegen unerwartete Angriffe der zahlreichen Wölfe zu sichern. Der Ochsenhirt lebt ebenso einsam wie sie; er ißt erst, wenn die Ochsen gesättigt, und schläft erst dann in seinem zweirädrigen Karren, wenn sie eingeschlafen. Zur Fliegenzeit bedeckt er die Ochsen mit langen weißen Decken, die wie Hemden aussehen.

Nach einer Eisenbahnfahrt von ungefähr 17 Stunden gelangt man von Paris nach Quimper in der Bretagne, ist also durchaus nicht weit entfernt vom „Brennpunkte der Zivilisation", wie die Franzosen ihre Hauptstadt zu nennen pflegen; aber trotz des Einflusses gleicher Gesetzgebung, Verwaltung und Heeresverfassung ist es der Regierung noch immer nicht gelungen, sich die Bretagne so zu eigen zu machen, wie manche andere Provinzen, die durch Erbschaft, Heirath oder Eroberung Frankreich zugefallen sind. Die Eigenart der Bevölkerung wird das noch geraume Zeit nicht zulassen. Claire v. Glümer entwirft in ihren „Strand- und Haidebildern aus der Bretagne" ein anschauliches Gemälde bretonischen Lebens und Treibens. Einfach und unter steter Arbeit geht dem Landbewohner, zumal im Gebirge und in den unfruchtbaren Haidestrecken, das Leben dahin; er ist aber immer noch besser daran, als die Bewohner der Fischerdörfer am Strande und auf den Inseln. Viele Behausungen sind elende, mit Schilf gedeckte Hütten, die nur den unentbehrlichsten Hausrath enthalten. Der spärliche Graswuchs genügt kaum für einige Schafe und Ziegen; an geschützten Stellen zwischen Klippen und Dünen erblickt man Buchweizenfelder und Gemüsegärten.

Der bretonische Menschenschlag ist, wenn auch nicht schön, so doch sehr kräftig entwickelt; er ist größer und breitschultriger als die Leute des Binnenlandes. Der Kampf mit Wind und Wellen weitet die Brust, stählt die Glieder, schärft die Sinne. Das Leben der Fischer bewegt sich von Generation zu Generation stets im alten Geleise, d. h. in friedvoller Genügsamkeit, wenn die Naturgewalten der Menschen Arbeit nicht zerstören, und in gelassenem Entbehren, wenn Wind und Wellen den Fischfang vereiteln, Feld und Hütte wegspülen. Wie die Leute auch an der alten Tracht festhalten, zeigt die von Frauen und Mädchen getragene Bigoude, eine weiße Kopfbinde, häufig von feiner Leinewand, die über einem bunten, eng anliegenden, oft reich gestickten oder mit Gold und Silber durchwirkten Käppchen von Tuch oder Seide getragen wird. Ein bretonisches Sprichwort lautet: „Die See ist die Kuh der Armen," denn was vom Meere an den Strand geworfen wurde, hielten die Fischer für ihr rechtmäßiges Eigenthum; aber auch diese „Kuh" hat das Zeitliche gesegnet, seitdem die Neuzeit Leuchtthürme errichtet und Küstenwächter aufgestellt hat.

So ernst wie die Volksdichtung der Bretonen ist auch ihr Tanz, in welchem Manche noch Spuren der religiösen Keltentänze zu finden glaubten. Zu den eigenartigsten Gebräuchen der Landbevölkerung gehört jener Tanz, durch welchen Dreschtennen die nöthige Glätte und Festigkeit erhalten sollen. Auf einen bestimmten Tag werden zur „neuen Tenne" die

Nachbarn eingeladen. Pünktlich um Mitternacht stellen sie sich mit Wagen und Pferden ein. Man treibt die Pferde unter fortwährendem Peitschenknallen im Kreise durch die Tenne, bis die Erde genügend gestampft ist. Nun wird ein Labetrunk herumgereicht, dann die Tenne während des Trocknens mit hölzernen Schaufeln festgeschlagen, und schließlich erscheint, um sie zu glätten, die tanzende Jugend.

Die Bewohner Großbritanniens.

Die Engländer.

Beim Beginn der geschichtlichen Zeit, also zur Zeit der Eroberungsversuche Cäsars, finden wir die Inseln von Kelten eingenommen, die in ihrer Kultur fast ebenso hoch wie die gallischen Stämme standen. Als die Römer einen großen Theil der Insel erobert hatten, beförderten sie nach ihrer Art Ackerbau, Handel und Gewerbe. Im fünften Jahrhunderte fielen Angeln und Sachsen aus Norddeutschland, Jüten aus Jütland in Britannien ein. Was sich nicht unterwerfen wollte, wurde mit Feuer und Schwert verfolgt oder in entfernte Berge getrieben. 150 Jahre dauerten die blutigen Kriege, die Angeln siedelten sich besonders im Norden von England an, die Sachsen im Süden und Südwesten, und unter beiden vermengt wohnten, vielleicht weil sie nicht zahlreich genug gewesen waren, um großer Gebiete sich allein zu bemächtigen, die Jüten. Unter dem Namen Angelsachsen blieben die Nachkommen dieser germanischen Eindringlinge mehrere Jahrhunderte hindurch das herrschende Volk. Als das Christenthum sich hier auszubreiten begann, als Kirchen und Klöster überall im Lande emporstiegen, statt des Schlachtenlärmes Gesänge und Gebete erschollen, da wurde durch zunehmende Verfeinerung das Volk träge und verweichlicht, Lüderlichkeit und Feigheit nahmen zu; der Angelsachsen Uhr war abgelaufen, und eine nochmalige Eroberung durch die Normannen unterjochte die früheren Sieger.

Da neue Mischungen außer den normannisch-französischen nicht mehr erfolgten, so entwickelte sich das englische Volk auf germanischer Grundlage mit keltischem und französischem Zusatz. Von den zurückgedrängten Kelten erhielten sich bis auf die Gegenwart noch ansehnliche Reste, so z. B. in Hochschottland, in einem Theil Irlands und auf der Insel Man die gaelischen Kelten, in Wales dagegen ein anderer Zweig, die Kymren, und Mischungen mit diesen erklären es, daß neben dem blonden Typus in England auch ein ausgesprochen dunkler sich zeigt.

Die Schotten.

In Schottland tritt noch immer die Stammverschiedenheit zwischen Gebirgs- und Thalbewohnern in Sitten und Gebräuchen hervor. Die hochländische Sprache ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt, das Niederschottische aber hat sich unabhängig von dem Angelsächsischen durch nordgermanische Einwanderung gebildet und besitzt auch viele Beimischungen aus dem Gaelischen und Französischen. Die Bewohner des Gebietes, in dem Gaelisch gesprochen wird, sind Abkömmlinge der Kelten und bildeten einst das Reich der Skoten. Jedes Thal war Wohnsitz und Eigenthum eines Clans unter einem Clanhäuptling und einer Verfassung, die auf Gewohnheitsrecht gegründet war.

Der alte kriegerische Anzug, der in frühen Zeiten, besonders so lange die Clanschaft in voller Kraft war, die Bergschotten unterschied, wird seit der Vernichtung dieses Systems von Tag zu Tag seltener. Damals trugen die Männer allgemein den Kilt, einen wollenen, bunt gewürfelten faltigen Lendenschurz bis zum Knie, die Weste und der kurze Rock waren gestickt oder mit Tressen besetzt. Dazu kam noch der Tartanplaid, ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes, bunt karrirtes oder gestreiftes Wollzeug, um den Leib geworfen und durch einen Gürtel festgehalten.

Die Irländer.

Die Bevölkerung Irlands ist zum größten Theile keltischen Ursprungs und bedient sich theilweise auch noch der keltischen Sprache. Der östliche Theil der Provinz Ulster hat Bewohner von fast nur schottischer Abkunft, deren Sitten und Gebräuche mit denen Niederschottlands übereinstimmen. Die sogenannte milesische Rasse hat schwarzes Haar, dunkle, glänzende Augen, ovales Gesicht, fein gebildete und doch nervige Formen; wir begegnen ihr besonders im Westen und Süden. Im Osten und Norden dagegen wohnt die sächsische Rasse mit hoher Stirn, breitem, blaßrothen Gesicht, blauen Augen, heller Haut, rothem oder flachsgelbem Haar und kräftigem Bau. Mit beiden gemischt sind Dänen, Normannen u. A. In den mittleren Distrikten und in den Berggegenden wohnen die Kelten mit starken Backenknochen, rundem Gesicht, grauen Augen, grobem, braunen Haar, muskulösem Körper und untersetztem Wuchs. In der Grafschaft Limerick hauste eine Kolonie deutscher Protestanten, Pfälzer genannt, die, im 18. Jahrhundert dorthin eingeführt, zwar ihre Sprache verloren, aber Charakter, Sitten und Tracht lange beibehielten.

Der Boden Irlands ist fruchtbar, und von Alters her bildete die Landwirthschaft einen Haupterwerbszweig der Bevölkerung. Und doch herrscht in diesem Lande stete Hungersnoth. Das Raubsystem in diesem unglücklichen Lande begann 1156, in welchem Jahre Papst Hadrian IV. die Insel dem Könige Heinrich II. von England „schenkte", doch erst vier Jahrhunderte später konnte Jakob I. sich rühmen, „Herr" der ganzen Insel zu sein. Um die Iren zu vernichten, griff man zu dem altbewährten Mittel, künstlich den Haß der Sieger gegen die Unterjochten zu nähren. Das englische Parlament verbot bei Todesstrafe Heirathen zwischen Engländern und Iren; Gefängniß und Konfiskation des Eigenthums bedrohte den Engländer, der irische Tracht annahm oder irisch redete; kein Ire durfte ein öffentliches Amt bekleiden. Neben dem fortgesetzten Rassenkampf der Germanen gegen die Kelten wütheten noch die aus England herübergebrachte Feudalwirthschaft und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten religiöser Glaubenswuth, welche bei den Iren mehr Elend, Noth und Jammer verbreiteten, als der dreißigjährige Krieg bei den Deutschen. Das „Gewissen" befahl den protestantischen Engländern, den papistischen Götzendienst in Irland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wer sich nicht der gewaltsamen Bekehrung fügte, wurde von seinem Besitzthum verjagt, und die herrenlos gewordenen Ländereien wurden in England an Protestanten billig ausgeboten, oder an Günstlinge und Streber verschenkt. Durch solche Glaubenswuth wurde die Bevölkerung zwar stark gelichtet, aber nicht ausgerottet. Der Engländer rief nun noch den „Arm der Gerechtigkeit", die Justiz, zu Hülfe. Sie begann gleichfalls zu morden und zu rauben. Tausend junge Irländerinnen wurden aufgegriffen und als Sklavinnen nach Jamaika verkauft, „nur" hunderttausend Menschen wurden deportirt in ungesunde Kolonien. Obgleich nun die „gesetzliche" Verfolgung noch grausamer und vernichtender, wenn auch geräuschloser, als die Faust der rohen Gewalt wirkte, wurde auch hierdurch die Ausrottung der katholischen Kelten keine vollständige. Das irische Volk mußte auch noch verdummt werden. Es mied protestantische Schulen, die katholischen aber wurden verboten, die katholischen Lehrer verjagt und bei Todesstrafe ihnen die Rückkehr in die Heimath untersagt. „Gesetzlich" wurde den Iren jede bürgerliche und militärische Laufbahn verschlossen, nur „Lohnarbeiter" sollten sie werden, und Jeder, der außer an einem von den Protestanten anerkannten Feiertage zu arbeiten sich weigerte, wurde hart bestraft. Von den aus Irland erpreßten Abgaben besoldete England auch eine zahlreiche protestantische Geistlichkeit, welche jedoch, weil sie in Irland durchaus Nichts zu thun fand, lieber ungestört in London von ihrer Rente lebte. Die geistige Stumpfheit der Iren war

nach Burke die Folge jenes Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Systems, „das von dem verderbten menschlichen Geiste erfunden wurde, um ein Volk zu Grunde zu richten, zu demoralisiren und die menschliche Natur in ihm völlig zu vernichten.“ Absichtlich habe ich hier ausführlicher geschildert, wie England gegen ein europäisches Volk verfuhr. In Australien, Tasmanien, Ostindien ergeht es den Völkerstämmen ähnlich. Die Indianerkriege in Nordamerika, das Verfahren der Russen gegen Polen und die Ostseeprovinzen werden ähnliche „glorreiche“ Erfolge zeitigen.

Die Bewohner der Hebriden, Orkney- und Shetland-Inseln und der Färöer.

Auf der größten der Hebriden, auf Lewis, sind die gaelischen Bewohner klein, mit dunklem Haar und meist recht häßlich; sobald man jedoch nach Neß (im Norden) gelangt, trifft man Leute eines ganz anderen Typus, größere Gestalten mit hellem Haar und weit schöneren Zügen. In ihren Hütten sieht man sich so von norwegischen Gesichtszügen umgeben, daß man glauben könnte, man wäre in Norwegen. Aber die gaelische Sprache und die elenden Wohnstätten erinnern nur zu sehr daran, hier in einem armen Distrikte des äußersten nordwestlichen Europas zu sein. Wie in Shetland, und theilweise auf den Orkneys, sind die Häuser aus Torf und unbehauenen Steinen erbaut, mit jämmerlichem Dache aus Stroh oder Haidekraut, das durch quer über die Hausfirste gelegte Taue zusammengehalten wird. Die Schlafstellen sind gewöhnlich Löcher in den Seitenwänden. Die Nachkommen der Norweger gingen früher selten oder nie Ehen mit Gaelen ein, sondern bildeten eine abgeschlossene Gemeinschaft, deren Tracht auch von der gaelischen verschieden war. Den Kopf bedeckten sie nie, das lange, verfilzte, ungekämmte Haar flatterte frei wie die Mähnen ihrer Ponies im Winde. Auf den Hebriden ist die Sprache der norwegischen Eroberer jetzt verloren gegangen, das Gaelische hat wieder seine alte Stelle eingenommen.

Daß die Orkney- und Shetland-Inseln schon lange vor dem Einbruch der Norweger im neunten und zehnten Jahrhunderte von Kelten bewohnt waren, zeigen die vielen Alterthümer dieser Inseln. Nach der Vereinigung mit Schottland war die Behandlung der Norweger im höchsten Grade empörend. Die Bewohner waren bis dahin zum großen Theile Freigutsbesitzer gewesen. Der schottische Adel aber, welcher theils als Vasallen, theils als königliche Pächter die Regierung über die Inseln bekam, sorgte dafür, daß alle Spuren der alten Freiheiten und Eigenthümlichkeiten des Volkes zerstört wurden. Die schottischen Könige

versprachen heilig, daß kein Kronvasall wieder über sie gesetzt werden solle, doch Versprechen und Versprochenes halten ist zweierlei. Die Unterdrückung schritt stetig weiter, die norwegischen Gesetze und Freiheiten verschwanden, die Inseln wurden Eigenthum von Adeligen. Der freie Norweger wurde Pächter eines kleinen Ackerstückes oder noch häufiger Miether einer ärmlichen Hütte neben wenigem Ackerlande.

In alten Zeiten war zur Wintersonnenwende (Yulezeit, Weihnachten) der Schwertertanz beliebt. Man warf die blanken Schwerter in die Luft und fing sie wieder auf. Daraus entstand der Tanz mit gezogenen Schwertern, in welchem alle Theilnehmer eine große Behendigkeit entwickelten. Im Mittelalter wurde daraus der Tanz der sieben ritterlichen Vorkämpfer für das Christenthum unter Hersagen frommer englischer Verse, und heutzutage tragen die Tänzer statt der Rüstung Hemden von Sacktuch und schwingen statt der Schwerter große eiserne Reifen, die sie von einer alten Heringstonne abstreiften.

Auf den jetzt Dänemark gehörenden Fär-öer, d. h. Schafinseln, haben, wie auf Island, die Bewohner jene Freiheit des Grundbesitzthums bis auf die Gegenwart größtentheils so sich erhalten, wie sie sie von den Vorfahren ererbten. Beneidenswerth ist ihr Leben auf den Felsinseln aus dunklem Basaltgestein nicht. Wegen des Golfstromes ist der Winter verhältnißmäßig milde, die Luft aber im Sommer so stürmisch naßkalt, daß nur zeitweise Gerste reift. Schafzucht ist neben Fischerei das Hauptgewerbe. Die Wolle ist das „Gold" der Fär-öer; sie wird nach alter Sitte nicht abgeschoren, sondern im Juli mit den Händen ausgerissen. Die Tracht der Färinger ist hübsch und malerisch. Auf dem Kopfe tragen sie eine phrygische Mütze, gewöhnlich blau und roth gestreift. Der Anzug besteht in einem gestrickten wollenen Wams, einer braunen Jacke, schwarzer Kniehose, wollenen Strümpfen und Schuhen aus ungegerbtem Schaffell oder aus Kuhhaut. Nach L. Akerblom ist ein auffallender Zug in ihrem Charakter die Vergnügungssucht. Zum Tanze wird keine Musik gemacht, sondern gesungen, und um hieran sich zu betheiligen, läuft die rüstige Jugend meilenweit über die Felsenberge. Auch alterthümliche Spiele, die jetzt nur noch in den entlegensten Gegenden Schwedens und Norwegens vorkommen, werden hier fleißig geübt.

Die Isländer.

Island scheint zuerst gegen das Ende des achten Jahrhunderts von Kelten entdeckt worden zu sein, die dort eine Ansiedelung vornahmen, die vornämlich aus Priestern bestand. Zum zweiten Male wurde es von Normannen entdeckt. Gegen 884 siedelten mehrere Häuptlings-Familien,

die mit den politischen Verhältnissen Norwegens unzufrieden waren, dauernd sich dort an, und vor diesen verschwand, aus Abscheu vor dem fremden Heidenvolke, rasch die geringe christliche, keltische Bevölkerung.

Hatte nun solch heidnischer Ansiedler den von ihm gewählten Landstrich in Besitz genommen, so schritt er, wenn er vermögend war, zur Erbauung eines Tempels, wobei er häufig die mitgenommenen Hauptsäulen des alten heimischen Tempels verwendete. Zu solchem Tempel hielten sich dann die Verwandten und Freunde und allmälig entstand eine Gemeinde, an deren Spitze der Erbauer des Tempels stand. Mit der religiösen Vorsteherschaft verband sich bald die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und der Besitz der öffentlichen Gewalt, doch stets so, daß die Mitglieder der Gemeinde nur durch frei eingegangenen und jederzeit lösbaren Vertrag dem Vorsteher („Häuptling", „Uebermann", „Vormann") untergeben waren. Die Mitglieder der Gemeinde hießen „Unterleute", „Versammlungsleute". Die einzelnen Gemeinden waren völlig unabhängig und abgeschlossen voneinander und bildeten für sich einen kleinen Staat. Entstand unter diesen Streit, so entschieden die Waffen. Nach und nach schritt man zur Einverleibung der vielen kleinen Gemeinden in einen großen Verband, für welchen ein und dasselbe Gesetz gelten sollte. Im Einverständniß aller Häuptlinge berief man 930 eine allgemeine Landesversammlung, die jährlich einmal zur Mittsommerzeit tagen sollte; sie ernannte für bestimmte Zeit einen obersten Beamten, der Rechtsgutachten zu geben und jedes dritte Jahr von einem Felsen („Gesetzesfelsen") aus Vorträge über die Landesgesetze zu halten hatte. Als oberste richterliche und gesetzgebende Instanz fungirte ein Ausschuß („Gesetzrichterin"). Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts wurde das Christenthum eingeführt; die glücklichste Zeit der Insel (das „Friedenszeitalter") herrschte von Anfang des elften bis Mitte des zwölften Jahrhunderts. Nie hat Island eine solche wieder erlebt. Die wirthschaftlichen Verhältnisse daheim, der Handel mit dem Auslande standen in Blüthe, die Bauern befanden sich in günstigen Vermögensverhältnissen, manche unternahmen weite Reisen durch Europa, und schließlich begann das Zeitalter der alt-isländischen Literatur, der Sagaschreibung, wie der eigentlichen Geschichtsschreibung, welche auch vom Standpunkte der Kulturgeschichte ein Phänomen ist, sobald man sich die physischen Bedingungen des Bodens und des Klimas vergegenwärtigt. Ueber 300 Jahre bestand die Republik, dann kam durch Fehden ehrgeiziger Häuptlinge und durch Bürgerkriege die Insel an Norwegen und endlich an Dänemark.

Wenn wir von der ersten kurzen Besiedelung durch die Kelten absehen, so gehören die Isländer zum germanischen Volksstamme. Die meisten

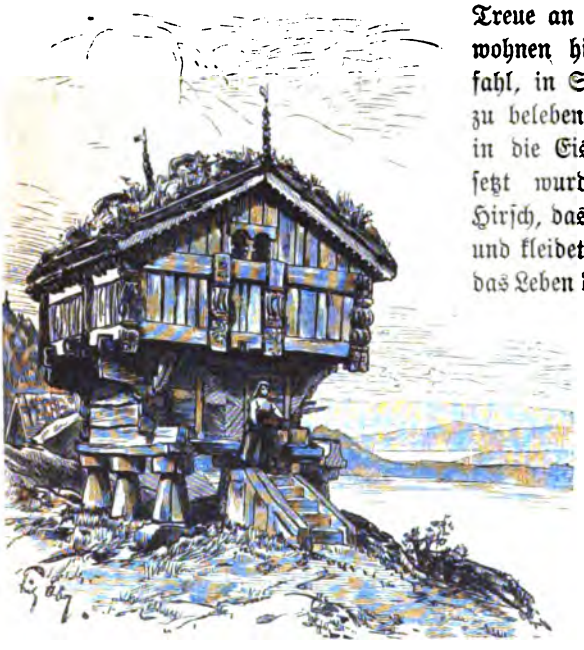
Isländer haben blaue Augen und blondes Haar, die Männer sind mittelgroß, breitschulterig, mit schmalen Hüften, die Frauen wegen der mehr sitzenden Lebensweise weniger kräftig; beide Geschlechter behalten bis ins hohe Alter schöne und gesunde Zähne. Durch das ganze Volk geht ein demokratisches Gleichheitsgefühl, und der Dienstbote thut beinahe nichts

Isländerin in der Festtracht.

Anderes, als was er für nothwendig hält. Alle besitzen Sinn für Bildung und Aufklärung, und trotzdem es nur wenige Schulen dort giebt, ist die Volksbildung im Vergleich zu vielen anderen Ländern eine hohe. Wo die Schule fehlt, unterrichtet der Vater. Nirgendwo in Europa giebt es einen so aufgeklärten Bauernstand wie hier.

Skandinavien.

Wenn wir nun zum Schluß die Mitte Europas vom Nordkap bis zu den Alpen zwecks einer kurzen Durchmusterung der Völkerstämme überschauen, so begegnen uns von der germanischen Sprachfamilie zuerst die Skandinavier, die Bewohner eines großen Theiles Norwegens, Schwedens, der dänischen Inseln und eines Theiles der Halbinsel Jütland. Theodor Mügge erwähnt zu Anfang seines Romanes „Afraja" der Sage, wie Norwegen entstanden, wie der Gott dort Menschen, die mit Liebe und Treue an diesen Felsen hängen, wohnen hieß, den Fischen befahl, in Schwärmen das Meer zu beleben, und wie hoch oben in die Eisfelder ein Thier gesetzt wurde, halb Kuh halb Hirsch, das die Menschen nährte und kleidete. Wie hier die Sage das Leben der Menschen schildert, so leben sie vielfach noch heute dort.



Norwegisches Bauernhaus.

Im alten Skandinavien genoß der „Freimann" einen hohen Grad bürgerlicher Freiheit. Er war nicht allein unbeschränkter Herr in seinem Hause und über die zunächst von ihm Abhängigen, sondern er übte gleichfalls einen wichtigen Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte seiner Landschaft, seines Vaterlandes aus. Diese persönliche Theilnahme an der Verwaltung zu einer Zeit, wo geschriebene Gesetze noch nicht vorhanden waren, mußte jeden Freimann zu einem Gesetzkundigen machen. Wie tief die alte Rechtsverfassung im Volke eingewurzelt war, zeigt die Thatsache am besten, daß das römische Recht, das leider in dem größten Theile des kultivirten Europas angenommen wurde, in den Ländern Skandinaviens nie die Oberhand gewinnen konnte, und wohin die skandinavischen Kolonisten drangen, da führten sie ihre Rechtsverfassung ein, schafften bisweilen auch die königliche Gewalt ab,

deren Launen und Gefahren sie würdigen und fürchten gelernt hatten, und gründeten an deren Stelle Republiken.

Die Norweger sind kräftig und wohlgebaut, mittelgroß, mit starkem Knochenbau und länglichem Gesichte. Sie sind mäßig, arbeitsam, kühn, entschlossen, ehrlich, dienstfertig, gastfrei und stolz auf ihre Freiheit. Das

Norwegen (Bäuerinnen aus Hardanger).

Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, sowie die demokratische Verfassung des Landes erzeugen eine lebhafte Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten. Die bäuerliche Bevölkerung bildet die überwiegende Mehrzahl. Diese Landleute sind nun entweder Gutsbesitzer oder Pächter und wohnen auf vereinzelten Höfen, nie in Dörfern. Außer ihnen giebt es noch etwa 70 000 Käthner oder „Hausmänner", welche von jenen

Land pachten und in einer Art Dienstverhältniß stehen, und endlich noch 25 000 landlose Käthner, die von den Gutsbesitzern nur eine Kathe ohne Land zur Wohnung erhalten für eine Geldabgabe oder für persönliche Arbeit. Kein Bauer führt einen Familiennamen, sondern erhält in der

Norwegen (Bauern aus Thelemark).

Taufe nur einen Taufnamen, der dem Namen des Vaters (im Genitiv) mit angehängtem „sen" oder „sön" (Sohn) vorgesetzt wird, z. B. Karl Perssön, d. h. Karl, der Sohn des Peter, und dieser Bezeichnung wird dann noch der Name des Hofes hinzugefügt. Die alten Trachten sind

nur noch selten zu sehen. Die Schulbildung des Volkes hier und in Schweden steht auf einer hohen Stufe, und wo man zerstreut in einzelnen Gehöften wohnt, da werden die Kinder von Wanderlehrern unterrichtet. Alle reden sich mit „Du" an. Einst standen die Norweger unter erblichen Königen und kriegerischen Edelleuten (Jarlen), über denen aber das „Thing", die Versammlung aller freien Männer, als oberstes Gericht und Reichstag stand. Als Sklaven dienten damals die Kriegsgefangenen. Den Kern des Volkes bildeten stets die freien Bauern.

Fischer von den Lofoten.

Neben der Landwirthschaft bildet die Fischerei den hauptsächlichsten Nahrungszweig der Norweger. Ganz besonders stark ausgeübt wird der Fischfang auf den Lofoten, einer aus sechs größeren und einigen kleineren Eilanden bestehenden Inselgruppe. Der Mittelpunkt der Fischerei ist die Doppelinsel Vaagen, die den besten Fischplatz in ganz Europa bieten soll. Die norwegischen Fischer gelten daher auch als tüchtige Seefahrer und machen auch heute noch ihren Vorfahren, den kühnen Normannen, alle Ehre.

Zu der deutschen, holländischen und englischen Handelsmarine stellen sie ein beträchtliches Kontingent von Matrosen, die wegen ihrer Tüchtigkeit gesucht sind, häufig aber durch ihre Bedürfnißlosigkeit als Lohndrücker wirken.

Die Schweden haben in der Regel eine hohe, schlanke Gestalt, helle Hautfarbe, braunes oder blondes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge und blaue Augen. Die Grundzüge ihres Charakters sind nordischer Ernst, gewissenhafte Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, daneben aber eine gewisse geistige Langsamkeit, Neigung zum Genuß geistiger Getränke und Hang zu äußerlichem Prunk. Der schwedische Bauer unterscheidet sich von seinesgleichen in anderen Ländern dadurch, daß Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten nicht in einer bestimmten Form erstarrt sind. Wenn aber bei den körperlich und geistig so frischen Bewohnern Dalekarliens noch heute eine Heirath außerhalb der Gemeinde als eine Mißheirath betrachtet wird und sogar den Verlust des gemeindebürgerlichen Ansehens mit sich führt, so spricht sich darin nicht ein „Lokalpatriotismus" aus, wie Hugo Zöller in seinem Buche über Schweden es meint, sondern wir haben darin die Reste uralter Rechtsanschauungen zu sehen. Der schwedische Bauer bildet nicht, wie so häufig anderswo, eine in sich geschlossene Klasse. Er läßt seine Kinder nach deren Anlagen erziehen und ihren Beruf sich wählen, und gerade diese Rücksichtnahme auf die Individualität muß deren Ausprägung und damit die Leistungsfähigkeit und den Kulturzustand des Volkes erhöhen. Während in Deutschland der Bauernstand in den Fesseln der Hörigkeit schmachtete und durch die lange Abhängigkeit das Gefühl für Freiheit im Volke mehr und mehr erstarb, wußte der schwedische Bauernstand in allen Lagen und aus allen Gefahren seine bedrohte Selbstständigkeit zu retten. Das Feudalwesen hat in seiner die Freiheit der Landbewohner zerstörenden Form in Schweden niemals Eingang gefunden.

Die Dänen bilden auf der Halbinsel Jütland einen großen, kräftigen Menschenschlag, ähnlich den alten Skandinaviern; sie sind schön gewachsen und haben helle Hautfarbe, blonde Haare und meist blaue Augen. Der Seeländer aber und seine inselbewohnenden Nachbarn tragen ein anderes Gepräge. Sie sind von mittlerem oder kurzem Bau, und die öfter dunkle Haarfarbe und „der eigenthümliche Fall der Haare um und über die Stirn, sodann ein meist eng und kurz zusammengedrängtes Gesicht mit tiefliegenden, blitzenden Augen und eine leichte und geschwinde leibliche Beweglichkeit" lassen diese Leute fast als ein Volk anderer Art erscheinen. E. M. Arndt hält diese für Nachkommen jener Ostseebewohner, welche die dänischen Wikinger einst in ganzen Schiffsladungen von der mecklenburgischen bis zur kurischen Küste hin als Gefangene fortschleppten.

Fast bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte im dänischen Bauernstande das tiefste Elend, sowohl geistig wie körperlich war er verkümmert. Wenn auch der Adel seit 1660 seine Regierungsgewalt verloren hatte, so blieb er doch immer noch der unumschränkte Gebieter seiner Untergebenen, die entweder garnicht oder durch höchst zweideutige Gesetze geschützt wurden. Als nun gar nach dem Tode der Königin Margaretha deutsche Fürsten den Thron einnahmen und mit ihnen

Das dänische Haus.

Schaaren deutscher Edelleute und Ritter ins Land kamen, wurde die Unterdrückung noch viel fühlbarer. Die Edelhöfe erhielten Zehntenfreiheit und viele andere Erleichterungen, die Bauern aber blieben Leibeigene. Gegen diese frechen und übermüthigen Eindringlinge vermochte leider der Däne die alte Freiheit und Selbstständigkeit des nordischen Mannes nicht zu bewahren. Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat endlich die Knechtschaft aufgehört und der Ackerbau hat sich von der niedrigen Stufe, die er früher einnahm, in glänzender Weise entwickelt.

Die Belgier und Holländer.

Südlich von den Mündungen des Rheines wohnten einst die schon oben erwähnten keltischen Belgen, deren Nachkommen die Wallonen sind. Von der Scheldemündung ab hatten die Friesen das Strandgebiet der Nordsee besetzt, aber schon vor Cäsars Zeit waren aus dem jetzigen Hessen die Bataver, woran noch der Name der Insel Betuwe (gebildet durch den rechten Rheinarm und die Waal) erinnert, dorthin gekommen.

In späterer Zeit zogen die Franken den Rhein hinunter, verschmolzen mit den Batawern und Friesen und zogen dann nach dem romanischen Süden. Im zehnten und elften Jahrhunderte gehörten die Niederlande und Belgien zum Herzogthum Lothringen und bildeten dann später das Herzogthum Niederlothringen. 1384 kamen sie an das Haus Burgund, zu Anfang des 16. Jahrhunderts an Spanien. In der Reformationszeit riß sich der Norden, die Niederlande, von Spanien los, der Süden, Belgien, blieb katholisch und wurde in unserem Jahrhunderte ein selbstständiger Staat. Belgiens größere, nördliche Hälfte ist vlämisch, die kleinere, südlichere wallonisch.

Holländische Trachten.

In Seeland, dem wasserreichen Lande um Oster- und Westerschelde wird die vlämische Mundart gesprochen, und hier war es, wo die Vläminger einst die Kunst lernten, das Land dem Wasser abzuringen. Friesland und Groningen hat friesische Mundart.

In Holland, dem flachsten Lande Europas, lautet ein altes Sprichwort: „Gott hat das Meer, der Holländer die Ufer geschaffen," und es hat volle Berechtigung, denn alle Flüsse, Flußarme und Bäche fließen nicht in eigenen, natürlichen Betten, sondern in künstlichen Gräben, welche der Mensch ihnen schuf. Die steten Angriffe des Meeres wiesen sie durch künstlich geformte und berechnete Werke zurück und ließen von seiner

andringenden Fluth nur so viel in das Land, als gut war, um die Schiffe landeinwärts zu tragen und den Handel zu fördern. Die binnenländischen Seen wurden durch Maschinen theils ausgepumpt, theils auf ein kleineres

Straße im holländischen Dorfe Holl.

Gebiet beschränkt, und sogar in die Tiefe ist der Holländer hinabgestiegen, um auch den versteckten Quellen, welche der Oberfläche des Bodens schaden könnten, durch ein unterirdisches Kanalsystem ihren Lauf vorzuschreiben.

Die Deutschen.

Wenden wir uns jetzt zu den Germanen, um in Kürze deren verschiedene Züge im Herzen Europas uns zu vergegenwärtigen. Schon aus dem vorgeschichtlichen Abschnitte war uns ersichtlich geworden, wie das norddeutsche Flachland eine naturgemäße Völkerstraße aus den weiten Ebenen Rußlands bildete. Die geschichtliche große Völkerwanderung setzte aber nicht die ganze germanische Bewohnerschaft Norddeutschlands nach Westen hin in Fluß, die Menschenfluth berührte nur die im Osten wohnenden Stämme, welche ihr nach Süden entrannen. Das verlassene Land gewährte Raum den Slawen, die nun bis zur Elbe und Saale vordrangen. Später drängten die Germanen wieder nach Osten zurück,

doch vernichteten sie nur die vorderste Schicht der eingewanderten Völker, die Wenden, fanden dagegen eine Schranke an den Polen und Tschechen. Als Karl der Große die deutschen Stämme vereinte, war nur das westliche Flachland germanisch, und als Herzogthum Sachsen gehörten zum Reiche die großen Moore, die Lüneburger Haide und ein Stück der holsteinischen Seenplatte. Noch später setzten sich die Dänen in Jütland, die Schweden zeitweise in Pommern fest. In ungefähr 700 Jahren erfolgte die Germanisirung Norddeutschlands auf dem den Slawen abgenommenen Boden besonders durch die sächsischen Stämme. Viele Ortsnamen zeigen deutlich, wo einstmals slawische Leute gesessen. Wo auf dem Nordrande Böhmens Slawen sich nicht dauernd niedergelassen hatten, dort blieben die meist waldbedeckten Höhen menschenleer, und auch hierher lenkten später rückwandernd die Deutschen ihre Schritte. Unter diesen zugewanderten Deutschen waren Thüringer und Franken am häufigsten vertreten und an dritter Stelle Niedersachsen.

Kerndeutsches Gebiet war der gebirgige Horst der mitteldeutschen Landschwelle bis an den Rhein und über ihn hinaus, wo Germanen mit Galliern in Berührung kamen. Auf eine vorgermanische, vielleicht keltische Bevölkerung der westlicheren Theile Deutschlands deuten möglicherweise einige Sprachreste in Flußnamen, aber Ortsnamen mit den Endungen lar, mar und aha zeigen eine im vierten Jahrhundert abgeschlossene, rein germanische Siedelungszeit. Von den Germanenstämmen mitteldeutscher Landschaften wurden schon den Römern verschiedene bekannt (Istävonen, Herminonen), und später nennt man Franken, Thüringer und Sachsen. Den Norden der mitteldeutschen Gebirgsschwelle haben noch heute die plattredenden Sachsen inne, den Süden dagegen theilen, hochdeutsch redend, die westlich wohnenden Franken und die im Osten seßhaften Thüringer. Auch die Siedelungsweise trennt Ober- und Niederdeutsche. Durch Thüringen, Hessen, den größten Theil des rheinischen Schiefergebirges herrschten die fränkischen Bauernhöfe in Dorfform vor, nur auf der Rhön und unweit Luxemburg erscheinen Einzelhöfe und fast ausschließlich in Westfalen; im sächsischen Münsterlande begleitet das sächsische Bauernhaus die Einzelsiedelung.

Wie rings umwallte Landbecken überall die Ziele wandernder Völker sind, so war auch im Beginn unserer Zeitrechnung Südwestdeutschland ein vielumstrittenes Gebiet. Von Westen her kamen durch die Burgunder Pforte Römer, von Nordosten, am Fuß des Fichtelgebirges vorbei, zogen die Alemannen (die alten Sueven) mainabwärts, sodann durch das Durchbruchsthal zwischen Odenwald und Spessart. Wiederholt kämpften sie mit den Römern und besetzten schließlich das Land zwischen Donau

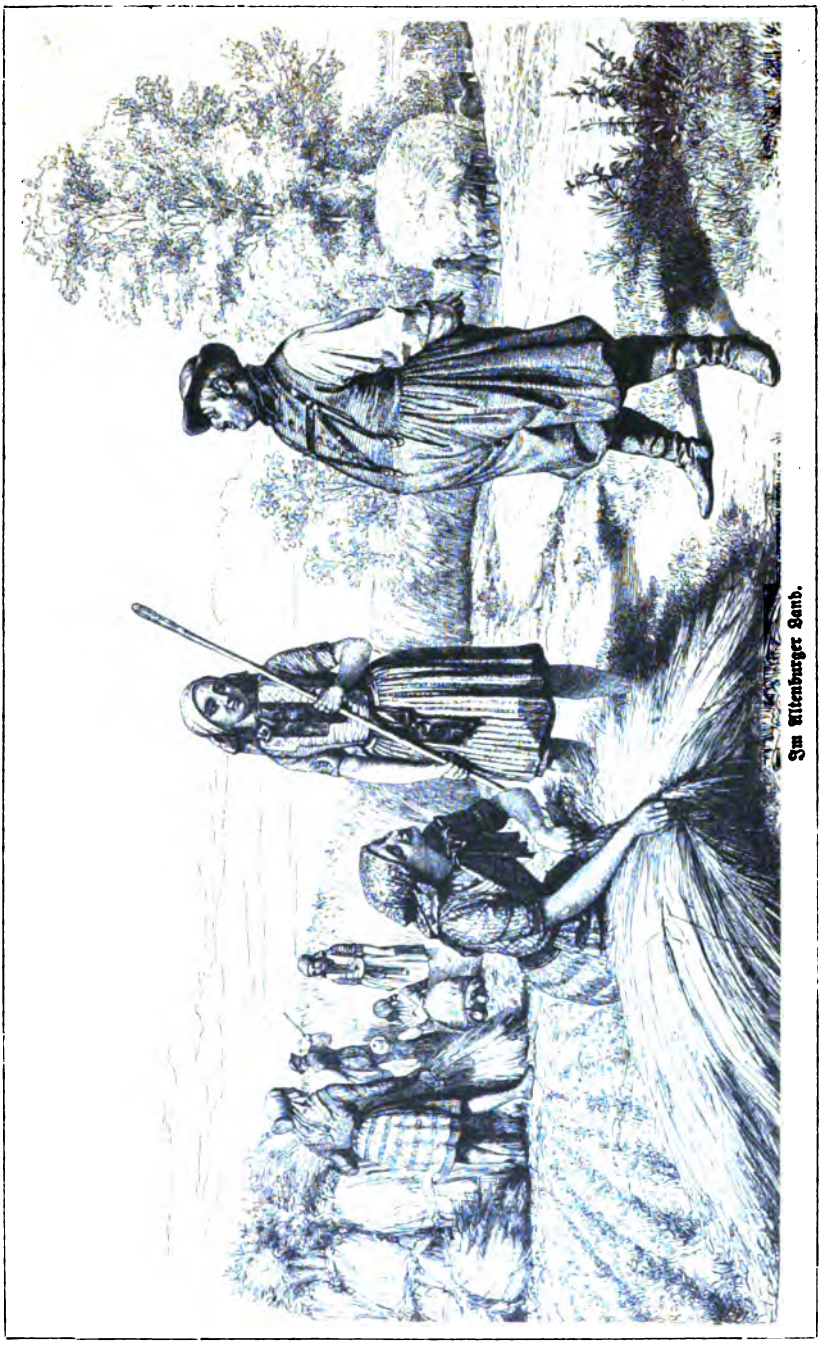
und Rhein, wurden im Elsaß seßhaft und nahmen jenseits der zaberner Stiege große Strecken im Mosel- und Maasgebiet ein. Den Alemannen folgten später Thüringer, überschritten den Frankenwald, drangen in das heutige fränkische Becken ein, zogen die Naab abwärts bis an die Donau und breiteten sich endlich im Osten des südwestdeutschen Beckens aus. Den Thüringern waren Slawen gefolgt, die ungefähr bis Bamberg zogen. Fünf Jahrhunderte war das Fichtelgebirge die Eintrittspforte in das südwestdeutsche Becken. Durch die Schlacht bei Zülpich (496) erfolgte ein Rückschlag. Die Franken warfen die sich immer weiter ausdehnenden Alemannen zurück, unterjochten sie, drangen, von Nordwest kommend, am Rhein so weit aufwärts, bis sie die Alemannen der beiden südwestdeutschen Stufenländer völlig voneinander trennten, zogen aber auch vom hessischen Berglande am Neckar und Main aufwärts und unterwarfen zuerst die Thüringer und später die Slawen.

Wie Kelten einst Südwestdeutschland bewohnten, so auch das deutsche Alpenvorland. Die Vindelizier bewohnten den größten Theil des Landes zwischen Donau und Alpen und in den Alpen hausten rhaetische Völker, sie hatten schon vor der römischen Herrschaft es zu einer verhältnißmäßig hohen Kultur gebracht, vornämlich als Ackerbauer. Die Römer romanisirten sie schließlich ebenso, wie die Kelten Galliens, und nur wenige Flußnamen (Isar, Aitrach, Glon, Glan) haben sich in veränderter Form als keltische Sprachdenkmäler erhalten. Vindelizien wurde mit Fahrstraßen durchzogen und Städte als Bollwerke (z. B. Regensburg, Augsburg) gegen die Germanen gegründet, die aber schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dorthin eindrangen. Am Ende des fünften Jahrhunderts verließen die letzten Römer mit Sack und Pack die von den Hunnen gründlich verwüstete Provinz. Im sechsten Jahrhunderte wanderten in diese Wüstenei germanische Völker, nämlich im Westen die Alemannen und im Osten die aus Böhmen kommenden Bajuwaren (die heutigen Bayern). Später drangen die Bayern fast bis zum Fichtelgebirge vor und begannen, als sie sich dort von den Franken behindert sahen, theilweise eine Rückwanderung nach Böhmen, verdrängten auch im Osten im österreichischen Alpenvorlande die Slawen.

Nach den Mundarten vertheilen sich nach Alfr. Kirchhoff die Hauptstämme der Deutschen jetzt folgendermaßen:

1. mit oberdeutschen Mundarten die Schwaben, wohnhaft vom Lech bis zum Wasgau, vom Neckargebiet bis in die Schweizer Alpen, die Bayern im ganzen übrigen Donaugebiete Mitteleuropas, die Mainfranken am Main und um dessen Mündungsgegend in den Rhein, wo sie Pfälzer heißen;

2. mit mitteldeutſchen Mundarten die norddeutſchen Franken in der Rheinprovinz und in Naſſau, öſtlich von ihnen die Heſſen und Thüringer, welche die oſtſaaliſchen Wendenlande (Königreich Sachſen und Schleſien) im Mittelalter koloniſirten und ſomit auch ihre Mundarten dorthin übertrugen;
3. mit niederdeutſchen Mundarten die Vlamen Nordbelgiens, die Niederländer oder Holländer, die Frieſen an der Nordſeeküſte vom Zuiderſee bis Schleswig, die Sachſen im Binnenlande öſtlich von den Niederländern, nördlich von den Franken, Heſſen und Thüringern bis an die Elbe und bis nach Schleswig-Holſtein. Dieſe eigentlichen Sachſen, auch wohl im Gegenſatz zu den vorhergenannten Sachſen (Oberſachſen) als Niederſachſen bezeichnet, koloniſirten den größten Theil der oſtelbiſchen Niederung.

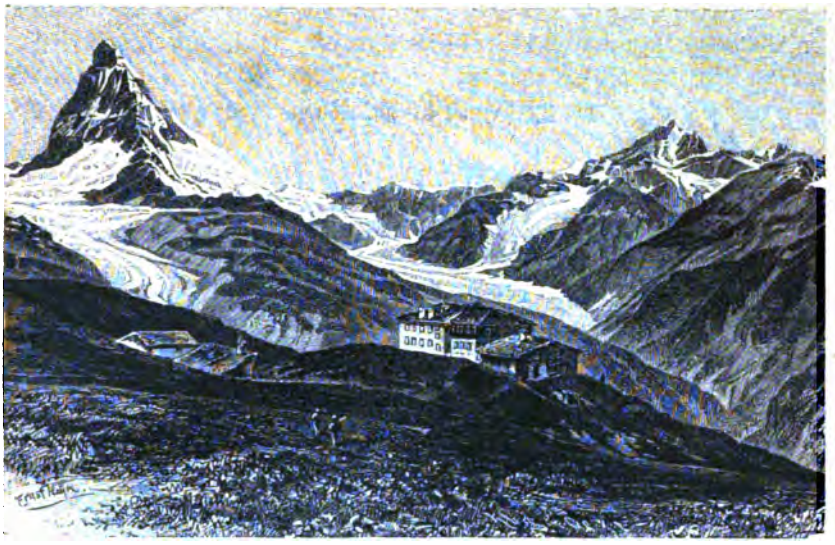


Im Altenburger Land.

In der norddeutschen Tiefebene.

In einem Aufsatze über die Landschaften des deutschen Reiches nach ihrer Volksdichtigkeit belehrt uns Ernst Behm, daß die Kurve, welche die normale Dichtigkeitszone von 4000 bis 5000 Seelen auf eine Quadratmeile von den niedrigeren Zonen trennt, auf der ganzen Strecke von Osnabrück über Hannover, Braunschweig, Magdeburg und weiter an der Elbe hinauf nahezu mit der Grenze zwischen dem schweren Weizenboden und dem sandigen Boden der nördlichen Tiefebene zusammenfalle. Es habe also die größere Fruchtbarkeit des Bodens an der stärkeren Bevölkerung des ganzen mitteldeutschen Landstriches einen wesentlichen Antheil. Dazu kommen aber noch die Mannigfaltigkeit der Bodenbildung, der Wechsel

Fischer von der holsteinischen Küste.



In den Alpen.

zwiſchen Berg und Thal, Hügelland und Ebene, die nutzbaren Mineralien, die zentrale Lage und nicht minder die Kleinſtaaterei nebſt der Anlage und Betriebſamkeit der Bewohner. Wie auf dem Schwarzwalde eine ſtarke Bevölkerung heranwuchs, ſo bietet auch der Thüringer Wald das merkwürdige Beiſpiel eines Gebirges, welches dichter bevölkert iſt, als das umliegende Land, und es beſtimmt nicht allein die Art der Beſchäftigung ſeiner Bevölkerung, ſondern übt auch Einfluß auf deren Charakter und geiſtige Kultur aus. Der Dorfbewohner des flachen Landes iſt eifrig auf Erwerb und Zuſammenhalten des Erworbenen bedacht, der Waldbewohner giebt leichtlebig aus, was er eben erſt verdiente. Der Bauer bleibt der ererbten Scholle treu, der Wäldler wandert oft und gern. Die ausreichende Nahrung aus dem Grundbeſitz

Fiſcher von einem bayriſchen Gebirgsſee.

macht den Bauer konservativ, schwerfällig, sein Gesichtskreis bleibt beschränkt, der Waldbewohner jedoch ist ungleich lebhafter, intelligenter, weiß mehr vom Treiben der Welt; und doch gehören beide zu demselben Stamme, leben von jeher in regem Verkehr miteinander und unter denselben Gesetzen.

Thüringerin.

Wie im Erzgebirge der Bergbau Veranlassung zum Anwachsen der Bevölkerung wurde, aus welchen Gründen dort eine mannigfache Hausindustrie sich entwickelte, wie durch die Hungerlöhne körperlich und geistig die Menschen herabgekommen sind, das Alles ist jedem Leser bekannt.

Salzburgerin.

Bauernhaus im Schwarzwald.

Daß der Norden und Süden Deutschlands entschieden wahlverwandte Gruppen von Volksindividualitäten zeigt, Mitteldeutschland aber zu beiden einen Gegensatz bildet, ist eine Beobachtung W. H. Riehls, welche auch Bernhard Cotta in seinem Werke über Deutschlands Boden bestätigt. Sieht man nämlich, sagt Riehl, von Zufälligkeiten, von der Dekoration, dem äußeren Kostüm des Volksthumes ab, dann stehen die Ostfriesen, Schleswig-Holsteiner, Mecklenburger und Pommern den Altbayern, Tirolern und Steiermärkern unendlich näher, als beide den Sachsen, Thüringern, Rheinfranken u. A. Im Norden und Süden sitzen noch Volksstämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenlande sind die Trümmer ursprünglicher Stämme aufgelöst und bunt durcheinander geworfen. Im Norden und Süden findet sich noch eine rein bäuerliche Bevölkerung, reine Dörfer, dazwischen auch reine Städte. In der Mitte ist bäuerliches und städtisches Wesen vielfach vermischt und ineinander getrieben. Die letzten bedeutsamen Reste des alten Innungswesens finden sich noch an der Nord- und Ostsee oder in den Vorländern der Alpen. In Ober- und Niederdeutschland herrschen noch reine Volksdialekte vor; die Auflösung und Verwitterung des Volksdialektes kennzeichnet Mitteldeutschland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweise noch strenges Kirchenthum im Volk, und der Pommer sieht noch ebenso gut im Papste den wirklichen Antichrist, wie ihn der Tyroler in Martin Luther sieht. Im Binnenlande mischen sich die Konfessionen, und Toleranz, Indifferentismus, Freidenkerthum hat selbst im Volksthum fast nur gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelassen. In Mitteldeutschland sind alle Pfade aufgeschlossen, alle zehn Schritte stolpert ein Tourist über den

Süddeutsches Schützenfest.

anderen. Im Süden vermag trotz der Regſamkeit der Alpenklubs der Touriſt noch Entdeckungsreiſen zu machen, im Norden trifft er noch weite Landſtrecken, die wenig oder garnicht von der Kultur beleckt ſind.

Typen aus dem Schwarzwalde.

Die Volkstrachten beginnen, wie überall in den Kulturländern, auch in Deutſchland langſam zu verſchwinden, und eng mit den beſonderen Trachten des Volkes hängen auch Gebräuche und Feſtlichkeiten deſſelben zuſammen. Am beſten haben ſich die Volkstrachten noch im Süden Deutſchlands erhalten, ſo beſonders im Schwarzwald, wo das Volksleben ſich noch vielfach ſeine Eigenart bewahrt hat, die ſich in Volks- und anderen Feſten ziemlich urſprünglich äußert.

Im Norden Deutſchlands iſt dagegen die Volkstracht faſt ganz verſchwunden. An den Küſten der Oſtſee, in einzelnen Theilen von Mecklen-

burg und Pommern finden ſich noch Ueberreſte, die ſich aber vorzugsweiſe aus der geographiſchen Beſchaffenheit des Bodens ergeben. So haben

Jamunder Bauern (Werktags).

z. B. die Bauern von Jamund im Regierungsbezirk Köslin ihre Tracht ſich erhalten. Die Jamunder Bauern ſind Niederſachſen, die ſich bis

heute gegen wendiſche Einflüſſe ziemlich frei erhalten haben. Durch See und Meer, Moraſt, Bruch und zwei Flüſſe von allen benachbarten Gegenden

Jamunder Bauern (Sonntags).

abgeſchnitten, lag das Jamunder Land gleichſam auf einer Inſel, die nur nach Süden im Sommer auf enger, ſchmaler Straße zugänglich war.